


INSTITVTIO THEOLOGICA
Ps. CXIX.
JOH. XVII.
17
ὁ λογος
ὁ σος
αληθεια
εστι
ΧΡΙΣΤΟΥ.

Der evangelische Protestantismus

in

seiner geschichtlichen Entwicklung

in

einer Reihe von Vorlesungen dargestellt

von

Dr. K. R. Hagenbach,
Prof. der Theol. in Basel, der histor. theol. Gesellschaft in Leipzig ord. Mitglied.

Erster Theil:
Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Krieg.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung
1837.

Vorlesungen

über

Wesen und Geschichte

der

Reformation.

Von

Dr. K. R. Hagenbach,
Professor in Basel.

Dritter Theil.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung
1837.

Vorwort.

Die unerwartet günstige Aufnahme, welche meine Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation bei dem deutschen und schweizerischen Publicum gefunden haben, leiht mir den Muth, auch diese Fortsetzung derselben einem weitern Kreise mitzutheilen, als dem, für welchen sie ursprünglich bestimmt war. Da das Buch in seiner nunmehrigen Gestalt durchaus kein systematisch gehaltenes Lehrbuch, sondern in der That nichts anders, als der möglichst wortgetreue Abdruck wirklich gehaltener Vorlesungen sein soll (wie man es ja auch in der Regel bei gedruckten Predigten zu halten pflegt), so werden sich auch die Ansprüche an dasselbe anders gestalten, als bei einem eigentlichen Geschichtswerke. Das Subjective, das örtlich Bedingte, das Zeitgemäße, ja sogar das Zufällige wird mehr vorwalten dürfen, als in einem nach den Grundsätzen der „Historik" abgefaßten Kunstproduct. Obwohl sich nun diese im verflossenen Winter gehaltenen Vorträge an die vor

drei Jahren mitgetheilten anschließen und auch von dem Verleger als 3ter Theil ausgegeben werden, dem, so Gott will, ein 4ter als Schluß des Ganzen in Jahresfrist nachfolgen soll, so darf man doch nach dieser mehrjährigen Unterbrechung kein so genaues Anschließen an den früher behandelten Stoff erwarten, daß dabei keine Lücken auf der einen, und keine Wiederholungen auf der andern Seite stattfänden. Der Plan dieser Vorlesungen, die wieder ein Ganzes unter sich machen, erforderte es, hie und da wieder auf die eigentliche Reformationsgeschichte zurückzugehn und einiges weiter auszuführen, was in den frühern Vorlesungen nur in flüchtigen Zügen angedeutet war. Dahin rechne ich namentlich die Reformationsgeschichte des Auslandes, die dort nur nebenbei in Betracht kam, hier aber nachgeholt werden mußte, da die Beschränkung „auf Deutschland und die Schweiz" für unsern dießmaligen Zweck wegfiel. Zu andern Ergänzungen, z. B. zu einer ausgeführtern Biographie Calvins und zu einer weitläufigern Geschichte des Schmalkaldischen Krieges, die man an den frühern Bänden vermissen könnte, fand sich hier kein Ort. Für das Erstere ist indessen durch Henry, für das Letztere durch Marheinecke im dritten Bande gesorgt worden.

So wenig als eine planmäßige Vollständigkeit, eben so wenig wird man eine Ausbeute von neu erforschten geschichtlichen Resultaten zu erwarten haben. Was mir von Quellen zugänglich war, das habe ich so gut als möglich benützt und auch hie und da zu Berichtigung von Thatsachen mitzuwirken

gesucht. Doch blieb dieß Nebensache. Mein Hauptzweck war ein praktischer, und so glaubte ich nichts Unnützes und auch nichts meiner Stellung Unwürdiges zu unternehmen, wenn ich das, was durch die verdienstvollen Forschungen Anderer bereits ausgebeutet ist, was sich aber in vielen, den Laien oft unbekannten Büchern zerstreut findet, zum Behufe der Letztern, namentlich der Gebildeten unter ihnen, in ein übersichtliches Ganze zusammenstellte und es pragmatisch bearbeitete, wobei ich nicht unterlassen habe, meine Gewährsmänner zu nennen. Ihnen gebührt, wenn je etwas Gutes durch diese Vorträge geleistet worden ist, vor allem der Dank. Das Wenige, was bei der Beurtheilung meiner geringen Leistung in Anschlag kommen dürfte, wird fast mehr vom ethischen und praktisch-theologischen, als vom rein historischen Gesichtspunkt aus zu beurtheilen, und namentlich die Frage zu erörtern sein, in wie weit die Aufgabe, durch solche geschichtliche Vorträge auf die christlich-protestantische Gesinnung der gebildeten Mitwelt zu wirken und das Interesse für kirchliche Gegenstände zu wecken, Mißverständnisse zu heben und Wahrheit in Liebe zu befördern, erreicht worden sei? Hierüber erwarte ich gerne das Urtheil und die Zurechtweisung der Sachverständigen. Nur Eines muß ich noch bemerken, daß wegen der Entfernung des Druckortes und der Beschleunigung des Druckes selbst sich nicht allein mehrere Druckfehler, welche das Verzeichniß nennt, eingeschlichen, sondern auch einige Unebenheiten des Stils und Nachlässigkeiten des Ausdrucks, an deren Wegfeilung man ge-

wöhnlich erst bei der Correctur gemahnt wird, sich zu meiner nicht geringen Verwunderung erhalten haben, für die ich um so mehr um Nachsicht bitten muß, als man allerdings das Recht hat, grade in Hinsicht der Darstellung an derartige Vorträge einen strengern Maßstab zu legen.

Basel, in den Sommerferien 1837.

Hagenbach.

Inhalt.

Seite

Erste Vorlesung.

Einleitung und Plan.

Drei Jahre sind nun dahin geschwunden, seit ich an dieser Stätte meine Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation gehalten habe. Noch ist mir die liebende Nachsicht, die Aufmunterung, die mir von verschiednen Seiten geworden, in erfreulichem Andenken, und schon dieß könnte hinreichend sein, mir zu einer Fortsetzung des damals unternommenen Werkes Muth zu machen. Allein es ist noch etwas anderes, das schon seit dem Schlusse der damaligen Vorlesungen in mir gearbeitet und mich zu verschiedenen malen gedrungen hat, den Faden wieder aufzunehmen, wo ich ihn abbrechen mußte, und nur äußere Umstände waren die Gründe, daß ich erst jetzt diese alte Schuld löse. Es ist nämlich die lebhafte Ueberzeugung von der Mangelhaftigkeit des damals Geleisteten, die mich treibt, das Versäumte, so gut es sich nach einem solchen langen Zwischenraume thun läßt, nachzuholen und das Unvollendete, so viel in meinen Kräften steht, zu vollenden. Allzusehr fühlte ich nämlich bald nach dem Schlusse meiner Vorlesungen das Ungenügende derselben nicht nur in Beziehung auf das, was sich jetzt schwer mehr ändern läßt, ich meine in Beziehung auf Inhalt und Form des bereits Mitgetheilten, sondern auch in Beziehung auf den Zweck, den sie sich vorsetzten und den sie wohl schwerlich in dem Umfang erreicht haben mögen, der dabei beabsichtigt wurde. Ich wollte, wie Sie sich erinnern werden, schon damals nicht bloß Geschichte erzählen der Unterhaltung, selbst auch nicht des bloßen Wissens wegen, sondern mein Zweck war ein religiös-sittlicher, und wenn ich so sagen darf, ein erbaulicher Zweck. Ich wollte an der Geschichte der Reformation ihr Wesen anschaulich machen, wollte, damals in einer bewegten Zeit, aus der wir aber auch jetzt noch nicht heraus sind, zeigen, wie die Reformation zur

Revolution sich verhalte, und wie ein kräftiges Auftreten gegen Mißbräuche, wenn es auf dem Grunde einer erleuchteten Gesinnung und auf dem Wege der Besonnenheit und des Rechts geschieht, himmelweit verschieden sei von dem stürmischen Eifer einer in sich unklaren, mit unbefugten Waffen kämpfenden Freiheitslust. Diesen Zweck glaube ich nun zwar zum Theil durch die Darlegung der Reformationsgeschichte erreicht zu haben, und in so fern will ich das Alte nicht wiederholen und auch das Einzelne darin, so sehr es der Verbesserung bedarf, nicht wieder zur Sprache bringen. Aber etwas that mir leid nicht ausführen zu können, nämlich zu zeigen, wie das Princip des evangelischen Protestantismus, das wir in der Reformationsgeschichte kennen gelernt haben, weiter fortgewirkt habe im Laufe der Zeit und welche Früchte es gebracht habe. In meiner letzten Vorlesung habe ich zwar Andeutungen gegeben über den Einfluß der Reformation auf Religion, Sitten, Wissenschaft, Kunst, Politik u. s. w.; aber es blieb auch bei bloßen und flüchtigen Andeutungen, und schon damals äußerte ich, daß ich zur Ausführung dieses Gegenstandes wohl einer eignen Reihe von Vorlesungen bedürfte: diese Reihe eröffne ich jetzt. Es ist zunächst eine Fortsetzung meiner Vorlesungen über Reformationsgeschichte, die ich Ihnen zu geben gedenke, wenn wir nämlich den Begriff der Reformationsgeschichte nicht auf den damals abgesteckten Zeitraum vom Jahre 1517 — 1555 beschränken sondern ihn in einem ausgedehntern Sinne nehmen. So wie wir nämlich schon damals gesehen haben, daß die Reformation, ihrem Wesen und ihrer Idee nach, schon früher thätig gewesen war, ehe Luther auftrat, so müssen wir auch bekennen, daß sie noch immer nicht zu Ende ist, und so muß alles, was das Princip der Reformation bis auf diesen Tag herab gewirkt, alles was sich diesem Princip feindlich entgegengestellt oder was sich ihm Fremdartiges angesetzt und aufgedrungen hat, genug alles was auf dieses Princip Bezug hat, als eine Fortsetzung der Reformationsgeschichte betrachtet werden. Mit andern Worten ist es demnach die neuere Geschichte seit der Reformation, doch mehr nach ihrer kirchlichen, sittlichen und literarischen, als nach ihrer politischen Seite hin, die ich Ihnen in diesen Winterabenden vorzutragen gedenke. Kirchengeschichtliche Vorlesun-

gen im streng wissenschaftlichen Sinne des Worts sollen diese Vorträge auch dießmal nicht sein, denn manches, was man in jenen suchen würde, müssen wir hier unberührt lassen, während wir andres mit in den Kreis unsrer Betrachtungen hereinziehen werden, das der Kirchenhistoriker gewöhnlich der allgemeinen oder auch der Literaturgeschichte überläßt. Besonders wird das Persönliche und Individuelle in stärkern Zügen hervortreten, als es etwa der akademische Vortrag der Kirchengeschichte gestattet, welcher seiner Natur nach mehr das Ganze, als das Einzelne im Auge hat und eher fragt, was die Kirche durch die Personen geworden, als was die Personen durch die Kirche geworden sind. Wir werden uns bei dem Leben und den Schriften einzelner ausgezeichneter Männer, in denen sich der Geist des Protestantismus auf diese oder jene Weise ausgeprägt hat, oder auch wieder bei solchen, an denen das Gegentheil sichtbar wird, länger aufhalten und so nicht selten in das Gebiet der Biographie und der Literargeschichte hinüberschweifen. Nicht bloß Theologen und kirchliche Männer im engern Sinne, auch ausgezeichnete Staatsmänner, Krieger, Philosophen, Dichter, Künstler werden in weitern oder engern Umrissen unserm Auge sich darstellen. Auch höher begabte Frauen werden nicht minder Anspruch auf unsre Theilnahme zu machen haben. Um aber uns nicht zu sehr ins Weite und Unbestimmte zu verlieren, werden wir immer den Begriff der Reformationsgeschichte in so weit festhalten, daß wir solche Individualitäten vorzüglich nur in der Beziehung vorführen, als sie irgend eine reformatorische Wirksamkeit wirklich geäußert haben oder haben äußern wollen. So werden wir z. B. dichterische und philosophische Werke nicht sowohl nach ihrem allgemeinen ästhetischen oder metaphysischen Gehalte, nach ihrem technischen oder wissenschaftlichen Werthe, als vielmehr nach dem Einfluß beurtheilen, den sie auf das christliche Volk, auf den Glauben und die sittliche Lebensansicht ihrer Zeitgenossen geübt haben, wobei wir freilich nicht werden umhin können, auch theilweise die wissenschaftlichen Elemente mit hineinzuziehen, soweit diese mit der religiösen und sittlichen Seite in Berührung stehen. Ebenso wird das Politische uns nur in so weit beschäftigen, als es den Boden bildet, auf welchem das große Schauspiel des geistigen Lebens sich bewegt,

oder auch in sofern es selbst wieder mit bewegt und bestimmt wurde durch die Vorgänge in der religiösen und kirchlichen Welt. Wir werden den Protestantismus besonders nach zwei Seiten hin zu betrachten haben, nach seiner äußerlichen nämlich und seiner innerlichen Seite. So werden wir also, uns anlehnend an die politische Geschichte, fürs Erste zu zeigen haben, wie die junge Gemeinde der Protestanten in Deutschland, in Frankreich, in England, den Niederlanden, in der Schweiz unter vielfachen Bedrükkungen und Kämpfen sich endlich ein selbstständiges Dasein errungen und sich die politische Anerkennung von Seiten der europäischen Mächte erworben hat. Wir stehen in dieser Beziehung auf einem mit Blut getränkten Boden, der des Blutes noch nicht genug hat, und der nur nach heftigen Erschütterungen, nach furchtbaren Entladungen des in ihm gährenden Feuerstoffes, zur Ruhe gebracht werden konnte. Hinter uns liegen zwar schon die ersten Glaubenskämpfe, die noch in das Zeitalter der eigentlichen Reformationsperiode gehören, der Schmalkaldische Krieg in Deutschland, der Kappeler Krieg in der Schweiz, aber vor uns liegen noch in ernste Gewitterwolken gehüllt die Bartholomäusnächte, die blutgetränkten Schaffote der Stuarts, Alba's gräuliche Verwüstungen in den Niederlanden, der dreißigjährige Krieg, die Dragonaden in Frankreich und die Tage von Villmergen in der Schweiz. Physische und geistige Kräfte, Päpste und Concilien, Fürsten und Pöbelmassen, Inquisition und Jesuitismus erheben ihre drohenden Gestalten gegen die junge Kirche, welche das Recht der Glaubensfreiheit mit Hinopferung aller Lebensgüter, ja des Lebens selbst, geltend zu machen sucht. Schöne, erhebende Züge des Glaubensmuthes, der Tugendstärke, des Liebeseifers werden uns aus dem Qualm der Scheiterhaufen, aus dem Getöse der Schlachten, aus der Nacht der Kerker, aus dem Dunkel der Verbannung entgegenleuchten; aber auch der Fanatismus wird mit seinem schauerlichen Chor über die tragische Bühne schreiten und seine blutige Geißel über unsern Häuptern schwingen. Und zwar nicht immer wird auf der Seite der alten Kirche allein das Unrecht, noch auf der der abgetrennten allein das Recht zu finden sein; sondern wie in allen menschlichen Erscheinungen Licht und Schatten sich auf tausendfältige Weise mischt, so wird es auch in dieser Zeit der alten katho=

lischen Kirche nicht an frommen Märtyrern, der evangelischen nicht an tollkühnen Schwärmern fehlen: denn wie in der Reformationsgeschichte der Bauernkrieg und ähnliche Erscheinungen uns die Verirrungen des protestantischen Glaubenseifers darstellten, so werden wir auch in dieser Periode nicht selten die Fackel des politischen Aufruhrs und des Bürgerkrieges sich vermischen sehen mit dem reinern Lichte der evangelischen Freiheit. Nicht nur aber bei diesen äußern Kämpfen wird unser Auge verweilen; mitten durch sie hindurch wird es dringen in das innere Heiligthum der evangelischen Kirche. Aber auch hier wird es leider! nicht überall angezogen werden von dem stillen Frieden Gottes, den der Christ bei dem Eintritt in das geweihte Haus des Herrn sucht. Auch hier, im Innern der protestantischen Kirche stoßen wir auf feindliche Elemente, die sich bekämpfen, und den Alleinbesitz der gottseligen Lehre sich streitig machen. Nicht um über das Heilige zu spotten, auch nicht um in selbstgefälligem Dünkel über die Weisheit der Väter uns zu erheben, aber wohl um uns der Beschränktheit der menschlichen Erkenntniß bewußt zu werden, die auch nicht selten bei guter Meinung in falschen Eifer ausartet, werden wir die unerbaulichen Zänkereien der Lutheraner und Reformirten, die sie mit und unter einander führten, betrachten, ohne uns jedoch zu tief in die dogmatischen Unterscheidungen einzulassen, welche allein für den Theologen von Beruf von Bedeutung sind, und auch für diesen oft nur von untergeordneter, historischer Bedeutung. Lieber und anhaltender werden wir dann bei jenen Männern Gottes verweilen, die mitten unter dem lärmenden Gezänke die Leuchte des Glaubens aufrecht erhielten und mit dem Oel der Liebe und Duldung sie tränkten, wenn andere das Oel der Leidenschaft in das lodernde Feuer gossen. Selbst die einseitige Gefühlsrichtung, die bodenlose Tiefe des Mysticismus, die sanfte Liebesgluth edler Schwärmerei wird uns bei allen ihren Mängeln willkommen sein neben der harten, frostigen und eisernen Consequenz eines einseitigen theologischen Verstandes. Auch den Sonderlingen werden wir nachgehen, die unbefriedigt mit dem, was die größere Gemeinde, sei es der Lutheraner oder der Reformirten, ihnen bot, ihren eignen Weg versuchten und entweder im Verein mit Gleichgesinnten sich als besondere Parteien und Secten constituirten

Aengstlichkeit sich allen Einflüssen der Wissenschaft entzog, von der Berührung mit der Welt sich absonderte und so in der Gestalt des sogenannten Pietismus zwar die gläubige Herzensfrömmigkeit Luthers und auch in vielen Stücken seine dogmatische Sprache und Denkweise festhielt, dabei aber jene Munterkeit und Frische des Geistes, jene kecke Untersuchungskraft und jenen offnen Sinn für freie Wissenschaft vermissen ließ, durch welche Luther und die Reformatoren sich so herrlich ausgezeichnet hatten. So griff denn in der Folge der Zeiten jeder ein Stück auf von dem, was einst ganz und verbunden in jenen großen Männern gelebt hatte, der Eine mehr ihren durchbringenden Verstand und ihre Forschbegierde, der Andere mehr ihre zähe Festigkeit im Halten auf dem Errungenen, ein Dritter mehr ihre gemüthliche Gläubigkeit, ihren kindlich frommen Sinn. — Lassen Sie uns dieß aber nicht irre machen, verehrteste Freunde! Gerade dieses Brechen des Lichtes in verschiedene Strahlen ist es ja, was Leben und Mannigfaltigkeit in die Geschichte bringt; genug, wenn wir nur die verschiedenen Nüancen und Schattirungen auf die eine Ursache zurückzuführen bemüht sind, und uns durch Leidenschaft und Vorurtheil nicht den Blick zum Voraus einnehmen lassen.

Nicht nur aber innerhalb der protestantischen Kirche werden wir die mannigfaltigsten Geistesrichtungen kennen lernen und an ihnen eben sowohl das Gute aufsuchen, als wir das Mangelhaftige und Einseitige an ihnen nicht verdecken wollen; sondern auch in der katholischen Kirche, die sich unsrer bunten Mannigfaltigkeit gegenüber ihrer Gleichförmigkeit rühmt, werden wir den Geist des Protestantismus und der Reform unter verschiedenen Gestalten und Verhüllungen sein Recht behaupten sehen. Wenn wir sie auf der einen Seite mit neuen Kräften ausgerüstet, namentlich mit der geistigen Macht des Jesuitismus umgeben, unsrer Kirchenpartei gegenüber in feindlicher Stellung erblicken, auf der andern wieder sie bemüht sehen, den alten Frieden herzustellen; wenn wir Einzelne aus ihrer Gemeinschaft in die unsrige und umgekehrt aus der unsrigen in die ihrige werden übergehen sehen, so wird uns doch nicht dieses gegnerische Verhältniß ausschließlich beschäftigen. Mit der Unbefangenheit, welche die Geschichte fordert, werden wir auch der innern Entwickelung der

katholischen Kirche nachgehen und mit Freuden es erkennen, wie auch in dieser Kirche, wenn auch nicht selten unter dem unbewußten Einfluß des Protestantismus, sich mitten in betrübten Zeiten ein schönes religiöses Leben entwickelt hat; wie auch hier Männer und ganze Gesellschaften thätig, besonnen und mit edler Uneigennützigkeit gewirkt haben zur Einführung eines bessern Unterrichtes, zur Linderung und Verminderung des menschlichen Elendes, zur Pflege der höchsten geistigen Güter. — Von dem gewonnenen freiern Standpunkte aus werden wir dann auch über die Parteiinteressen der einzelnen Confessionen und Secten hinaus den Blick erheben auf die großen Interessen der gesammten Kirche, der Christenheit überhaupt, indem wir sehen, wie in der Verbreitung des Christenthums unter nicht christlichen Völkern, in dem christlichen Missionswerke, die Thätigkeiten der verschieden Kirchenkörper bald einander störend, bald aber auch wieder in höherer Eintracht verbunden sich begegneten. Wir werden sehen, wie auch unabhängig von den bestimmtern Formen des Kirchenthums, das Christenthum sich unter den verschiednen Lebensverhältnissen beurkundet hat, obwohl wir auch hier den Einfluß des Confessionellen nie ganz verkennen werden. Aus dem stillen Kreise des häuslichen Lebens und der häuslichen Sitte, wie aus dem Hofleben und dem Feldlager, aus den Raths- und Kanzleistuben, aus dem Schulwesen und dem bürgerlichen Leben werden wir uns Beispiele zu sammeln suchen, an denen wir sehen können, wie weit dem christlichen Geiste ein Einfluß gestattet war auf diese Verhältnisse, oder wie weit eine gegebene Zeit hinter ihrer Aufgabe zurückgeblieben sei. Endlich werden auch die Angriffe auf das Christenthum von Seiten der Wissenschaft aus und die Art, es zu vertheidigen, uns nicht fremd bleiben dürfen. So haben wir, dieser kurzen Andeutung nach, einen reichen mannigfaltigen Stoff vor uns, wobei uns nur bange werden kann, ob die uns so kurz zugemessene Zeit auch ausreichen werde, das Verheißene zu erfüllen. Wir werden darum wohl thun, unsre Aufgabe chronologisch zu theilen und uns die Grenzsteine abzustecken, an denen der Weg uns vorüber führen wird. Der Zeitraum von dem Schlusse der Reformation bis auf unsre Zeit läßt sich in drei kleinere Perioden zerlegen, an welche wir uns zu halten gedenken, ohne jedoch uns

sclavisch an dieselben zu binden, wenn der Zusammenhang der Begebenheiten ein Rück — oder Vorwärtsschreiten in dieser Hinsicht gebietet. Eine natürliche Grenze für unsere erste Periode bildet der dreißigjährige Krieg, auf welchen hin alles arbeitet und von welchem aus sich eine neue Art des Lebens in manchen Beziehungen entfaltet. Die erste unserer Perioden wird demnach gehen von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis auf die Zeiten des dreißigjährigen Kriegs, dessen Schluß bekanntlich der westphälische Frieden ist, (1648)*). Bei dieser ersten Periode, die uns vor der Hand schon hinlänglich beschäftigen wird, werden wir genöthigt sein, hie und da in die Zeit der Reformation selbst wieder hinauf zu steigen, namentlich werden wir die Reformationsgeschichte der Länder nachzuholen haben, die ich in meinen frühern Vorträgen entweder gar nicht oder nur flüchtig berührt habe, vor allem die Reformation in Frankreich, in England und den Niederlanden, so wie auch theilweise in andern Gegenden, woran sich dann leicht die weitern Begebenheiten anreihen lassen, welche den äußern Kampf um die politische Existenz des Protestantismus betreffen.

Mit Rücksicht auf diese vorherrschende Richtung können wir diese 1. Periode als die Periode der Verfolgungen und Religionskriege bezeichnen, wenn gleich die letzteren auch in den folgenden Jahren noch nicht aufgehört haben. Aber auch innerlich macht sich während dieser Periode der Kampf der Systeme auf eine gewaltsame Weise geltend; denn nicht nur dauert der Zwiespalt zwischen Protestantismus und Katholicismus in der alten Weise fort, sondern auch die Spannung zwischen Lutheranern und Reformirten wird aufs Höchste getrieben. Diese Periode ist es denn auch zugleich, in welcher die drei großen Hauptbekenntnisse der Christenheit ihren förmlichen Abschluß erhalten: das lutherische durch die Concordienformel, das römisch-katholische durch das Concil von Trident, das reformirte durch die helvetische Confession, den Heidelberger Katechismus und die Synode von Dordrecht; —

*) Bei der Ausführung wurde ich genöthigt, schon den Anfang des dreißigjährigen Krieges als Schluß der Periode anzunehmen, um mit der Geschichte desselben die zweite zu eröffnen. Dieß hielt mich indessen nicht ab, einzelne Erscheinungen, die mit der Kriegsgeschichte selbst weniger zusammenhängen, dennoch bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts zu verfolgen.

so daß wir sagen können, die ganze Periode bilde zunächst die Fortsetzung der Reformationsgeschichte selbst, wenn auch nicht immer von ihrer Lichtseite.

Die 2. Periode ist als Uebergangsperiode in die neuere Zeit zu betrachten. Sie erstreckt sich von den Zeiten des dreißigjährigen Krieges oder, genauer gefaßt, vom Abschluß des westphälischen Friedens 1648 bis nach dem Anfange des 18. Jahrhunderts, etwa bis zur Zeit, wo die englischen Deisten und französischen Encyklopädisten ihren schädlichen Einfluß zu üben begannen, oder auch bis auf die Erscheinung der Brüdergemeinde und des Methodismus, gleichzeitig mit den Wirkungen, welche von einer andern Seite die Leibnitzische und Wolfische Philosophie auf die Theologie hatte. Diese Periode schließt sich in ihren Erscheinungen theils an die vorige Periode an, indem auch in ihr noch Verfolgungen und Religionskriege, doch mehr nur theilweise, stattfinden, und auch im Innern der Kampf zum Theil noch mit denselben Waffen einer kirchlichen Scholastik fortgeführt wird; doch leuchtet in dieser Zeit der mildere Geist der Spenerschen Schule und des sogenannten Pietismus in die protestantische Kirche hinein und verheißt ihr eine kräftige Wiedergeburt, während in der katholischen Kirche der dem Pietismus verwandte Jansenismus, in der englischen Kirche der Puritanismus *) und die Lehre der Quäker die Geister in Aufregung erhalten und vor Erstarrung in Formen sichern. Es ist nicht mehr der einseitige Kampf zwischen Protestanten und Katholiken, auch nicht mehr der allein zwischen Lutheranern und Reformirten, der die Zeit bewegt; sondern innerhalb dieser größern Kirchenparteien machen sich neue Bestrebungen geltend, der Pietismus in der lutherischen, der Jansenismus in der katholischen, der strengere Puritanismus und der mildere Arminianismus in der reformirten Kirche. Ueber die Schranken der kirchlichen Confessionen hinaus reichen sich bereits in dieser Zeit Gleichgesinnte die Hände, und begegnen sich in dem allgemeinen Bekenntniß, daß es überhaupt anders werden müsse mit der Kirche und daß an die Stelle todter Formen treten müsse der lebendig machende Geist des apostolischen Christenthums. Spener in Deutschland, Fe-

*) Dieser freilich schon etwas früher.

nelon in Frankreich sind bei aller sonstigen Verschiedenheit die keuschen Priester dieser unsichtbaren Kirche. Aber auch die kleinern Religionsgesellschaften erhalten mehrfachen Zuwachs, das Unklare mischt sich dem Reinern bei, und namentlich tauchen unter Cromwells Protectorat in England eine Unzahl von Secten auf, die zum Theil wieder an die frühern Wiedertäuferischen Bewegungen im Reformations-Zeitalter erinnern. — Alle diese verschiedenen Richtungen aber kommen darin überein, daß sie das Christenthum fortwährend als die Religion des Heils, als die einzige wahre Religion betrachten; alle von ihnen, selbst die verschrieenen Socinianer, wollen Christen sein, nur jeder auf seine Weise.

Nun aber beginnt etwa mit dem dritten Jahrzehend des 18. Jahrhunderts die 3. Periode, die uns aus den kirchlichen Streitigkeiten hinaus mitten auf den großen Kampfplatz der Geister stellt auf dem weiten Gebiete menschlicher Philosophie. Mit dem Einflusse, den die Deisten in England, die sogenannten Encyklopädisten in Frankreich, die besonnenern philosophischen Systeme in Deutschland auf die religiöse Denkweise des Volkes sowohl, als auf die theologische Wissenschaft zu gewinnen anfangen, beginnt die neuere, die moderne Zeit im engern Sinne des Wortes. Sie ist schwer mit einem Namen zu bezeichnen oder in ein Bild zu fassen, weil die verschiedenartigsten Elemente sich in ihr durchkreuzen, weil wir selbst, noch zu sehr in den Kampf dieser Elemente verflochten, den Standpunct noch nicht gewonnen haben, um in richtiger Perspective das Bild der nächsten Vergangenheit aufzufassen. Wollten wir sagen, es sei der Geist der bloßen Verneinung, der Freigeisterei, des Antichristenthums, so würden wir damit höchstens das eine bittere Ingrediens bezeichnen, mit dem die Arznei gemischt ist; wir würden aber über dem übeln Beigeschmack die heilsamen Reagentien verkennen, welche die höhere Hand, die unsere Schicksale leitet, mit Bedacht erwogen und in den Kelch der Prüfung gelegt hat. Ja, wir würden vergessen müssen, daß neben den verneinenden Erscheinungen dieser Zeit sich ja auch wieder positive Elemente gefunden haben, und daß es mitten unter den Neuerungen nie an entschiedenen Anhängern des einmal Erprobten, ja selbst nicht an übertriebnen Vertheidigern

des Veralteten gefehlt hat. Wollten wir umgekehrt mit Andern diese moderne Zeit preisen als den Höhepunct der menschlichen Bildung, als das Zeitalter der Humanität, der vorurtheilsfreien Prüfung, der ungeschmälerten Menschenrechte, als das non plus ultra der Weisheit und der Thatkraft, so würden wir nicht nur ungerecht werden gegen die frühern Zeiten, sondern wir müßten blind sein gegen die Zerrbilder, welche zu unsrer Demüthigung neben den edlern Gestalten des letzten Jahrhunderts und des gegenwärtigen, in dem Spiegel der Geschichte sich reflectiren; wir müßten unser Gefühl abgestumpft haben gegen die schmerzlichen Erfahrungen, die unsre Väter und wir mitten in den gepriesensten Epochen der Aufklärung gemacht haben. Lassen wir es also einstweilen bei dem unbestimmten Namen der neuen Zeit bewenden, wohl wissend, daß damit sich nur eine äußerst unbestimmte Vorstellung verbinden läßt, indem ja dieses Neue selbst wieder sich in ein Aelteres, in ein Neueres und Neuestes theilt, so daß das, was am Anfange als das Vorherrschende des Zeitalters erscheint, am Ende schon wieder in seinem Verschwinden begriffen ist. Vielleicht, daß die weitere Ausführung dieser Periode seiner Zeit uns einige Puncte an die Hand geben dürfte, von denen aus wir in dem vielfach verschlungenen Irrgarten uns besser zurechtfinden können, als es uns jetzt noch im Anfange möglich wird. Indem wir nun aber so den vorhandenen Stoff in die drei genannten Perioden zerlegen werden, so wird es auch wieder nöthig sein, in den einzelnen Perioden denselben gruppenweise zu ordnen, damit die Bilder sich nicht verwirren. Wir werden am ungehindertsten fortschreiten, wenn wir, wenigstens bei den beiden ersten Perioden, in welchen der Kampf zwischen den großen Kirchenparteien noch ein äußerlich bewegter ist, diesen Kampf voranstellen und also mit der Ausbreitung des Protestantismus und der Beschränkung, die er durch die Verfolgungen erlitten, beginnen; dann die innere Gestaltung, sowohl der lutherischen als der reformirten, Kirche folgen lassen und bei den einzelnen ausgezeichneten Männern derselben, so wie auch bei den einzelnen Secten und Parteien länger verweilen; und endlich auch einen Blick auf die gleichzeitigen Erscheinungen in der römischkatholischen, auch wohl in der griechischorientalischen Kirche werfen, sowie auf die große Kirche Christi überhaupt.

Doch werden wir auch hier uns nicht ängstlich an das einmal aufgestellte Fachwerk binden. Auch in der äußern Geschichte der Verfolgungen spiegelt sich ja wieder das Innere ab; hier mußte sich ja die Ueberzeugung aussprechen, hier die Gesinnung bewähren, und ebenso war auch wieder die innere Entwickelung der Kirche in Lehre und Leben von äußern Bedingungen abhängig, weßhalb wir absichtlich auch schon in der äußern Geschichte das Innere werden hervortreten lassen, und umgekehrt auch bei der Darstellung der inneren Verhältnisse auf Aeußeres zurückkommen werden, jenachdem es der Gegenstand erfordert. Es handelt sich ja überhaupt in diesen Vorlesungen nicht sowohl um eine gelehrte und schulgerechte, als um eine belebende und anregende Behandlung des geschichtlichen Stoffes. So weit es daher die Natur dieses Gegenstandes nur immer erlaubt, werde ich es auch dießmal versuchen, wenn auch nicht in jeder, doch in den meisten Vorlesungen wo möglich ein kleineres Ganze Ihnen darzustellen, das bestimmt sein soll, neben den vielen einzelnen Eindrücken irgend einen Haupteindruck zurückzulassen, so jedoch, daß diese verschiedenen Ganzen unter sich wieder ein größeres Ganze bilden. Um indessen auch denen in etwas zu genügen, deren Muße es erlaubt oder deren Beruf es fordert, sich auch außer diesem Kreise mit geschichtlichen Studien zu beschäftigen, werde ich mir's zur Pflicht machen, solche Schriften, aus denen ich selbst geschöpft habe und deren Lesung ich anempfehlen kann, namhaft zu machen und bisweilen auch mit einer kurzen Beurtheilung zu begleiten.

Daß ich endlich über dem allgemeinen welthistorischen Standpuncte auch den besondern nicht vergessen, daß ich, wie früherhin in der Reformationsgeschichte, so auch hier bei der Geschichte unsrer schweizerischen, ja bei der speciellen Geschichte unsrer Basler Kirche hie und da mit größrer Vorliebe verweilen werde, wird, denk' ich, Ihre Billigung finden. Zwar wird diese Rücksicht auf das Vaterländische und Vaterstädtische in diesen Vorträgen mehr zurücktreten müssen, als in denen über die Reformationsgeschichte, weil die Bedeutung, welche die Schweiz und unser Basel für das Allgemeine hatten, in diesen spätern Zeiten nicht mehr so groß ist, als in den Zeiten der Reformation, und weil der Stoff ohne dieß schon ein sehr reicher und mannigfaltiger ist. Aber auch nur

in einem bescheidenen Maße wird die Erinnerung an Männer, die unter unsern Vorfahren im Segen gewirkt, die den gemeinen Nutzen unsrer Stadt und unseres Landes, das Wohl unsrer Kirche, den Flor der höhern und niedern Schulen erhalten und begründen halfen, nicht ohne heilsame Folgen sein. Ueberdieß haben ja auch die schweizerischen Kirchen von Zürich, Basel und Genf, von Bern und Schafhausen fortwährend einen regen Antheil an dem kirchlichen Leben der Zeit genommen, und wenn auch nicht alles rühmlich ist, was in der Geschichte jener Zeiten uns auf dem vaterländischen Boden begegnet, so ist doch auch manches würdig, der Vergessenheit entrissen zu werden. Namentlich hat Basel durch seine Lage nach außen und durch seine innere Beschaffenheit in den Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts eine eigenthümliche Stellung behauptet. Bei jenen unerbaulichen Kämpfen zwischen dem starren Lutherthum und dem eben so starren Calvinismus hat die Basler Kirche in ihren Einrichtungen manche Modificationen erlitten, die bis auf diesen Tag bestehen, und von Basel aus gingen später die ersten Versuche, die Fesseln der hemmenden Formula Consensus zu sprengen. In Basel haben verschiedene Glaubensrichtungen, die anderswo verfolgt oder verspottet wurden, ihre Zuflucht gefunden. Den französischen und andern Glaubens-Flüchtlingen öffnete es zu verschiedenenmalen seine Arme, mehrere ausgezeichnete Männer der zu beginnenden Periode haben auch hier gelebt, theils gelernt, theils gelehrt, und in den Zeiten, wo dem positiven Christenthum so manche Gefahr drohte, ließen sich hier kleinere Religionsgesellschaften nieder, die bis auf diesen Tag in Frieden unter uns wohnen. Und wenn wir auf die großen Zwecke des praktischen Christenthums sehen, so haben sich ja hier so manche christliche Vereine gebildet, die noch immer unter Gottes väterlichem Schutze im Segen wirken. Milde Stiftungen im Geiste des Christenthums sind in eben den Zeiten entstanden, welche sonst so häufig in andrer Beziehung der Engherzigkeit beschuldigt werden. Ja, hat nicht besonders in der neuern Zeit Basel dadurch eine kirchenhistorische Bedeutung erhalten, daß hier die Missions- und Bibelgesellschaften zuerst auf dem europäischen Continent Fuß gefaßt haben?

Mag es auch sein, daß in gewissen Zeiten auch gewisse Ansichten und Bestrebungen vor andern begünstigt worden wären, und

daß zu andern Zeiten unser kirchliches und wissenschaftliches Leben manches zu wünschen übrig ließ, so ist doch auch die Einseitigkeit in solchen Dingen besser, als der Mangel an jeglichem geistigen Interesse. Die Unkirchlichkeit des Zeitalters, über die so viele bald gerechte, bald übertriebene Klagen erschienen sind, hat bei uns nie in dem Grad überhand genommen, daß sie den Ton angegeben hätte, und da wo auch verschiedene Richtungen sich geltend machten, haben diese doch nie zu ärgerlichen Spaltungen, zu andauernden Streitigkeiten Anlaß gegeben. Gesetzt aber auch, wir sollten bei einer unbefangenen Betrachtung unseres Kirchenwesens, wie es historisch vor uns liegt, auf dieß oder jenes stoßen, das der Verbesserung bedarf, gesetzt, es sollte sich für uns das Resultat herausstellen, daß unserm kirchlichen Leben zu dessen voller Kraft und Gesundheit noch das Eine oder Andere mangle, sollte da nicht gerade eine Gelegenheit uns willkommen sein, den Zustand unsers religiösen Gemeinwesens auf historischem Wege kennen zu lernen und nach einer unparteiischen Prüfung, die wir damit verbinden, das Gute zu behalten und das weniger Probehaltige als ein Unwesentliches sinken zu lassen?

Lassen Sie uns hier offen und ohne Rücksicht reden, und uns noch vor Ablaufe dieser Stunde über einen Hauptzweck dieser Vorträge in Einfalt und Liebe miteinander verständigen.

Wir leben in einer Zeit, in welcher die Ansichten von den göttlichen Dingen vielfach auseinander gehen, und auch in unsrer Stadt macht sich diese Verschiedenheit der Ansichten in Schule und Kirche, im geselligen und im Familienleben in dem Maße geltend, als auch wir immer mehr über den Gesichtskreis unsrer nächsten Umgebungen uns erheben und mit hineingezogen werden in die große Bewegung des jetzigen Zeitalters. Auch für uns ist die Zeit vorüber, wo ein und dasselbe äußere Bekenntniß nach allen Seiten hin allen gleichmäßig genügte, wo die Autorität geachteter Religionslehrer jedem Zweifel des Laien ein Ende machte. Jeder sucht sich im Gewirre der Meinungen, das bei der großen Oeffentlichkeit der Gedankenmittheilung immer größer wird, sein eigenes Urtheil zu bilden, und was Zweifel Erregendes, Streitbares und Schwieriges auf dem großen Gebiete der Wissenschaft vorkommt, das bringt auch hinab in die Kreise des gewöhnli-

chen Lebens. Ob dieser Zustand ein besserer sei, als der frühere, will ich nicht entscheiden; aber genug, wir können uns demselben nicht eigenmächtig entziehen, sondern müssen sehen, wie wir durchkommen. Ich schmeichle mir nun keineswegs damit, vermittelst dieser Vorträge die christliche Erkenntniß so weit zu fördern, daß ihr die Zweifel und die obwaltenden Mißverständnisse nichts mehr anhaben können. Wie sollte ich dieß? Ja ich verhehle mir auch nicht, daß manche meiner verehrten Zuhörer über die wichtigsten Angelegenheiten in vielen Punkten anders denken mögen, als ich, vielleicht aber auch nur anders zu denken meinen, während sie in der Hauptsache mit mir übereinstimmen. Nur eines bitte ich, daß niemand glaube, ich wolle irgend jemand durch diese Vorträge meine theologische Ansicht aufdringen, ihm die seinige verdächtigen oder die meinige empfehlen. Meine Vorträge sollen nicht dogmatischer, sondern historischer Art sein und auch da, wo sie eine lehrhafte und reflectirende Gestalt annehmen, soll sich dieß an das Geschichtliche anlehnen und seinem Verständniß dienen. Aber wenn es denn eben die Aufgabe der Geschichte ist, die verschiedenen Geistesrichtungen in ihrem allmäligen Werden und Verschwinden darzustellen, sie auf ihre Anfänge zurückzuführen, sich in sie mit möglichster Selbstverläugnung hineinzuversetzen und einer jeden Erscheinung die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß man sie an ihrem eignen Maßstabe und an dem ihrer Zeit mißt, so denke ich mir, daß auch diese Vorträge etwas für alle verschiednen Parteien Verständigendes und Versöhnliches mit sich führen werden, das leicht die Gemüther einander näher bringen könnte, als das bloße hin und her Disputiren aus der persönlichen Stimmung und der Ansicht der Schule heraus. Die Geschichte ist die große Vermittlerin aller Gegensätze. Ich meine dieß nicht so, als ob mit Hintansetzung des eignen Forschens und Denkens sich alles auf geschichtlichem Wege beseitigen lasse, als ob der Gedanke: „Andere haben auch so gedacht und zu allen Zeiten hat es viel Köpfe viel Sinne gegeben" uns hinlängliche Beruhigung geben könnte, wo es sich um die eigene Glaubensansicht, um das kostbarste Kleinod unsrer Ueberzeugung handelt; denn es liegt ja eben in dem menschlichen Geiste ein Streben, die Wahrheit selbstständig zu erkennen und mit eignen Augen zu sehen, ohne sich durch

das Ansehn andrer Menschen, andrer Völker und Zeiten in diesem Streben aufhalten oder irre machen zu lassen. Es ist ja dieß gerade das Eigenthümliche des Protestantismus, daß er keine verjährten Meinungsrechte anerkennt, sondern mit frischem Vertrauen immer wieder aufs Neue untertaucht in den reinen Urquell der Wahrheit, ob auch Andere Anderes gefunden. Immerhin aber hat das Gefühl der historischen Gemeinschaft, das Gefühl des historischen Zusammenhanges unsrer Denkweise mit der Denkweise früherer Zeiten etwas ungemein Erhebendes und Stärkendes, und die Beobachtung, daß auch entgegengesetzte Bestrebungen eine gleiche tiefe historische Wurzel haben, führt eine nothwendige und heilsame Scheu mit sich, leichtfertig über dieselben abzusprechen. Wir werden wenigstens immer billiger und besonnener sein in der Beurtheilung einer Ansicht, die sich Jahrhunderte durch unter verschiednen Formen erhalten hat und immer wieder zum Vorschein gekommen ist, wenn man sie schon besiegt glaubte, als wir es gegen bloße Einfälle von Einzelnen, gegen bloße Privatmeinungen zu sein pflegen. Wenn auch das Alter einer Meinung keinen Anspruch auf unbedingte Anerkennung giebt, so giebt es ihr doch allerdings ein Recht auf Achtung und gehörige Würdigung.

Wie nun, wenn es sich auch in diesen Vorträgen zeigen sollte, daß manches, was wir bisher allzuflüchtig beurtheilten, und worüber wir entweder unserm Eifer auf der einen oder unserm Spott auf der andern Seite einen zu freien Lauf gelassen haben, sich uns darstellt als eine nothwendig mitwirkende Kraft im großen Ganzen, als ein heilsames Gegengift gegen andere, nicht minder einseitige Bestrebungen? Werden wir da nicht die Hand auf den Mund legen und lieber einstweilen unser Urtheil zurückhalten, als an der Geschichte der Menschheit uns versündigen?

Wenn wir also auch gleich die noch zur Zeit obwaltenden Gegensätze der Meinungen und Ansichten in diesen Vorträgen nicht auszugleichen vermögen und es auch gar nicht darauf absehen, so wollen wir dagegen um so mehr uns befleißen, jeder Geistesrichtung, die sich uns in der Geschichte aufthun wird, sofern sie nur eine ernste ist und eine mit gewissenhafter Wahrheitsliebe gehegte, mit Achtung und Wohlwollen zu begegnen und uns dadurch zu ähnlicher duldsamer Gesinnung gewöhnen, wo es gilt die Gegenwart zu beurtheilen.

Daß dieser Geist der gegenseitigen Duldung und Liebe, getragen vom Geiste der Wahrheit, durch diese Vorträge möge gefördert und so der Sinn und die Begeisterung für das reine Christenthum möge belebt und geweckt werden, das ist, verehrteste Zuhörer! der innigste Wunsch, womit ich diese der Einleitung geweihte Stunde schließen und die Reihe der künftigen beginnen möchte.

Zweite Vorlesung.

Rückblick auf die Reformationsgeschichte. — Kirchlicher und politischer Zustand Europa's von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis um die Zeit des dreißigjährigen Krieges. — Schicksale des Protestantismus in Deutschland seit dem Religionsfrieden. — Frankreichs Reformation bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Nachdem ich in unsrer ersten Zusammenkunft den Zweck dieser Vorträge weitläufiger auseinandergesetzt und den Plan angegeben habe, nach welchem ich zu verfahren gedenke, wird es jetzt nöthig sein, ehe wir unsre 1. Periode beginnen, einerseits einen Rückblick zu werfen auf die bereits hinter uns liegende Geschichte der Reformation selbst, andrerseits als historische Einleitung ein Gemälde zu geben von dem äußern Zustande und von der Lage der Dinge um die Mitte des 16. Jahrhunderts bis auf die Zeiten des dreißigjährigen Krieges hin.

In der Lösung der ersten Aufgabe kann ich um so kürzer sein, als der größere Theil meiner Zuhörer meinen Vorträgen über Reformationsgeschichte seiner Zeit ausführlich gefolgt ist, und auch für die, welche das Versäumte nachholen möchten, hinlänglich anderweitige Mittel vorhanden sind *). Um jedoch einen Anknüpfungs-

*) Auf folgende Schriften, die seit der Herausgabe meiner ersten Vorlesungen erschienen sind, mache ich die Leser vorzüglich aufmerksam: Marheinecke: Reformationsgeschichte, 4r. Band. Pfitzer: Leben Luthers. Henry: Leben Calvins. Merle d'Aubiqué: Histoire de la réformation du 16. siècle. Micheles: Mémoires de Luther. (Die lügenhafte und elende Parteischrift von Haller, Geschichte der kirchlichen Revolution oder protestantischen Reform des Kanton Bern, verdient keine Berücksichtigung.)

punkt zu gewinnen, mag es genügen, daran zu erinnern, wie sich in einem Zeitraume von nicht viel mehr als dreißig Jahren eine mächtige Umgestaltung der Verhältnisse in der abendländischen Kirche bereitet hatte. Diese Umgestaltung einzig auf die Person Luthers zurückzuführen, würde eben so einseitig sein, als den mächtigen persönlichen Einfluß dieses einen Geistes verkennen zu wollen. Luther war es allerdings gewesen, der zuerst, nachdem Andere vor ihm Aehnliches gewagt hatten, den großen Wurf that, von dem die Entscheidung des Looses abhing. An seiner Person hängt unstreitig die Geschichte der ganzen deutschen Reformation. Von dem kühnen Anschlag der Thesen gegen den Ablaß bis zu seinem Auftritt vor dem Reichstage zu Worms und seinem Aufenthalt auf der Wartburg ist und bleibt er, wenn auch unbewußt in Vielem, der Träger einer neuen Ordnung der Dinge. Bis dahin ist die Geschichte Luthers und die Geschichte der deutschen Reformation ein und dieselbe. Nur wenige historische Persönlichkeiten scheinen berufen, den Gang der Weltgeschichte eine Zeitlang in ihrem Busen zu tragen, bis dann die Zeit sich der neuen Geburt bemächtigt, und das in ein Gemeingut verwandelt, was der Einzelne auf seine Gefahr hin gewagt und erstritten hatte. Luther gehörte zu diesen seltenen Genien. Aber auch Luther erlebte es, daß andere, von ihm nicht geahnete Gewalten in den Gang der Ereignisse mit eingriffen und daß ein großes Drama vor seinen Augen sich aufthat, dessen Verwicklungen sich seinem Blicke entzogen und in dem er am Ende nur eine minder bedeutende Rolle zu spielen sich genöthigt sah. Nicht nur unterstützten ihn in seinem Werke gleichgesinnte Geister, wie der eines Melanchthon u. a., zu denen er bei aller Verschiedenheit der Gaben und Charakteren doch immer in dem Verhältniß der geistigen Ueberlegenheit blieb; sondern auch feindliche Gewalten suchten den Kranz ihm aus den Händen zu winden und ihn in den Staub unheiliger Leidenschaft und selbstsüchtiger Bestrebungen darniederzutreten. Mitten unter dem Ringen nach geistiger Freiheit hatte sich zugleich der unsaubere Geist weltlicher Empörung mit emporgerungen aus den Fesseln der Zucht und des Gehorsams, und die wilde Schwärmerei der Wiedertäufer warf einen verheerenden Brand in die Kirche, der statt die Luft von den bösen Dünsten zu reinigen,

sie mit düsterem Qualme verpestete. Wenn Luther, diesen Störenfrieden gegenüber das Recht der Fürsten und Obrigkeiten vertheidigte und jedem Aufruhr gegen dieselben mit allem Nachdruck seines Ansehens begegnete, so konnte er dagegen nicht verhindern, daß auch eben diese Fürsten und Obrigkeiten von ihrer Seite das im Geiste Begonnene im Fleische zu vollenden sich gelüsten ließen. Mochte er noch so laut predigen, „das Wort müsse alles ausrichten in Sachen des Glaubens und nicht das Schwert," dennoch konnte er bei den wachsenden Verwicklungen des Kampfes die unheilbringende Vermengung der politischen und der kirchlichen Interessen nicht abwehren; noch sollte er, ehe er sein müdes Auge schloß, den Krieg in Deutschland entbrennen sehen, dessen schmählicher Ausgang die Sache des Protestantismus nur auf zweideutige Weise gefördert hat.

Noch von einer andern Seite ward das im Glauben begonnene Werk Luthers getrübt und der Kampf vervielfältigt. Zwingli hatte in der Schweiz, unabhängig von Luthern die Mißbräuche der Kirche angegriffen: die Reformation ging hier ihren eignen Gang, weniger gebunden an Zwingli's oder eines Andren Persönlichkeit, sondern sicherer getragen vom Geiste des Volkes und zum Theil der Regierungen. Aber Zwingli hatte zugleich in der Lehre vom Abendmahl andere Ansichten, als Luther geäußert, und ein Meinungskampf hatte sich zwischen den beiden Reformatoren entsponnen, der immer mehr zu einem Kampf der Parteien wurde innerhalb der jungen Kirche. An ein gemeinsames Wirken war nicht zu denken, und der Zwiespalt der Parteien vervielfältigte sich in dem Grade, als die Gemüther sich erhitzten und erbitterten. Der Kampf um Dogmen, um Lehrmeinungen und Lehrsätze, den man mit dem anfänglichen Kampf um die Reinheit des evangelischen Glaubens in unseliger Verblendung verwechselte, wurde immer mehr zur Hauptsache, und das Buchstabengezänke kam an die Tagesordnung. Der einmal angenommene Grundsatz einer freien Glaubensprüfung auf der Grundlage der heiligen Schrift wurde auf der einen Seite durch sophistische Deutungen gemißbraucht, auf der andern durch einen engherzigen Dogmatismus beschränkt. Nicht genug, daß die sächsischen und schweizerischen Reformatoren sich gegenseitig befehdeten; es waren noch zu Luthers Zeiten man-

cherlei Zänkereien unter den Theologen seiner Partei ausgebrochen, und dadurch die Einheit des Ganzen sowohl als der stille Friede Einzelner, wie der des sanften Melanchthon, auf eine betrübende Weise gefährdet.

Eben um die Zeit, als Luthers Gestirn sich zum Untergang neigte, ging am westlichen Himmel des Reformationsschauplatzes ein neues auf in der Person Johann Calvins. Es zeigt sich uns hier ein umgekehrtes Verhältniß zwischen dem Entwicklungsgange der sogenannten lutherischen und dem der reformirten Kirche. Während dort eine kräftige Persönlichkeit im Vordergrunde steht, die aber allmälig hinter den Kampf der verschiedenartigen Elemente zurücktritt, so sehen wir dagegen in der reformirten Kirche, unter dem Einfluß republicanischer Formen erst ein stückweises Zusammentreten einzelner kleiner Kantonalkirchen und Stadtgemeinden, ohne daß diese durch den überwiegenden Einfluß eines Mannes noch durch den Buchstaben einer Confession sämmtlich wären zusammengehalten worden. Nach Zwinglis Tod auf dem Kappelerfelde und dem bald darauf erfolgten Hinschied Oekolampads schien von den vorhandenen Schweizertheologen keiner der Aufgabe gewachsen, die zerstreute Heerde in Eins zu sammeln. Da ward Genf nach vielfachen Gährungen der Mittelpunkt der reformirten Kirche. Von ihr gingen nicht nur eine in vielen Stücken veränderte Lehrnorm und die Grundzüge zu einer freiern Kirchenverfassung aus, als sie in der lutherischen Kirche sich bei den damaligen Verhältnissen gestalten konnte; sondern Genf ward recht eigentlich die Mutterkirche für die Gemeinden des Auslandes, und während das Bekenntniß von Augsburg außer in Deutschland nur noch im höheren Norden und in den östlichen Gegenden Europa's neue Anhänger um sich sammelte, wurde die durch Calvin modificirte Glaubensform der Schweizer nun auch die der protestantischen Partei in Frankreich, England, Schottland und dem größern Theil der Niederlande, bis endlich sogar auch manche Gegenden in Deutschland und den verwandten Ländern die bisherige lutherische Form gegen die reformirte vertauschten. Freilich war auch mit der calvinischen Lehre ein neuer dogmatischer Zankapfel in die Kirche geworfen, und nicht minder als der Abendmahlsstreit trug der Streit über die Gnadenwahl dazu bei, den theologischen Disputirgeist zu

nähren und die Vereinigung der Protestanten auf ein gemeinsames Bekenntniß zu erschweren.

So finden wir also mit dem Abschlusse der eigentlichen Reformationsgeschichte einen Zustand der Dinge herbeigeführt, der sich seinem ersten Eindrucke nach gar sehr unterscheidet von dem, wie er sich vor dem Auftreten Luthers dem Blicke des Zuschauers darstellt, und es wird daher jetzt unsre zweite Aufgabe eintreten, das Gemälde dieses Zustandes selbst etwas genauer zu entwerfen.

Wenn schon vor dem Ausbruche der Reformation die Christenheit in zwei große Hälften sich theilte, in die der abendländischen und morgenländischen Kirche, doch so, daß die erstere, dem Papst unterthan, sich vor der letztern durch großartigere Institute, durch einen regern wissenschaftlichen Geist, aber auch durch mannigfachere Irrthümer und vielfältigere Mißbräuche auszeichnete, — so sehen wir jetzt diese abendländische Kirche abermals in zwei große Hälften zerfallen, die als zwei besondere Kirchenparteien einander gegenübertreten. Indessen ist die Trennung noch nicht in dem Grade vollendet, wie sie jetzt, durch die Macht der Gewohnheit zur stehenden Form verhärtet, unserm Auge sich darstellt; denn noch immer trug sich die alte Kirche mit der Hoffnung, die Abtrünnigen, sei es mit Gewalt oder durch Güte, mit sich zu vereinigen, während umgekehrt der Protestantismus noch immer weiter über seine Grenzen sich auszubreiten strebte. Ja selbst die ausschließende Benennung Katholiken und Protestanten, an die wir uns gewöhnt haben, ist noch nicht eine geläufige und allgemein verständliche geworden in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Nie hatten sich ja eigentlich die Anhänger Luthers und Zwinglis von der wahren katholischen, d. h. der allgemeinen Kirche trennen wollen; vielmehr behaupteten sie im Zusammenhange mit ihr geblieben zu sein und sie nur von Wust gereinigt zu haben, weßhalb denn auch jetzt hie und da der Ausdruck „katholische Kirche" in dem Sinne gebraucht wurde, in welchem beide Parteien zu ihr gehören wollten.*) Weit häufiger war, um die Gegner der Reformation zu bezeichnen, die Benennung Papisten, während die deutschen Protestanten, die ihren Namen bekanntlich auf dem Reichstag zu Speier (1529) erhalten hatten,

*) Siehe Menzel Bd. V. S. 15.

auch eben so oft als Lutheraner, in der Leidenschaft als Ketzer, in der gemäßigten und diplomatischen Sprache aber als die Anhänger des Augsburgischen Bekenntnisses bezeichnet wurden. Von diesen letztern wurden dann wieder streng unterschieden die Anhänger Zwinglis und Calvins, die erst später zum Unterschiede von den Lutheranern den ausschließlichen Namen der Reformirten erhielten *). Beide, Lutheraner und Reformirte, werden wir zwar in der Folge, wenn es gilt die beiden größern nichtkatholischen Hauptparteien unter einen gemeinsamen Namen zu bringen, der Kürze wegen Protestanten nennen; aber dieser uns jetzt geläufige Sprachgebrauch darf uns nicht zu der Ansicht verleiten, als ob damals Lutheraner und Reformirte im Geringsten eine Einheit unter sich gebildet hätten, den Römischkatholischen gegenüber. Vielmehr standen zu verschiedenen Zeiten die beiden Parteien noch schroffer einander gegenüber, als eine jede derselben den Katholiken gegenüberstand, und wir haben somit statt zwei, drei Hauptparteien der abendländischen Christenheit zu unterscheiden.

Wenn wir es nun unternehmen sollen, einen statistischen Ueberblick von dem Verhältniß der damaligen Katholiken zu den Protestanten zu geben und uns die Sache geographisch zu vergegenwärtigen, so dürfen wir auch hier nur mit wenig Ausnahmen an rein katholische und an rein protestantische Länder denken, im neuern Sinne; den auch in mehrern Gegenden, welche im Ganzen zu dem gereinigten evangelischen Glauben sich bekannten, fehlte es nicht an mannigfaltigen Reactionsversuchen, während wir umgekehrt kein Land im christlichen Europa finden, in welchem nicht um diese Zeit der Protestantismus versucht hätte, auch mitten unter den Verfolgungen, neue Wurzeln zu schlagen. Das sinnreiche und künstliche Gewebe der Hierarchie, welches sich im Mittelalter von Rom aus nach allen Enden hin verbreitet hatte, es hatte durch die Reformation mächtige Risse erhalten; aber noch liefen seine Fäden nach allen Richtungen der Welt, und tausend Hände waren geschäftigt, das Abgerißne wieder anzuknüpfen und die Lücken auszustopfen. Es kann somit nur im Durchschnitte und auch da

*) In Frankreich nannte man sie zuerst und zwar spottweise les prétendu réformés. In der Schweiz hießen längere Zeit die katholischen Geistlichen Meßpriester, die reformirten Prädicanten.

kaum behauptet werden, daß der Norden Europa's, wie man gewöhnlich annimmt, schon damals vorzugsweise dem Protestantismus, der Süden dem Katholicismus ergeben gewesen sei. Allerdings hatte sich von Wittenberg aus die lutherische Reformation bis nach Schweden und Dänemark hin verbreitet, und die meisten weltlichen Fürsten und Städte des nördlichen Deutschlands huldigten dem reformatorischen Princip. Aber noch immer wußte auch in diesen Gegenden die alte Kirche durch die geistlichen Fürsten, deren Besitzthümer durch die neuen Religionsverträge gesichert waren, so wie durch die Jesuiten, die in alle Gegenden der Welt sich verbreiteten, ihre Ansprüche geltend zu machen. Am Niederrhein, in Polen, in Schlesien, in Scandinavien und Belgien fehlte es Rom nicht an mächtigen Stützen, und in England und Schottland war es noch nicht zu einem festen Zustande der kirchlichen Dinge gekommen. Umgekehrt war mitten im Kampfe der Protestantismus auch bis in den Süden Europa's hinabgedrungen, und wenn auch in Spanien und Italien die einzelnen Bekenner der neuen Lehre mehr nur als sporadische Secten behandelt werden oder auch (namentlich in Italien) das protestantische Princip sich unter andern Formen versteckt, so finden wir dagegen namentlich im südlichen Frankreich eine kräftig aufschießende Wurzel des Protestantismus. So sind auch in Deutschland zwar Oestreich und Baiern die mächtigsten Bewahrer des Katholicismus; aber in beiden Ländern wimmelte es noch damals von Bekennern der neuen Lehre, in Wien ertönte sie von den Kanzeln, und tief nach Ungarn und Siebenbürgen hinein war ihr Strahl gedrungen. Auch die ältern Religionsparteien, die der Reformation vorangegangen waren, die Utraquisten in Böhmen, die Waldenser in den Thälern von Piemont traten häufig als die Glaubens- und Leidensgenossen der verfolgten Protestanten auf. — Es ist somit in dieser Hinsicht noch eine bewegte und kampfreiche Zeit, in welche wir eintreten, die zugleich aber auch durch die politischen Verhältnisse überaus wichtig ist. In der politischen Welt nämlich sehen wir gleichzeitig mit der Periode, die wir beginnen, bedeutende Veränderungen vorgehn, welche auf die Schicksale der Reformation von nicht geringem Einfluß waren. Lassen sie uns auf diesen politischen Zustand Europas von der Mitte des 16. Jahrhunderts

machend als bedeutende Gewichte in der Wage des politischen Staatensystems. An dem festen Willen einer Frau scheitert die Staatskunst eines Regenten der halben Welt, und der Sieg über die unüberwindliche Armada ist uns gleichsam auch ein Symbol der geistigen Ueberlegenheit des Protestantismus, wie er in dem Bilde dieser Fürstin sich darstellt, über den mächtigen Coloß der Barbarei, der die Länder Europa's Jahrhunderte lang unter die Füße trat.

Aber auch in England bleibt es nicht der geistigen Macht allein vorbehalten, dem Protestantismus den Sieg zu verschaffen. Sowohl hier als in der damit so eng verbundenen Geschichte Schottlands fehlt es nicht an blutigen Kämpfen, und an die Religionskriege in Frankreich und den Niederlanden reihen sich zu Ende unsrer Periode die nicht minder blutigen unter der unglücklichen Regierung der Stuarts.

Groß und bedeutungsvoll tritt im politischen Gemälde dieser Zeit der Kampf der Niederlande mit der spanischen Macht hervor, der in der innigsten Verbindung steht mit der Kraft welche England auf der andern Seite dieser Macht entgegenstellt. Aber auch dieser Kampf hängt zu genau mit den religiösen Kämpfen selbst zusammen, die wir noch zu betrachten haben, als daß wir schon hier in Einzelnes eingehen könnten.

Zu einem vollständigen Ueberblick der politischen Zustände um diese Zeit würde auch noch ein Blick auf das zerrissene Italien, so wie ein Blick auf die pyrenäische Halbinsel gehören, und ebenso dürfte auch der höhere Norden Europa's, der seit Gustav Wasa für die protestantische Geschichte von Bedeutung wird, und dann unter Gustav Adolph im dreißigjährigen Kriege den Ausschlag giebt, unsre Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Aber wir wollen uns jetzt für den Anfang nicht zu sehr zerstreuen und das Gemälde nicht zu groß anlegen. Es ist hier nicht unsre Absicht, die Weltgeschichte vorzutragen, sondern bloß den Boden zu bezeichnen, auf dem die religiöse Geschichte unsrer Periode sich vorzugsweise bewegt, und da mag es denn vor der Hand genügen, wenn wir außer Deutschland besonders Frankreich, England und die Niederlande einstweilen in's Auge fassen und die großen Persönlichkeiten, an welchen die Geschichte hängt, in den Vordergrund treten lassen. Nicht leicht bietet eine Zeit so großartige Begeben-

heiten und — ich möchte sagen — eine solche dramatische Entwicklung dar, als eben die, welche wir nun bald näher betrachten sollen; weßhalb auch nicht zu verwundern ist, daß unsre größten Dichter den Stoff zu ihren Bearbeitungen größtentheils aus dieser reichen Quelle geschöpft, aber auch manche Historiker eben diese Zeiten zum besondern Gegenstand ihrer Darstellungen gewählt haben.

Von den Geschichtswerken, welche uns zu einer genauern Kenntniß dieser Zeit verhelfen, werde ich einige erst an ihrem Orte anführen. Einstweilen mache ich nur auf allgemeinere Darstellungen aufmerksam. Dahin gehört vor allem als Leidfaden durch die ganze Zeit hindurch, die wir zu betrachten haben, Friedrich von Raumer: Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Während die beiden ersten Bände dieses Werkes, die Zeiten vor und während der Reformation behandeln, umfaßt der dritte Band eben dieselbe Periode, die wir als unsre erste bezeichnet haben, nämlich von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum westphälischen Frieden. — Mit dieser Geschichte Europa's, die einen gedrungenen Ueberblick über diesen höchst wichtigen Zeitabschnitt gewährt, sind dann noch des Verfassers Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts zu verbinden, (2 Bände), so wie die unlängst erschienenen Beiträge zur neuern Geschichte, in Briefen aus London.

In diesen Briefen aus Paris und aus London theilt nämlich der Verfasser eine Menge interessanter Notizen mit, die er aus neu durchforschten Quellen geschöpft hat und die auf einzelne Begebenheiten manches Licht werfen.

Ein anderes Werk, das ich hier schon nennen will, obschon es zunächst nur die Geschichte von Deutschland betrifft, ist das von Karl Adolf Menzel: Neuere Geschichte der Deutschen, vom 4. Bande an. Beide Werke, von Raumer und von Menzel, zeichnen sich durch Gründlichkeit der Forschung und lichtvolle Darstellung aus, und wir werden in der Folge öfter auf sie zurückkommen.

Wir wenden uns jetzt sogleich zu unsrer ersten und nächsten Aufgabe, die äußern Schicksale des Protestantismus in den genannten Ländern genauer zu betrachten.

Ich habe schon vorhin bemerkt, daß Deutschland im Verhältniß zu den übrigen Ländern, namentlich zu Frankreich, England und den Niederlanden, einen ziemlich ruhigen Anblick gewährt bis auf den dreißigjährigen Krieg hin. Deutschland steht gewissermaßen schon am Ende seines Religionskrieges, während derselbe in den genannten Ländern erst beginnt. Die deutsche Reformationsgeschichte schließt sich mit dem sogenannten Religionsfrieden, welcher nach dem schmalkaldischen Kriege zu Augsburg 1555 geschlossen wurde. Die Begebenheiten dieses Krieges selbst hier nachzuholen, würde uns zu weit in das frühere Zeitalter zurückführen *). Wir begnügen uns, den Inhalt jener Friedensbedingungen, der die Grundlage der äußeren Ruhe bildet, welche die Protestanten in Deutschland während dieser Zeit genossen, etwas genauer darzulegen.

Man würde sich eine falsche Vorstellung von dem Inhalt des Augsburger Religionsfriedens machen, wenn man glauben wollte, es sei durch diesen Frieden der Grundsatz einer vollkommenen Gleichstellung der Religionen in der Weise anerkannt worden, wie wir etwa jetzt in paritätischen Ländern beide Religionsformen nebeneinander bestehen sehen. So war es nicht. Es wurde zwar festgesetzt, daß jeder Reichsstand, er möge katholisch oder protestantisch sein, bei seinem Glauben, seinen Ceremonien, bei Hab' und Gut, bei Land, Leuten und Rechten, ruhig und friedlich gelassen werde und daß kein Stand den andern mit Gewalt zu seiner Religion drängen sollte. Allein so frei dieß auf den ersten Augenblick klingen mag, so traten doch mancherlei Beschränkungen ein, welche den Zustand der Protestanten noch immer zu einem sehr prekären Zustand machten. Vorerst darf nicht vergessen werden, daß der Friede nicht allen Protestanten, d. h. nicht allen denen, welche seit den erwachten Glaubenskämpfen von der römischen Kirche sich getrennt hatten, galt; sondern nur den sogenannten Augsburgischen Religionsverwandten, d. h. allen denen, die sich zur Augsburger Confession hielten, den Lutheranern, während Alle die von den Vortheilen des Friedens ausgeschlossen waren, welche

*) Ich habe zwar den ganzen schmalkaldischen Krieg in den Vorlesungen über Reformationsgeschichte sehr kurz abthun müssen, was mir leid that. Ihn aber in diese Reihe von Vorträgen wieder aufzunehmen, hätte eine zu große Störung in unsern Plan gebracht. Ich verweise deßhalb besonders auf den 4. Band von Marheinecke und auf Menzel.

der Zwinglischen Vorstellung vom Abendmahl beistimmten oder auch nur von ferne sich näherten. Die Uneinigkeit, welche in dieser Beziehung unter den Bekennern des reinen Evangeliums herrschte, konnte den Gegnern nicht unbemerkt bleiben, und diese wurde nun gern benutzt, um die Macht der Protestanten zu schwächen und zu theilen. Der Haß, welchen die meisten Lutheraner damals gegen die Reformirten hegten, mochte es selbst gern sehen, daß die letztern vom Frieden ausgeschlossen waren, ohne zu bedenken, daß eben dadurch der Friede selbst nur ein halber sei. Indem ferner der Friede nur den Bekennern der Augsburger Confession gelten sollte, so wurden damit diesen Bekennern selbst für alle Zukunft die Hände gebunden, indem die geringste Abweichung von der Confession ihnen das Recht nahm, sich auf den Frieden zu berufen. Wir werden in der Folge sehen, wie diese einschränkende Bedingung mit ein Grund war des ängstlichen Haltens am einmal gegebenen Buchstaben der Lehre. Jedes weitere Hinausschreiten über denselben konnte als Friedensbruch gedeutet werden, und somit war unter dem scheinbaren Vortheil des Friedens dem Protestantismus seine Wurzel abgeschnitten und sein innerer Bildungstrieb gehemmt. Endlich war auch dafür gesorgt, daß der bisherige Protestantismus, den man so weit duldete, als er sich streng an die Augsburger Confession hielt, nicht weiter um sich greifen sollte, indem man ihm nicht nur die innere Lebenswurzel, sondern auch die äußern Subsistenzmittel abschnitt. Dieß geschah durch den sogenannten geistlichen Vorbehalt. Dieser Vorbehalt bestand darin, daß eine jede Partei in dem Besitze der Kirchengüter bleiben sollte, die sie vor dem Abschluß des Friedens *) besessen hatte, so daß also, wenn in Zukunft ein katholischer Fürst sich bewogen fand, zur protestantischen Partei überzugehn, er es zwar für seine Person thun konnte, aber darum nicht berechtigt war, auch die Kirchengüter zu den Bedürfnissen des protestantischen Cultus zu verwenden; sondern er mußte diese der katholischen Kirche zurücklassen. Damit wurde besonders der Uebertritt der geistlichen Reichsfürsten erschwert, welche natürlich nicht gern ihre reichen Pfründen verließen, um als protestantische Pre-

*) d. h. des Passauer Vertrags.

diger eine dürftige Anstellung zu suchen. Diesen Vorbehalt wollten sich die Protestanten aus natürlichen Gründen nicht gefallen lassen, und auch bei dem Friedensabschluß konnte man sich gerade über diesen wichtigen Punkt nicht verständigen, so daß es auch in der Folge nicht an mannigfachen Reibungen fehlte. Diese einzelnen Reibungen und Neckereien, welche den alten Kriegszustand hier und da wieder hervorzurufen schienen, bis endlich der dreißigjährige Krieg in Deutschland ausbrach, sind jedoch für das große Ganze zu unbedeutend, als daß wir hier länger bei ihnen verweilen sollten.

Wir überlassen also Deutschland seinem schwankenden Friedenszustande, dessen Unterbrechungen und Störungen wir am besten unmittelbar mit der Geschichte des dreißigjährigen Krieges seiner Zeit in Verbindung bringen werden, und wenden uns jetzt den Ländern zu, in welchen der Religionskampf nicht mit den rostigen Waffen einer schon veralteten Fehde, sondern mit den frischen Waffen einer neuen leidenschaftlichen Aufregung geführt wird.

Indem wir hier zuerst auf Frankreich unsre Blicke werfen, müssen wir zu den Anfängen zurückgehen, welche die Reformation in diesem Lande nahm zu einer Zeit, als in Deutschland der Kampf seine Höhe erreicht hatte.

Wir wissen bereits aus der Reformationsgeschichte, daß die Schwester Franz I., die Königin Margaretha von Navarra eine große Gönnerin der durch Luther gereinigten Lehre war. An ihrem Hofe fanden schon bald nach dem Ausbruch der Religionsstreitigkeiten in Deutschland die um ihres Glaubens willen Verfolgten eine sichere Zufluchtsstätte, und schon ums Jahr 1521 gab es in mehrern Städten Frankreichs kleine Gemeinden von Evangelischen, z. B. in Meaux in der Nähe von Paris, wo der dortige Bischof Briçonnet die Reformation beförderte. Auch zu Grenoble wurde erst von Amadeus Maigret, und dann von Peter Sebevilla ums Jahr 1523 das Evangelium nach gereinigten Grundsätzen gepredigt. Diese französischen Reformatoren standen meist mit den Schweizern in Verbindung, und so munterte denn auch Zwingli den Peter Sebevilla in einem Briefe zur Standhaftigkeit in seinem Berufe auf*). Auch Franz Lambert aus Avignon gehört zu

*) Vgl. Schröckh, Kirchengeschichte seit der Reformation, Bd. II. S. 219. Gerdes IV. p. 21. Scult. Annal. p. 157.

denen, welche den ersten Samen der Reformation in Frankreich ausstreuten. Er hatte, aufmerksam gemacht durch Luthers Schriften, dem Klosterleben entsagt, dem er sich als ein Mitglied des Franziscanerordens ergeben hatte, war dann 1522 nach einem kürzern Aufenthalt in Lausanne nach Deutschland gegangen und hatte sich um Luthers Bekanntschaft und eine Lehrstelle beworben. Mit einer Wittenbergerin verheirathet begab er sich 1524 nach Metz und trat in dieser Stadt als Reformator auf. Von da vertrieben, kam er nach Straßburg, und wandte sich in der Folge dem hessischen Lande zu, wo er als Professor der Theologie zu Marburg im Jahr 1530 starb.

In Paris erregte der Pfarrer Peter Caroli in den Jahren 1524 und 1525 nicht geringes Aufsehn, als er nach der damals so genannten neuen Art zu predigen, den Brief an die Römer auf der Kanzel erklärte, und sich in manchen Beziehungen dem Mariendienste und dem Bilderwesen widersetzte. Das Lehren wurde ihm darauf von der Sorbonne verboten. Er begab sich nach Genf, wo er jedoch mit Calvin in Streit gerieth und in der Folge sogar zur katholischen Partei zurückkehrte. Ein geborner Deutscher, Wolfgang Schuch *), predigte in dem lothringischen Städtchen St. Hippolyte gegen den Bilderdienst, das Fasten und andre Mißbräuche. Die Thesen, welche er über diese und verwandte Gegenstände niederschrieb, wurden von der Sorbonne verdammt und ihr Urheber der Lästerung gegen den heiligen Geist bezüchtigt. Als der Herzog Anton von Lothringen drohte, die Stadt St. Hippolyte dem Raub der Flammen preis zu geben, so lang sie diesen Ketzer bei sich dulde, stellte sich Wolfgang, um das angedrohte Unglück von seiner Gemeinde abzuwenden, freiwillig in Nancy, der damaligen Hauptstadt von Lothringen, eingedenk des Grundsatzes, daß der treue Hirte sich hingebe für die Schafe, und daß niemand größere Liebe habe, als der für seine Freunde zu sterben weiß. In Nancy wurde er festgenommen und nach einjähriger Gefangenschaft zum Flammentode verurtheilt. Er empfing sein Urtheil, in die Worte des Psalmisten ausbrechend: (Ps. 122). „Ich freue mich deß, das mir geredet ist, daß wir werden ins

*) Vgl. Gerdes. 44. Schröcks. a. a. O. und Histoire des Martyrs. p. 89.

Haus des Herrn gehen.“ Ehe man ihn selbst auf den Scheiterhaufen führte, wurden seine Bücher vor seinen Augen verbrannt, und er gefragt, ob er widerrufen wolle? Als er dieß verneinte, wurde ihm dasselbe Schicksal, wie seinen Büchern bereitet. Unter dem Geprassel der Flammen tröstete er sich mit den Worten des 51. Psalms: „Gott! Sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit!“ So starb dieser Deutsche als einer der ersten protestantischen Märtyrer Frankreichs den 19. August 1525.

Als Franz I. im Jahr 1526 aus seiner Gefangenschaft nach Frankreich zurückgekehrt war, war eins seiner ersten Geschäfte die Ausrottung der Ketzerei in seinem Lande. Der Erzbischof von Sens, der zugleich Kanzler war, hielt in den Jahren 1527 und 28 eine Synode zu Paris, die gewöhnlich die Synode von Sens heißt, welche zwar mancherlei Verbesserungen innerhalb der Kirche vorschlug, aber auch strenge Gesetze gegen die Anhänger der lutherischen Lehre erließ. Aehnliches that der Erzbischoff von Bourges, Franz Tournon 1528. Alle diese Gesetze konnten jedoch nicht hindern, daß nicht Luthers Lehre (noch ehe Calvin auftrat) in Frankreich mehr und mehr Anhang gewann. Unter den Freunden dieser Lehre befand sich auch der königliche Rath Louis Berquin, ein Edelmann aus Artois, der trotz der Warnungen des ihm befreundeten Erasmus es nicht unterließ, die Irrthümer der Kirche zu bestreiten, und gleichfalls von der Sorbonne verfolgt, im Jahr 1529 den Tod durch Henkershand starb.

Die Dreißigerjahre des 16. Jahrhunderts waren für die Protestanten in Frankreich Jahre harter und mannigfacher Prüfung. Der junge Calvin, vielfach in dieselben verflochten, war erst Augenzeuge davon, bis er den Verfolgungen ausweichend sich nach Basel flüchtete, und von hier aus eine schöne und kräftige Zuschrift an Franz I. erließ, worin er ihn aufforderte, die Verfolgungen der Schuldlosen einzustellen und der Sache Gottes freien Lauf zu lassen. Aber vergebens! Immer mehr Opfer wurden geschlachtet. Besonders zeichnete sich das Jahr 1535 durch vielfache Hinrichtungen aus *). Der König ließ den 29. Januar eine sogenannte

*) Vgl. Henry, Leben Calvins S. 74. ff. und Histoire des Martyrs. p. 106.

Lustration vornehmen, ein Versöhnungsfest für den Staat. Das Bild der heiligen Genoveva, als der Schutzheiligen von Paris, an die man sich in den größten Nöthen zu wenden pflegte, wurde in feierlicher Procession umhergetragen. Der König wohnte mit seinen drei Kindern, zu Fuß und mit entblößtem Haupte, der Feierlichkeit bei. Alle trugen weiße Kerzen, und während des Umganges wurden sechs Menschen auf die grausamste Weise auf den Hauptplätzen der Stadt lebendig verbrannt, wobei das Volk so unsinnig tobte, daß die Henker die ihnen verfallenen Opfer kaum vor dem Zerreißen beschützen konnten. — Aus dieser Verfolgung werden uns mehrere Märtyrer namhaft gemacht, von denen einiges anzuführen nicht außer unserm Zwecke liegen dürfte. Ein Schuhmacher zu Paris, Barthelemy Milo, hatte sich früher durch natürliche Geistesgaben und Witz ausgezeichnet, welchen letztern er jedoch mißbrauchte, die Religion zu verspotten. Der Unglückliche war in Folge seiner Ausschweifungen an allen Gliedern, außer der Zunge und den Armen gelähmt. Als er einst in diesem betrübten Zustande vor seiner Bude saß, ging ein Evangelischer vorüber, den er verspottete. Dieser aber reichte ihm ein N. T. — Milo fing an, in dem Buche zu lesen, las sich immer tiefer hinein, wurde immer ernster und nachdenkender und endlich ein Anhänger der verfolgten Secte. Von nun an änderte er seine ganze Lebensart. Seine Krankheit trug er mit der größten Geduld und Ergebenheit, er unterrichtete Kinder im Schreiben, und beschäftigte sich mit Goldarbeit und Graviren. Was er verdiente, wandte er den Armen zu. Sein Zimmer war eine Schule, in der das Evangelium verkündet wurde. Schon war er einmal in Verhaft gewesen. Jetzt stürzte einer der Blutrichter, Morin, zu ihm herein und fuhr ihn mit den Worten an: „Milo! aufgestanden! —“ Der Lahme erwiderte in dem sanften Tone wehmüthiger Ironie: „Ach Herr, es würde eines größern Meisters bedürfen, als ihr seid, um mich aufzurichten.“ Da ward er ergriffen, hinweggetragen und verurtheilt, auf dem Grèveplatz langsam verbrannt zu werden. Nicolas Valeton, ein Einnehmer von Nantes, wurde bloß darum, weil er Bücher auf die Seite geschafft hatte, die bei ihm gesucht wurden, gleicher Weise als Ketzer hingerichtet. — Ein ähnliches Schicksal hatten Johann du Bourg und Etienne de

la Forge, Kaufleute zu Paris, von denen der erstere auf dem Platze les Halles, der letztere auf dem Kirchhofe St. Jean zu Paris verbrannt wurden; desgleichen Henri Poille, ein armer Maurer u. a. m.

Doch nicht bei einzelnen, wenn auch zahlreichen Hinrichtungen sollte es bleiben. Den Heerd der religiösen Unruhen wollte man ausrotten, und diesen suchte man in den Thälern von Piemont und den angrenzenden Provinzen Frankreichs, in welchen Gegenden die Secte der Waldenser eine kümmerliche Zuflucht gefunden hatte. Wir wissen, wie diese Vorläufer der Reformation längere Zeit in Frankreich aufs Blutigste verfolgt wurden. Aber Ludwig XII., der sich von dem stillen und frommen Lebenswandel dieser Thalleute überzeugt hatte, hatte auch seiner Zeit die wider dieselben gerichteten Zumuthungen der römischen Curie mit den merkwürdigen Worten abgelehnt: „Laßt sie gehen, sie sind bessere Christen, als wir"; er hatte die Prozesse gegen sie niedergeschlagen, die Acten in die Rohne werfen lassen und ihnen den Schutz der Gesetze gewährt. Unter diesem Schutze bewohnten die Waldenser die kleine Stadt Cabrière in der Provence, und besonders blühend erhob sich der Flecken Merindol mitten unter einer Anzahl größrer und kleinerer Dörfer, die von dieser Secte bewohnt waren. Da erwachte aufs Neue der Haß gegen die harmlosen Waldenser ums Jahr 1540. An der Spitze derer, welche den König Franz I. zu Verfolgungen aufforderten, stand Johann Meynier, Baron von Oppède, der die Stelle des Oberhauptes vom Parlament zu Aix mit der eines militärischen Statthalters der Provence vereinigte. Erst erließ das Parlament von Aix ein hartes Gesetz gegen die Waldenser (1540), wonach der Flecken Merindol zerstört und auch die Gegend umher verwüstet werden sollte. Fünf Jahre nachher wurde zur gewaltsamen Ausführung dieses Edicts geschritten. Oppède begab sich an der Spitze einer bewaffneten Macht in die Provence. Wehrlose Greise, Kinder und Frauen flüchteten sich vor den Eindringenden in die piemontesischen Gebirge. Merindol ward verwüstet und die ganze fruchtbare Gegend umher in eine traurige Einöde verwandelt. Im Städtchen Cabrière waren bloß dreißig Männer und sechzig Frauen zurückgeblieben. Auf die Bedingung eines freien Abzugs hin

öffneten sie die Thore, aber gegen das gegebene Versprechen wurden die Bewohner niedergemacht. Acht und zwanzig Dörfer umher wurden in Asche gelegt und an viertausend Waldenser kamen dabei ums Lebens. Siebenhundert der Stärksten vertheilte man als Ruderknechte auf die Galeeren. Baron Oppède rühmte sich dieser Gewaltthat; allein die Strafe seines Frevels sollte nicht ausbleiben. Er ward angeklagt, seine Vollmacht überschritten zu haben. Der König wollte ihn nicht vor Augen sehen, und in seinen letzten Augenblicken noch befahl dieser seinem Sohn, die an den Waldensern verübten Greuel zu rächen. Zwar wurde der Baron von dem Gerichte freigesprochen, aber bald nachher starb er an einer schmerzhaften Krankheit, welche die damaligen Geschichtschreiber nicht unterlassen konnten, als die wohlverdiente Strafe des Himmels zu bezeichnen.

Die bisherigen Anhänger der Reformation waren meist entweder als Genossen der frühern Waldenser oder auch als Lutheraner betrachtet worden, da allerdings die ersten Anregungen zur Reformation in Frankreich von den Schriften des deutschen Reformators und mehrerer Deutschen ausgegangen waren. Allmälig aber gewann Calvin auch vom Auslande aus Einfluß auf die immer mehr sich häufenden protestantischen Gemeinden Frankreichs. *) Mehrere Mitglieder der Gemeinde zu Meaux brachten die kirchlichen Einrichtungen, welche Calvin in Straßburg getroffen, auch in ihre Vaterstadt zurück. Ein Wollenkämmer, Peter le Clerc, verwaltete zu Meaux das Amt eines Aeltesten; die Versammlungen fanden in einem Privathaus statt und erhielten von einigen Meilen weit her Zulauf. Eines Tages aber im Jahr 1546 wurde eine solche Versammlung plötzlich überfallen, ihrer sechzig an der Zahl gefangen genommen und nach Paris geführt. Das Parlament verurtheilte vierzehn unter ihnen, erst auf die Folter geworfen und dann lebendig verbrant zu werden. Andern wurden die schwersten Leibesstrafen und Landesverweisung zuerkannt. Nicht nur in Paris allein, sondern auch in andern Städten, zu Sens, Angers u. s. w. fanden ähnliche Hinrichtungen statt.

Keine bessere Aussichten öffneten sich unter Heinrich II., der im Jahr 1547 seinem Vater folgte. Vier Personen waren es

*) Schröckh II. S. 238.

vorzüglich, die sich den größten Einfluß auf die Gesinnungen des Königs und auf sein Verfahren gegen die Protestanten zu verschaffen wußten: der Connêtable Annas von Montmorency, ein angesehener Krieger, aber entschiedener Feind aller Neuerungen in Religionssachen; die Geliebte des Königs, die buhlerische Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois; der Cardinal Carl Guise von Lothringen, der (nach Beza's Ausdruck) das Gewissen des Königs in seinem Ermel hatte; und der Marschal von St. André. Als der König im Jahr 1549 seinen feierlichen Einzug in Paris hielt, da sollte es neben den üblichen Turnieren und neben einer Menge der wollüstigsten Ergötzlichkeiten*) auch nicht an Scheiterhaufen für die Ketzer fehlen. Auf mehrern Plätzen der Hauptstadt wurden Menschen um ihres Glaubens willen verbrannt, und der König scheute sich nicht, näher an die Holzstöße heranzutreten, um seine Augen an den Qualen der Hingerichteten zuweiden. Unter diesen erblickte er sogar einen seiner ehemaligen Diener.

Um erfolgreicher gegen die Protestanten wirken zu können, wurde im Jahr 1551 das sogenannte Edict von Chateaubriant gegen sie erlassen, laut welchem die der Ketzerei Angeklagten sowohl der weltlichen Gerichtsbarkeit des Parlaments, als der geistlichen der Inquisition verfallen erklärt wurden. An der Spitze der letztern stand erst der Dominicaner Matthäus Orri. Späterhin wurde dieselbe noch weiter organisirt, indem die Cardinäle von Lothringen, von Bourbon und Chatillon zu Großinquisitoren des Reichs ernannt wurden, mit der Vollmacht, alle zu verhaften, zu verhören und zu bestrafen, welche der Ketzerei verdächtig wären.*) Dem Edict von Chateaubriant zufolge war auch allen Schriften, die in Deutschland oder England herauskamen, der Eintritt in Frankreich verwehrt. Die Güter der Geflüchteten wurden eingezogen. Es fehlte nicht an häufigen Anklagen, da die Kläger stets ein offenes Ohr, ja reiche Belohnung fanden. Aehnliche verläumderische Gerüchte, wie man sie gegen die ersten Christen ausstreute, wurden über die Versammlungen der Protestanten ausgesprengt, als ob unsittliche Dinge unter dem Scheine der Frömmigkeit verübt, Verschwörungen gegen den Staat angezettelt, Götzendienst getrieben

---

*) Vgl. Lacretelle I. p. 81. ff.

**) Lacret. I. p. 275.

würde und dergleichen mehr. So kam es nicht nur in der Hauptstadt häufig zu stürmischen Auftritten, sondern auch in andern Städten Frankreichs, in Dijon, Orleans, Bourges, Lyon u. s. w. fanden Verfolgungen und Hinrichtungen statt. Und dieß alles zu einer Zeit, während Frankreich zu einem Kriege sich rüstete, der den Lutheranern in Deutschland, d. h. dem schmalkaldischen Bunde zum Siege verhelfen sollte. Im Innern des Landes dieselben Grundsätze mit Feuer und Schwert zu verfolgen, die man außerhalb aus politischen Absichten begünstigte, das galt schon damals für ein Meisterstück der Staatsweisheit, das zu verschiedenen Zeiten wiederholt ward.

So weit mußte ich die Geschichte der französischen Reformation nachholen bis auf den Zeitpunkt, von welchem aus unsre Geschichtserzählung ausgeht, d. h. bis auf die Mitte des 16. Jahrhunderts. Das Weitere schließt sich genau an diesen blutigen Anfang an, und durch mehrere Stunden hindurch werden wir nun fortgeführt werden von einer Stätte des Grauens zur andern. Ich darf Ihnen aber den Anblick derselben nicht verhüllen und die schmerzhaften Eindrücke Ihnen nicht ersparen. —

Wissen soll es unsere Zeit und unser verweichlichtes Geschlecht, was es sich die Väter haben kosten lassen, das Panier der Wahrheit unter uns aufzurichten, und aus den Opfern, die gefallen, soll des Apostels Wort uns entgegenstrahlen: Ihr seit theuer erkauft; darum so preiset Gott an euerm Leibe und in eurem Geiste, welche sind Gottes.

Dritte Vorlesung.

Weitere Schicksale des Protestantismus in Frankreich. Annas du Bourg und andere Märtyrer. Ausbruch des Religionskriegs. Schriftsteller über diesen Gegenstand: Lacretelle, Schiller, Wachler. Parteien der Bourbonen und Guisen. Verschwörung von Amboise. Ueber die Benennung Hugenotten. L'Hôpital und das Triumvirat. Gespräch von Poissy. Edict von St. Germain en Laye. Greuel zu Cahors und anderwärts. Blutbad in Vassy. Schlacht von Dreux. Tod des Franz von Guise. Friede von Amboise.

Wenn Christus sagte, er sei nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, so darf dieß wohl nie so verstanden werden, als ob er der Ausbreitung seiner Lehre je habe mit der Schärfe des Schwertes Bahn machen oder zu gewaltsamen Mitteln habe auffordern wollen, um seine Lehre zu verbreiten. Die Worte sind vielmehr auf eine ähnliche Weise zu fassen, wie die, daß Aergernisse kommen müssen; weh aber dem Menschen, durch den sie kommen. Er konnte es voraussehen, daß seine Religion, die allerdings ein zweischneidiges Schwert ist ihrer innern Kraft und Bedeutung nach, vielen Widerstand finden werde in der Welt und daß sie somit auch in die Leidenschaften der Menschen, in die sie einen heilenden Balsam zu gießen berufen war, einen Brand werfen werde, der vermischt mit den unreinen Elementen der Welt, ein Feuer anrichten müsse, von dem er selbst wünschte, daß es schon brennte, damit es um so schneller das Unreine und Ungöttliche verzehre. *)

Unsre letzte Stunde hat uns nach einem allgemeinen Ueberblick über die Zustände der europäischen Welt nach Frankreich geführt, wo wir die Bekenner des Evangeliums in verschiedne Häuflein sich sammeln sahen, während die vereinte geistliche und weltliche Macht sie mit Feuer und Schwert zu zerstreuen und zu vertilgen suchte. Wir haben uns wieder hineinversetzt gefunden in jene ersten Zeiten des Christenthums, wo die um ihres Glaubens

*) Luc. 12, 49.

willen geschmähten Galiläer Gott und den Erlöser priesen mitten unter den Martern und Qualen, womit die aufgeregte Leidenschaft, die blinde Wuth des Pöbels und der leidige Haß der Priester sie verfolgten. Auch die heutige Stunde wird uns ähnliche Bilder vorführen. Aber nicht bei einzelnen Blutgerichten wird es sein Bewenden haben. Die Flamme des Krieges entzündet sich an den Flammen der Scheiterhaufen und die politischen Elemente liefern eben so vielen Brandstoff als die kirlichen. Das reine Feuer himmlischer Begeisterung wird getrübt von irdischer Beimischung, aber auch in dieser Gestalt wird es zum Läuterungsfeuer, damit das reine Gold von den Schlacken sich sondere, und endlich das Kleinod des Glaubens gewonnen werde und hinübergerettet als ein bleibendes Vermächtniß für die kommenden Jahrhunderte.

Die alte Erfahrung, die sich zu allen Zeiten bestätigt hat, daß Verfolgungen einer Glaubensansicht nur dazu dienen, dieselbe noch mehr zu befestigen, bewährte sich auch hier. Das Edict von Chateaubriant und was sich ferner denn anschloß, konnte das Wachsthum der protestantischen Gemeinde nicht aufhalten. Jeder neue Scheiterhaufen war das Feuerzeichen für die noch Schlummernden und Halb-Entschiedenen. Weit entfernt, daß auf solche gewaltsame Hinrichtungen hin die Glaubensgenossen sich scheu verkrochen hätten, in die entferntesten Schlupfwinkel der Erde, traten sie vielmehr offen hervor und boten freiwillig ihre Leiber dar; wie ja auch in den ersten Zeiten des Christenthums gegen einen, der sich scheu zurückzog, neun wieder hervortraten und sich dem Märtyrertode preisgaben. Ja, wie dort oft Zuschauer und sogar Vollstrecker der grausamen Hinrichtung durch den Anblick einer außerordentlichen Standhaftigkeit gewonnen und zur Nachahmung gereizt wurden, so wiederholte es sich auch hier bei verschiedenen Gelegenheiten.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts, dem Zeitpunkt, mit dem wir unsere eigentliche Geschichtserzählung beginnen, finden wir schon protestantische Gemeinden in Paris, in Meaux, in Poitiers, Angers, Bourges, Blois, Tours und Orleans. In der letztern Stadt zählte man schon fünf bis sechs reformirte Kirchen, im Allgemeinen aber in ganz Frankreich an 1200 theils größere, theils kleinere, zum Theil wohlhabende protestantische Gemeinden, oder über eine

Million Menschen, die zur evangelischen Lehre sich bekannten. So wenig wurde das Bekenntniß geheim gehalten, daß schon im Jahr 1559 in Paris eine Art von Synode der protestantischen Abgeordneten stattfand, auf welcher ein Glaubensbekenntniß und Vorschriften für die evangelische Kirchenzucht verfaßt wurden. *)

Wie bei den Verfolgungen der ersten Christen unter den römischen Kaisern allmälig auch höhere Staatsbeamte, ja Mitglieder der kaiserlichen Familie dem verachteten Häuflein beitraten, so sah man auch jetzt königliche Personen und Parlamentsglieder auf der Seite der gehaßten und verfolgten Protestanten. — Anton von Navarra und seine Gemalin, die berühmte Jeanne d'Albret, sowie der Bruder Antons Prinz Ludwig von Bourbon, Prinz von Condé, auch der Schwestersohn des Connêtable von Montmorency, Franz von Coligny, Herr von Andelot, Bruder des nachmals so berühmten Admirals Coligny, standen an der Spitze derselben. **) Der Letztere, (d'Andelot) zog sich durch sein freimüthiges Bekenntniß, das er in Gegenwart des Königs ablegte, eine längere Gefangenschaft zu; er saß im Kerker zu Meaux, und konnte endlich nur dadurch seine Freiheit sich erkaufen, daß er auf Zureden des Cardinals von Lothringen und einiger Andern eine Messe im Innern des Kerkers lesen ließ, und dieser selbst beiwohnte, ein Schritt, den er nachher freilich bereute. —

Solche augenblickliche Rückfälle, welche der menschlichen Schwäche nur zu sehr angemessen sind, gab es auch damals, wie in den ersten Zeiten des Christenthums. Aber auch manche, welche die Schwachheit des Fleisches übereilen wollte, richteten sich wieder auf an der höheren Kraft, die in den Schwachen mächtig ist.

Ein schönes Beispiel davon ist die Geschichte des Parlamentsrathes Annas du Bourg, die wohl verdient, daß wir ihr unsre Aufmerksamkeit schenken. Sie erinnern sich aus der vorigen Stunde, daß dem Edict von Chateaubriant zufolge die Glaubenssachen nicht nur bei den geistlichen, sondern auch bei den weltlichen Ge-

---

*) Auszüge daraus bei Schröckh. II. S. 246. ff. Weber. S. 58. nach Beza II. 173 — 190.

**) Ueberhaupt waren es unter den Vornehmen die Familien Bourbon und Chatillon, welche den Calvinisten Aufmerksamkeit zeigten. Die Coligny's gehörten der letztern an vgl. Weber S. 55.

richten anhängig gemacht werden konnten, und daß somit auch das Parlament mit der Verfolgung der Ketzer beauftragt war. Aber nicht alle Glieder des Parlaments zeigten sich dazu willfährig und längere Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß das Parlament sich gar zu lau in der Sache benehme und im Geheim die Gesinnungen der Protestanten begünstige. Unter den verdächtigen Gliedern desselben war auch Annas dû Bourg.

Er stammte aus einem ansehnlichen Hause in Auvergne, war Neffe des Kanzlers und hatte sich auf der damals berühmten Rechtsschule zu Orleans zu einem ausgezeichneten Rechtsgelehrten gebildet. Eines Tages erschien der König im Parlament, um einen sogenannten lit de justice zu halten. Die Parlamentsglieder wurden aufgefordert, ihre Ansichten über die Religionssachen zu eröffnen. Als die Reihe an dû Bourg kam, konnte derselbe sich nicht enthalten, seine Ansicht frei und offen dahin abzugeben, daß es ihm unrecht scheine, Menschen um ihres Glaubens willen dem Scheiterhaufen zu übergeben, die sich doch angelegen sein ließen, für den König zu beten, während man die schamloseste Sittenlosigkeit am Hofe, Meineid, Ausschweifungen und Ehebruch gewähren lasse. Diese rücksichtslose Freimüthigkeit sollte ihm theuer zu stehen kommen. Aufgemuntert durch den Cardinal von Lothringen und andere seiner Umgebungen, gab der König sogleich den Befehl, den kühnen Redner nebst noch andern fünf Parlamentsgliedern zu greifen und in die Gefangenschaft abzuführen. Vergeblich appellirte dû Bourg an das Parlament und an die Erzbischöfe von Sens und Lyon. Er wurde in die Bastille gesetzt, und zwar in einen engen, einem Käficht ähnlichen, Gewahrsam, auf Wasser und Brod *). Standhaft erduldete er diese Prüfung. Wie einst Luther in den Stunden der Anfechtung, so sang auch er Psalmen zur Laute, und stärkte sich im Gebet. Dann setzte er ein weitläuftiges Glaubensbekenntniß auf, das er dem Parlament mit dem Entschlusse zusandte, auf diesen Glauben sterben und ihn zur Ehre des Sohnes Gottes mit seinem Blute bestätigen zu wollen. Seine Freunde aber suchten ihn zu retten, indem sie ihm, (ähnlich wie einst Hussens Freunde diesem Märtyrer), die Zumuthung machten,

*) Er saß in der Conciergerie.

sein Bekenntniß zu widerrufen. Wirklich ließ sich dü Bourg für den Augenblick verleiten, eine andere Schrift aufzusetzen, welche, wenn sie auch keinen Widerruf enthielt, doch in einer zweideutigen Sprache abgefaßt und so weit gemildert war, daß er seine Befreiung hoffen durfte *). Allein als diese Schrift in die Hände der reformirten Glaubensgenossen kam, glaubten diese mehr um das ewige Heil ihres gefangenen Bruders, als um dessen leibliche Rettung besorgt sein zu müssen. Durch einen ihrer Prediger, Augustin Marlorat, ließen sie ihn auffordern, Gott und der Wahrheit die Ehre zu geben und in offenen, unumwundenen Ausdrücken seinen Glauben zu bekennen. Dü Bourg, dem das eigene Gewissen schon Vorwürfe gemacht hatte, trat nun wieder auf die schon verlassene Bahn des Märtyrers. Nachdem er Gott um Verzeihung gebeten, setzte er abermals eine Schrift auf, in der er jenes zweideutige Bekenntniß widerrief und sich wieder mit der alten Entschiedenheit zu den früher ausgesprochenen Grundsätzen bekannte.

Heinrich II., der bei der Gefangennehmung des frommen Mannes die boshafte Freude geäußert hatte, bald der Hinrichtung desselben beiwohnen zu können, war unter der Zeit durch eine höhere Hand vom Schauplatze dieser Welt abgerufen worden, indem er an einer Lanzenwunde starb, die ihm der Garf Montgomery bei einem Turnier ins Auge beigebracht hatte. Sein Nachfolger Franz II. schien erst zu milderem Verfahren geneigt. Dennoch wußte es der Cardinal von Lothringen dahin zu bringen, daß das Todesurtheil den 20. December 1559 über dü Bourg gefällt wurde. Als man ihm das Todesurtheil vorlas, dankte er Gott und hielt eine Rede an die Umstehenden, in der er die gerechte Sache der Verfolgten bezeugte. Mehrere der Richter wurden zu Thränen gerührt. Er aber verabschiedete sich von ihnen mit den Worten: „So lebet dann, Senatoren! und denket ernstlich darüber nach: ich aber, ich gehe in den Tod.“— Darauf wurde er gebunden auf einem Karren nach dem Grèveplatz geführt, be-

*) Die Histoire des Martyrs erwähnt dieses Rückfalls nicht, so umständlich sie sonst alle Vorgänge erzählt. Woher Wenz, dem ich es nacherzähle, die Sache hat, weiß ich nicht; siehe dessen Schrift: Des Glaubens Kraft u. s. w. Bonn 1834.

gleitet von vier bis fünfhundert Mann Bewaffneten. Die ruhige Fassung, die sich auf seinem Gesichte abspiegelte, verließ ihn auch nicht in dem entscheidenden Augenblicke. „Meine Freunde," so redete er zum Volke, „Gott weiß, daß ich nicht sterbe als Dieb oder Mörder, sondern um des Evangeliums willen." Er entkleidete sich selbst. Als ihn die Henker hinaufzogen, rief er mehreremal aus: „Mein Gott verlaß mich nicht, damit auch ich dich nicht verlasse." Ein Geschichtschreiber *) von etwas späterer Zeit, als dieser Vorfall, sagt, daß der Tod dieses Parlamentsrathes die Gemüther der Menschen mehr eingenommen habe, als hundert Prediger mit ihren Predigten. Gegen zwei, die man hinrichtete, (bezeugt derselbe) entstanden alsbald hundert andre Bekenner.

Wie in den ersten Jahrhunderten der Kirche häufig auch Frauen, eine Blandina, eine Perpetua und Felicitas durch einen bewundernswürdigen christlichen Heroismus sich auszeichneten, so fehlte es auch damals dem schwächern Geschlechte nicht an ähnlichen Beispielen.

Margaretha Le Riche aus Paris, die Frau des Buchhändlers Anton Ricaut, gehört dahin. Sie hatte zuerst von ihrem Manne vernommen, was alles gegen den Aberglauben der Kirche gelehrt und gepredigt werde und war somit an ihrem bisherigen Glauben irre geworden. Daran genügte ihr aber nicht, daß ihr ein Altes entrissen worden, sie suchte nun auch das Neue nicht bloß in seiner verneinenden Gestalt, sondern auch nach seinem positiven Werthe kennen zu lernen, denn ihr Herz begehrte einen Ersatz für das Entrissene, und sie fand ihn in der Religion des Evangeliums. Sie wurde nun eine eifrige Anhängerin der sogenannten Secte, und legte diese Umwandlung ihres innern Menschen auch durch ihr äußeres Benehmen an den Tag. Sie wohnte den Versammlungen der Protestanten bei und konnte sich nicht mehr entschließen, in die Messe zu gehen.

So lange sie bloß den Aberglauben der Kirche verlacht, im Uebrigen aber sich an die Formen derselben äußerlich angeschlossen hätte, wäre es ihrem Manne recht gewesen, der mehr zu jenen verneinenden Geistern gehörte, welche wohl die Mißbräuche ver-

*) Mézeray, T. VI. (b. Lacretelle).

spotten, aber das Wahre nicht mit allem Ernste suchen mögen, noch den Muth haben, es zu behaupten. Er warf seiner Gattin ihr Benehmen mit harten Worten vor und brachte es durch seine Mißhandlungen endlich so weit, daß sie sein Haus verließ; doch bald bereute sie diesen Schritt als übereilt. Sie überzeugte sich von der Pflicht mit dem Gatten auszuhalten, mit dem Gott sie verbunden habe. Kaum aber war sie wieder in das Haus ihres Ehegatten zurückgekehrt, als sie verhaftet wurde. Man brachte sie in die Conciergerie. Vergebens suchten die Doctoren der Sorbonne sie eines Andern zu belehren. Die Weisheit der Theologen scheiterte an dem festen Glaubensgrunde einer beherzten Frau. Selbst die Martern der Folter konnten sie zu keinem Rücktritt bewegen. Während ihrer Gefangenschaft gereichte sie allen Mitgefangenen zum Troste. An ihrem frommen Gesange, der die dumpfen Kerkermauern zu einem Tempel weihte, richtete sich der gesunkene Muth Vieler wieder auf. Sie war es, welche auch besonders den genannten Parlamentsrath du Bourg (der auch eine Zeitlang in der Conciergerie gefangen war, ehe er in die Bastille kam) durch Worte und Zeichen, die sie ihm durch eine Fensteröffnung zukommen ließ, in seinem Vorsatz bestätigte, dem Evangelium getreu zu bleiben. Er selbst gestand es, eine Frau habe ihm erst den rechten Weg gezeigt, den er betreten müsse. — Mit einem heitern Gesichte ging Margaretha Le Riche zum Tode. Damit sie nicht zum Volke reden könnte, welches in ungewöhnlicher Menge herbeiströmte, um die seltene Heldin zu schauen, wurde ihr ein Knebel in den Mund gelegt, (ein Mittel, das fast bei allen angewandt wurde, die man des Glaubens wegen zum Tode führte). Aber ihr gen Himmel gerichteter Blick sprach deutlich genug zu Allen, und als sie noch einmal gefragt wurde, ob sie nicht widerrufen und den Gebräuchen der Kirche sich fügen wolle, verneinte sie es, und begann von selbst sich zu entkleiden. Abermals gefragt, nachdem sie schon hinaufgezogen war, weigerte sie sich abermals, und so starb sie in den Flammen den Tod einer Glaubensheldin.

Kein Geschlecht, kein Alter, kein Stand blieb verschont in jenen Zeiten. Aus der Regierungszeit Heinrich II. will ich noch einige Beispiele nachholen, die uns in den alten Märtyreracten

aufbewahrt sind. Fünf junge Studirende*), welche Frankreich verlassen hatten, um in Lausanne sich der Gottesgelahrtheit zu widmen, kehrten nach Vollendung ihrer Studien in ihr Vaterland zurück, um die dort erhaltene christliche Ueberzeugung, in der sie persönlich von Calvin waren bestärkt worden, weiter auszubreiten. Aber schon in Lyon wurden sie als Ketzer verrathen und verhaftet. Ihre Gefangenschaft war hart und qualvoll; sie dauerte vom 1. Mai 1552 bis 16. Mai 1553. Sämmtlich starben sie den Tod auf dem Scheiterhaufen. Ihr Ende war so lehrreich und erbaulich für die Zuschauer, daß man in den Scharfrichter drang, die Hinrichtung zu beschleunigen, damit nicht die Umstehenden durch den ergreifenden Eindruck zur Ketzerei verführt würden.

Nicht nur aber Parlamentsglieder, gebildete Frauen und studirende Jünglinge, sondern auch Leute geringen Standes zeigten damals, wie in den ersten Zeiten der Christenheit, einen entschiedenen Muth im Bekenntniß der Wahrheit und zugleich eine feste, in der Schrift gegründete Ueberzeugung. In den Acten der Hingerichteten werden uns Schuster, Schneider, Tischler, Maurer, Schlosser, Buchdrucker und eine Menge Handarbeiter genannt unter der Zahl der Blutzeugen**).

Als einst Heinrich II. sich den unwürdigen Scherz erlaubte, einen um des Glaubens willen gefangenen Schneider von dem Cardinal von Lothringen prüfen zu lassen, in der Hoffnung, daß dieser durch seine einfältigen Antworten ihm und dem Hofgesinde Stoff zum Lachen geben werde, wurde er durch die Antworten dieses einfachen Mannes nicht weniger beschämt, als seine Maitresse, die Herzogin von Valentinois, welche von dem strengen Sittenprediger in Gegenwart des Hofs eine Strafpredigt über ihre schlechte Aufführung anhören mußte. Freilich bezahlte der Unglückliche seine Kühnheit mit dem Feuertode und der König hatte die Freude, ihn brennen zu sehn. Aber unverwandt richtete das Opfer während der Hinrichtung die Augen auf den König, so daß dieser das Bild des Märtyrers nachher nicht mehr los wurde und es ihn Tag und Nacht wie ein Gespenst verfolgte***). — Eine

*) Wenz, S. 43. und Histoire des Martyrs.
**) Vgl. Histoire des Martyrs vom Jahr 1559.
***) Siehe Wenz S. 31.

neue Maßregel gegen die Ketzer ergriff der erfinderische Cardinal von Lothringen in der Errichtung einer eignen Kammer im Parlament, die sich einzig und allein mit der Bestrafung der Ketzer befassen sollte und die den Namen der Chambre ardente erhielt. Ein Inquisitor, Namens Mouchy*), hatte unter seinem Befehl ein ganzes Heer von Spähern, die Tag und Nacht beschäftigt waren, der Inquisition neue Opfer zuzuführen. Straflosigkeit und ein Theil des confiscirten Vermögens war den Anklägern zugesichert. Da sah man treulose Dienstboten gegen ihre Herrschaften, Frauen gegen ihre Männer aufstehen und sie dem Blutgericht überliefern. In der Vorstadt St. Germain, welche der vielen Protestanten wegen, die darin wohnten, das kleine Genf hieß, kam es zu blutigen Auftritten zwischen den Bürgern und den Schergen der Inquisition. Wie man einst in den ersten Zeiten des Christenthums die Christen nöthigte, den Götzen zu opfern oder den Bildern der Kaiser Weihrauch zu streuen, so wurde auch jetzt Aehnliches versucht. Auf den Straßen wurden von dem pariser Pöbel Kreuze und Heiligenbilder errichtet und Wachskerzen davor aufgestellt. Die Vorübergehenden wurden mit Gewalt genöthigt, niederzuknieen und zur Unterhaltung dieses Bilderdienstes etwas beizusteuern. Wer sich weigerte, der ward als todeswürdiger Ketzer behandelt. Derselbe Pöbel war es, der (wie Lacretelle**) bemerkt) zwei Jahrhunderte nachher, von einem Fanatismus andrer Art getrieben, wieder dieselben Kreuze und Bilder zerstörte, die er hier errichtet hatte. Alle diese einzelnen Auftritte können wir jedoch nur als Vorspiele zu dem großen allgemeinen bürgerlichen Religionskriege betrachten, der, vielfach in die politischen Interessen Frankreichs verflochten, erfordert, daß wir nun auch diesen unsre Aufmerksamkeit zuwenden. Ich will jedoch zuvor die Schriften nennen, welche uns hierüber Licht geben. Was die eigentlichen Quellen betrifft, so haben wir Berichte von beiden Seiten, von der Seite der römisch-katholischen, wie von der der protestantischen Zeitgenossen, von Franzosen und Ausländern, die in den Hauptsachen übereinstimmen, in manchen Nebendingen abweichen, vorzüglich aber da auseinander gehen, wo es sich um die Motive

*) Lacretelle I. p. 339.
**) p. 341.

handelt, aus welchen die Begebenheiten hervorgingen, und um die Beurtheilung der Schritte, welche von der einen oder andern Seite, nicht immer ohne Leidenschaft, geschehen sind. In eine nähere Prüfung dieser Quellen uns einzulassen, gehört nicht hieher *). Von neuern Bearbeitungen dagegen finde ich mich veranlaßt, Sie auf drei derselben aufmerksam zu machen, auf zwei deutsche Schriften und ein französisches Werk.

Das französische ist das von Charles Lacretelle, dem jüngern Bruder des eben so berühmten Pierre Louis Lacretelle. Es führt den Titel: **Histoire de France pendant les guerres de religion.** Der Verfasser gab es als Professor der Geschichte an der pariser Academie in den Jahren 1814 und den folgenden in 4 Bänden heraus. Als katholischer Schriftsteller, seiner Confession nach, weiß er sich zwar wohl über den Standpunkt einer im römischen Kirchenglauben befangenen Ansicht zu erheben und redet der Religionsfreiheit durchgängig das Wort. Gleichwohl betrachtet er die Protestanten nicht selten als eine schwärmerische, rebellische Secte und vermag sich nicht mit dem gehörigen Ernste in ihre Glaubenseigenthümlichkeit hinein zu versetzen. Daß das Buch zugleich mit Vorliebe für den französischen Nationalcharakter geschrieben, und daß ihm an der Makellosigkeit dieses Nationalcharakters mehr zu liegen scheint, als an der Makellosigkeit des christlichen Namens und der über alle Volkseigenthümlichkeiten hinausliegenden Menschenwürde, mögen wir der Zeitbildung zu gut halten, die auf die Ansicht des geistreichen Verfassers und seine Darstellung einwirkte. Bei allen diesen Mängeln aber ist eine edle, freimüthige Gesinnung an diesem Werke nicht zu verkennen, und der belebte, blühende Stil, der nur bisweilen zu sehr dem durch sich selbst redenden Stoffe nachhilft, macht das Buch neben der ihm eigenen Klarheit und lichten Anordnung zu einem Lesebuch, dessen sich jeder Gebildete mit Nutzen bedienen wird. Von den beiden deutschen Schriften, die hier (neben allgemeinern Geschichtswerken) in Betracht kommen, ist die eine eine Abhandlung von Schiller: „Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der

*) Eine sorgfältige Prüfung derselben findet sich bei Wachler. S. 4—7. Nur Weniges habe ich selbst vergleichen können.

Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX. *). Schillers hinreißende, lebendige Darstellung, auch da wo er die Geschichte beschreibt, ist zu bekannt, als daß in dieser Hinsicht zu seiner Empfehlung etwas hinzugefügt zu werden brauchte. Bei der Gedrängtheit seiner Erzählung, der es nicht an rhetorischen Abschweifungen fehlt, läßt sich jedoch jene leichte Uebersichtlichkeit über den verwickelten Stoff nicht so leicht gewinnen, wie bei Lacretelle. Obwohl Protestant, theilt Schiller doch auch mit dem genannten Schriftsteller den Fehler, daß er nicht bloß die Schattenseiten der Protestanten eben so sehr heraushebt, als die der Katholiken (was ganz in der Ordnung ist), sondern daß er den tiefern Grund der religiösen Bewegungen, auch selbst der religiösen Verirrungen zu wenig würdiget und sich zu sehr auf dem damals beliebten Standpunkte des historischen Indifferentismus hält; dennoch hat er vor Lacretelle den tiefern psychologischen Blick und den universellern Geist voraus. Weniger Ansprüche auf eine glänzende Darstellung macht die kleine Schrift von Ludwig Wachler: Die pariser Bluthochzeit. Leipzig 1826 **), die aber ihrer Genauigkeit und Gründlichkeit wegen am ersten den Mangel des eignen Quellenstudiums ersetzen oder in dasselbe hineinführen kann. Es herrscht in dem kleinen Büchlein ein ruhiger, sittlicher Ernst und eine Biederkeit der Gesinnung, die, ohne dem Urtheil des Lesers vorzugreifen, ihn mit wenigen Andeutungen von selbst in die Tiefen der psychologischen Betrachtung hineinleitet. Indem ich also auf die genannten Schriften hinweise, begnüge ich mich, die Verhältnisse kurz anzudeuten, unter welchen die Bürgerkriege Frankreichs emporwuchsen.

Heinrichs II. Gemahlin, die berüchtigte Katharina von Medicis, hatte während der Regierung ihres Gemahles, der, wie

---

*) In der Sammlung seiner historischen Abhandlungen, im 7. Bande der sämmtlichen Werke.

**) Weder die französische Schrift von Capesigue: La reforme, la ligue et le règne de Henri IV., noch die deutsche von Herrmann: Französische Religions- und Bürgerkriege im 16. Jahrhundert. Leipzig 1828. war mir bei der Hand. Auch die neueste Schrift von Weber: Geschichtliche Darstellungen des Calvinismus im Verhältniß zum Staat (Heidelberg 1836), auf die ich bei der Durcharbeitung zum Druck die nöthige Rücksicht genommen habe, war mir noch nicht zu Gesicht gekommen, als ich die Vorlesungen selbst hielt.

schon früher bemerkt, sich ganz von der Diana von Poitiers leiten ließ, mancherlei Zurücksetzungen erlitten, wofür sie sich jetzt unter der Regierung ihres Sohnes Franz II. zu entschädigen suchte. Katharina war die Tochter des Herzogs Lorenzo von Urbino, Nichte des Papstes Clemens VII. Sie wird uns geschildert als eine Frau von seltner Schönheit, von außerordentlichen Geistesgaben, einer weitgetriebenen Verstellungskunst und einem unbegrenzten Ehrgeiz. Damals standen sich zwei Parteien im Reiche entgegen, die Partei der Guisen und der Bourbonen. Das Haus Guise war eine Nebenlinie des herzoglich-lothringischen Stammes.*) — Claude von Guise, der zweite Sohn des Herzogs Renatus von Lothringen, hatte sich ums Jahr 1508 in Frankreich niedergelassen und sich am Hofe und im Felde Verdienste erworben. Deßhalb ward seine Grafschaft, die er in Frankreich besaß, im Jahr 1527 zum Herzogthum erhoben. Von sechs Söhnen, die er hinterließ, zeichneten sich besonders zwei aus, die auch in unserer Geschichte eine bedeutende Rolle spielen: Herzog Franz von Guise, durch viele Waffenthaten ausgezeichnet,**) und sein Bruder Carl, der als Cardinal von Lothringen uns bereits als der eifrigste Verfolger der Protestanten bekannt geworden ist. Alle nun, die es mit dem Hause Guise hielten, waren auch zugleich die entschiedensten Gegner der neuen Lehre. Diese Partei war es gewesen, welche besonders auch in der Person der Diana von Poitiers, des Connétable von Montmorency und des Marschals von St. André bei Heinrichs Lebzeiten auf ihn gewirkt hatte. In der Vermählung des nunmehrigen Königs Franz II. mit Maria Stuart von Schottland, einer Nichte der Guisen, schien diese Partei eine neue kräftige Stütze zu erhalten. — Dagegen gehörten jene Großen Frankreichs, die sich von Anfang an der protestantischen Partei günstig gezeigt hatten, Anton von Navarra, seine Gemahlin Jeanne d'Albret und sein Bruder Ludwig, Prinz von Condé, zu den Bourbonen. Das Haus Bourbon hatte durch seine Abstammung von Robert, Graf

*) Wachler. S. 12.

**) Von einer Wunde, die er 1545 bei der Belagerung von Boulogne erhielt, führte er den Namen le Balafré. — Denselben Namen scheint jedoch später auch sein Sohn Heinrich geführt zu haben von einer Wunde, die er bei Chateau-Thierry erhalten hatte. S. Weber S. 133.

von Clermont, dem Sohne Ludwigs des Heiligen, gegründete Ansprüche auf die Königskrone. —

Katharina von Medicis schwankte erst lange zwischen beiden Parteien. Erst war sie gegen die Guisen feindlich gesinnt, bis ihr endlich die Politik rieth, sich an dieselben anzuschließen, um mit ihnen an der Beseitigung der Bourbonen und an der Vernichtung des Protestantismus zu arbeiten. Den Ausbruch zu den öffentlichen Mißhelligkeiten gab die Verschwörung von Amboise, die in ihrer Natur rein politischer Art war, bald aber den Protestanten, als solchen, zur Last gelegt wurde und somit das Signal zu neuen Verfolgungen gab. — Johann de Barry, Seigneur de la Renaudie aus Perigord, hatte, nachdem er, wie Viele behaupten, unschuldig als ein Betrüger durch die Gerichte war verurtheilt worden, sich nach Genf zurückgezogen und dort die Bekanntschaft Calvins gemacht. Voll Begeisterung für die Lehre dieses Reformators kehrte er nach Frankreich zurück, und suchte überall für die Verbreitung protestantischer Grundsätze zu wirken. In diesen religiösen Eifer mischte sich aber auch ein politischer Factionsgeist, der der guten Sache offenbar mehr schadete, als nützte, und jene unheilbringende Vermengung der geistlichen und weltlichen Interessen zur Folge hatte, die, wo sie nur immer vorkommt, stets einen düstern Schatten auf die Geschichte des Protestantismus wirft. La Renaudie drang auf Vereinung aller politisch Gleichgesinnten oder, wie er sich ausdrückte, aller guten Franzosen.*) Die Stadt Nantes wurde zum Orte der Zusammenkunft bestimmt. Die Vereinigung fand im Februar 1560 statt. Es erschienen an fünfhundert Edelleute aus allen Theilen des Reichs. In Blois, wohin der Hof der Gesundheit des Königs wegen sich begeben hatte, sollte ein entscheidender Schlag gegen die Guisen ausgeführt werden; aber durch einen Protestanten selbst, den Advokaten d'Avenelles, dem de Barry das Vorhaben mitgetheilt hatte und der solche Umtriebe mißbilligte, weil sie wider das Gewissen streiten**), wurde das Complot verrathen. Jetzt zog sich der Hof in das feste Schloß Amboise zurück, während die Verschworenen unter der Anführung von Ca-

---

*) Lacretelle I. p. 346.

**) Auch Calvin mißbilligte es, sowie jeden Widerstand mit Waffengewalt, siehe Weber. S. 61.

stelnau sich des Schlosses Noizai bemächtigten. Es kam zu einem Gefecht, in welchem der Anstifter des Complotes, de Barry de la Renaudie ums Leben kam. Sein Leichnam ward über den Schloßmauern aufgehangen; vergebens wurde den Uebrigen Amnestie angeboten, wenn sie die Waffen streckten. Mit diesen in der Hand zu sterben, schien ihnen rühmlicher. Allein sie wurden besiegt, an zwölfhundert derselben gefangen und hingerichtet; die einen an den Schloßmauern aufgehangen, die andern in der Loire ertränkt. Die Königin Maria Stuart sowie Katharina von Medicis und die Prinzen des königlichen Hauses sahen vom Balcon herab *) dem gräßlichen Schauspiel zu. Durch die Folter wurde von Mehrern das Geständniß erpreßt, als ob der Prinz Condé mit um die Verschwörung gewußt habe; obwohl von Andern **) das Gegentheil bestimmt behauptet wird. Condé zog sich indessen in die südliche Landschaft des Bearn zurück, und trat dort erst offen zum protestantischen Glauben über. ***) — Um diese Zeit erhielt der vielfach bedrohte Staat eine mächtige Stütze an dem neu erwählten Kanzler Michael de l'Hôpital, welcher dem verstorbenen Kanzler Olivier in seiner Würde folgte. An das Haus der Bourbonen schien Michael de l'Hôpital äußerlich durch den Umstand geknüpft, daß sein Vater, ein Arzt, dem Connêtable Carl von Bourbon in die Verbannung gefolgt war †) und seine treue Anhänglichkeit ihm eben dadurch erwiesen hatte. Michael de l'Hôpital war geistreich und gelehrt. Die seltene Gewandtheit seines Geistes ließ ihn in verschiedenen Bahnen sich versuchen; er trat als Dichter und Redner, als Rechtsgelehrter und Staatsmann auf. Ehr- und Vaterlandsliebe hatten den Jüngling wieder nach Frankreich zurückgeführt, und der Vorwurf der Neider, daß er der Sohn eines Geächteten sei, mußte bald vor dem Ruhme verstummen, den sich seine ausgezeichneten Talente erwarben. Schon unter Franz I. wurde der seltene Jüngling hervorgezogen und ins Parlament gerufen. Hier trat er mit edler Freisinnigkeit dem blinden Eifer gegen die Protestanten entgegen, und widersetzte sich manchen

*) Lacretelle I. p. 363.
**) Brantôme bei Lacretelle.
***) Wachler S. 22.
†) Lacretelle I. p. 371.

Mißbräuchen und Willkürlichkeiten in der innern Verwaltung des Staates. Nachdem er drauf unter Heinrich II. noch andere Stellen, die eines Präsidenten der Oberrechnungskammer und eines Staatsraths bekleidet hatte, trat er als Kanzler an Olivier's Stelle, dessen Liebling er gewesen war. Sowohl Katharina, die damals noch der Partei der Guisen gegenüber stand, als diese Partei selbst, namentlich der Cardinal von Lothringen, hofften auf ihn. Aber l'Hôpital fragte nicht, was er Katharinen, noch was er den Guisen, noch was er den Bourbonen, sondern was er den Gesetzen und dem Vaterlande schuldig sei. Ohne sich selbst zu der Religion der Protestanten zu bekennen, suchte er mit weiser Mäßigung und nur allmälig eine schönere Zeit der christlichen Duldung herbeizuführen. „Denn nicht mit Gewalt, — das war sein Grundsatz, den er durchs ganze Leben festhielt, — lassen die Meinungen sich ändern; sondern nur durch Gebet und Vernunft.“*) Das von ihm vorgeschlagene Edict von Romorantin, welches im Mai 1560 erlassen wurde, hatte den Zweck, die sogenannten Ketzer der weltlichen Gerichtsbarkeit zu entziehen und ihre Beurtheilung bloß den Bischöfen zuzuweisen, während bisher, seit dem Edict von Chateaubriant, geistliche und weltliche Macht vereint zu ihrer Ausrottung gewirkt hatten. Einen weitern Schritt ging er auf der Versammlung der Großen des Reichs zu Fontainebleau (den 21. Aug.), auf welcher die Verhältnisse der Calvinisten besprochen wurden. Zu ihren Gunsten äußerten sich jetzt entschieden der Admiral Coligny, und selbst zwei Bischöfe, Jean de Montluc von Valence**) und Charles de Marillac, Erzbischof von Vienne, sprachen sich, indem sie die Verfolgungen der Protestanten höchst mißbilligten, für die Nothwendigkeit einer Reformation aus, und drangen auf die Zusammenberufung einer französischen Kirchenversammlung, der sich aber der Cardinal von Lothringen aufs Nachdrücklichste widersetzte. Die gemäßigten Plane l'Hôpitals wurden jedoch durch die Dazwischenkunft eines störenden Vorfalls vereitelt. Der Prinz Condé, der, wie schon bemerkt, sich bisher im Bearn verborgen gehalten, hatte einen Angriff auf Lyon gewagt, welcher mißlang. Man

---

*) Vgl. Villemain: Mélanges T. II. p. 95.

**) Der Bruder des Feldherrn, der nachmals die Protestanten verfolgte.

suchte ihn nebst seinem Bruder Anton von Navarra auf den Reichstag zu locken, der sich in Orleans versammelte. Beide erschienen. Condé wurde verhaftet und als Meutrer vor ein Gericht gestellt. Er ward zum Tode verurtheilt. Allein noch ehe das Urtheil vollzogen werden konnte, führte der Tod Franz II. (den 5. December 1560) die Befreiung Condés und mit ihr auch neue Verwickelungen herbei. —

Der natürliche Thronerbe, der Bruder des verstorbenen Königs, Carl IX. war erst 11 Jahre alt, und so trat die Nothwendigkeit einer vormundschaftlichen Regierung ein. Die Regentschaft fiel bei der Unentschiedenheit Antons von Navarra in Katharinens Hände. Diese Zeit der weiblichen Regentschaft führte für die Protestanten oder Hugenotten (wie sie auch genannt wurden) eine neue und zwar so gewaltige Periode des Kampfes herbei, daß sie an blutigen Auftritten ihres Gleichen sucht.

Es dürfte vielleicht hier am Platz sein, ehe wir weiter gehen, über den Namen „Hugenotten" die Vermuthungen vorzutragen, die über dessen Ableitung gemacht worden sind.

Auf den König Hugo Capet, als den gemeinsamen Stammhalter der Häuser Valois und Bourbon könnte die Benennung am leichtesten zurückgeführt werden, wenn nicht der Name eher als ein Spottname zu betrachten wäre, den die Gegenpartei erfand; daher denken Andere lieber an einen fabelhaften König Hugo, von dem die Sage ging, daß er Nachts als Gespenst umherwandle. Indem nämlich die Protestanten in frühern Zeiten ihre Versammlungen im Verborgenen und bei Nacht hielten, wurden sie von ihren Feinden gleichsam als die unheimlichen Nachtgespenster betrachtet; worein sich auch noch die Nebenidee mischen mochte, daß solcher Geisterspuk in Verbindung gedacht wurde mit dem Fürsten der Finsterniß, den man so gern als den Anstifter aller Ketzereien betrachtete. Weniger Beachtung dürften die Ableitungen verdienen, welche das Wort Huguenot auf eine verdorbene französische Aussprache zurückführen. Nach den Einen soll es entstanden sein aus dem deutschen Worte Eidgenossen (eitgenos, hûgenot), indem in den Streitigkeiten der Genfer mit dem Bischof von Savoyen die Feinde des letztern wegen ihrer Verbindung mit den Schweizern diesen

Parteinamen erhielten. *) Nach einer andern Deutung entstand der Name der Hugenotten erst bei der Verschwörung von Amboise. Einer der Gefangenen, ein junger deutscher Adliger, wollte sich vor dem Cardinal von Lothringen in einer lateinischen Rede rechtfertigen. Die Rede begann mit den Worten: Huc nos advenimus; der Redner stockte aber, und wußte nur die Anfangsworte Huc nos herauszubringen. Nach der französischen Aussprache des Lateinischen lauten die Worte allerdings huguenot; aber der Umstand, daß der Redner grade ein Deutscher gewesen sein soll, macht die Ableitung mehr als verdächtig. Endlich soll auch noch der Name Huß in dem Worte Hugenot stecken, und so wäre die Benennung gleichbedeutend mit Hussiten; und wieder nach Andern **) soll der Name von einem Orte herkommen, wo die Hugenotten ihre Zusammenkünfte hielten.

Wir lassen diese Ableitungen auf sich beruhen ***), da es weniger auf die Grundbedeutung und den Ursprung solcher Parteinamen ankommt, als auf den Klang, den sie im Munde des Volkes erhalten haben. Die Geschichte aller Zeiten lehrt übrigens, daß wo einmal solche Namen vorhanden sind, die Leidenschaft immer neue Nahrung aus ihnen zu ziehen weiß, und dieß um so mehr, je unbestimmter und fabelhafter der Name ist und je weniger eine klare Idee sich damit verbindet †). Es war daher eine gute Meinung des Kanzler l'Hôpital, als er in der Rede, die er an die versammelten Stände in Orleans hielt, den Antrag machte, solche gehässige Namen, wie die der Hugenotten, Lutheraner, Papisten abzuschaffen und sich allein des christlichen Namens zu rühmen. Hatte doch Luther Aehnliches gesagt, aber auch tauben

*) Die Gegner des Bischofs, zugleich Anhänger der Reformation, hießen Eidgenossen, die Freunde desselben Mameluken. Wahrscheinlicher ist indessen, wenn der Name wirklich aus Genf kommt, die Zurückführung des Namens auf Besançon Hugues, den Anführer der eidgenössischen Partei. Vgl. Weber, Geschichte des Calvinismus. S. 44.

**) z. B. nach dem Conversationslexicon.

***) Vgl. das weitere bei Henry, Leben Calvins. S. 48. nach Pasquier, Beza u. a.

†) Man denke nur an die Namen Momier, Mucker und dergleichen in unsrer Zeit. Späterhin, als der Name „Hugenot" seine verletzende Spitze verloren hatte, erfand man in Frankreich neue Necknamen. Man rief ihnen das Wort „Huß" nach (wie zu unsern Zeiten „Hep! Hep!" den Juden) oder nannte sie Parpaillots. vgl. Weber. S. 243.

Ohren gepredigt! Diesem Grundsatz gemäß suchte der weise Kanzler, anfänglich von der Regentin unterstützt, alles anzuwenden, um den Protestanten eine größere Freiheit zu verschaffen. Aber noch hatte er viele Schwierigkeiten zu überwinden.

Eine Erscheinung, welche dem Protestantismus neue Gefahr drohte, war die Bildung des sogenannten Triumvirates. Der Connêtable von Montmorency und der Herzog Franz Guise, früher persönliche Feinde, versöhnten sich durch Vermittlung des Marschal von St. André am heiligen Osterfeste des Jahres 1561 durch den gemeinschaftlichen Genuß der Communion. Beide Männer mit sammt ihrem Vermittler schlossen nun einen engen Bund zur Aufrechthaltung des allein seligmachenden katholischen Glaubens und der bisherigen Verfassung der Monarchie. Das geheime Oberhaupt des Bundes war aber König Philipp II. von Spanien, dem die Anarchie in Frankreich eben so willkommen war, als der Sieg des Katholicismus. L'Hôpital steuerte indessen unerschrocken auf sein Ziel los. Im Julius des Jahres 1561 wirkte er ein königliches Edict aus, (das Juli-Edict), welches zwar den Protestanten alle Zusammenkünfte verbot; allein gleich dem früheren Edict von Romorantin die Religionsprocesse bloß auf die geistliche Gerichtsbarkeit, und was noch mehr war, die über die Ketzer zu verhängende Strafe auf bloße Landesverweisung beschränkte. Von Hinrichtungen und Scheiterhaufen war jetzt nicht mehr die Rede. Ein milderer Weg sollte versucht werden, den Religionsirrungen ein Ende zu machen, ein Weg, der auch in der deutschen und schweizerischen Reformation zu verschiednen Malen eingeschlagen worden, ohne daß er jedoch in der Regel zu bedeutenten Resultaten geführt hätte, nämlich die Anstellung eines öffentlichen Religionsgesprächs, welches im September des Jahres 1561 in der Abtei Poissy in der Nähe von Paris gehalten wurde. Zwei der berühmtesten reformirten Theologen, Peter Martyr, mit dem Beinamen Vermilio, und Theodor Beza, der Schüler Calvins *), wurden von der Königin von Navarra eingeladen, auf diesem Gespräch zu erscheinen.

*) Ueber beide Männer ist Schlossers treffliche Schrift: Leben des Theodor Beza und Peter Martyr u. s. w. Heidelberg 1809, zu vergleichen, worin sich auch S. 105 ff. eine weitre Beschreibung des Gesprächs findet.

Der Kanzler l'Hôpital eröffnete die Versammlung mit einer Rede, in der er noch dringender, als er es bei frühern Gelegenheiten gethan hatte, auf die Nothwendigkeit einer kirchlichen Reform drang, und auch jetzt wieder sprach er der Duldung das Wort, indem er drauf hinwies, wie der Christenname beiden streitenten Parteien gemeinsam sei, und wie sie suchen sollten durch jene Bruderliebe, die Christus gelehrt habe, seinem Namen Ehre zu machen.

Nun fiel Theodor Beza auf seine Kniee, und bat Gott um Beistand zu dem wichtigen Geschäfte. Dieses Gebet, womit er seinen Vortrag begann, und der ganze fromme Ausdruck des Betenden äußerten eine tiefe Wirkung auf die Versammlung. Mit Kraft und Wahrheit schilderte er die bisherigen Verfolgungen, die auf dem falschen Wahne beruhten, als ob die Protestanten vom wahren Glauben abgefallen seien; vielmehr suchte er die herrschende Kirche des Irrthums zu überweisen, indem er die streitigen Punkte beider Parteien mit Klarheit auseinandersetzte, und namentlich die Lehre von der Messe bestritt. Ihm gegenüber ließ nun der Cardinal von Lothringen seine blendende Gelehrsamkeit glänzen, die jedoch größtentheils in scholastischen Beweisen sich herumdrehte. Auch andere katholische Theologen mischten sich in das Gespräch, das endlich, wie so viele, damit schloß, daß jede Partei sich den Sieg zuschrieb. An Leidenschaftlichkeit fehlte es von beiden Seiten nicht. Beza hatte sich in seinem Eifer gegen die Verehrung der Hostie im Abendmahl so weit hinreißen lassen, daß er behauptete, Christus sei vom Brode eben so weit entfernt, als der Himmel von der Erde (eine Behauptung, die sein Lehrer Calvin schwerlich würde gebilligt haben). Dagegen fielen aber auch die Katholiken mit aller Wuth über ihn her, und der Jesuite Lainez nannte die Protestanten Affen, Füchse und Ungethüme. Das Merkwürdigste war jedoch, daß, während bald nach dem Gespräch der charakterlose König Anton von Navarra zur katholischen Kirche zurücktrat, die Regentin dagegen eine günstigere Gesinnung für die Calvinisten an den Tag legte. Bei einem Charakter wie dem ihrigen, darf der Grund zu dieser Veränderung weniger in einer gründlichen religiösen Ueberzeugung, die sie durch das Gespräch erlangt haben sollte, er muß vielmehr in einer klugen Berechnung der vorhande-

nen Streitkräfte gesucht werden. Jedenfalls ging daraus eine für den Augenblick vortheilhaftere Lage der Protestanten hervor, indem ihnen nun durch das unterm 17. Januar 1562 erlassene Edict von St. Germain en Laye zuerst das Recht eines öffentlichen Gottesdienstes zugesichert wurde; freilich nur ein sehr beschränktes Recht, da sich die Erlaubniß nur auf die Vorstädte bezog und noch andere hemmende Verfügungen mit sich führte; aber doch immer ein Recht, das ihnen bisher (auch in diesem geringen Umfange), noch nie war zugestanden worden. Lange weigerte sich das Parlament, dieses Edict, das auch unter dem Namen des Jenneredictes bekannt ist, in das Gesetzbuch einzutragen; doch mußte es nachgeben. So weit war besonders durch die Verwendungen des edeln l'Hôpital die Sache der Protestanten gediehen, nachdem schon während vierzig Jahren viel Blut war vergossen, schon viel Unrecht war verübt worden. Die Folge des Edicts war, daß nun auch diejenigen, welche bisher nur aus Furcht in der alten Kirche geblieben waren, offen zur neuen übertraten. Dabei konnte indessen nicht vermieden werden, daß auch viel Neugierige zu den Versammlungen sich hinzudrängten, und damit wurde leicht der Zunder zu neuen Zänkereien gelegt, der beim geringsten Anlaß Feuer fing.

Unter anderm war in dem Edict den Protestanten verboten, sich bewaffnet auf ihren Versammlungsplätzen einzufinden. Die Angriffe des Pöbels, denen sie sich aussetzten, mochten sie indessen nöthigen, das Verbot zu überschreiten, und so konnte es nicht fehlen, daß die mit unsanften Reden begonnenen Wortwechsel hie und da in Thätlichkeiten ausarteten, und da die Katholiken die Mehrzahl waren, so fielen sie meist zum Unglück der Protestanten aus. — In der Stadt Cahors in der Guyenne rottete sich auf den Schall der Sturmglocke das Volk zusammen und umzingelte das Bethaus, in welchem die Hugenotten versammelt waren; dann wurde das Haus in Brand gesteckt und die Versammlung zur Flucht genöthigt. Aber die Fliehenden wurden an den Kirchthüren überfallen und mit Dolchen und Spießen, mit Karsten und Hacken niedergemacht. — Nicht immer bewahrten in solchen Fällen die Protestanten den Geist der Versöhnlichkeit und der Feindesliebe, den ihnen das reine Evangelium empfahl. Es fehlte nicht an blutiger Wie-

bervergeltung. So waren es hugenottische Landleute, welche, um die Greuel von Cahors zu rächen, ihren Gutsherrn, den Baron von Fumel, auf eine grausame Weise ums Leben brachten. Es schienen sich dieselben Scenen zu wiederholen, die im deutschen Bauernkriege ein so trübes Licht auf das Reformationswerk warfen. Wie aber damals die Grausamkeit derer, welche die Excesse bestrafen sollten, noch die Bauern übertraf, so war es auch hier. Die Königin beauftragte den Marschal Blaise Montluc mit der Vollziehung der Strafe, welche das Gesetz über die Frevler verhängte. Montluc entledigte sich dieses Auftrags mit der ausgesuchtesten Schadenfreude. Mit eignen Händen erwürgte er die Angeklagten, ohne sie zu verhören oder er übergab sie den Scharfrichtern, die ihn begleiteten, und die er scherzweise seine Lakaien nannte, und mit einer eigenen Art von Stolz rühmte er sich noch seiner Greuelthaten in den von ihm verfaßten Memoiren. Bald darauf erneuerten sich die blutigen Auftritte von Cahors auch in andern Städten, in Toulouse, Tours, Amiens, Sens und anderwärts. So wurde das Jenneredict factisch mit Füßen getreten und der Zustand der Protestanten war wieder bedenklicher, als je. Dazu kam noch Folgendes. Die Partei der Guisen, welche nur mit Aerger das Emporkommen der Condéschen Partei betrachtete, drang in den Herzog Franz von Guise, der sich in Lothringen aufhielt, selbst nach Paris zu kommen, wo seine Gegenwart erforderlich sei; und auch die Regentin munterte ihn dazu auf. Der Herzog machte sich auf den Weg. In Vassy, einer kleinen Stadt der Champagne, durch welche ihn sein Weg führte, machte er Halt, um eine Messe zu hören. Auf dem Weg zur Kirche vernahm er von der Vorstadt her das Geläute der Protestanten und machte seinem Aerger in Worten Luft. Viele von seinem Gefolge begaben sich nun sogleich bewaffnet in die Vorstadt und stellten sich vor der Scheune auf, in welcher die Protestanten ihren Gottesdienst hielten, an welchem etwa sieben bis achthundert Personen theilnahmen, so daß ein Theil derselben vor den Thüren des Bethauses stehen mußte. Hier kam es erst zu gegenseitigen Beschimpfungen zwischen den Hugenotten und den Leuten des Herzogs, und dann zum Handgemenge. Es fielen Flinten- und Pistolenschüsse von Seiten der letztern; die Hugenotten griffen zu Steinen, um sich zu wehren.

Nun aber sprengten die Herzoglichen die Thore der Scheune und drangen wüthend in das ärmliche Gotteshaus ein. Ein allgemeines Gemetzel begann. Weder Greise, noch Weiber, noch Kinder wurden verschont. Jetzt erst erhielt der Herzog, der von der Messe zurückkehrte, Kunde von dem Vorfall. Mit entblößtem Degen drang er in die Versammlung. Als er im Getümmel zufällig an der Wange verwundet wurde, so gab dies einen neuen Grund, mit Wuth über die vermeintlichen Thäter herzufallen.*) An sechzig Hugenotten sollen bei diesem Vorfalle getödtet, an zweihundert verwundet worden sein. Wie die Protestanten behaupten, war es sogar die in der Nähe von Vassy wohnende Mutter des Herzogs, die ihn aufgefordert hatte, dem Scandal des protestantischen Gottesdienstes ein Ende zu machen. Wenn aber auch der Herzog nicht mit Sicherheit als der geheime Anstifter des Aufruhres bezeichnet werden kann, so legte er doch nachher deutlich genug seine Gesinnung an den Tag. Er ließ den Commandant von Vassy vor sich fordern und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er protestantische Versammlungen gestatte. Der Commandant berief sich auf das Jenneredict, welches die Versammlungen in den Vorstädten erlaubte. „Verwünschtes Edict!" rief der Herzog, und die Hand an den Degen legend, fügte er hinzu: „Mit diesem will ich ein Loch drein machen." In Paris wurde der Herzog als ein Held der Kirche, als ein Vorfechter des allerheiligsten Glaubens empfangen. Die Katholiken nannten ihn den neuen Maccabäus, während die Protestanten ihn dem Herodes verglichen. In Paris brachen neue Verfolgungen aus. Man legte Feuer unter die Kanzeln und die Kirchenbänke, um die Versammlungen auseinander zu treiben. Vergebens trat Theodor Beza im Namen seiner Glaubensbrüder als Kläger auf gegen solche Gewaltthaten. Weder der schwache Anton von Navarra, noch die heuchlerische Katharina, die der Gewalt des Herzogs sich fügte, und bald darauf mit ihrem Sohne als Gefangene behandelt wurde, wußten ihm Trost zu geben. Der

---

*) Protestantische Schriftsteller beschuldigen ihn, seine Leute aufgemuntert zu haben, während katholische das Gegentheil bezeugen. So viel ist gewiß, daß seine Gegenwart dem allgemeinen Blutbade nur wenig Einhalt that.

einzige Kanzler l'Hôpital stand aufrecht, während die Uebrigen dem Sturme sich beugten.

Condé war unterdessen nicht unthätig geblieben. Von der Guisenpartei aus Paris vertrieben, sammelte er im Süden Frankreichs seine Streitkräfte, und bewarb sich um Hülfe aus Deutschland und England. Den 2. April 1562 besetzte er Orleans. Von hier erließ er ein Manifest, in welchem er sich als den Vertheidiger der protestantischen Religionsfreiheit und der rechtmäßigen königlichen Gewalt ankündigte. Ein großer Theil der französischen Städte und des Adels trat unter seine Fahne. Elisabeth von England sandte Hülfe. Von den Deutschen nahmen nur die Hessen am Kampfe Theil, weil die Uebrigen als strenge Lutheraner keine gemeinsame Sache mit den Reformirten machen wollten. Eine allgemeine Begeisterung zeigte sich im Heere der Hugenotten. Man stärkte sich durch das Lesen der Psalmen, in welchen der Gott Israels sein Volk zur Rache auffordert gegen die Götzendiener. Paris erschien als die große Babylon, deren Sturz beschlossen sei, und in das feierliche „Amen" der Gebete mischte sich das schauerliche Geklirre der Waffen.*)

Aber auch im Heere der Guisen, das von Spanien sowohl als von den Schweizern aus den kleinen Kantonen unterstützt war, waltete der Geist des religiösen Eifers. Der Anblick der von den Protestanten zerstörten Kirchen, der von ihnen entweihten heiligen Gefäße schien zu einem gerechten Kampfe für Altar und Heerd aufzufordern. Von beiden Seiten kam es zu grausamen Auftritten, zu Ausbrüchen unreiner Leidenschaft. Als nach langer Belagerung der Herzog von Guise Rouen erobert hatte, wurde der Sieg durch zahlreiche Hinrichtungen gefeiert. König Anton von Navarra, der zur katholischen Partei zurückgetreten war, starb an den Folgen seiner während der Belagerung erhaltenen Wunden. Ob er, wie Einige behaupten, vor seinem Hinschied sich wieder dem Protestantismus zugewandt habe? — diese Frage kann bei der Characterlosigkeit, die der Mann während seines Lebens gezeigt, nur von geringem Belang sein.

Endlich kam es zwischen beiden Parteien zu Dreux in der Normandie den 18. Dec. zu einer Schlacht. Das Glück schien

*) Lacretelle. II. p. 113.

anfangs unentschieden, doch neigte es sich am Ende dem Herzog von Guise zu. Von der einen Seite gerieth der Connôtable von Montmorency, von der andern der Prinz Condé in die Gefangenschaft. Beide wurden mit Anstand, im Sinne alter Ritterlichkeit behandelt; eine rühmliche Ausnahme mitten in der Erbitterung des Kampfes! Der Marschal St. André verlor in der Schlacht das Leben. Das Triumvirat war zerstört. Achttausend Todte von dreißigtausend Kämpfenden bedeckten das Schlachtfeld, viele waren verwundet und gefangen.

Katharina von Medicis zeigte bei dieser Gelegenheit recht wieder ihren leichtfertigen, bloß dem Interesse des Augenblicks sich zuwendenden Sinn. Als ihr erst die falsche Nachricht vom Siege der Protestanten gebracht wurde, antwortete sie, als ob es sich um den Wechsel einer Mode handelte: Wohlan! wir werden uns bequemen müssen, den lieben Gott französisch anzurufen *). Sowie aber der Sieg des Herzogs sich bestätigte, so zeigte sie sich wieder ganz als Katholikin und ließ es nicht an äußerm Pomp und Glanz fehlen, den Sieg zu verherrlichen. Mit Glockengeläute und Illumination, mit Processionen auf der einen, mit Maskeraden auf der andern Seite wurde die Sinnlichkeit des Pöbels aufgeregt und durch Reden und Thaten das Gefühl der Rache genährt. Allein auch in dieser Siegesfeier zeigte sich Katharina als Heuchlerin; denn in dem Sieger von Dreux haßte sie heimlich ihren längst gefürchteten Nebenbuhler, dessen sie sich gerne auf alle Weise entledigt hätte. Geschah es auf ihre eigene geheime Anstiftung oder kam ihr wirklich der falsche Eifer eines hugenottischen Schwärmers zuvor, daß Franz von Guise, als er eben auf dem Gipfel seiner Macht sich befand, von einer mörderischen Hand aus dem Wege geräumt ward? — Die Sache verhielt sich so. Bald nach dem Siege von Dreux warf sich der Herzog, wider den Willen der Regentin, vor Orleans, welche Stadt von d'Andelot vertheidigt ward. Schon war er nahe daran, die Stadt zu berennen, als ihn den Vorabend vor dem Sturme ein Bote ins Lager rief, wo die Herzogin seiner warte. Der Herzog ritt in Begleitung dreier Edelleute dahin. Unter diesen befand sich ein

*) Eh bien, nous prierons Dieu en français. Lacret. II. p. 122. 23.

Protestant, Namens Poltrot de Méren, der unter der Maske eines Ueberläufers sich seit wenigen Tagen in das Zutrauen des Herzogs eingeschmeichelt hatte. Dieser sprengte unter dem Vorwande, die Herzogin von der Ankunft ihres Gemahls benachrichtigen zu wollen, eine Strecke voran, lauerte aber dann hinter einem Gebüsche seinem Herrn auf, und erreichte ihn mit einer vergifteten Kugel, welche die Schulter des Herzogs traf und bald drauf seinem Leben ein Ende machte. Franz von Guise starb den 24. Februar 1563 in einem Alter von 44 Jahren. Einige harte Züge in seinem Benehmen gegen die Protestanten, namentlich sein Benehmen in Vassy, abgerechnet, kann ihm die unparteische Geschichte den Ruhm eines ehrenwerthen Kriegers und eines Mannes von höhern, als gewöhnlichen Gesinnungen nicht verweigern. Auch ist sein Leben nicht leer von manchen Zügen des Edelmuths und der Menschlichkeit. Noch vor seinem Ende beschwor er die Regentin, dem Blutvergießen ein Ende zu machen. Sein Mörder wurde bald ergriffen. Der Elende half sich mit der Lüge, er sei vom Admiral Coligny und Theodor Beza gedungen. Die Nichtigkeit dieser Aussage erwies sich bald.

Abermals kam es zu einem Friedensschlusse, der von dem Hofe in Amboise den 19. März 1563 bestätigt wurde, woher er den Namen des Friedens von Amboise hat. Den Protestanten sollte Vergessenheit des Vergangenen und die Gültigkeit der frühern Duldungsedicte zugesichert werden. Doch auch dieser Friede war nur ein vorübergehender, wie die Folge uns zeigen wird.

Die Zeit gebietet uns, für dießmal hier abzubrechen, ohne daß es mir möglich geworden wäre, ein vollständiges Bild des langen und verwickelten Kampfes in dieser einen Stunde zu geben. Von dem Bilde einzelner, der bessern Ueberzeugung sich muthig dahin opfernder Märtyrer ist unser Blick abgewendet und in das Gewühl der Schlachten hineingezogen worden. Dort feierte die fromme Ergebung ihren stillen Sieg, den Sieg des Geistes, während der Leib, ein Staub der Flammen dahin sank, und das Auge konnte ruhig auf dem Dulder und der Dulderin verweilen, ohne durch fremdartige Eindrücke sich stören zu lassen; hier wird es nun schon schwerer, aus dem Drange der aufeinander einstürmenden Gewalten einen sichern, das Gemüth erhebenden und erbauenden Eindruck

mitzunehmen, und es ist uns, als ob wir plötzlich von dem Heiligenbilde, das wir in seiner stillen Glorie bewunderten, hingeführt würden vor ein großes Schlachtgemälde, in dem wir Mühe haben uns zurechtzufinden. Aber auch aus diesem verworrenen Gemälde sind uns schon in dieser Stunde einzelne große Bilder, wie das eines l'Hôpital, eines Beza, eines Coligny, entgegengetreten, und so hoffe ich, daß es mir auch in den folgenden Stunden gelingen soll, Ihren Blick auf solche Gestalten hinzurichten, wenn ich Ihnen auch nicht die Einsicht in das bunte Gewirre ersparen darf, aus dem sich diese Gestalten wie leuchtende Sterne aus schwarzen Gewitterwolken herausheben.

Vierte Vorlesung.

Katharina von Medicis und der Fanatismus Karls IX. Reise mit ihrem Sohne durch Frankreich und Zusammenkunft in Bayonne. Zweiter Religionskrieg. Schlacht bei St. Denis. Tod des Montmorency. Kleiner und hinkender Friede von Longjumeau. Flucht von Condé und Coligny nach Rochelle. Jeanne d'Albret und Heinrich von Navarra. Der dritte Religionskrieg. Schlacht von Jarnac und Condés Tod. Schlacht von Moncontour. Colignys christliche Gesinnung. Friede von St. Germain en Laye. Die Vermählung Heinrichs von Navarra mit Margaretha. Tod der Jeanne d'Albret. Colignys Tod und die Bluthochzeit.

Wir haben in der letzten Stunde bereits die Geschichte der französischen Religionskriege begonnen und die des ersten derselben mit dem Frieden von Amboise beendet. Aber wir stehen noch nicht am Ende selbst. Vielmehr entwickelt sich jetzt vor uns erst recht das Gewebe der menschlichen Leidenschaften, zu welchem die Glaubensirrungen gleichsam nur den Einschlag bilden, während der Zettel aus andern Stoffen genommen ist, die ihre gröbere, irdische Natur nicht verläugnen können. Das künstliche Gewebe ist größtentheils das Werk einer Frau, die mit Gewandheit die Fäden zu schlingen und zu verwirren versteht, wo es ihrem Zwecke dient, und

die, wenn es an einem Orte gerissen, wieder Neues anzuspinnen weiß in dunkler Stunde.

Katharina von Medicis war eine Frau nicht ohne geistige Bildung und Sinn für Wissenschaft. Aber auch darin zeigte sie sich als eine Mediceerin, daß sie, ähnlich wie einst Leo X., Künste und Wissenschaften mehr aus Eitelkeit schätzte denn aus dem reinen innern Triebe zum Schönen, der ja nie getrennt sein kann vom Sinn für das Gute und Wahre. Aber eben diese beiden mit dem wahren Schönheitssinne eng verschwisterten Grundanlagen der menschlichen Seele, der Trieb für das Gute und für das Wahre, der in der Religion des Evangeliums seine sicherste Anleitung, seinen mächtigsten Hebel und seine reinste Befriedigung findet, traten in ihr zurück und verloren sich in dem finstern Hintergrunde einer alles nur auf ihren Vortheil berechnenden Selbstsucht. So war ihr denn das, was allen Völkern, wie dem einzelnen Menschen das Heiligste ist, die Religion, zum Spielball geworden, den sie je nach ihrer Laune bald dieser Partei, bald jener als Zankapfel zuwarf, während sie selbst die berechnende Zuschauerin machte, und, je nachdem das blutige Spiel ausfiel, dem Sieger mit lächelndem Munde die Hand bot und dem Besiegten den Rücken kehrte.

Wir würden diese Frau falsch beurtheilen, wenn wir sie für eine im Religionshaß erglühende, finstere Schwärmerin hielten. Wir würden dadurch ihrem Verstande Unrecht thun, vielleicht aber zugleich ihrem Herzen damit noch ein besseres Zeugniß geben, als wir der Wahrheit gemäß es vermögen.

Wohl ist der religiöse Fanatismus eine bedauerliche Verirrung der menschlichen Natur, wenn über einzelne Formen und Ausdrucksweisen des Glaubens die Liebe vergessen wird, und Haß an die Selle der Milde und Versöhnlichkeit tritt. Aber immerhin ist die Leidenschaft für irgend eine Religion noch ehrenwerther, als jene eisige, herzlose Kälte, die am Ende keinen andern Fanatismus kennt, als den Fanatismus des berechnenden Eigennutzes, der Selbstsucht. Dieser ist von allen der ärgste und schrecklichste, denn er dient dem furchtbarsten aller Abgötter, dem sich selbst vergötternden Ich. Auch sind die Verheerungen, die er anrichtet, unberechenbar, weil er bald diesem, bald jenem System sich an-

schließt und keine andere Consequenz kennt, als die der Willkür. Diesem Fanatismus hatte sich Katharina von Medicis in die Arme geworfen, nachdem sie lange zwischen den Parteien hin und her geschwankt, und diesen Fanatismus hatte sie auch in ihrem Sohne genährt, Karl IX., mit dessen blutiger Regierung wir unsre heutige Stunde beginnen. In einem Alter von noch nicht vierzehn Jahren wurde Karl IX. von dem Parlament zu Rouen (den 17. August 1563) für mündig erklärt. Frühzeitig in den Verstellungskünsten seiner Mutter geübt, hatte sein Herz nur hassen aber nicht lieben gelernt. Boshafte Schadenfreude, die auch in den Qualen der Thiere ihre Befriedigung fand, mischte sich schon in die Spiele mit seinen Altersgenossen, und ein finstrer Argwohn gegen seine Umgebungen wurde frühe in ihm genährt. Nie wurde er getadelt, wenn er Böses that, wohl aber wenn er es mit Ungeschick that oder es verabsäumte, der bösen That einen guten Anstrich zu geben. Selbst die Lobredner seiner Jugend*) wissen sich nicht anders zu helfen, als daß sie die von ihm verübten schlechten Streiche für Zeichen eines frühen Genies ausgeben. So zum Heuchler, zum Menschenhasser, zum Tyrann erzogen, gelangte er, ein unreifer Jüngling, auf den Thron von Frankreich. Der Haß gegen die Ketzer war ihm frühe eingepflanzt worden; und mehr als wahrscheinlich ist es, daß, als er bald nach seiner Thronerhebung mit seiner Mutter einen großen Theil von Frankreich bereiste, der oft wiederkehrende Anblick verwüsteter Kirchen und Klöster und verödeter Landesstriche einen tiefen Eindruck auf sein zur Düsterheit geneigtes Gemüth machten und den Haß in ihm erhöhten gegen eine Secte, der man diese Verwüstungen schuld gab. Ein Jahr nach seiner Thronerhebung, den 9. August 1564 erschien aus Roussillon eine Verfügung, nach welcher die Religionsfreiheit der Protestanten bedeutend beschränkt wurde**). Es wurde ihnen verboten, Schulen anzulegen; ihre Prediger sollten an keinem andern Orte wohnen dürfen, als wo sie ihr Amt zu verrichten hatten; die Anstellung von Synoden und Collecten wurde untersagt, und die Edelleute, denen freie Religionsübung erlaubt

*) Brantôme bei Lacretelle II. S. 141. ff.
**) Schröckh II. S. 296.

war, sollten bei hoher Strafe niemand anders als ihre Unterthanen zu den Versammlungen hinzulassen.

Allein mit diesen Beschränkungen begnügte sich der Hof nicht. Ein Hauptschlag sollte gegen die Ketzer ausgeführt werden, und zwar in geheimer Verbindung mit jener unheimlichen Macht, von der, so zu sagen, alle Ketzerverfolgungen des Jahrhunderts ausgingen. An der Grenze Spaniens, in Bayonne traten den 9. Juni 1565 Karl und seine Mutter Katharina zusammen mit Philipps II. dritter Gemahlin, Elisabeth, (Isabelle, Katharinens ältester Tochter) und mit dem allgefürchteten Herzog Alba. In nächtlicher Stunde fand die wichtige Unterredung statt; durch eine geheime Treppe wurde Alba in das Zimmer gelassen, in der sich Katharina mit ihrem Sohne befand. Die Verschworenen glaubten sich unbehorcht. Vertilgung der Ketzer vom Erdboden war das große Thema des geheimen Complotes. Der Papst, Spanien, Frankreich und der Kaiser sollten zu diesem großen Werke sich die Hand bieten, von dem man allein die Beruhigung Europa's erwartete. Mit gewohnter Kälte rieth Alba, vor allen der Großen sich zu bemächtigen, an welchen die protestantische Partei den meisten Halt habe. „Der Kopf eines einzigen Lachses wiegt 10,000 Frösche in den Sümpfen auf.“ Das war das ekelhafte Bild, womit er seine Maxime zu verdeutlichen suchte *). Und das Bild verfehlte seine Wirkung nicht. Es haftete tief in der verdorbenen Einbildungskraft des jungen Königs, der nicht satt werden konnte, das gräßliche Witzwort auf der ganzen Reise, in Gegenwart seiner Mutter, zu wiederholen.

Wie aber einst durch einen Knaben die Mordnacht in Luzern verrathen worden, so soll es auch hier ein Knabe gewesen sein, der jenes Complot verrieth. Der junge zwölfjährige Heinrich von Navarra, der wahrscheinlich als unverdächtiger Ohrenzeuge war geduldet worden, theilte (wie Einige erzählen) alles wieder seiner Mutter, der eifrigen Protestantin, Jeanne d'Albret mit, und von nun an begannen neue Entwürfe zur Abwehr des Uebels.

Von beiden Seiten wurden die Kriegsrüstungen mit Eifer betrieben. Die Protestanten hielten im Jahr 1567 Versammlun-

---

*) Wachler S. 36. und Lacretelle II. 165. nach Mézeray.

gen zu Valéry und Chatillon. Condé faßte den gewagten Entschluß, den königlichen Hof aufzuheben, der sich im Schlosse Monceau befand; aber der Hof, gewarnt, zog sich nach Meaux und von da nach Paris zurück. Sechstausend Schweizer welche, der Oberst Pfyfer von Luzern anführte, bildeten die Leibwache des Königs. Jetzt bemächtigte sich Condé der Stadt St. Denis und wagte von da Ausfälle in die Vorstädte der Hauptstadt. Den 10. November kam es zu einer Schlacht. Gegen achtzehntausend des königlichen Heeres kämpften gegen eine Anzahl von nicht gar dreitausend Begeisterten, denen es noch obendrein an grobem Geschütz fehlte. Unter religiösen Feierlichkeiten und dem Absingen geistlicher Lieder begann der Kampf. Der Anführer der katholischen Partei, der greise Connétable von Montmorency fiel, mit Blut bedeckt, verwundet zur Erde. Ein protestantischer Officier, Robert Stuart,*) stürzte auf ihn los und schoß sein Pistol auf ihn ab. Er traf ihn in die linke Schulter. Aber Montmorency raffte seine letzte Kraft zusammen und streckte seinen Gegner zu Boden, ohne ihn jedoch zu tödten. Er aber hauchte bald darauf seine Seele aus. Dem Geistlichen, der den Connétable in dem letzten Augenblicke zur Buße erwecken wollte, antwortete dieser mit Stolz. „Laßt mich, guter Vater! Es wäre schmählich, wenn ich nach einem Leben von 80 Jahren nicht eine Viertelstunde zu sterben wüßte.“ So war es also wohl bei ihm nicht die begeisterte Anhänglichkeit für den alten Glauben der römischen Kirche gewesen, die seinen bewaffneten Arm leitete. Vielmehr scheint eine gewisse religiöse Gleichgültigkeit bei einem selbstgerechten Bewußtsein bürgerlicher Tugend und militärisch-politischer Verdienste, der Grundzug seines schroffen Charakters gewesen zu sein, eine der stoischen vergleichbare Gesinnung, die wir in jener Zeit bei vielen großen Männern der römischen Kirche wiederfinden.**)

Der Sieg neigte sich zwar auf die Seite der Katholiken; aber es war ein trauriger Sieg. „Weder die Katholiken, noch die Protestanten, sagte einer der Marschälle***), haben die Schlacht

*) Derselbe war bald nach der Verschwörung von Amboise als angeblicher Mörder des Präsidenten Ménard verhaftet worden.

**) Das Weitere über seinen Charakter s. bei Lacretelle II. p. 190 nach den Stellen aus Brantôme.

***) Vielleville (bei Lacretelle).

gewonnen; sonndern der König von Spanien." Daß die Hugenotten mit der äußersten Anstrengung gefochten, diesen Ruhm mußten ihnen auch die Gegner lassen. — An die Stelle des gefallenen Connêtable von Montmorency trat nun der Bruder des Königs, der Herzog von Anjou, (der nachmalige Heinrich III.) in einem Alter von siebzehn Jahren. Dagegen führte der Prinz Johann Casimir, Sohn des Kurfürsten Friedrichs III. von der Pfalz, dem Prinzen Condé an zehntausend Mann deutscher Hülfstruppen zu. Mitten unter diesen neuen Rüstungen aber ward den 27. März 1568 der Friede von Longjumeau abgeschlossen, der jedoch wegen der Kürze seiner Dauer der kleine Friede heißt. In der That war der Friede nur ein kleiner oder, wie man ihn auch nannte, ein hinkender Friede; *) denn die blutigsten Verfolgungen der Protestanten folgten ihm auf dem Fuße nach. In Rouen, Orleans, Amiens wurden eine Menge Hugenotten niedergemacht. An vielen Orten rottete sich das von den Geistlichen aufgeregte Landvolk zusammen und lauerte aus Hinterhalten den in größern Gesellschaften reisenden Protestanten auf. — Ketzergerichte wurden aus dem Volke niedergesetzt und die Richter waren die Scharfrichter zugleich. Wenn auch die Zahl von zehntausend gefallenen Schlachtopfern übertrieben sein mag, welche die protestantischen Schriftsteller angeben, so kam doch die Menge derselben mitten in dem sogenannten Frieden den Opfern eines verheerenden Krieges gleich. Dazu kamen noch andere feindselige Handlungen von Seiten des Hofes. Der Admiral Coligny und der Prinz Condé hatten sich, der eine nach Chatillon, der andere nach Noyers in Auxerrois, zurückgezogen. Auf die Gefangennehmung dieser beiden Männer hatte es Katharina abgesehen, dem Rathe Alba's gemäß, den sie in Bayonne erhalten; aber ihr Anschlag wurde vereitelt. Der sonst durch seinen Ketzerhaß ausgezeichnete Feldherr Tavannes schien seiner Gesinnung nach ganz dazu geeignet, die Königin in ihrem Plane zu unterstützen, indem er den Auftrag erhielt, sich der beiden Prinzen zu bemächtigen. Aber sein ritterliches Ehrgefühl schien sich gegen das ihm übertragene Schergenamt

*) Man nannte ihn so mit Anspielung auf den hinkenden Herzog von Biron, der denselben in Verbindung mit dem Staatsrath Malassise im Namen des Königs abgeschlossen hatte; daher auch la paix boiteuse et malassise.

zu sträuben, oder eine augenblickliche Anwandlung von Großmuth machte die Ausführung des Plans zu nichte. Genug, Tavannes gab den Verfolgten einen Wink und ließ sie mit ihren Familien entwischen. Sie flohen beide nach Rochelle. Eine gefahrvolle Reise von hundert und zwanzig Stunden legten sie mitten durch die feindlichen Posten und auf Umwegen zurück. Da die Brücken der Loire überall besetzt waren, so mußten sie froh sein, bei Saumur eine Furt zu treffen, über die sie setzen konnten. Condé trug seinen zweijährigen Knaben in den Armen über den Fluß. Kaum hatten die Fliehenden das jenseitige Ufer erreicht, als ein feindlicher Reitertrupp im Galop auf sie ansprengte. Aber wie durch ein Wunder häufte sich die Fluth, als die nachsetzenden Reiter dem Strome sich näherten; die Verfolgten entkamen glücklich der Gefahr, und langten endlich nach vielen Mühsalen den 15. September 1568 in Rochelle an.

Eine andere feindselige Handlung des Hofes war die Entfernung des Kanzlers l'Hôpital. Obwohl derselbe, wie schon früher bemerkt, äußerlich mit den Formen der Staats-Kirche im Zusammenhange blieb, so konnte er durch sein gemäßigtes Betragen dem Vorwurf nicht entgehen, er halte es heimlich mit den Hugenotten. Sein Katholicismus war so verdächtig geworden, daß es zum Sprüchwort ward in Frankreich, „Gott bewahre uns vor der Messe des Kanzlers." Immer weiter aber gingen die Verdächtigungen. Er, der allein auf das Gemüth des jungen Königs noch einen segensreichen Einfluß hätte üben können, ward seinem Herzen mehr und mehr entfremdet, und endlich von seiner Stelle verdrängt. Nach seiner Abberufung zog er sich mit seiner Familie auf den stillen Landsitz von Vignay zurück. Ihm folgte Johann Morvilliers im Amte mit dem Titel eines Großsiegelbewahrers.

Die Festung Rochelle mit ihrem wohlgelegenen Hafen am atlantischen Meere wurde jetzt ein Sammelplatz der bedrängten Häupter des Protestantismus. Da sie das alte Vorrecht besaß, *) keine königliche Besatzung anders als mit Zustimmung der Bürgerschaft in sich aufnehmen zu müssen, diese Bürgerschaft aber im hohen Grade protestantisch gesinnt war, so eignete sie sich zu einer

*) s. Wachler. S. 39.

festen Burg, zu einem Bollwerk der hugenottischen Macht. Jetzt kam dahin auch noch eine Frau, die für diese Macht von großer Bedeutung war. — Jeanne d'Albret, die Wittwe des verstorbenen Königs Anton von Navarra, kam mit ihren Kindern, mit ihrem funfzehnjährigen Sohne Heinrich, dem Prinzen von Bearn, und ihrer dreizehnjährigen Tochter Catharina im Geleite von dreitausend Mann nach Rochelle. Diese außerordentliche Frau und ihr schon damals hoffnungsvoller Sohn verdienen es, daß wir einen Augenblick etwas länger bei ihnen verweilen.*) Bilden sie doch ein erfreuliches Gegenstück zu Katharina und ihrem Sohn Karl IX.

Jeanne d'Albret, die Tochter Heinrichs II. von Albret und jener Margaretha von Valois, welche wir schon früher als eine Gönnerin der Protestanten kennen gelernt haben, war geboren 1531. Schon in sehr früher Jugend wurde sie wider ihren Willen aus bloßer Politik Franz des I. an den Herzog Wilhelm III. von Cleve verheirathet; später aber wurde die Ehe als aufgelöst erklärt und sie heirathete Anton, König von Navarra, im Jahr 1548. Dem Reize weltlicher Vergnügungen hingegeben schien die junge Königin erst wenig Lust zu bezeigen, dem düstern und freudenleeren Protestantismus (wie er ihr vorkommen mußte), ihr jugendliches Leben zum Opfer zu bringen, noch viel weniger sich Entbehrungen und Gefahren der Religion wegen auszusetzen. Später aber gewann sie eine Religion aus Ueberzeugung lieb, der ihr Gatte mit allem Eifer zugethan schien. Ja, sie beschämte diesen in der Folge durch ihre größere Standhaftigkeit und treuere Anhänglichkeit an das einmal aus Ueberzeugung Ergriffene; denn nachdem Anton, in Folge des Gesprächs von Poissy, wieder zum Katholicismus zurückgekehrt war, (wie die letzte Stunde uns gezeigt hat) blieb sie nicht nur der Sache des Evangeliums getreu, sondern wankte auch dann nicht, als sie ebendeßhalb manche Kränkungen und die empfindlichsten Zurücksetzungen von ihrem Gatten zu erleiden hatte. Nach dem Tode desselben wurde sie die Seele

*) Ausführlich ist die Geschichte der Erstern beschrieben von Madame Vauvilliers, histoire de Ieanne d'Albret, reine de Navarre, in drei Bänden. Paris 818. kürzer in dem Musée des Protestans célèbres. Paris 821.

der Hugenotten. Mit einer großartigen, das Liebste opfernden Gesinnung verband sie, wie so manche edle Frauen jener Zeit, eine tiefere Einsicht in die theologischen Wissenschaften und Kenntniß der alten Sprachen. Als eine Schülerin Calvins vertheidigte sie dessen Grundsätze mit allen Waffen der Dialektik gegen die römische Curie. In ihrem Gebiete schaffte sie die Messe ab, und hielt standhaft die Stürme aus, die sich wider sie erhoben. Ein von mehrern Landesbischöfen gemachter Versuch, sie nebst ihrem Sohn Heinrich im Bearn zu überfallen und sie den Händen der Inquisition zu überliefern, schlug fehl, indem Elisabeth, die Gemahlin Philipps II., den Anschlag verrieth. In Rochelle angelangt, war Johanna bereit, alle ihre Schätze und Kleinodien hinzugeben, um die Macht der Protestanten aus eignen Kräften zu unterstützen. Aber der größte Schatz, den sie bieten konnte, war ihr Sohn Heinrich, der Prinz von Bearn. Dieser, jetzt ein funfzehnjähriger Jüngling, hatte eine dem männlichen Geiste seine Mutter angemessene Erziehung erhalten. Ferne von aller Verweichlichung einer höfischen Lebensart hatte er in den Bergen seines Geburtslandes baarfuß auf den Felsen mit den jungen Hirten um die Wette geklettert und ihre ländliche Nahrung mit ihnen getheilt. Aber auch in den Wissenschaften, die einen König zieren, war er nicht vernachlässigt worden, damit im gesunden Leib auch eine gesunde, gekräftigte Seele wohne. In den Schriften der Griechen und Römer war er wohl unterrichtet*), und die Lebensbeschreibungen des Plutarch hatten in seiner jugendlichen Seele einen tiefen Eindruck zurückgelassen. So stand er, ein lebenskräftiger Knabe an den Stufen des Jünglingsalters, und auf diesen schnell zum Manne reifenden Jüngling, den Sohn einer so trefflichen Mutter, setzten die Protestanten ihre Hoffnung, so weit sie auf Menschen bauten.

Im Jahr 1568 brach der dritte Bürgerkrieg in Frankreich aus, der grausamste und blutigste von allen. Von beiden Seiten hatte sich der Haß aufs Höchste gesteigert, von beiden wurden die Anstrengungen aufs Aeußerste getrieben. Das katholische Heer hatte sich bis auf 26000 Mann verstärkt, das protestantische zählte nur noch 15000, als es den 16. März 1569 zur entscheidenden

*) Hatte er sich doch in einer Uebersetzung des Cäsar (de bello gallico) versucht, welche von den Gelehrten der Zeit gelobt wurde.

Schlacht von Jarnac an den Ufern der Charente kam. Condé, schon schwer verwundet, stürzte sich in die dichtesten Reihen der Feinde mit den Worten: „Süß ist die Gefahr für Christus und das Vaterland!“ Sein Pferd sank unter ihm, das Heer gerieth in Unordnung, er selbst in Gefangenschaft. Aber als er eben gefangen und verwundet in einiger Entfernung vom Schlachtgetümmel unter einem Baume lag, rannte ein Hauptmann der Anjou'schen Leibwache, Montesquiou auf ihn heran und jagte ihm eine Kugel durch den Kopf; denn also war es befohlen, daß man keinen der Hugenottenanführer sollte am Leben lassen. So starb Condé im 39.*) Jahr seines Lebens. Sein Tod war ein unersetzlicher Verlust für die protestantische Partei in Frankreich; aber um eine so größere Freude verbreitete die Nachricht desselben im Heere des von Anjou. Dieser, in seinem übermüthigen Siegesrausche, benahm sich auf eine wahrhaft empörende Weise. Er ließ den Leichnam des großen Feldherrn an den Schweif einer alten Eselin binden und dem Gespött der Soldaten und des Pöbels preisgeben. Erst auf die Vorstellungen der besser Gesinnten hin ward der entseelten Hülle ein anständiges Begräbniß gestattet.**) Zur Verherrlichung des Sieges von Jarnac ordnete Karl IX. jährliche Prozessionen an, und auch der Pabst und der König von Spanien ließen ihren Triumph laut werden. Den gesunkenen Muth der Protestanten richtete aber die Königin von Navarra Jeanne d'Albret wieder auf. Im Einverständniß mit Coligny, erschien sie vor dem versammelten Heere, an der einen Hand ihren Sohn Heinrich, an der andern den jungen Prinzen Condé führend. Hier, meine Freunde, sagte sie, giebt euch Gott zwei neue Führer und zwei Waisen, die ich euch mit Vertrauen übergebe. Nun schwor das ganze Heer Treue seinen jungen Führern und Schutz den Waisen. Coligny stellte sich als ihren gemeinsamen Vater dar, und führte von nun an in ihrem Namen den Oberbefehl, während die Prinzen selbst sich in den Waffen übten und auf ihren hohen Beruf sich vorbereiteten. Das Heer der Protestanten erhielt neue Verstärkung durch den Herzog Wolfgang von Zweibrücken, der sich im Juni

*) Nach andern im 32. Lebensjahre.

**) Sie wurde zu Vendôme beigesetzt, wo auch die Ahnen Condès ruhten.

1569 mit 13000 Mann an der Vienne einfand und sich mit Coligny vereinigte. Der Herzog selbst starb bald nach seiner Ankunft in Folge der Kriegsbeschwerden. Der Bruder Coligny's, Dandelot, starb gleichfalls plötzlich, und wie man vermuthet, an Gift. So blieb Coligny allein an der Spitze des Heeres. Er benutzte aber geschickt die Uneinigkeiten, die auf der Seite der Gegner ausgebrochen waren, um sich in den Besitz der Städte im Süden und Westen zu setzen. Neue Hoffnung des Sieges beseelte die hugenottischen Krieger; aber in ihren Eifer mischte sich auch das Gefühl der Rache gegen die Sieger von Jarnac. Ohne Barmherzigkeit wurden „die Knechte des Antichrists" niedergemacht. So hießen des Papstes Söldner und die Truppen des Königs. — Coligny's Streben ging nun dahin, sich den Weg nach Paris zu öffnen. Er warf sich vor Poitiers, welches Heinrich von Guise, der Sohn des verstorbenen Herzogs von Guise, vertheidigte. Dieser, welcher in Coligny noch immer den Mörder seines Vaters zu sehn glaubte,*) wehrte sich gegen den persönlichen Feind mit aller Leidenschaft eines Rache fordernden Sohnes. Coligny sah sich genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Nun aber wich auch zu derselben Zeit die alte Begeisterung aus dem Heere der verbündeten Protestanten. Die deutschen Hülfstruppen forderten mit Ungestüm den Sold, der ihnen mehrere Monate nicht bezahlt worden war. Der Mangel an Zucht nahm mehr und mehr überhand, und so sah sich Coligny genöthigt, um einem Aufstand im eigenen Heere zuvorzukommen, dasselbe in offene Feldschlacht zu führen. Diese wurde in den Ebenen von Moncontour geschlagen; aber auch dieses Treffen fiel, wie die frühern Schlachten von Dreux St. Denis und Jarnac unglücklich für die Protestanten aus. Es ist, als ob die Geschichte den Worten Luthers mit blutigem Griffel hätte wollen allen Nachdruck geben, daß das Schwert es nicht ausrichten dürfe in Sachen des Glaubens, sondern einzig und allein das Wort. — Fast alle Schlachten in den Religionskriegen — das ist eine Bemerkung, die sich uns unwillkürlich aufdringt — fielen unglücklich für die Protestanten aus. Man denke an die kappeler Schlacht in der Schweiz, an die unglückliche Schlacht bei Mühl-

*) Lacretelle. p. 237.

berg im schmalkaldischen Kriege und an die eben genannten in den französischen Religionskriegen; und auch die Folge wird uns noch andere Beispiele vorhalten. Leicht mag da die römische Kirche diesen Umstand benutzen, um sich und Andere zu überreden, wie der Gott der alten Kirche mit seinen Schaaren sei, wie er ihr Banner führe u. dgl. m. Wir wollen ihr diese Sprache gönnen und uns wohl hüten, eine ähnliche da zu führen, wo wir zur Seltenheit das Glück der Waffen auch den Protestanten sich werden zuwenden sehen. Allerdings steht auch das Waffenglück in Gottes Hand, und ihm gebührt der Dank, wenn er der gerechten Sache den Sieg verleiht. Aber sein Wille ist es nicht, daß des Fleisches Arm entscheide in Sachen des Geistes und der höhern Ueberzeugung; und wenn auch einst die Israeliten auf dem Standpunkt des alten Bundes Jehovah kennen lernten als den Herrn der Heerschaaren, der die Glaubensfeinde vertilgend dem Heere der Gläubigen voranzieht, so ist eine solche Ansicht, (die sich freilich auch wieder in den Kreuzzügen des Mittelalters wiederholte), der reinern christlichen und somit der wahrhaft protestantischen Ansicht fremd. Diese weiß, daß Gott seine Sache wunderbar hinausführt und daß wir durch Leiden und Trübsale mehr als durch rauschende Triumphzüge in das Reich Gottes müssen. Darum haben auch von je die Märtyrer, die der Gewalt unterlagen, größere Siege davon getragen und der guten Sache mehr genützt, als die, welche im Namen Gottes Städte eroberten und dabei auch nicht selten einen Theil der Beute für sich nahmen; und wenn die alte, heidnische Weisheit schon von einem Cato zu rühmen weiß, daß, während den Göttern die siegreiche Sache gefiel, er die besiegte Sache vorgezogen, so unterscheidet sich eben dadurch der Christen Gott vor den alten Weltgöttern, daß auch er nicht selten an der besiegten Sache sein Wohlgefallen hat. — Nicht darum mache ich die Bemerkung, um das Andenken der Helden, die in jenen Kriegen sich ausgezeichnet haben, das Andenken eines Condé, Coligny, La Noue u. a. zu verdunkeln. Ihr Lorbeer möge ihnen bleiben als wackern Feldherrn. Aber ihren christlichen Werth, ihre Bedeutung, die sie für die Geschichte des Protestantismus haben, (und sie haben eine solche Bedeutung in der That) dürfen wir nicht messen nach der Menge der gewonnenen Schlachten und

nach dem Glücke ihrer Waffen. Höher steht uns in dieser Beziehung ihr Character, ihre Gesinnung, die sie unter dem Wechsel des Kriegsglücks zu bewahren wußten, und die auch in den weniger glänzenden Momenten ihres äußern Lebens sich an den Tag legte. In dieser Beziehung ist besonders der edle Coligny ausgezeichnet, und so mag denn hier noch ein schöner Zug seines gottergebenen Sinnes Platz finden, den uns die Geschichte des eben genannten Treffens von Moncontour aufbewahrt hat. —*) Coligny wurde in demselben schwer verwundet. Man trug ihn beiseits in einer Sänfte. In einiger Entfernung davon wurde gleichfalls in einer Sänfte der alte Krieger l'Estrange verwundet vorbeigetragen. Dieser ließ sich zu der Sänfte des Admirals hinzutragen und reichte ihm durch den Schlag hindurch die Hand mit den Worten: „Unser Gott ist doch ein guter Gott." Mehr konnte er nicht sagen. Ein stummes Lebewohl trennte beide Verwundete von einander. Aber Coligny äußerte sich in der Folge gegen seine Vertrauten, daß dieses Freundeswort in trüber Stunde ihn mächtig aufgerichtet und ihm als Stern auf seiner Bahn geleuchtet habe.

So ungünstig jedoch das Kriegsglück den Protestanten bisher gewesen war, so schien es sich nun doch wieder denselben zuwenden zu wollen. Ich übergehe die einzelnen Vorfälle, und bemerke nur, daß Coligny, der durch kein Mißgeschick sich entmuthigen ließ, endlich durch seine glücklichen Operationen dahin gelangte, Paris in Schrekken zu setzen und die königliche Partei zu einem den Protestanten günstigen Frieden zu nöthigen. Dieß ist der Friede von St. Germain en Laye, welcher den 15. August 1570 zu Stande kam. Diesem Frieden zufolge wurde den Protestanten vollkommene Amnestie und Gewissensfreiheit zugesichert. Sie wurden ämterfähig erklärt und ihre Besitzungen sollten ihnen zurückgegeben werden. Zu den öffentlichen Schulen und den Anstalten der Wohlthätigkeit sollten Katholiken und Protestanten, ohne Rücksicht auf Religion, gleichen Zutritt erhalten. Alle frühern gegen die Hugenotten erlassenen Edicte sollen aufgehoben sein. Eine große Anzahl von Städten wurde den Protestanten angewiesen, um ihren Gottesdienst darin zu halten; besonders aber wurden die vier wichtigen Fe-

*) Bei Lacretelle. S. 240. nach Tavannes.

stungen des südlichen Frankreichs la Rochelle, Montauban, Cognac und la Charité den Protestanten als Sicherheitsplätze übergeben, und noch manches andere in Beziehung auf Kriegskosten, Auslösung der Gefangenen u. s. w. wurde auf eine für die letztern vortheilhafte Weise ins Reine gebracht. — Von beiden Seiten schien man des langen verheerenden Krieges müde, und Coligny, der so manche traurige Erfahrung in demselben gemacht hatte, äußerte sich unter anderm, daß er lieber wollte sich blutend durch die Straßen von Paris schleppen lassen, als wieder einen Bürgerkrieg zu beginnen.*) So schien der wackere Krieger am Ende seiner Thaten zu derselben Einsicht gelangt zu sein, die wir so eben als die christliche, die wahrhaft protestantische bezeichnet haben.

Wenn irgend ein heller Himmel nach vielen Stürmen den Protestanten zu leuchten schien, so war es jetzt. Aber wie oft am Saume eines scheinbar heitern Himmels schon die schwarzen Gewitterwolken nur um so ernster sich sammeln, um in nächtlicher Stunde ihre furchtbare Zerstörungskraft zu entladen, und der Angstruf des Wächters, das Heulen der Sturmglocke plötzlich die Schlummernden weckt, um ihnen den Himmel in der Gluth der eben entstandenen Feuersbrunst zu zeigen, so barg sich hinter die sorglosen Träume eines süßen Friedens und die in diesem Frieden geschlossenen Pläne menschlicher Glückseligkeit die schwarze, blutige Schreckensgestalt einer alles verschlingenden Mordnacht.

An dem scheinbar hellen Himmel sollte dem verwirrten Reiche ein freundlicher Stern aufgehn in einer Verbindung, welche den bisherigen Wirren auf immer ein Ende zu machen schien. Man trug sich längere Zeit mit dem Gedanken, daß eine Verbindung der jüngsten Schwester des Königs Margarethe mit dem Sohne der Jeanne d'Albret, mit Heinrich, dem Prinzen von Bearn, zur Bekräftigung des politischen und kirchlichen Friedens nicht wenig beitragen dürfte. Eine solche Verbindung zwischen einem in den protestantischen Grundsätzen erzogenen Prinzen und einer Tochter der Katharina von Medicis hatte freilich etwas Auffallendes; doch wenn man weiß, wie die letztere die Religion immer nur zum Deckmantel ihrer persönlichen Absichten machte, so wird ein solches

*) Lacretelle. S. 153. Anm. nach den Mémoires von La Noue.

friedliches Entgegenkommen von ihrer Seite eben so erklärlich, als ihre frühere Wuth, mit der sie die Protestanten verfolgte. Anders freilich, sollte man denken, hätte Jeanne d'Albret die Sache beurtheilen sollen; und wirklich finden wir, daß ihr der Schritt sehr schwer fiel. Daß sie sich wenig von den Gesinnungen der künftigen Schwiegermutter, der Katharina von Medicis versprach, geht aus einem Briefe an ihren Sohn hervor, den sie ihm kurz vor der Hochzeit schrieb,*) in welchem sie sich über ihr hochfahrendes Wesen, über ihre Intriguen, über den Hohn beklagt, mit dem sie ihr am Hof begegnete. Von der jungen Braut aber, die Heinrich noch nicht gesehn hatte, macht sie ihm folgende Schilderung: „Sie ist hübsch, wohl unterrichtet und von gutem Benehmen; aber freilich in den verruchtesten Umgebungen auferzogen, die man sich denken kann. Eben deßhalb," setzt sie bedeutungsvoll hinzu, „wünsche ich Dich mit ihr zu verheirathen, damit Du und Deine künftige Frau euch bei Zeiten aus dieser Verderbniß retten könnt; denn so groß ich mir dieselbe dachte, so fand ich sie doch noch viel ärger. Du würdest ohne besondere Gnade Gottes hier nicht durchkommen." — Der ganze Brief athmet überhaupt eine tiefe mütterliche Besorgniß und ist voll schwerer, schmerzlicher Ahnungen. „Schon aus meinen ersten Reden hast Du wahrnehmen können, mein Sohn! sagt sie unter anderm, daß man alles darauf anlegt, Dich Gott und Deiner Mutter abtrünnig zu machen. Du wirst dieß noch mehr aus diesem Briefe abnehmen und der Bekümmerniß, die ich Deinetwillen leide."

Ein politischer Grund mag denn freilich auch noch mitgewirkt haben, die Königin von Navarra in ihrem Entschlusse zu bestimmen. Es wurde ihr Hoffnung gemacht, ihr altes Königreich wieder zu gewinnen, das Spanien inne hatte, und das ihr Sohn mit den Waffen erobern sollte, im Dienste Frankreichs. Der arglose Coligny, den man aus seinem Zufluchtsorte la Rochelle an den Hof gelockt und mit Freundschaftsbezeugungen überhäuft hatte, ließ sich sowohl für seine eigene Person durch dergleichen Vorspieglungen bethören als er auch andere mit sich fortriß. Er rieth zur Heirath. Aber auch mitten unter den Vorbereitungen zur Vermählungsfeier konnte das mütterliche Herz Johannens nicht froh werden, und

*) Abgedruckt bei Lacretelle S. 306.

nur mit einem halben Vertrauen, ja mit bangem Zagen und Schrecken sah sie dem Tage der Hochzeit entgegen. Ihre Besorgniß entging aber dem alles durchspähenden Auge Katharinens nicht, und wie denn immer die Falschheit und Tücke mit Argwohn gepaart ist gegen die, welche nur von weitem ihre Pläne zu errathen scheinen, so sah man auch hier in der besorgten Mutter eine gegefährliche Feindin, der man sich entledigen müsse. Kurz vor der Hochzeit wurde Johanna von einer Unpäßlichkeit überfallen, die nach fünf Tagen ihrem Leben ein Ende machte. An demselben Tage, an dem sie erkrankte, hatte ihr ein Italiener ein Paar wohlriechende Handschuhe verkauft, die, aus seiner eignen, spätern Aussage zu schließen, vergiftet waren. Zwar hat man nicht mit völliger Gewißheit eine stattgefundene Vergiftung beweisen können. Nach allem dem aber, was sich in der Folge ereignete, läßt sich dieselbe mit der höchsten Wahrscheinlichkeit behaupten. Johanna starb mit großer Ergebung. Noch auf dem Todesbette befahl sie ihrem Sohne Heinrich die Sache der Reformation, sie warnte ihn vor Schmeichlern und ermahnte ihn, treu zu bleiben dem Glauben an das Evangelium. „Jeanne d'Albret, sagt Lacretelle,*) ist fast die einzige Frau, welche die Geschichte dieses gräulichen Zeitraums mit Ehren nennt. Sie erhob sich über ihr Geschlecht durch die Stärke ihrer Seele und ihres Geistes. Selbst die Schriftsteller, welche am Leidenschaftlichsten gegen die Ketzer eingenommen sind, wissen ihr nichts vorzuwerfen, als daß es ihr an versöhnlichem Sinne und an Menschlichkeit gefehlt habe; aber auch abgesehen davon, daß sie diese schwere Beschuldigung auf keine Thatsache gründen, wie sollte man zweifeln, daß in der Erzieherin Heinrich IV. ein reicher Schatz von Herzensgüte gewohnt habe?" Wir möchten hinzusetzen daß eben jener Mangel an Geschmeidigkeit und Nachgiebigkeit, den die Feinde ihr als Unmenschlichkeit auslegten, der deutlichste Beweis ihres durchdringenden, die Verhältnisse durchschauenden Verstandes und ihres männlichen, wahrhaft protestantischen Characters war. Wie edel erscheint grade diese Festigkeit gegenüber der Characterlosigkeit einer Medicis!

Mit Johanna hatten die Protestanten ihre mächtigste Stütze verloren, da der Kanzler l'Hôpital, trotz der freundlichen Zuge-

*) a. a. O. S. 312.

ständnisse des Hofes, noch immer in seiner Verbannung blieb, Coligny aber, der bereits im Netze gefangen war, das die Arglist über ihn ausgespannt hatte, bald darauf als ein ferneres Opfer fiel. Heinrich, der nun nach dem Tode seiner Mutter den Titel eines Königs von Navarra führte, war über diesen Tod tief betrübt. Die Vermählungsfeier ward aufgeschoben und fand erst den 18. August statt. Die Festlichkeiten dauerten nach damaliger Sitte mehrere Tage und Nächte hindurch.*)

Es war in der Nacht auf den 24. August, als dem Tage des heiligen Bartholomäus, um die zwölfte Stunde, als plötzlich ein Pistolenschuß in der Nähe des Louvre und das Geläute der Glocken von St. Germain l'Auxerrois das fürchterliche Signal gaben, vor welchem die Verschworenen zuerst, wie vor ihrem eigenen Schatten erblaßten. Bald ertönten die übrigen Sturmglocken der Stadt, ein wildes Geschrei wälzte sich durch die Straßen, und wohin das Auge blickte, sah es Mord und Frevel. Die Straßen waren durch Ketten geschlossen und mit Pechfackeln erleuchtet, und die Wachen unter Tavanne's Befehl setzten sich jedem Fliehenden entgegen. Richten wir zuerst unsern Blick nach dem Louvre. Von dort zieht eine Schaar, an ihrer Spitze der Herzog Heinrich von Guise, nach Cologny's Wohnung, die sich in der Nähe befand. Schon vor dem Ausbruch dieser schrecklichen Nacht war Coligny durch zwei aufeinander folgende Schüsse an der rechten Hand und an der linken Schulter verwundet worden. Die Pistolenschüsse kamen aus einem Hause der Guisen, aber als man nachsuchen wollte, war der Thäter schon entflohen. Karl IX. hatte dem verwundeten Admiral alles Mitleid bezeugt, und eine glänzende Genugthuung versprochen, während er im Herzen das Mißlingen der That nur bedauern konnte. Nun sollte das Verbrechen in seiner ganzen schrecklichen Größe auftreten. Ein Blutrath wurde niedergesetzt, in welchem Katharina den Vorsitz führte, der Tod des Admirals sollte zugleich der Tod der ganzen Partei werden; „es sollte," so hatte Karl IX. geschworen, „keiner übrig bleiben, der die begonnene Frevelthat ihm vorwerfen könnte." So nahten also

*) Eine weitläufigere Beschreibung derselben giebt de Thou, und nach ihm Lacretelle a. a. O.

die Mörder dem Hause des Admirals. — „Woher dieser Lärm?" fragt Coligny.*) „Mein Herr: Gott ist es, der euch abfordert," antwortet ihm einer seiner Leute, der eben hereintritt. — „Ich verstehe dich," erwiderte der Admiral; „Freunde! flieht. Ich aber, ich bin längst auf den Tod bereitet; ich befehle mich der Barmherzigkeit Gottes." Die Diener flohen insgesammt. Nun ward die Thüre von den Eindringenden gesprengt, mit den Worten: Im Namen des Königs! und die Wache niedergestoßen. Guise blieb unten im Hofe und wartete bis das Schreckliche geschehen war. Aber ins Schlafgemach des Admirals dringen die Mörder, Bême,**) ein deutscher Adliger an ihrer Spitze. „Bist du Coligny?" brüllte dieser dem frommen Held entgegen, der sich betend an die Wand gelehnt hatte. „Ich bin es," erwiderte Coligny. „Jüngling! du solltest Achtung haben vor meinen grauen Haaren, aber thue, wie du willst." — Da stieß ihm Bême den Dolch in die Brust und gab ihm noch einige Kreuzhiebe über's Gesicht. Die Schandthat voll zu machen warf man die Leiche zum Fenster hinaus den unten Harrenden vor die Füße. Guise wischte das Blut aus des Ermordeten Angesicht und überzeugte sich, daß Bême den Rechten getroffen. Das Haupt ward vom Rumpfe getrennt und, wie Einige sagen, den Anstiftern des Blutbades überreicht.***) Noch an dem Rumpfe übte der Pöbel seine schändliche Lust. —

Nun aber ward das Morden allgemein. Alle Hugenotten wurden aus ihren Häusern, aus ihren Betten aufgeschreckt; viele flohen auf die Dächer, auch dahin folgten ihnen die Mörder. Kein Alter und kein Geschlecht ward verschont. Kinder würgten ihre Gespielen, die Hugenottenkinder. Barmherzigkeit gegen Ketzer galt selbst für Ketzerei, und wenn im Dunkel der Nacht, im allgemeinen Getümmel auch ein Unschuldiger, d. h. ein guter Katho-

*) Er soll gerade um diese Zeit den Commentar Calvins über den Hiob gelesen haben. Vgl. Weber S. 86. nach Varillas, histoire de Charles IX. III. 9. p. 425.

**) Oder Besma, Böhm, angeblich ein Würtemberger; nach Andern war er ein Böhme von Geburt und hieß eigentlich Dianowicz. Vgl. Baile Dictionnaire u. d. W. Bême und Wachler S. 73.

***) Nach Einigen der Katharina, nach Andern dem Papste, nach Mézeray ist es eine Fabel der Protestanten.

lik ermordet ward, so tröstete man sich damit, daß man einem Gerechten um so schneller in den Himmel geholfen. Mitten unter dem wilden Gebrülle der Mörder, unter dem Angstgeschrei der Fliehenden, unter dem Seufzen der Verwundeten und Sterbenden erschollen heilige Litaneien zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau. Der Privathaß der Einzelnen deckte sich mit dem schauerlichen Mantel des Fanatismus und übte ungestraft Rache an frühern Beleidigern, an Nebenbuhlern, an Gläubigern, an Verwandten und Berufsgenossen. Selbst wissenschaftliche Streitigkeiten suchten jetzt ihre Ausgleichung durch Gewaltthat. So wurde unter andern der berühmte Gelehrte Peter Ramus von Meuchelmördern, die sein Gegner Charpentier gedungen hatte, in einem Keller erschlagen, in den er sich geflüchtet hatte, und von rohen Schülern noch als Leiche mißhandelt. Die Raublust gesellte sich zur Mordgier, und die schändlichsten Begierden fanden ihren freien Lauf. Manch werthes Haupt fiel unter den Händen der Wüthenden und nur wenigen, wie dem edlen Sully, gelang es, sich durch Flucht zu retten *). Mit eigner königlicher Hand soll Karl IX. auf die flüchtigen Opfer geschossen haben. — Das Aergste war noch der grinsende Spott, der das Verbrechen würgen half. Mit bluttriefenden Händen stürmte der fürchterliche Tavannes durch die tobende Menge und munterte sie mit den Worten auf: „Nur frisch zu mit der Aderlässe! Die Aerzte sagen, daß sie im August so gesund sei, als im Monat Mai!“ Ein Goldschmidt, Namens Crucé **), rühmte sich, mehr als 500 Hugenotten erwürgt zu haben, und ward bald drauf Einsiedler zur Ehre Gottes. Aber auch als solcher noch übte er das Mordhandwerk. Und jener Tavannes verband mit dem gräßlichen Spotte zugleich einen solchen fanatischen Wahnglauben, daß er bei seiner letzten Beichte in der Todesstunde sich auf die Heldenthaten in der Bartholomäusnacht berief als auf ein Verdienst, das ihm in den Himmel helfe. Der ganze folgende Tag wurde noch mit dem Erschlagen der Hugenotten zugebracht, und als die Mordlust sich gekühlt hatte, da zeigte sich erst recht die Grausamkeit in den rohen Freveln, die an den Lei-

*) Er erzählt dieß selbst in seinen Memoiren.
**) Siehe Lacretelle a. a. O. S. 345.

chen verübt wurden. Nicht der niedere Pöbel war es allein, der an dieser mehr als thierischen Lust sich ergötzte. Auch edle Hofdamen verläugneten jedes zartere Gefühl ihres Geschlechts und sanken unter die rohesten Henkersknechte hinab. Und als die Barbaren den verstümmelten und mißhandelten Leichnam Coligny's endlich an den Galgen gehangen hatten, weidete sich das königliche Auge an dem scheuslichen Anblick und suchte mit gräßlichem Witze die grausame Neugierde zu beschönigen.

Nicht länger will ich Ihre Phantasie mit diesen verabscheuenswerthen Bildern erfüllen. Lassen Sie uns mitten unter den Leichen der Erschlagenen die Trümmer der protestantischen Partei aufsuchen, die vom allgemeinen Untergang gerettet wurden; und da fällt unser Auge auf den jungen König Heinrich von Navarra, dessen Hochzeit es war, die den Namen der Bluthochzeit in der Geschichte erhalten hat.

Dieser wurde mit dem jungen Prinzen Condé vor den König gerufen, mitten unter dem allgemeinen Blutbade, das in unaufhaltsamen Strömen bis in das Innere des Louvre sich fortgewälzt hatte. Hier wurde den Jünglingen die Wahl gelassen zwischen Messe, Bastille und Tod. — Condé zeigte sich erst beherzter, als sein junger Freund Heinrich. Aber beiden ward endlich das Versprechen abgenöthigt, in den Schooß der römischkatholischen Kirche zurückzukehren, und nur unter dieser Bedingung entgingen sie dem Schicksal ihrer unglücklichen Glaubensbrüder. Von diesen gelang es einigen aus dem Lande zu entkommen. Sie wandten sich nach Deutschland, nach England und dem nachbarlichen Genf. Auch Basel nahm mehrere Geflüchtete auf. Die Söhne des ermordeten Coligny, auch Andelot's Sohn, Graf Laval und andere Edle Frankreichs wohnten ein Jahr lang unter uns, und bald darauf bildete sich hier der erste Kern der französischen Gemeinde, die erst in einem Privathause, dann in einem Zimmer des obern Collegiums sich versammelte, bis ihnen endlich 1614 die Predigerkirche eingeräumt ward, die noch jetzt unsre französische Kirche ist.*) Auch ein basler Prediger, auf den wir später zurückkommen werden, Heinrich Erzberger, Helfer bei St. Petri, der sich grade

*) Siehe Ochs, Geschichte von Basel. Band VI. S. 264.

damals in Paris befand, wurde durch einen Liestaler von der Schweizergarde, Namens Johannes Pfaff gerettet. Doch wir kehren zur weitern Geschichte der Begebenheiten in Paris und Frankreich zurück. Den zweiten Tag nach der entsetzlichen Nacht hatte sich die Mordlust etwas gelegt, obwohl keineswegs vollkommen gestillt. Da schürte der Aberglaube die schon verglimmende Gluth aufs Neue an. Auf dem Gottesacker der unschuldigen Kinlein sah man einen Weißdorn blühen. Diese Naturerscheinung Ende Augusts wurde als ein Wunder betrachtet und als ein Wunder gedeutet. Was anders erkannte man darin als ein sicheres Zeichen des göttlichen Wohlgefallens am Tode der Ketzer? Wie der Weißdorn, so sollte die reine Kirche Gottes wieder neue Blüthen treiben. Alsobald fand eine feierliche Prozession des Königs, der Königin Mutter und des ganzen Hofes zu dem wunderbaren Weißdorn statt. Man schnitt sich heilige Zweige davon als Reliquien ab, und vertheilte sie als Siegeszeichen unter die, welche sich am meisten ausgezeichnet hatten beim Morde der Protestanten.

Als endlich das Blutbad in Paris zu fließen aufhörte, da ergoß es sich stromweise in die Provinzen. In Meaux, Orléans Angers, Bourges, Lyon, Rouen, Bourdeaux, Toulouse fielen die meisten Schlachtopfer, doch fehlte es auch mitten unter den ekelhaftesten Ausbrüchen des Fanatismus nicht an schönen und würdigen Zügen der Menschlichkeit. Nicht nur weltlichen Beamten, wie dem Vicomte von Orthez, selbst einzelnen römischen Bischöfen*) muß es zu ihrer Ehre nachgesagt werden, daß sie sich den Blutbefehlen widersetzten. — „Meine Herren!" so redete der Gouverneur von Dieppe die Bürgerversammlung, unter der sich sowohl Protestanten als Katholiken befanden, an: „Die königliche Verordnung kann nur den Calvinisten gelten, die sich durch Aufruhr strafbar machen. Gott sei Dank haben wir deren keine unter uns. Wir lesen im Evangelium, daß die Liebe Gottes und des Nächsten das vornehmste Gebot sei für den Christen und daß an ihm das Gesetz und die Propheten hangen. Laßt uns diese schöne Lehre wohl zu Herzen nehmen, die uns von Jesus Christus selbst gegeben ist. Kinder eines Gottes laßt uns als Brüder leben und gegenseitig

*) Lacretelle nennt Jean Hennuyer, évêque de Lisieux. II. p. 361.

an einander die Barmherzigkeit des Samariters üben. Das sind meine Gefühle; ich hoffe, daß ihr sie theilt, und diesen Gefühlen zufolge kann ich nicht finden, daß einer unter uns sei, der das Leben verwirkt habe." — Sogar der Scharfrichter Charles von Troyes wies den Befehl, die gefangenen Protestanten zu würgen, mit der Erklärung zurück, seine Hände seien nur gewohnt, im Dienste der Gerechtigkeit zu arbeiten.*)

Es ist schwer, die Zahl der Opfer zu bestimmen, die während der Bluthochzeit gefallen sind, so wie es überhaupt schwer ist, die Richtigkeit jeder einzelnen Ueberlieferung über allen Zweifel zu erheben. Schriftsteller die nicht beschuldigt werden können, aus Parteieifer das Gräßliche übertrieben zu haben, geben die Zahl auf vierzig bis funfzigtausend an.**) Doch, was thut die größere oder geringere Zahl zur Sache? Gleich groß bleibt das Verbrechen, und die Schuld gleich groß.

Aber wessen ist denn die Schuld? Darüber ist viel gestritten worden. Der König selbst suchte die Schuld erst auf die Guisen zu werfen. Nachher aber erklärte er in dem Parlamente, das er den 26. August halten ließ, ausdrücklich, daß alles auf seinen Befehl geschehen sei, wie denn auch die weitern Mordbefehle für die Provinzen von ihm ausgingen. Ob aber der König schon längere Zeit zuvor, die allgemeine Ermordung der Protestanten mit kaltem Blut vorausbestimmt, ob er namentlich die Vermählung Heinrichs von Navarra mit seiner Schwester eben dazu angeordnet habe, um die Bluthochzeit herbeizuführen, oder ob er sich erst aus einer Art von Verzweiflung in die Greuel derselben gestürzt habe? darüber sind schon die frühern Geschichtschreiber uneins***), und auch neuere Schriftsteller haben darüber verschiedene Ansichten. Wir, die wir uns hier nicht berufen glauben, die Geschichte als Weltgericht zu üben, können diesen Streit auf sich beruhen lassen,

---

*) Siehe Wachler S. 78.

**) Lacretelle II. 359. Die übrigen sehr abweichenden Angaben, die zwischen tausend und hunderttausend (!) schwanken, siehe Wachler S. 79. „Die königlich gesinnten Schriftsteller vermindern die Zahl, um das Gehäßige zu mildern, die Protestanten vermehren sie, um den empörenden Eindruck zu verstärken.

***) De Thou behauptet das Letztere, die Protestanten und viele Italiener das Erstere, vgl. besonders Wachler S. 85. ff. und Weber. S. 81.

(obwohl allerdings das Meiste gegen Karl und seine blutgierige Mutter spricht.) Auch daß König Philipp II. von Spanien den Tag der Bluthochzeit als einen der wenigen glücklichen Tage seines Lebens pries; daß Papst Gregor XIII. vor Freude die Kanonen lösen, ein Te Deum anstimmen und eine Denkmünze prägen ließ, worin er die Ermordung Coligny's mit seinem hohenpriesterlichen Ansehen billigte, soll nicht darum herausgehoben werden, damit dieser oder jener Einzelne noch schwärzer erscheine in seiner Leidenschaft; sondern fassen wir noch einmal das ganze Gemälde zusammen, so erblicken wir darin ein Gemälde der menschlichen Leidenschaft, wozu sich die einzelnen Züge und Farben in jedem unbewachten Menschenherzen, in jeder von Gott entfremdeten Brust finden, die aber aufgetragen auf dem dunkeln Grunde einer stürmisch bewegten Zeit, erst die volle Wirkung des Abscheus und des Entsetzens hervorbringen. Hat sich doch Aehnliches unter demselben Volke zu andern Zeiten und aus ganz andern, als aus religiösen Motiven wiederholt, und wer steht uns dafür, daß nichts Aehnliches sich wiederholen könne, wo alle Bande, die den Menschen an den Himmel ketten, mit frechen Händen zerrissen werden? Es ist auch nicht die katholische Religion als solche, der diese Früchte zur Last fallen. Es ist selbst nicht der Aberglaube, es ist nicht die Schwärmerei, die allein dahin führen konnte, wenn sie auch als mächtige Hebel dazu halfen; sondern es ist, wie ich zu Anfang bemerkte, die in dem Menschen wohnende Selbstsucht, die Macht der Leidenschaft, die Macht der Sünde, die Macht des Unglaubens, der den Aberglauben nur zu seinem Diener gebraucht, wo er ihm bequem ist, und ihn aber mit sammt dem ächten Glauben wieder von sich stößt, wo er unbequem zu werden droht. Wollen wir daher die Bartholomäusnacht sowie alle ähnliche Verfolgungen, welche von der katholischen Kirche gegen die Protestanten ausgingen, unsrer Aufgabe zufolge aus dem Gesichtspuncte des evangelischen Protestantismus betrachten und beurtheilen, so müssen wir uns vor allem hüten, die Sache so darzustellen, als ob schon der äußere Zusammenhang mit der katholischen Kirche einerseits zum Fanatismus, der äußere Zusammenhang aber mit der protestantischen Kirche zur ächten Duldung führe. Ich habe so eben Beispiele einer milden christlichen Gesinnung aus dem Munde katho-

lischer Beamten angeführt. Leicht ließen sich auch Beispiele eines wilden Fanatismus von einzelnen Hugenotten erzählen. So prangte doch Einer der letztern mit einem Siegeskranze, den er sich in einer der Schlachten gegen die Katholiken von lauter abgehauenen Mönchsohren zurecht gemacht hatte!*) abgerechnet den vielen Unfug, welchen die Hugenotten in den Kirchen und Klöstern verübten. Und auch die spätere Geschichte des Bildersturms in den Niederlanden sowie der Puritaner in England und Schottland wird uns zeigen, wie die protestantische Kirche von ähnlichen Excessen der tollsten Schwärmerei nicht frei blieb. Das aber dürfen wir behaupten, daß der wahre evangelische Protestantismus, der sich selbst versteht niemals zu diesen Verirrungen kommen kann, und daß in ihm eine größere Gewähr liegt gegen jede Ausartung ins Fanatische, als im katholischen Systeme. Der Grund liegt darin, daß kein blinder Gehorsam gegen irgend eine menschliche Macht in Sachen des Glaubens dem Gewissen des Protestanten eine schiefe Richtung geben kann, sondern daß er allein gewiesen ist an das Wort Gottes, welches, nach der Regel des Evangeliums Jesu Christi ausgelegt,**) jede Gewaltthat verschmäht. Diese Gewähr liegt ferner darin, daß der Protestantismus nicht auf die bloße Menge seiner Bekenner sieht, und daß er es seinen Grundsätzen zufolge für etwas schlechterdings Unmögliches halten muß, jemand zum Glauben zu zwingen. Wo also immer die Intoleranz in der protestantischen Kirche Platz gegriffen, da ist es Mißverstand, ja es ist die grelle Umkehrung des protestantischen Princips, während hingegen der Fanatismus in der katholischen Kirche nicht als eigentlicher Mißverstand und Verkehrung des Katholicismus, sondern höchstens als dessen Uebertreibung, als eine zu weit getriebene Consequenz desselben betrachtet werden muß. Leichter kann sich die römisch katholische Lehre bei der Masse zum Deckmantel des Verbrechens mißbrauchen lassen, als die evangelische. Das müssen wir nach unbefangener Prüfung gestehen, wenn wir auch gleich nicht läugnen

*) Schiller führt das Beispiel an; woher? weiß ich nicht.

**) Dieß ist nicht zu übersehen; denn wer das Verfahren der Israeliten gegen die Anhänger fremder Culte zur Norm seines Handelns und Denkens machen wollte, der würde freilich auch mit dem Wort Gottes in der Hand einen Beweis für das Gegentheil führen können.

wollen, daß auch das letztere geschehen könne, noch behaupten wollen, daß das erstere nothwendig geschehen müsse.

Und so möge denn die Betrachtung der heutigen Stunde, die uns das Abscheulichste vor Augen gestellt hat, was die Menschheit in ihrer Entartung aufweisen kann, uns vor allem mit dem Abscheu vor jenem innern Feinde unsrer Seele erfüllen, der unter allen Gestalten, unter allen Vorwänden, unter allen Religionsformen, zu allen Zeiten sich aller, der Gebildeten, wie der Ungebildeten, der Höchsten wie der Niedrigsten bemächtigen kann, wenn die Stimme Gottes überhört wird, die durch das von der geschichtlichen Offenbarung erleuchtete Gewissen allezeit deutlich zu uns redet. Diese Betrachtung möge uns ferner mit Dank gegen Gott erfüllen, daß er uns in einer Kirche hat lassen geboren und auferzogen werden, die, weit entfernt, solche Greuel zur Ehre Gottes zu empfehlen, sie vielmehr aufs Lebhafteste verabscheut. Aber eben deßhalb möge sie auch in uns nähren den Geist der Liebe und der Duldung, der auch die Genossen andrer Religionsgesellschaften als Brüder anerkennt, und der weit entfernt ist, ihrem Glauben Verbrechen aufzubürden, vor denen die Bessern unter ihnen, gleich uns, zurückschaudern. — Ob je solche Zeiten wieder kommen werden? das laßt uns nicht fragen. Nicht vorlaut laßt uns triumphiren, daß der bessere Zeitgeist dergleichen überwunden habe. Der Geist der Welt ist sich zu allen Zeiten gleich. Das menschliche Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding, wer will es ergründen? Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todschläger, und ob er ihn auch hassete um Gottes und des Glaubens willen. Aber der gesagt hat, ich habe die Welt überwunden, der ist es, der sie noch immer überwindet mit der Kraft seines Geistes. Sein Reich komme, das Reich der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens.

Fünfte Vorlesung.

Allgemeine Betrachtung über den Eindruck der Bartholomäusnacht in Deutschland, England u. s. w. L'Hôpitals letzte Tage und Tod. Wiederausbruch des Krieges. La Rochelle und Sancerre. Die Politiker. Karls IX. Tod und Nachträgliches aus seinem Leben. Heinrich III. Neuer Friede und Friedensbruch. Die Ligue. Die Ständeversammlung zu Blois. Krieg der drei Heinriche. Schlacht von Coutras. Heinrichs von Navarra Demüthigung vor dem Heere. Sechzehnerherrschaft in Paris. Die Barricaden. Der Tod der Guisen und der Katharina von Medicis. Haß gegen Heinrich und Ermordung desselben. Schlacht bei Ivry. Belagerung von Paris. Allgemeine Aufregung. Hungersnoth. Ständeversammlung von Paris. Anerkennung Heinrichs IV. unter der Bedingung des Uebertritts.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß, wie das Große und und Erhabene der Geschichte unsre Blicke mit wundervollem Zauber an die hohen und edeln Gestalten fesselt, in welchen es sich abspiegelt, auch das Schreckliche und Entsetzliche unsre Phantasie mit ungewöhnlicher Stärke ergreift und sie anreizt, immer tiefer in den Abgrund hineinzuschauen, aus welchem die dämonischen Mächte ihr furchtbares Haupt erheben.

Dieser Reiz, auch dem menschlichen Verbrechen bis in seine Tiefe zu folgen, und auch die gräßlichsten Thaten, die man sich eher verhüllen sollte, in ein tragisches Gemälde zusammenzustellen, darf, wie mich dünkt, nicht allein auf das in uns wohnende Böse, auf eine verderbte Neigung der Einbildungskraft oder gar auf eine geheime Lust am Verbrechen zurückgeführt werden; sondern sie hat auch einen tiefern und bessern Grund.

Allerdings bemächtigt sich die Rohheit einer mißleiteten, vom göttlichen Geiste verlassenen Phantasie mit Vorliebe des Gräßlichen und Schauerlichen, und schon in der Jugend spricht sich diese Vorliebe für Mord- und Räubergeschichten auf eine gefährliche Weise aus, und ein Zeichen von Rohheit bleibt es auch immerhin, wenn

ein Chronist aus der Geschichte seines Landes uns nichts anderes zu berichten weiß, als nur die Verheerungen, welche bald die Natur, bald des Menschen eigener Wille in Gottes Haushalt angerichtet haben.*)

Aber da nun einmal das Böse in der Welt ist, so ist es auch für uns da, und wenn die einseitige Vorliebe für die Geschichte des Verbrechens auf Rohheit deutet, so ist das künstliche Verhüllen desselben, das scheue Abwenden des Angesichtes von dem gähnenden Abgrunde der menschlichen Leidenschaften eben so sehr ein Zeichen von Verweichlichung des Sinnes und von einer falschen Sentimentalität, welche sich überreden möchte, es sei Friede, wo kein Friede ist.

Nein, wir sollen von Zeit zu Zeit hineinschauen in den schwarzen Sündenpfuhl, in welchem die Verschuldungen der Menschheit von den Tagen Adams her sich gehäuft haben bis auf diesen Tag, damit wir auch das Wesen der Sünde, mit dem wir es oft so leicht nehmen, in seinen vollen, gräßlichen Wirkungen erkennen. Auch die heilige Geschichte stellt uns ja nicht bloß das reine, unbefleckte Bild des Erlösers dar zur stillen Erbauung, sondern sie führt uns hinein mitten in den Blutrath, welchen die Verblendeten wider den Menschensohn gehalten haben und stellt uns in Judas Ischarioth das Bild der Verzweiflung auf. Aber nicht sollen wir einzig den Blick auf das Böse in der Welt richten; nicht trostlos hineinstarren in die Tiefe, noch weniger das Auge weiden an den blutigen Wunden, welche die Menschheit in rasender Verwirrung sich selber schlägt. Wir sollen den Blick auch wieder erheben aus der Tiefe zu dem reinen, ewig klaren Himmelszelte, das nach jedem Ungewitter sich wieder mit neuer Milde über uns aufthut und seine Strahlen auch über die bluttriefende Erde verbreitet. Mit andern Worten, und in bestimmter, christlicher Fassung gesprochen: Die Sünde mit allen ihren Folgen und ihren Wehen, sie hat für den Christen nur Bedeutung im Zusammenhange mit der Erlösung. Das sichere und siegreiche Gefühl, daß das Böse bereits überwunden ist durch die Erscheinung Jesu Christi im Fleische, daß dem göttlichen Geiste eine bleibende Wohnung bereitet ist in der Menschheit, und daß alle Ausbrüche des Bösen

*) Auch die Richtung der heutigen, besonders französischen Litteratur deutet eben nicht gerade auf einen befriedigenden sittlichen Zustand.

nur vorübergehende Krisen sind in dem großen organischen Körper derselben, soll uns aufrecht erhalten beim Blick in die verhängnißvollen Tiefen und uns vor dem Schwindel bewahren, der die Seele mit hinabzieht in den schauerlichen Abgrund.

Diese Bemerkungen glaubte ich vorausschicken zu sollen, ehe wir den Faden der Geschichte wieder aufnehmen, den wir bei der gräulichen Bartholomäusnacht haben fallen lassen. Wir haben uns die Unmenschlichkeit nicht verhehlt, welche diese in der Geschichte mit dem Namen der Bluthochzeit gebrandmarkte Katastrophe mit sich geführt hat, und vielleicht haben sich manchem zartern Gemüth unter Ihnen die Schreckensbilder also festgesetzt in seinem Innern, daß der Zweifel in Ihnen entstehen könnte: ist das Religionsgeschichte? — So wenig das Verbrechen Religion ist, so wenig freilich ist die Geschichte des Verbrechens die Geschichte der Religion; aber so gewiß die Sünde mit ihren Folgen mitgehört in den Kreis unsrer religiösen Vorstellungen, so gewiß gehört auch ihre Geschichte mit in die Geschichte der Religion. Ich hoffe, bald auch die sanftern und gefälligern Bilder Ihnen zur Erbauung vorhalten zu können und freue mich darauf; aber jetzt muß ich noch für diese und die folgenden Stunden ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, um mir ferner zu folgen, wenn ich Ihnen die Kämpfe der Protestanten in Frankreich und dann ähnliche Begebnisse aus andern Ländern zu berichten habe.

Wir haben schon bemerkt, daß Karl IX., nachdem er erst vergeblich versucht hatte, die Schuld von sich abzuwälzen, sie endlich über sich nahm und den Gewaltstreich ausführte, das Andenken des edeln Coligny und seiner Genossen mit ewiger Schmach zu bedecken.*) Wir haben bereits erzählt, daß die beiden Jünglinge, der König Heinrich von Navarra und der Prinz Condé genöthigt wurden, ihren Glauben abzuschwören, und wir fügen nun noch hinzu, daß den 3. November 1572 eine Verordnung erlassen wurde, kraft welcher alle frühern Duldungsedicte aufgehoben und somit die Protestanten als außer dem Gesetz erklärt wurden. Wenn außer den genannten Prinzen noch Andere aus Furcht in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrten, so war doch der Ein-

*) Siehe S. 86. vgl. S. 95.

druck, den die Bluthochzeit auf die Gemüther machte, bei Andern umgekehrt. Sie fühlten sich bewogen, eine Kirche zu verlassen, die solche Ungeheuer in ihrem Schooße berge, und wurden Protestanten. Aber auch nicht alle katholischen Mächte der Christenheit bezeugten die Freude welche Philipp II. und der Papst äußerten. Selbst der Letztere soll *) mitten unter dem Dankfest, das er zur Verrherrlichung der Greuelthat anordnete, die Thränen nicht haben verbergen, und die Frage nicht haben unterdrücken können: Wer weiß, ob nicht auch viele Unschuldige mit umgekommen sind? — Kaiser Maximilian II. **) nannte die Bluthochzeit einen unauslöschlichen Flecken in der Regierung seines Eidams, Karls IX. (Karl hatte nämlich die Tochter des deutschen Kaisers, Elisabeth zur Ehe). Welchen Eindruck aber die Nachrichten von der Mordnacht in protestantischen Ländern und an protestantischen Höfen hervorbrachte, läßt sich denken. Die Königin Elisabeth ***) legte Trauer an mit ihrem ganzen Hofe, als der französische Gesandte, Lamothe Fénelon die Botschaft nach England brachte; der Audienzsaal war mit schwarzem Tuche ausgeschlagen und eine von keinem Gruß begleitete feierliche Todtenstille, die zur Erde gesenkten Blicke gaben dem Gesandten den Abscheu vor einer That zu erkennen, die er selbst mißbilligte. Vielfach mußte aber besonders Heinrich von Anjou, als er durch Deutschland nach Polen reiste, um dort von der Krone Besitz zu nehmen, die man ihm angeboten hatte, die Mißstimmung der deutschen Höfe erfahren. Churfürst Friedrich III. von der Pfalz bereitete ihm unter andern eine empfindliche Demüthigung. Er empfing zwar den königlichen Gast mit aller Ehrfurcht, die seinem Rang gebürte. Aber nach der Mahlzeit führte er ihn in den Bildersaal und stellte ihm das wohlgetroffene Bildniß Coligny's unter die Augen. Heinrich wandte den Blick ab; aber der Pfalzgraf fuhr fort: indem er das Bild mit sichtbarer Rührung betrachtete, „Das war ein großer Mann; nie war ein Franzose mit reinerm Eifer für sein Vaterland beseelt, wie dieser. In ihm hat Frankreich alles verloren." Vergebens

*) Nach Lacretelle II. 363.
**) Wachler. S. 80.
***) Sie vergoß bittere Thränen und äußerte, sie wollte 300,000 Thaler geben, wenn dieses Unglück nicht eingetreten wäre. Siehe Raumer, Beiträge zur neuern Geschichte I. S. 598.

suchte Heinrich in dem mit dem Churfürsten gehaltenen Gespräch *), sich über den Mord Coligny's zu rechtfertigen. Von Gewissensangst gefoltert legte er in Krakau seinem Leibarzte Miron ein Bekenntniß seiner Schuld ab. —

Billig sehen wir uns mitten in den Verwüstungen des allgemeinen Sturmes nach einem Manne um, der so lange vergebens diesen Sturm zu beschwichtigen gesucht und der, als er dessen Ausbruch nicht mehr verhindern konnte, das Ruder des wankenden Schiffes mit seltner Klugheit und Mäßigung geführt hatte, bis er endlich, gleichsam auf ein Eiland verschlagen, nur von weitem das Fahrzeug sehen konnte, wie es den Trümmern entgegen eilte.

Michael de l'Hôpital lebte noch immer in ländlicher Verborgenheit auf seinen Gütern zu Vignay, unweit Etampes in Isle de France. Aehnlich den großen Vorbildern des Alterthums, welche vom Undank ihrer Mitbürger verfolgt, in die ländliche Einsamkeit sich zurückgezogen hatten, theilte er seine Zeit zwischen dem Landbau und den edlern Beschäftigungen des Geistes. Sein ehrwürdiges Aeußere, ein schneeweißer Bart, über dem ein ernstes, bleiches Gesicht mit freudlich wohlwollendem Blicke hervorragte, gab ihm das Ansehn eines alten Weisen oder eines heiligen Kirchenvaters **). ‚Er lebte seinem Gott, seiner Familie und den Wissenschaften. In den lateinischen Gedichten, die er verfertigte, legte er den reichen Schatz seiner Erfahrungen und seiner Menschenkenntniß nieder, und in frommer Betrachtung der göttlichen Dinge stärkte er seinen Glauben an Gott und die Menschheit und seine reine Liebe zu beiden. Der Unterricht seiner kleinern Kinder war ihm seine süßeste Erholung, und darüber vergaß er den Undank der Welt. Oefter hatten zwar die einsichtsvollern Freunde des Vaterlandes seine Rückkehr gewünscht, aber vergebens. Auch zu den Zeiten des erheuchelten Friedens hatte man ihn absichtlich nicht zurückberufen; aber weniger schmerzte ihn die persönliche Zurücksetzung und sogar der Mangel, dem man ihn preis gab, als die gemeinsame Noth des Vaterlandes.

---

*) Siehe Anhang 2. zu Wachler. — Ueber die Schritte, welche Frankreich zu seiner Rechtfertigung that und über die darin erlassenen Schriften siehe Weber. S. 88.

**) Brentôme vergleicht ihn mit dem heiligen Hieronymus.

Bei dem allgemeinen Blutstrom, der sich nach der Bartholomäusnacht durch die Gefilde Frankreichs wälzte, blieb das einsame Schloß, auf das sich der Weise zurückgezogen hatte, nicht unerschüttert. Eines Tages nahte sich eine wüthende Schaar dem stillen Zufluchtsorte. Die Pachtersleute wurden gefangen und geknebelt. Mit Gewalt suchten die Mörder in des Kanzlers Wohnung einzudringen. Als man l'Hôpital von der Gefahr benachrichtigte, in der sein Leben schwebe, antwortete er: „Laßt sie nur immer herein, und wenn die kleine Thüre zu eng ist, so macht das große Thor auf!" Schon lange hatte er seine Rechnung mit dem Himmel abgeschlossen, und war auf sein Ende gefaßt. Die Gefahr ging indessen vorüber. Eine Reiterschaar, die herbeigesprengt kam, gab sich als eine Schutzwache der Katharina von Medicis zu erkennen, und er mußte sich dazu verstehen, dieselbe in sein Haus aufzunehmen. So ehrte selbst die Frau, der sonst nichts heilig war, die grauen Haare des Mannes, der ihr in frühern Zeiten so viel gegolten hatte. Eben so wurde auch die Herzogin von Guise die Retterin seiner Tochter. Diese war während der Schreckenstage der Bluthochzeit in Paris. Welche Angst der besorgte, kaum der eignen Gefahr entronnene Vater für sie ausstand, läßt sich denken. Sie kehrte indessen wohlbehalten in die Arme ihres Vaters zurück, indem die kranke Herzogin freundschaftlich für sie gesorgt und sie den Nachstellungen der Mörder entzogen hatte; doch wurde sie genöthigt, der Messe beizuwohnen. Die im Hause wohnende Schutzwache machte indessen je länger je mehr des Kanzlers Wohnung zu seinem eignen Gefängniß, und die Leiden des Vaterlandes drückten den Gebeugten vollends zu Boden. Wie tief mußte es ihn schmerzen, als er vernahm, daß sein bisheriger Freund, der Präsident de Thou, der Vater des großen Geschichtschreibers, aus Menschenfurcht die Ermordung Coligny's gebilligt und den Prozeß gegen seine Familie geleitet habe! — Und wenn er dann die Tage der Gegenwart verglich mit den frühern Zeiten, die er erlebt hatte, dann pries er Gott für die Erfahrungen, in denen er ihn ergrauen ließ.

Nur sechs Monate überlebte l'Hôpital die Bartholomäusnacht, und wenn er auch nicht unter den zahlreichen Opfern genannt werden kann, welche dem Beil des Henkers und den grimmigen

Zähnen einer entfesselten Tigerheerde verfallen waren, so darf man doch ohne den Vorwurf allzugroßer Kühnheit zu verdienen, behaupten, daß eben jene schauerliche Nacht auch ihm den Todesstoß gegeben habe. Er starb in einem Alter von 68 Jahren, den 15. März 1573. Er wurde bei Nacht, und in der Stille beerdigt.

Noch kurz vor seinem Ende hatte er einen Brief an den König gerichtet, worin er ihm unter anderm schreibt*): „Sire, ich bitte Gott, Euch gnädiglich in allen Angelegenheiten an seiner Hand zu führen, und daß Ihr das große und schöne Königreich, welches er Euch übergeben hat, in aller Milde und Sanfmuth gegen Eure Unterthanen regieren möget, Ihn nachahmend, der da gut ist, geduldig unsre Beleidigungen erträgt und unsre Fehler erläßt und verzeiht." —

Wenn es zu unsrer Aufgabe gehört, die Männer besonders zu bezeichnen, in welchen der protestantische Character sich auf die eine oder andere Weise ausgeprägt hat, so dürfen wir gewiß nicht anstehn, das Bild l'Hôpitals mit als eines der ersten in dieser Gallerie vorzüglicher Männer aufzuführen. L'Hôpital war zwar Katholik und blieb bis an sein Ende der Religion seiner Väter zugethan, und wir haben auch keinen Grund zu zweifeln, daß er es mit Ueberzeugung war. Die schroffen Formen, in welchen sich der calvinische Protestantismus der Hugenotten hie und da darstellte, mochten leicht etwas Abstoßendes für ihn haben; zudem mochte er als redlicher Staatsmann auch die Aufrechterhaltung der wahren Staatsreligion, wie sie in den Formen der freiern gallicanischen Kirche sich darstellte, für eine würdige Aufgabe halten. Aber indem er dieß nur auf dem Wege der ruhigen Ueberzeugung, „auf dem Wege des Gebets und der Vernunft", wie er sich ausdrückte, und nicht auf dem der Gewalt erstreben wollte, indem er sich den Verfolgungen der Andersdenkenden mit allem Nachdruck widersetzte, so huldigte er in dieser praktischen Beziehung dennoch dem protestantischen Princip. Auch war, wie sein geistreicher Biograph, Villemain **) bemerkt, seine Duldsamkeit nicht eine Frucht des Unglaubens und der Gleichgültigkeit, sondern eine Frucht

*) Siehe Raumers Briefe aus Paris I. S. 301. und Villemain, Mélanges II. p. 169.

**) Mélanges T. II. p. 161.

des wahren Glaubens, der wahren Religiosität, und mit Recht steht er darin höher, als manche andere, die zwar auch gleich ihm die Mißbräuche der katholischen Kirche erkannten, ohne sich von ihr zu trennen, die es aber aus minder edlern Beweggründen thaten. Was Erasmus zu seiner Zeit war aus menschlicher Klugheit, aus Feinheit und Berechnung, das war l'Hôpital in einem weit edlern Sinne, aus Grundsatz und Ueberzeugung.

Der fromme Wunsch, den l'Hôpital in seinem letzten Briefe an den König ausgesprochen, ging indessen nicht sobald in Erfüllung. Aus der blutigen Saat konnte nur eine neue blutige Erndte reifen. Sechs und zwanzig Jahre des Unglücks und des Entsetzens waren, nach Sullys Ausdrucke,*) erforderlich, um dem rächenden Himmel die Blutschuld abzutragen, die Frankreich auf sich gehäuft hatte.

Der Krieg brach von Neuem und mit erhöhter Erbitterung aus. Die wenigen der im Lande zurückgebliebenen Protestanten sammelten sich in ihren festen Plätzen. Die Bollwerke der Protestanten, Rochelle und Sancerre leisteten kräftigen Widerstand. Selbst Frauen und Kinder sah man auf den Wällen. Als die Bewohner von Sancerre durch den Hunger aufs Aeußerste getrieben wurden, wiederholten sich ähnliche Scenen, wie man sie in den Tagen der Belagerung von Jerusalem sah. An 40,000 Katholiken sollen bloß vor dieser Veste ihr Leben gelassen haben. Erst nach vielem Blutvergießen wurde ein neuer Friede geschlossen und die zurückgenommenen Duldungsedicte wieder bestätigt.**)

Inzwischen drohten der Regierung noch von andern Seiten her Gefahren. Wenn vom Anfang der Bürgerkriege an die Politik mit verschlungen gewesen war in die religiösen Händel, so fingen jetzt die politisch Unzufriedenen an, sich als eine besondere Klasse geltend zu machen, die abgesehen von den Religionsirrungen

---

*) Mémoires de Sully. I. 62.

**) La Rochelle, Montauban und Nimes erhielten sogar die öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes und eine republikanische Verfassung. Das tapfere Sancerre dagegen ward in den Vertrag nicht eingeschlossen. Noch zwei Monate hielt es die Belagerung aus. „Wie ein sterbender Löwe beugte es sich endlich vor der Uebermacht; es verlor seine städtischen Einrichtungen und wurde in allem einem Dorfe gleichgestellt, seine Mauern wurden niedergerissen, seine Glocken abgenommen und der alte Glaube in seine vorigen Rechte wieder eingesetzt." Weber S. 93.

und Dichtkunst und machte selbst Gedichte in französischer Sprache. Wenn ihm die Dichter ihre Werke vorlasen, hörte er aufmerksam zu und gab ihnen Geschenke, jedoch keine großen, damit sie aus Geldmangel bald wiederkehren und etwas Neues mitbringen möchten. „Die Dichter,“ sagte er, „sind edeln Pferden ähnlich, die man ernähren, aber nicht mästen muß.“ *) Er aß mäßig, trank meist nur Wasser oder gemischten Wein und schlief wenig; der Wollust war er nicht mehr ergeben, als die meisten Fürsten und Großen seiner Zeit. Ueber alles leidenschaftlich liebte er die Leibesbewegungen. Diese bestanden in Springen, Ball Schlagen, Pferde Zureiten und Fahren, welches er, selbst mit vier Pferden, sehr wohl verstand. Außerdem schmiedete er Waffen, goß Kanonen, fischte und jagte. **) Insbesondere war er der Jagd von Kindesbeinen an bis zum Wahnsinn ergeben. Tag und Nacht schweifte er in den Wäldern umher, uneingedenk der Nahrung und des Schlafs, sofern er nur dieser Leidenschaft nachhängen konnte. ***) Dieses tägliche Verfolgen der Thiere (und das ist merkwürdig zur Beurtheilung seines Characters) machte ihn grausam gegen dieselben und

*) Unter den Dichtern, die er beglückte, war besonders Ronsard, der auch seinen Tod in einem Sonnett feierte, worin er ihn als den Ueberwinder der Hölle darstellte. (Siehe Semeur a. a. O. und Wachler S. 51.)

**) Auch im Falschmünzen soll er sich geübt haben. Siehe Wachler S. 52. nach Brantôme.

***) Ueber die Jagdgeräthe, den Aufenthalt und die Schlupfwinkel der Thiere, sowie über jede Art, sie zu fangen, hat er sogar ein Buch geschrieben. (Raumer) — Eine zwar fingirte, aber in ihren Hauptzügen nach dem Leben gezeichnete Jagdscene, in welcher der König mit eignen Händen einen Hirsch erlegt, auf den er zugleich den Haß gegen die Hugenotten überträgt mit den Worten: „Tiens, Parpaillot!“ (indem er ihm den Fang giebt) findet sich in der chronique du règne de Charles IX. par l'auteur du théatre de Clara Gazul (Mérimée) Paris 832. p. 155 ff. Derselbe Autor schildert Karl IX. S. 135 ff. folgendermaßen: Figurez vous un jeune homme assez bien fait, la tête un peu enfoncée dans les épaules; il tend le cou et présente gauchement le front en avant; le nez est un peu gros, il a les lèvres minces, longues et la supérieure très avancée; son teint est blafard et ses gros yeux verts ne regardent jamais la personne avec laquelle il s'entretient. Au reste on ne lit pas écrit dans ses yeux: SAINT BARTHÉLEMI, ni rien de semblable. Point: seulement son expression est plûtot stupide et inquiète, que dure et farouche u. s. w. Ueberhaupt enthält das Buch manches Characteristische, wenngleich mehr im Tone des Romans, als der Geschichte gehalten, und nicht überall an den Ernst der Begebenheiten hinanreichend.

nicht minder gegen die Menschen. Pferde tödtete er mit eigner Hand, und wenn er Eseln begegnete, schlug er ihnen oft den Kopf herunter und zahlte ihren Eigenthümern den Kaufpreis. In Gegenwart der Hofleute schlachtete er Schweine und wühlte mit blutigen Händen in den Eingeweiden wie ein gemeiner Metzgerknecht.

So fanatisch Karl IX. die Protestanten verfolgte, so war er übrigens keineswegs ein gehorsamer Sohn der Kirche. Wir haben es an den Hugenotten getadelt, wenn sie im Drang ihres religiösen Eifers die heiligen Gefässe der Kirche entweihten. Was aber diese aus religiösem Eifer thaten, das that Karl IX. mit dem kältesten Blute aus purem Eigennutz und wider sein Gewissen. Er ließ aus heiligen Gefässen Münzen prägen, und die kirchlichen Würden gab er, wie frühere nichtswürdige Könige gethan hatten, an Soldaten, Kinder und Weiber. Er entwendete der Kirche das Ihre, und verkaufte für zwei Millionen geistliche Güter. Auf seine Neigungen und Handlungen hatte ein Italiäner Albert de Gondy, der Marschall von Retz, den größten Einfluß, ein Mensch, den die Zeitgenossen als ein wahres sittliches Ungeheuer beschreiben, und der die bösen Anlagen des Königs zur Virtuosität ausbildete. So lebte und regierte und starb Karl IX. von Frankreich. — Ohne alles Gepränge ward er in St. Denis beigesetzt. Er hinterließ keinen Leibeserben; ja, er freute sich in seinen trüben Stunden, keinen Sohn zu haben, damit dieser nicht in gleiches Unglück wie er sich stürze. Und so fiel die Krone an seinen Bruder Heinrich, den neuen König der Polen.

Heinrich eilte nach dem Tode seines Bruders nach Frankreich und trat als König Heinrich III. die Regierung des furchtbar zerrütteten Landes an *). Aber auch unter ihm dauerte der Einfluß der Mutter fort. In allen Lastern auferzogen, an Geist und Gemüth eben so sehr verkrüpelt, als sein verstorbener Bruder, und noch mehr der Wollust ergeben, als dieser, ward er bei dem Wechsel von Trotz und Verzagtheit seines Benehmens ein Spielball der Parteien und ein Sclave der lasterhaftesten Menschen, seiner Lieblinge, die unter dem Namen der Mignons bekannt sind.

*) Eine neue Partei der Gemäßigten, verschieden wieder von den Politikern, hatte sich in dem Tiers parti aufgethan.

Von verschiednen Seiten hatte man Heinrich gerathen, den Frieden mit den Hugenotten zu beschleunigen, aber noch kam es zu keinem sichern Resultat. Vorerst nöthigten ihm d'Alençon, der seiner Haft entflohen war, und Condé, der sich bei dem Pfalzgrafen Johann Casimir um neue Kriegsvölker beworben, einen Waffenstillstand und bald darauf (im Mai 1576) einen Frieden ab, worin den Protestanten oder den sogeheißnen Reformirten (den prétendu reformés) freie Religionsübung im ganzen Reich, ohne alle Einschränkung eingeräumt werden sollte. Bloß vier Meilen um Paris sollte kein reformirter Gottesdienst stattfinden. Auch zu Aemtern und Staatsdiensten sollten die Protestanten wieder zulässlich sein u. a. m.*). Alle frühere Verordnungen gegen die Protestanten wurden als aufgehoben erklärt, und über die Vorfälle in der Bartholomäusnacht drückte der König seinen Schmerz aus. — Colignys Andenken ward der Schmach entrissen.

Aber wie oft haben wir schon in der traurigen Geschichte dieser Religionskriege Frieden schließen und Frieden brechen sehen? Wie oft hat der Verrath eben diesen Frieden benutzt, um hinter dem Rücken der sich sicher glaubenden Protestanten ihnen eine neue Falle zu bereiten? Was Wunder also, wenn die noch immer mächtige Partei der Guisen jeden Anlaß benutzte, ihren politischen Einfluß, den sie durch das bestehende Königthum beschränkt sah, mit List und Gewalt durchzusetzen.

Die Charakterlosigkeit Heinrichs bot dazu die besten Vorwände. Der Friede, den er den Protestanten bewilligt hatte, wurde ihm als Schwäche, als falsche Nachgiebigkeit gedeutet. Man müsse, hieß es, durch kräftiges Zusammentreten den Schaden abzuwenden suchen, den des Königs Nachgiebigkeit für das Reich und die katholische Kirche herbeiführe. Dazu ward von den Helden der Bartholomäusnacht ein geheimer Bund geschlossen, der meist aus Adligen und hohen Geistlichen Frankreichs bestand, und der in der Geschichte dieses Landes den Namen der Ligue führt. An der Spitze dieses Bündnisses stand der Mörder Colignys, Heinrich von Guise, im Hintergrunde der Papst und Philipp II.

*) Die weitern Bestimmungen dieses Friedens, der zu Beaulieu bei Loches in Touraine geschlossen wurde, siehe bei Weber S. 101. u. b. Schröckh II. S. 313.

Auf dem im Jahr 1576 gehaltnen Reichstage zu Blois wurde, ganz im Geiste der Ligue, der Beschluß gefaßt, alle Unterthanen zur Einigkeit in der katholischen Religion mit Gewalt zurückzuführen. Scheinbar machte sich zwar die Ligue auch die Aufrecherhaltung des Königthums zur Pflicht; allein mit dem letztern Puncte nahm man es weniger genau, und Heinrich III. hatte alle Ursache, vor der Ligue ebenso sehr zu zittern, als er die Protestanten haßte.

An der Spitze dieser letztern stand nun der zum Manne gereifte Heinrich von Navarra, so daß der König sich von nun an in einer gefährlichen Klemme befand. Konnte er es auch ohne großes Leidwesen für seine Person geschehen lassen, daß auf Antrieb der Ligue der von ihm den Protestanten bewilligte und 1577 zu Poitiers *) erneuerte Friede abermals gebrochen und die Verfolgung aller Orten wieder erneuert wurde; so war es ihm doch nicht recht, daß eben dieses Organ der Ligue es war, durch welches die Protestanten im Schach gehalten wurden. Wir haben sofort außer den kleinern Nebenparteien vorzugsweise drei Parteien zu unterscheiden, deren Interessen sich vielfach durchkreuzten, und an der Spitze jeder dieser Partei steht einer der genannten Heinriche. Heinrich von Guise nämlich an der Spitze der Ligue, Heinrich von Navarra an der Spitze der Protestanten und Heinrich III. an der Spitze des erschütterten Königsreiches und von beiden Seiten bedrängt. Nicht unpassend ist der Krieg, der daraus sich entwickelte, der Krieg der drei Heinriche genannt worden. — Der alte Streit zwischen dem Haus der Guisen und der Bourbonen wurde indeß zu neuer Gluth angefacht, und erhielt eine um so wichtigere Bedeutung, da es sich jetzt, weil Heinrich III. keine Kinder hatte und sein jüngrer Bruder, der Herzog d'Alençon **) im Jahr 1584 gestorben war, um die unmittelbare Thronfolge handelte bei dem Erlöschen des Hauses Valois. An dem Sieg der einen oder andern politischen Partei hing aber auch nach allem Anscheine der Sieg der einen oder andern Religionspartei im

*) Die Bedingungen waren ungefähr dieselben, wie die von St. Germain im Jahre 1570. Ueber dessen Inhalt, sowie über das ähnliche Edict von Fleix siehe Weber S. 107. ff.

**) Später führte er den Titel Herzog von Anjou.

Reiche. Mit den Bourbonen schien der Protestantismus, mit den Guisen der Katholicismus für immer seine Stütze an dem Throne Frankreichs zu erhalten. Zwar hatte Heinrich von Navarra mit seinem Vetter, dem Prinzen Condé, in der Bartholomäusnacht den Protestantismus abschwören müssen, wie die letzte Stunde uns gezeigt hat. Man hatte auch nichts unversucht gelassen, dem Jüngling über dem üppigen Hofleben die höhern Angelegenheiten der Religion und des Vaterlandes vergessen zu lassen und ihn in jene Gleichgültigkeit hineinzuwiegen, die, (wie wir gesehn haben) noch ein ärgerer Feind des aufkeimenden evangelischen Glaubens war, als der Fanatismus der Priester und des Volkes. Aber Heinrich, von seinen Freunden gewarnt und ermuntert, hatte 1576 eine Jagdpartie benutzt, vom Hofe zu entfliehn, und war in Tours öffentlich wieder zur protestantischen Kirche zurückgekehrt. Von da an blieb er ihr Schutz und ihre Hoffnung für Frankreich.

Ich übergehe die vielen einzelnen Verbrechen und Unthaten, welche diese Zeit der äußersten Zerrüttung, die Zeit der Ligue, mit sich führte, und die vielen Züge der Ruchlosigkeit und Schändlichkeit, durch welche Heinrichs III. Regierung auch im Privatleben sich auszeichnete. Es war, als ob die einmal entfesselte Blutgierde sich auch an der Bluthochzeit selbst noch nicht satt getrunken hätte, als ob der ungestillte Durst der aufgeregten Fieberhitze nach immer neuen Opfern lechzte. — Vergiftungen, Erdolchungen waren an der Tagesordnung, das Mordhandwerk ein förmlicher Beruf geworden, zu dem feile Menschen sich ohne Weiteres dingen ließen. In wilder bachantischer Lust verbanden sich die furchtbarsten Excesse der Grausamkeit mit denen der schamlosesten Frechheit. Dieselben Hände, welche das Blut der Protestanten vergossen, befleckten sich mit Kirchenraub, und heuchlerische Büßungen, Aufzüge von Geißelbrüdern, an deren Spitze der König voranzog, sollten die Frevel wieder gut machen, womit die Gesetze der Sittlichkeit zu Boden getreten wurden; aber doppelt wurde dadurch das Heilige verhöhnt. Das waren die Nachwehen der Bluthochzeit.

Ich übergehe ferner die ränkevollen Künste, welche von den Liguisten angewandt wurden, um ihrer Partei den Sieg zu verschaffen, und die politischen Berechnungen, auf die sie gegründet waren. Die Rücksicht auf unsre Aufgabe gebietet, nur die Haupt-

momente herauszuheben, an welche die fernern Schicksale des Protestantismus in Frankreich geknüpft waren. Es genüge also zu bemerken, daß durch die immer entschiedenere Theilnahme Roms und Spaniens an der Ligue dieselbe mehr und mehr erstarkte, und daß dem König endlich nichts mehr übrig blieb, als auf den Rath seiner Mutter hin den Guisen neue Freundschaft zu heucheln und dem Bunde sich anzuschließen, um desto erfolgreicher die protestantische Partei zu bekämpfen. Diese stand jetzt auf sich allein verwiesen, und Heinrich von Navarra hatte der vereinten Macht des Königs und der Ligue Trotz zu bieten. In der Schlacht von Coutras in Guyenne im October des Jahres 1587 sollte sich das Schicksal der Parteien entscheiden. Diese Schlacht ist merkwürdig durch manche einzelne Züge, die uns aus ihr aufbewahrt sind *). Einen will ich mittheilen, weil er uns zugleich einen Blick thun läßt in den religiosen Geist, der das Heer der Protestanten beseelte. Aehnlich unsern schweizerischen Vorfahren, fielen auch die Hugenotten vor jedem Kampfe auf die Kniee zum Gebet. Es ist dieß eine schöne, rührende Sitte, aber ich würde ihrer nicht gedenken, wenn sie als bloße Form gegolten hätte. Aber eben das, daß diese religiöse Weihe nicht als eine bloße Form gelten sollte, ja, daß es an diesem Tage laut bekannt wurde, wie es nicht gethan sei mit dem bloßen Niederknieen, sondern wie es vor allem ankomme auf die Reinheit des Herzens und Wandels, wenn unser Gebet Gott wohlgefällig sein soll, das scheint mir einer besondern Beachtung werth. — Heinrich von Navarra hatte in Rochelle Ausschweifungen begangen, wie sie in der damaligen Zeit von den Großen gar leicht genommen zu werden pflegten, und nun wollte auch er, der Anführer, mitknieen und seine Hände zu Gott emporheben. Da traten ihm mit hohem Ernste der edle du Plessis Mornay und mit ihm zugleich der evangelische Prediger Chaudieu **) entgegen, hielten ihm seine Sünden vor und hießen ihm im Ange-

---

*) Ausführlich hat Lacretelle die Schlacht beschrieben III. S. 210 — 222.

**) Den erstern nennt Chateaubriand a. a. O. S. 352. doch weiß ich nicht, auf welche Quelle gestützt. Lacretelle nennt bloß den letztern, und auch Schröckh II. S. 325. spricht bloß von Einem Prediger. Es ist leicht möglich, daß Chateaubriand sich geirrt hat; zur Sache thut es nichts. Einstweilen habe ich die Nachrichten zu vereinigen gesucht.

sicht des ganzen Heeres Buße thun, ehe er das heilige Werk angreife. Und Heinrich unterwarf sich willig der Buße; und als einige Höflinge diese Demüthigung ihm ersparen wollten, sprach er: „Man kann sich nie genug vor Gott demüthigen, nie genug aber den Menschen die Stirne bieten.“ *) Nun erst begann das gemeinsame Gebet. — Joyeuse, der Anführer der Feinde, hielt das Niederknieen der Protestanten für ein Zeichen der Furcht, aber ein andrer Feldoberster, Lavardin, bemerkte ihm, daß er die Protestanten nie furchtbarer gesehn habe im Kampfe, als wenn sie sich vom Gebet erhoben hätten. Unter Anstimmung eines Psalmes: „Dieß ist der Tag des Heils, wo Gott seine Auserwählten krönt!“ stürzten sie sich in die Reihen der Feinde. Auch die Geistlichen legten jetzt ihr geistliches Gewand ab, und zogen die Rüstung des Krieges an. Die Erinnerungen an die glorreichen Siege des Volkes Israel über die abgöttischen Völker traten mit aller Macht der Einbildungskraft vor die Seele der gottergebenen, gottbegeisterten Streiter. „Ergebt euch, ihr Philister!“ erscholl das von Heinrich angestimmte Losungswort durch die Schlachtreihen. Lange schwankte der Kampf; aber endlich wird der Sieg den Protestanten zu Theil, und mit denselben Worten des Psalmes, womit der Kampf begonnen ward, begrüßte jetzt der Prediger Chaudieu die schwer erkämpfte Siegesstunde: „Dieß ist der Tag des Heils, wo Gott seine Auserwählten krönt.“

Ich habe in der vorigen Stunde die Bemerkung gemacht, daß es nicht im Sinne des Protestantismus liegen könne, die Wahrheit des Glaubens vom äußern Glück der Waffen abhängig zu machen, und ich habe auf die Niederlagen hingewiesen, welche die Protestanten häufig zu ihrer Demüthigung erfuhren. Ist diese Bemerkung richtig, so dürfen wir auch auf den Sieg von Coutras nicht jenen einseitigen Nachdruck legen, welchen die katholische Kirche auf ihre Siege zu legen pflegt. Aber daß, wo nun einmal der äußere Kampf nothwendig geworden ist, sich in demselben auch eine wahrhaft fromme Gesinnung offenbaren könne, und daß durch diese allein der Sieg, den Gott giebt, auf eine christliche Weise verherrlicht werde, das haben wir gleichfalls anerkannt; und das

*) „On ne peut trop s'humilier devant Dieu, ni trop braver les hommes. Chateaubriand a. a. O.

müssen wir auch jetzt anerkennen bei der Schlacht von Coutras. Von dem hohen religiösen Ernste, der die Krieger beseelte, haben wir zuvor gesprochen. Besonders wird sich aber auch die christliche Gesinnung in der Milde zeigen gegen die überwundenen Feinde, im Gegensatz gegen jene unchristliche Barbarei, die in dem Niedermachen der Wehrlosen Gott einen Dienst zu leisten glaubt. Daß auch die Protestanten in den Religionskriegen nicht immer diese Mäßigung bewiesen haben, welche das Evangelium, zu dem sie sich bekannten, von ihnen forderte, mußten wir gleichfalls bei frühern Anläßen zugestehen; aber eben der Sieg von Coutras ist es, der in dieser Beziehung den Protestanten zum Ruhme gereicht. Während die Feinde sich durch einen förmlichen Eid verschworen hatten, kein Quartier zu geben, sondern alles niederzumachen, was ihnen in die Hände falle, zeigten sich die protestantischen Sieger und namentlich Heinrich von Navarra von einer viel menschlichern Seite. Im Anblick der erschlagenen Feldherrn, die auf der Seite der Katholischen gefallen waren, (auch Joyeuses Leiche lag unter ihnen) sprach Heinrich: „Das ist ein Anblick der Thränen, auch für die Sieger.“ *)

Die Liguisten ließen sich durch die Niederlage von Coutras nicht entmuthigen; vielmehr boten sie alles auf, den König von Navarra an dem Verfolge seines Siegs zu hindern. Aber auch des schwachen und wankelmüthigen Königs von Frankreich los zu werden, war jetzt ihr geheimes, bald aber offener an den Tag tretendes Bestreben. Ein Ausschuß von Sechszehn leitete die Geschäfte, und unterhielt in den sechzehn Quartieren der Hauptstadt fortwährend den Zunder der Empörung. — Geistliche suchten auf den Kanzeln das Volk wider den König aufzuwiegeln, der jetzt immer offener als ein geheimer Verbündeter der Hugenotten gescholten ward. Lange wurde der König vergebens auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht. Als er sich endlich ermannen und mit Waffengewalt einschreiten wollte, siehe da war es zu spät. Der königlichen Schweizergarde, welche der König nach Paris zog, war ein furchtbarer Empfang bereitet durch die Barricaden.

*) Die erbeuteten Fahnen soll der galante Sieger zu den Füßen seiner Geliebten, der Gräfin von Grammont, niedergelegt haben. Weber S. 122. (nach d'Aubigné.)

welche dem entscheidenden Tage des 12. Mai 1588 seinen Namen in der Geschichte gegeben haben, (journée des barricades) — Eine gewaltige Bewegung zu Gunsten der heiligen Ligue und des katholischen Volkes theilte sich in wenigen Stunden der Einwohnerschaft von Paris mit. Der Ton der Sturmglocken schien eine Nachfeier der Bartholomäusnacht zu verkünden. Alles war auf den Beinen, die Stadt vor dem Einschritte der königlichen Macht zu sichern. — Mönche, Weiber, Kinder, Personen aller Stände sah man ihre Kräfte anstrengen, um Fässer und Balken und alle die Gegenstände heranzuwälzen und aufzuthürmen, aus denen das Bollwerk der Noth erbaut ward. Frauen sah man an den Fenstern mit glühenden Kohlpfannen, die sie auf die Truppen des Königs auszuschütten bereit waren. Vergebens suchten diese die Barricaden zu stürmen. Auch den Fliehenden wurde nachgesetzt, und ohne Schonung, ohne Rücksicht auf ihren Glauben wurden auch die Katholiken niedergemacht, sobald erwiesen war, daß sie für den König die Waffen erhoben. Den Schweizern ging es besonders übel. Vergebens streckten diese Söldlinge des Königs ihren Verfolgern die Rosenkränze entgegen mit dem Rufe: „Wir sind gute Katholiken." Sechzig bis achtzig derselben erlagen den Streichen ihrer Mörder. Ueberall, wo der Herzog von Guise, der einfach mit einem Stabe bewaffnet umherging, sich zeigte, ward er mit lautem Frohlocken empfangen. „Sonst waren wir nur Fliegen," rief ihm einer aus der Menge zu; „durch Eure Gegenwart sind wir Löwen."*) Ein Prediger sagte von der Kanzel herab, so wie die Juden ein Fest der Laubhütten hätten, so müsse Frankreich hinfüro ein Fest der Barricaden feiern.**) Und in der That wiederholte sich das Barricadenfest drittehalb Jahrhundert nachher in der französischen Geschichte, doch in einem anderen Sinne, als der Mönch es gemeint hatte. So wechselten die Zeiten und die Launen des Volkes. — Auch damals trieben die Barricaden den König aus Paris. Er wurde erst im Louvre gefangen gehalten; später gelang es ihm aber verkleidet nach Chartres zu entfliehen. Auf Zureden seiner Mutter ließ er sich dann endlich in einen Vergleich mit der Ligue ein und bewilligte ihre Forderungen,

*) Siehe Raumers Briefe I. S. 321.
**) Ebendas.

unter welche besonders auch eine nachdrücklichere Verfolgung der Protestanten gehörte.*) Aber auch dieß war nur ein Heuchelfriede. Auf dem zweiten Reichstage zu Blois, gegen Ende des Jahres 1588, da brach endlich das gräßliche Geschwür auf, das den König schon lange gedrückt hatte. Er machte sich mit dem Dolche Luft durch die Ermordung der Guisen. Heinrich von Guise, der Mörder Colignys, sank, ein Opfer der Nemesis, wie einst sein edlerer Vater Franz von Guise, unter den Händen eines Mörders. Bald darauf ward auch sein Bruder, der Cardinal von Guise, Ludwig aus dem Wege geräumt. Aber mit dem Blute der Guisen hatte der unglückliche König sein eignes Todesurtheil unterzeichnet. Der Tod derselben ward das Signal und der Freibrief zum Königsmorde. Als heilige Märtyrer der guten Sache schienen ihre Schatten die gerechte Rache herbeizuwinken. Katharina von Medicis starb mitten in der fürchterlichen Kathastrophe. Aber niemand kümmerte sich um ihren Tod. Alle Gemüther waren nur erfüllt mit dem Verluste der Guisen, und der allgemeine Haß entlud sich in furchtbaren Verwünschungen auf Heinrichs III. Haupt. Ein Fürst, der seine Macht mißbrauchte, die heiligen Säulen der Kirche aus dem Wege zu räumen, sollte der noch Anspruch haben auf die fromme Scheu des Volkes, der das Leben des Königs heilig ist? Das Verbrechen, das, so lang es gegen die Protestanten wüthete, das Verdienst der Könige in den Augen des Pöbels zu erhöhen schien, ward jetzt in seiner ganzen Gräßlichkeit als Verbrechen erkannt, da es sich wider die Häupter der katholischen Faction entladen hatte. Heinrich war von nun an ein Kind der Hölle, dem Satan und seinen finstern Mächten verfallen, und an ihm des Himmels Rache zu vollziehen, war Verdienst. Offen gab sich dieser Abscheu gegen den König**) in den Kirchen und selbst auf den Altären zu erkennen. Man stellte Wachsfiguren auf das Heiligthum, den König darstellend im Gefolge von Teufeln und stach mit Nadeln nach diesen Figuren.***) Eine Procession von Kindern zog mit brennenden Kerzen umher, die sie unter ihren Füßen auslöschten, be-

*) Edict der Union. Weber S. 131.

**) In Orleans erhob man zuerst die Fahne der Empörung, Chartres folgte dem Beispiel Orleans, und dann der größte Theil Frankreichs dem Beispiel von Paris, siehe Weber S. 134. ff.

***) Lacretelle III. 313.

gleitet von dem Fluche der Priester, daß also erlöschen möge der Glanz des Hauses Valois.*) —

Mit dem Tode der beiden Guisen war die Ligue keineswegs gesprengt. An die Stelle der Ermordeten trat der dritte Bruder, der Herzog Karl von Mayenne, den die Ligue als Reichsstatthalter anerkannte. Von der Kirche gebannt, von seinem Volke verlassen, von allen gehaßt und verachtet, wußte der König in seiner Noth sich nicht mehr anders zu helfen, als daß er sich nun dem erklärten Feinde der Guisen, dem König Heinrich von Navarra in die Arme warf, und von nun an die Sache der Protestanten wenigstens scheinbar mit verfechten half, die er als Herzog von Anjou in der Bartholomäusnacht vom Erdboden zu vertilgen gesucht hatte. — Die Zusammenkunft der beiden Heinriche geschah im Schloße Plessis-les-Tours, im April 1589. Beide verbündete Fürsten zogen jetzt vor Paris. Katholiken und Protestanten sah man jetzt seit langer Zeit wieder in demselben Heere vereinigt, einen gemeinsamen Feind zu bekämpfen. Noch war die Stadt in der heftigsten Aufregung. Sechs Monate waren seit dem Tod der beiden Guisen verflossen, aber dieselbe Entrüstung der Gemüther herrschte gegen den König, wie am ersten Tage. Die Kirchen waren sämmtlich schwarz ausgeschlagen. Processionen von Büßenden durchzogen die Straßen. Alle Sünden wurden vergeben, wenn nur dem König geflucht ward. Ja, die heiligen Stätten selbst wurden mißbraucht, um von ihnen herab den Königsmord als eine heilige Pflicht darzustellen und zur Erfüllung derselben zu ermuntern. Besonders zeichneten sich in dieser Hinsicht die Prediger Boucher und Lincestre, ein geborner Schotte, aus. „Soll ich heute das tägliche Evangelium euch verkündigen?“ fragte der letztere seine Gemeinde. „Ich denke wohl nicht,“ fuhr er fort, „jeder von euch kennt es hinlänglich. Aber was nicht jeder genug kennt, das ist die schlechte Aufführung Heinrichs von Valois, dieses neuen Herodes.“ Und nun begann er eine Schilderung derselben, worin er nichts verschwieg, was der Leidenschaft des Pöbels neue Nahrung geben konnte. Einst warf der nämliche

*) Chateaubriand p. 328. Nach Lacretelle wurde die Ceremonie von den Priestern selbst vergenommen. Die Sorbonne verordnete den Namen des Königs aus dem Meßkanon zu streichen. S. Weber 138.

Geistliche geradezu die Frage auf, ob es erlaubt sei, Heinrich von Valois zu ermorden. „Was mich betrifft,“ erklärte er dann, „so bin ich jeden Augenblick dazu bereit, die Tage ausgenommen, wo ich den Leib des Herrn weihe.“

Eine Frau war es auch hier, welche, unterstützt von dem Fanatismus der Priester, auf ähnliche Weise jede zartere Tugend ihres Geschlechts verläugnete, wie einst Katharina von Medicis. Es war dieß die Tochter des Franz von Guise, die Herzogin von Montpensier. Sie wird beschuldigt, den Mörder gedungen zu haben, der endlich dem elenden Leben König Heinrichs III. ein Ende machte.

Jacob Clement, ein Jakobiner- oder Dominicanermönch, war das Werkzeug, dessen sie sich bediente. Eigene Schwärmerei, die in der allgemeinen Stimmung hinlängliche Nahrung erhielt, hatte diesen Mönch auf den Gedanken gebracht, daß ihn der Himmel dazu ausersehen habe, Frankreich von seinem unwürdigen König zu befreien. Er erzählte seine Visionen der Herzogin von Montpensier, die ihn in seinen Gedanken bestärkte. Es war den 1. August des Jahres 1589, als dieser Mönch in St. Cloud königliche Audienz begehrte. Er wurde vorgelassen, überreichte dann dem König ein Schreiben und stieß ihm in demselben Augenblick ein Messer in den Unterleib. Auf das Geschrei des Königs eilten seine Leute herbei nnd tödteten den Verbrecher, statt ihn zu verhaften.*) Die Wunde des Königs ward erst nicht für gefährlich gehalten; aber es zeigte sich, daß das Messer vergiftet war. Noch denselben Abend gab Heinrich III. seinen Geist auf. Welche Kette von Mordthaten,**) von denen nicht selten die eine vergeltend auf die andere folgt, schlingt sich durch die finstere Geschichte des Religions- und Bürgerkrieges, und welche Ausbrüche des

*) „Nur ein Mönch,“ sagt de Thou, „konnte den mißtrauischen König tödten: denn Mönche waren ihm ans Herz gewachsen“. Weber S. 140.

**) Den höchst tragischen Stoff, den dieser ganze Abschnitt der französischen Geschichte darbietet, hat L. Vitet aufgegriffen und in einer historisch dramatischen Trilogie durchgeführt:

1) les Barricades, scènes historiques en Mai 1588. Paris 826. —
2) Les Etats de Blois ou la mort de Mr. de Guise, scène historique ib. 1827.
3) La mors de Henri III. Août 1589. ib. 829.

Fanatismus wiederholen sich bei einem Volke, das, nachdem es am Ketzerblute sich ersättigt, nun auch am Königsblute sich erfreute! Clement wurde als ein Heiliger verehrt, und selbst der aufgeklärte Papst Sixtus V. erhob ihn zum Range der Judith und der Maccabäer. Sein Bildniß ward von der jubelnden Volksmenge in die Hauptkirche getragen, und die Fürbitte des neuen Heiligen erfleht. Auch der Mutter des Mörders, einer armen Bäuerin, ward alle Ehre erwiesen, und aus dem Munde der Priester erhoben sich Stimmen, welche auf lästerliche Weise die Worte der Schrift auf sie anwandten: „Selig ist der Leib, der dich getragen und die Brüste, die dich gesäugt haben."

Mit Heinrichs III. Tode war die Linie der Valesier erloschen, und somit jener fürchterliche Bannfluch der liguistischen Priester in Erfüllung gegangen. Die Krone fiel nun an das Haus Bourbon, und Heinrich von Navarra ward von den Freunden dieses Hauses, ja von Heinrich III. selbst noch in der Todesstunde als rechtmäßiger Nachfolger anerkannt. Nicht so aber von der Ligue. Diese wandte nun alles auf zu vermeiden, daß ein Ketzer, ein Hugenotte den Thron der Capetinger beflecke.

Ein Gegenkönig ward gewählt in der Person des Cardinals Carl von Bourbon, der sich Carl X. nannte. Heinrich sah sich genöthigt, mit den Waffen in der Hand sich den Weg zum Throne zu bahnen. Er schritt siegreich vorwärts und war glücklich in mehrern Treffen.*) Entscheidend war die Schlacht von Ivry den 14. März 1590. Die Armee der Ligue, unterstützt von spanischen Hülfstruppen, bestand aus 13000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern; Heinrich dem IV. (so nennen wir ihn nun als König von Frankreich) standen nur 8000 Mann zu Fuß und 2000 Pferde zu Gebot, und nur schwach war sein Geschütz bedient. Aber groß war die Begeisterung in seinem Heere, und des Königs eigner Muth leuchtete Allen voran. Mit dem Ruf: „Es lebe der König!" ward jeder Angriff begleitet; der Feind ward geworfen, und eine Menge von Fahnen und Gepäck blieb in den Händen der Sieger. Aber viele Opfer hatte der Sieg gekostet, und noch war Heinrich nicht in Paris. Vielmehr bot

*) So beim Flecken Arques im September 1589.

diese Stadt, oder (wenn wir lieber wollen) der Ausschuß der Sechszehner *), der die Stadt regierte, alles auf, dem König den Eingang zu versperren. Durch die anwesenden Gesandten von Spanien und Rom, durch eine Menge fremder und einheimischer Geistlichen ward der Fanatismus der Hohen und Niedern rege erhalten. Von den Kirchen begab man sich auf die Wälle, und von den Wällen wieder in die Kirchen. Processionen wurden wie früher gehalten, und der heilige Clement, der Mörder Heinrichs III., um seinen Schutz angefleht. Waren die religiösen Feierlichkeiten vorüber, dann warfen die Mönche den Panzer über die Kutten und übten sich in den Waffen, und die lächerlichsten Aufzüge**) wechselten mit den Scenen des Jammers, welche die immer weiter um sich greifende Hungersnoth hervorrief. Man trieb an 3 bis 4000 Menschen aus der Stadt, damit der Verzehrenden weniger würden, und diese suchten ihr Brot im Lager des Königs. Es war um die Zeit der Erndte. Die Felder standen voll Korn, aber Niemand konnte hinaus, um zu schneiden. Dafür ward das Gras, welches in den Straßen der Vorstadt wuchs, mit Gier verschlungen***). Vergebens suchte der spanische Gesandte, wenn sein Wagen durch die öden Straßen rollte, die Menge durch Geld zu beschwichtigen, das er in reichem Maße unter sie werfen ließ. „Gebt uns Brot!" war die Antwort der Verzweifelnden. Nun verbreitete sich das Gerücht, daß in den Klöstern noch genug Lebensmittel vorhanden seien, und als man nachforschte, fand man die Vermuthung bestätigt. Die Jesuiten hatten noch auf ein Jahr Vorrath und auch die Capuziner waren noch reichlich versehen. Man theilte den Ueberfluß an das Volk aus. Aber dieses sah nun gar zu wohl ein, wie ernst es die meinten, die es durch ihre Predigten zu Opfern aufforderten, während sie selbst keine zu bringen vermöchten. Als nun auch die Vorräthe der Klöster nicht mehr hinreichten, da wurden die heiligen Gefäße eingeschmolzen, um den Kriegern wenigstens den Sold zu bezahlen, wenn man

---

*) Außer diesem hatte sich noch ein Rath der Vierzig gebildet, der in der Folge den Sechzehnern das Gegengewicht hielt.

**) Siehe die Stelle aus Davilo bei Weber S. 145.

***) Aber auch dieses Trostes wurden die Einwohner beraubt, als das königliche Heer den 25. Juli die Vorstädte eroberte und die Belagerungslinien noch enger zusammenzog. Weber. a. a. O.

ihnen auch kein Brot schaffen konnte. Bald reichte auch das Pferdefleisch nicht mehr hin, und das Fleisch der Hunde und Katzen blieb den Tafeln der Reichen vorbehalten. Selbst die Leichen wurden ausgegraben und ihre Gebeine zu Knochenmehl verarbeitet; aber dieses Experiment brachte mehreren Tausenden den Tod*). Und wehe dem, der mitten unter diesen Drangsalen den Seufzer nach Frieden über seine Lippen ließ. Der Tod durch den Henker war sein sichrer Lohn. Da jammerte Heinrich IV. seines Volkes. Er hatte sich bereits der Vorstädte bemächtigt; er bot dem Herzog von Nemours Unterhandlungen an, und als dieser sie mit Stolz zurückwies, ließ er dennoch den Parisern einige Nahrungsmittel zufließen, indem er einige Milderung in die Strenge der Sperre eintreten ließ. Er wollte sich seinem Volk nicht als feindlicher Eroberer, er wollte sich ihm als Vater zeigen. — Die Annäherung des Herzogs von Parma bewog ihn endlich, die Belagerung von Paris aufzuheben**). Die Nachricht von dem Entsatze von Paris brachte neues Frohlocken in die Gemüther der Niedergeschlagenen. Aber die politischen Factionen ließen die Stadt nicht zur Ruhe kommen. Der Cardinal von Bourbon, den man Karl X. nannte, war während der Belagerung gestorben, und mit seinem Tode trat eine völlige Anarchie ein. Während bald dieser, bald jener Anspruch machte an die Krone, wollten andere eine Republik. Immer bedenklicher wurde der Einfluß der spanischen Politik auf die Angelegenheiten des zerrütteten Reichs. Noch fast drei Jahre dauerte der Krieg und die innere Verwirrung fort***). Endlich schrieb die Ligue im Januar 1593 eine Generalversammlung der Stände nach Paris aus, deren Aufgabe sein sollte, Frankreich wieder einen König zu geben; und siehe, die Unterhandlungen fielen endlich dahin aus, daß Heinrich von Navarra unter dem Namen Heinrich IV. als König von Frankreich anerkannt wurde.

Aber eine Bedingung war es, unter welcher allein diese

---

*) Lacretelle III. p. 384. nennt 15000!

**) Derselbe Feldherr entsetzte auch später Rouen, als es der König belagerte.

***) Ein characteristisches Gemälde derselben giebt die menippeische Sartire (Satyre Ménippée), über deren Verfasser die Meinungen sehr verschieden sind.

Anerkennung stattfinden sollte, die abermalige Rückkehr des Königs in die römischkatholische Kirche. Dieser Schritt, welchen der große Herrscher dem Frieden und seinem Volke zu Liebe thun zu müssen glaubte, bedarf jedoch einer nähern Beleuchtung, die wir unsrer nächsten Stunde vorbehalten müssen.

Sechste Vorlesung.

Einige Gedanken über den Uebertritt Heinrichs IV. zur katholischen Kirche. Du Plessis Mornay. Sein und Sully's Urtheil über Heinrichs Uebertritt. Abschwörung in St. Denis. Johann Chatel und die Jesuiten. Heinrichs Absolution durch den Pabst. Friede von Vervins. Edict von Nantes. Zustand der protestantischen Kirche von Frankreich um diese Zeit. Heinrichs IV. Tod. Die Zeiten Ludwigs XIII. Mornays Tod und Glaube.

Der entscheidende Wendepunkt des französischen Religions- und Bürgerkrieges, den wir am Schlusse der letzten Vorlesung angedeutet haben, nämlich der Rücktritt Heinrichs IV. in den Schooß der römischkatholischen Kirche, ist für den Zweck unsrer Vorlesungen, welche die Geschichte des Protestantismus vor allem ins Auge fassen sollen, von solcher Wichtigkeit, daß wir nicht so schnell darüber weggehn dürfen, als die meisten Historiker es thun, die mehr den politischen als den kirchlichen Gesichtspunct ins Auge fassen *). Denn so gut wir die Beweggründe des Krieges nach der feststehenden Norm der christlichen Lehre gemessen und beurtheilt haben, eben so gut müssen wir auch die Beweggründe des Friedens nach dieser Regel beurtheilen.

Wir haben seiner Zeit gefunden, daß Religionskriege dem Geiste des Protestantismus in so weit zuwider sind, als die Sache des Evangeliums sich nicht mit dem Schwerte, nicht mit äußerer Gewalt vertheidigen läßt, und so könnten wir denn auch geneigt

*) So schlüpft namentlich Lacretelle schnell drüber hin.

sein zu glauben, es sei der bessere Genius gewesen, der mildere Geist des Evangeliums, welcher Heinrich von Bourbon die Worte zurief: „Stecke dein Schwert in die Scheide." Und in der That, wen sollte es nicht freuen, dem schauderhaften Bürgerkriege endlich ein Ende gemacht zu sehen? Wirklich haben auch die meisten Schriftsteller beider Parteien das Auskunftsmittel, welches Heinrich traf, um die Gemüther der Franzosen mit sich selbst und unter einander zu versöhnen, als eine Nothwendigkeit betrachtet, zu der er habe seine Zuflucht nehmen müssen; sie haben die Klugheit, mit der er den Umständen nachzugeben, mit der er seine Privatüberzeugung dem herrschenden Glauben seines Volkes unterzuordnen wußte, gelobt und es auch wohl ausgesprochen, daß Heinrich in dieser Beziehung hoch über seiner Zeit gestanden habe, indem er sich nicht kehrte an die äußere Form, sondern diese dem Wesentlichen preisgab, welches Wesentliche doch eben der Friede sei. Auch wir sind weit entfernt, in Heinrich einen treulosen Apostaten, einen Menschen ohne Gewissen, ohne Glauben zu sehen und seine Handlung gradewegs zu verdammen. Ein jeder lege die Hand auf die Brust, und frage sich, ob er in ähnlichem Falle vielleicht nicht ähnlich gehandelt, oder wenigstens die Versuchung gehabt hätte, es zu thun? Man vergegenwärtige sich noch einmal die Reihe von Schlachten und Treffen, aber was noch mehr ist, die Reihe von geheimen Verbrechen, von Vergiftungen und Erdolchungen; man vergegenwärtige sich lebhaft wieder die Bartholomäusnacht, die Tage der Barricaden und die Schreckensherrschaft der Ligue, die Hungersnoth und die Anarchie in Paris; man bedenke, wie es nahe dran war, daß das blutdürstige Spanien endlich seine Hand über das schöne Frankreich ausstreckte, um es mit hineinzureißen in die Dumpfheit des Geistes, die allein einem Philipp und seinen Geistesverwandten genügen konnte; man vergleiche damit ferner die edle Duldung, welche Heinrich den Protestanten auch nach seinem Uebertritt zur katholischen Religion angedeihen ließ; ja man denke, wie er selbst höchst wahrscheinlich als Märtyrer dieser Duldung fiel, und man wird sich hüten, über einen solchen Mann und sein Benehmen den Stab zu brechen. Wir sind ja überhaupt nicht hier, um über Menschen zu richten. Jeder steht und fällt seinem eignen Herrn. Und so mögen wir

denn alles das gern vernehmen, was Heinrich zu entschuldigen oder wenigstens seine Schuld in den Augen jedes Billigen bis auf einen gewissen Grad verzeihlich zu machen vermag.

Gleichwohl dürfen wir nicht, wenn wir mild gegen die Person sind, (eingedenk unsrer eignen Schwäche), uns aus dem einzelnen Fall einen leichten und allzu milden Grundsatz bilden, wo es gilt, einen solchen Grundsatz als den höchsten, als den für alle Zeiten und Umstände gültigen darzustellen.

Das Wort, welches Luther zu Worms sprach, es sei nicht gut, etwas wider das Gewissen zu thun, welches ganz gleichlautet mit dem Worte des Apostels: Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde — wird die Norm bleiben, nach der wir alle ähnliche Handlungen zu betrachten und zu beurtheilen haben, so lange das Evangelium selbst unsre höchste Norm bleibt.

So wenig das wohlverstandene Christenthum den Krieg will, wo es sich um die innere Ueberzeugung handelt, so wenig will es den Frieden auf Kosten dieser Ueberzeugung erkaufen. In dieser Beziehung gilt das Wort des Herrn, das ich schon bei einer frühern Gelegenheit angeführt habe, er sei nicht gekommen zu bringen den Frieden, sondern das Schwert; oder es gilt das Wort des Apostels: Wir dürfen nie Uebels thun, damit Gutes daraus komme. Der äußere Erfolg kann niemals eine Handlung gut machen, und auch die sogenannte gute Absicht entschuldigt nicht, wenn die innerste Gesinnung nicht damit übereinstimmt.

Es bleibt somit in der Handlungsweise Heinrichs, wenn wir sie auf das Mildeste beurtheilen, immer etwas zurück, was wir nicht mit den strengen Grundsätzen des Evangeliums reimen, was wir nicht mit gutem Gewissen als Norm für andere aufstellen und zur Nachahmung in ähnlichen Fällen empfehlen dürfen. Freilich, wenn wir bloß die Verknüpfung der äußern Umstände betrachten, und uns fragen, wie es denn gekommen wäre, wenn Heinrich auf seinem protestantischen Bekenntniß beharrt hätte, so zeigt sich unserm kurzsichtigen Blicke nicht viel anderes, als Verwirrung und vielleicht noch ärgeres Blutvergießen, und wenn wir somit die Erwägung dieser Umstände und die kluge Wendung, die ihnen der menschliche Verstand giebt, Politik nennen wollen, so werden wir allerdings sagen müssen, die Politik rieth zu diesem

Schritte; und das ist auch der gewöhnliche Ausdruck, womit man das Benehmen Heinrichs zu rechtfertigen sucht. Aber wir fragen: Dürfen Politik und Moral, Politik und Religion je in Zwiespalt gerathen? oder dürfen wir sagen, die Religion der Politik sei eine andere, als die Religion des Privatmannes, die öffentliche Moral des Staats eine andere, als die des Bürgers? Es ist dieß schon oft behauptet worden und wird besonders in unsern Tagen häufig behauptet; aber ob mit Recht, ist eine andere Frage. Wenigstens scheint ein solcher Unterschied von öffentlicher und Privatmoral dem Geiste des Christenthums nicht ganz angemessen, am wenigsten dem offnen Geiste des Protestantismus. Auch das hat man wohl schon behauptet, es gebe Zeiten, in denen auch der Tugendhafteste nicht durchkommen könne, ohne seinen Tribut der menschlichen Schwäche zu entrichten, ohne selbst einen Theil der Pflicht dem allgemeinen Verderben zum Opfer zu bringen. Wenn es je eine solche Zeit gab, so war es die, in welche Heinrichs IV. Uebertritt fällt. Aber ich zweifle auch hier an der Richtigkeit jenes Grundsatzes. Wie? sollte je ein solcher Streit der Pflichten stattfinden? Nur eins kann unsre Pflicht sein im gegebnen Falle, und diese dürfen wir nie zum Opfer bringen, wenn wir auch alles andre opfern. Etwas anderes, was das Benehmen Heinrichs uns erklärlich machen kann, und ihn selbst, wie mich dünkt, am meisten entschuldigt, ist die Frage nach dem Grade der Erkenntniß, den er selbst bei seinem Uebertritt hatte. Es fragt sich, ob seine Einsicht in das Wesen des Protestantismus so klar war, daß er sich den Rücktritt wirklich für Sünde anrechnete. Heinrichs Charakter scheint mir, so viel ich ihn kenne, mehr dem Practischen zugewendet, als dem innerlichen Leben. Er beurtheilte das Wesen des Protestantismus nach den äußern moralischen Erscheinungen desselben, und da mußte er, aufgewachsen in der Religion der Protestanten, allerdings die Ueberzeugung haben, daß die protestantische Religion eine gute, eine sittlich-brauchbare, ja mehr als dieß, eine höchst treffliche und sichere Führerin zur wahren Tugend sei, während ihm die Beispiele, welche er früher am Hofe der Katharina von Medicis und Karls IX. sah, ihm keine gute Meinung von den Katholiken beibringen konnte. Aber wenn er dann auch wieder in der katholischen Kirche Männer kennen lernte, die ihm Ach-

tung abnöthigten (und deren gab es auch, er durfte sich ja nur an l'Hôpital erinnern!) so konnte er sich von seinem mehr practischen Standpuncte aus leicht mit dem Satze abfinden, es komme nicht sowohl auf die Form des Glaubens an, als auf das rechtschaffene Handeln, und sein von Natur zur Milde geneigtes Herz gab dann leicht den Ausschlag. Nur darf man nicht vergessen, daß es sich nicht sowohl darum handelte, in einer Kirche zu bleiben (wie dieß bei l'Hôpital der Fall war), als vielmehr in eine andere überzutreten und durch diesen Uebertritt doch gewissermaßen die frühere Religionsgesellschaft, der man angehörte, zu verwerfen. Dieses letztere ist es, was am meisten Ueberwindung kosten mußte und am wenigsten sich rechtfertigen ließ. Ueberdieß aber dürfen wir bei aller Achtung der guten Eigenschaften Heinrichs uns nicht verhehlen, daß neben der edlern, wenn auch mißverstandenen Friedensliebe, sich noch andere weniger edle Beweggründe geltend machen konnten. Die ihm zugeschriebene Aeußerung: „Paris sei wohl noch einer Messe werth" läßt wenigstens auf einen augenblicklichen Leichtsinn und auf weltliche Berechnung schließen, und auch Gabriele d'Etrelles, seine Geliebte, soll nicht ohne Einfluß auf seine Willensbestimmung geblieben sein.

Besonders aber waren es zwei Männer, die sich gleichsam in die Herrschaft des königlichen Gewissens theilten, und wovon der Eine den Uebertritt ihm zu erleichtern, der andere ihn zu erschweren, wo möglich zu verhindern trachtete. Beides waren Protestanten, beides Männer, welche das Zutrauen Heinrichs in hohem Grade besaßen und deren Andenken in der Geschichte noch immer gefeiert ist; der eine war der Marquis von Rosny, der nachmals unter dem berühmten Namen des Herzogs von Sully die Regentenzeit Heinrichs durch seine weise Staatsverwaltung verherrlichen half; der andere du Plessis Mornay, ein Mann, der aus der Fluth des allgemeinen Verderbens sich in jener Zeit heraushebt, wie ein Fels im Meere, an den die Wellen anstürmen, ohne ihn zu erschüttern, und der, wenn er auch in mancher Beziehung hinter dem gewandtern Sully zurückstand, doch gerade seines ausgezeichneten protestantischen Charakters wegen verdient, daß wir ihm eine genauere Aufmersamkeit schenken.

Ehe wir daher das Geschichtliche von Heinrichs Uebertritt

weiter verfolgen, wollen wir das Bild des Mannes näher betrachten, der als ein wahrer Schutzengel dem jungen König bis dahin zur Seite gestanden, ihn im Guten bestärkt, vor zweideutigen Schritten ihn gewarnt und da, wo er strauchelte, ihm mit dem strafenden Eifer eines Apostels und Propheten entgegengetreten war.

Philipp Mornay, (Herr von Plessis *) ist geboren auf dem Schlosse Buhi im Vexin français (einem Theil der Normandie) den 5. November 1549. Sein Vater war Katholik, die Mutter aber hing der protestantischen Lehre an. Mornay wurde in der Religion seines Vaters erzogen, aber frühe trieb ihn die eigne Neigung des Geistes und Herzens zum selbstständigen Forschen in der Schrift, worin seine Lehrer bereits einen gefährlichen Weg erkannten. Er sollte sich dem geistlichen Stande widmen und sein Oheim, der Bischof von Nantes, hätte ihm zu guten Stellen behülflich sein können, wenn Mornay es über sich hätte bringen können, der katholischen Kirche seine Dienste zu weihen. Aber was den Mann von Anfang seiner Laufbahn an auszeichnete und ihn bis ans Ende derselben begleitete, war eine strenge Gewissenhaftigkeit und eine Uneigennützigkeit, die ihm jede glänzende Lage, ja das Nothwendigste entbehrlich machte, wenn nur sein Gewissen rein blieb. Die Prüfungen, welche die Gemeinden der Protestanten in Frankreich zu bestehen hatten, fielen in Mornay's Jugendzeit. Er nahm lebhaften Antheil an ihnen und trat selbst, nachdem er sich freiwillig zu ihrer Religion bekannt hatte, mit in die Reihen der hugenottischen Kämpfer. Er diente in Condés Armee; ein Fall vom Pferde brach ihm das Bein. Die Zeit der Heilung brachte er mit Büchern zu, aus denen er seinen Wissensdurst befriedigte und seine Glaubensansichten berichtigte. Aber nicht aus Büchern allein lernte er das Leben kennen. Mehrfache Reisen brachten ihn in Verbindung mit den ausgezeichnetsten Protestanten der verschiedensten Länder. Er sah Genf, Italien und Deutschland; England und die Niederlande, Ungarn und Böhmen, und kehrte mit vielfachen Kenntnissen bereichert kurz vor der Bartholomäusnacht nach Paris zurück. In dieser ward er gerettet, und

*) Siehe die Biographie von Matter im Musée des Protestans célébres. Paris 824. Bd. 5. S. 39. ff. und Biographie universelle.

begab sich abermals nach England. Vergebens bot ihm der neue König von Polen seine Dienste an. „Nie werde er, das war seine Antwort, in die Dienste derer treten, die das Blut seiner Brüder vergossen." Aber so fest auch Mornay bei seinen protestantischen Gesinnungen verharrte, so sehr mißfiel ihm von Anfang an die falsche Verbindung der Religion mit der Politik, und als nun gar jener Bund der Politiker sich unter dem Herzog von Alençon gebildet hatte, an welchem Heinrich von Navarra und Condé theilnahmen, verhehlte er nicht sein Mißfallen an der Sache. Mornay begab sich nach Sédan, wohin sich viele Protestanten an den dortigen kleinen Hof des Grafen von Bouillon zurückgezogen hatten. Hier lebte er den Studien, und hier verband er sich mit seiner Gattin, der Tochter einer geflüchteten Protestantin. Bald nach dieser Zeit trat Mornay in die Dienste des jungen Königs von Navarra, und machte sich demselben bald so unentbehrlich als sein Gewand *). Er wurde von ihm zu einer wichtigen Gesandtschaft nach England gebraucht, und in den Niederlanden bediente sich der Prinz von Oranien seines Raths. Aber mitten in allen diesen vielen Geschäften versäumte Mornay nicht, das Wohl seiner Glaubensgenossen aus eignem Antrieb zu fördern. Er diente der Sache der Protestanten mit der Feder eben sowohl als mit dem Schwerte, und legte in theologischen Schriften (wie sie damals öfter auch von Staatsmännern verfaßt wurden) den Grund zu einer weitern Ausbildung der reformirten Lehre. Sein Werk über die Wahrheit der christlichen Religion, das er um diese Zeit verfaßte, begleitete er mit einer Zueignungsschrift an Heinrich IV., damals noch König von Navarra. Er legt in derselben den Hauptinhalt seines Glaubens und der Gründe auseinander, worauf dieser Glaube sich stützt, und spricht dann die Hoffnungen aus, die er in dieser Beziehung auf seinen königlichen Freund setzt. Hören wir ihn darüber selbst **).

„In diesen betrübten Zeiten, Sire! in welchen die Gottlosigkeit, die sonst nur zwischen den Zähnen murmelte, es gewagt

*) Wörtlich als sein Hemde (sa chemise) nach Heinrichs eignem Ausdrucke.

**) Wir theilen den Brief mit aus den Archives du Christianisme. Liv. 50. am 6. Mai 1823; doch haben wir uns einige Abkürzungen erlaubt.

hat, sich auf den Lehrstuhl zu setzen und sich in Lästerungen gegen Gott und sein Evangelium zu ergießen, unternehme ich ein Wort, das zwar nach dem Urtheil der Meisten von großer Schwierigkeit ist, aber worin ich mächtige Helfer habe, die mich unterstützen: diese Helfer sind die Welt, der Mensch und der Schauplatz aller Jahrhunderte; mit einem Worte, es ist Gott selbst, wie er sich in der Schöpfung und Regierung des Weltalls offenbart. Die Welt ist ja ein Schatten vom Abglanze Gottes, und der Mensch ist Gottes Ebenbild, und wenn es wahr ist, was schon die Philosophen lehren, daß diese Welt für den Menschen geschaffen sei, was ist dann unsre Verpflichtung gegen den Schöpfer? Worin besteht dann die Würde des Geschöpfes? Was ist dann sein letzter Zweck, sein höchstes Gut anders, als ihm gänzlich anzuhören? Ja wahrlich der, für den die Welt gemacht ist, ist auch für mehr, als für diese Welt gemacht. Der, für den eine so feste und dauerhafte Sache vorhanden ist, wie die Welt, der muß zu einem höhern, als diesem vergänglichen und elenden Leben bestimmt sein, bestimmt zu einem ewigen Leben. Das, das ist die Grundlage aller Religion. Die Religion ist eigentlich nichts anders, als die Schule, in der wir die Verbindlichkeit des Menschen gegen Gott lernen, und das Mittel mit ihm aufs Innigste vereint zu werden. Noch mehr. Wir sehen in dieser Welt alle Geschöpfe eine feste und beständige Ordnung beobachten, jedes an seinem Ort und in seiner Stellung zum Ganzen. Der Mensch allein ist abtrünnig geworden seiner Pflicht, hat sich von Gott entfernt und sich in seinem eignen Ich verirrt. Er ist Schuldner geworden vor Gott und ein Knecht der nichtigsten aller Dinge. Die Jahrbücher aller Jahrhunderte sind eben so viele Proceßakten gegen das menschliche Geschlecht, und zeugen von seiner Undankbarkeit gegen Gott, von Mord des Nächsten, von Verletzung der Natur, von Feindschaft wider sich selbst. Wer schämt sich nicht billig dieser Schuld? Wer kann bestehen vor dem allgerechten Richter? Und was bleibt somit übrig sowohl für die Ehre Gottes als für des Menschen Heil, als daß der Gerechtigkeit genug gethan werde durch einen Act der Gnade?*) Und so ist es denn die Pflicht der wahren Religion, uns

*) Dieß und das Folgende von Christo und seinem Erlösungswerke wird im Original etwas weiter im Geiste der protestantischen Theologie

einerseits der Sünde zu überweisen durch das Gesetz, uns aber auch andrerseits zu rechtfertigen durch die Gnade; uns unsre Krankheit fühlen zu lassen, aber auch uns zugleich das rechte Heilmittel darzubieten. — Diese Gnade kommt uns allein durch Christum, den Sohn Gottes. — Aber darin liegt der Mißbrauch der Menschen, daß wir das unvergleichliche Werk unsers Schöpfers und Erlösers nur in Bruchstücken betrachten, (sei es aus Unwissenheit oder Leichtsinn), und so urtheilen wir denn davon wie einer, der aus der Nacht allein oder nur aus einer Jahreszeit, aus einem Elemente — die Welt; wie einer, der aus einem Eckstein ein Gebäude, aus einigen Silben eine ganze Rede beurtheilen wollte.“ — (Und nun entfaltet er vor den Augen des Königs das große, reiche Gemälde der göttlichen Heilsanstalt, wie es offen darliegt in den biblischen Schriften; — er zeigt, wie das, was von den Propheten des A. T. geweißagt, in Christo seinen Lichtpunkt gefunden, und wie es von da aus sich weiter verbreitet habe durch die Weltgeschichte, wie die Heilsboten es für ihren höchsten Triumph geachtet haben, zu sterben für einen Gestorbenen, sich kreuzigen zu lassen für einen Gekreuzigten.) „Und warum dies alles (fährt er fort), als um es mehr und mehr inne zu werden, daß ihre Tugend komme von ihm und daß sie nichts sind, als durch ihn und in ihm.“

„Das ist, (so schließt er seine Zuschrift an den König), in wenigen Worten der Zweck meines Buches. Zwei Ursachen aber sind es, die mich bestimmt haben, es Ew. Majestät zu widmen: die eine, daß Gott Euch nicht nur hat als Christen, sondern als einen christlichen Fürsten geboren werden lassen, dem es vor allen ziemt, für sich und andere zu wissen, was christliche Religion sei; denn dann erst werdet Ihr Euch beeifern, ihr nach Kräften Vorschub zu leisten, wenn Ihr Euch überzeugt habt, daß sie nicht auf menschlicher Eingebung beruht, sondern das Gesetz und die Wahrheit Gottes ist. Die andere Ursache ist die, daß, nachdem Gott mich an Eure Seite gerufen, um Euch beizustehen in dem erlauchten Werke, das er in diesen Tagen zu seiner Ehre bereitet, und für welches er Euch ins Herz gegeben hat, Euer Leben einzusetzen, ich es billig erachte, daß die Früchte

des 16. Jahrhunderts ausgeführt, enthält aber eben deßhalb weniger Eigenthümliches.

meiner Arbeit und meiner Muße die Euern seien, da ja auch das Feld (auf welchem diese Früchte gewachsen) das Eurige ist, ohne daß es in meiner Macht stünde, anders darüber zu verfügen. Ich bitte den Allmächtigen, Sire! daß er Euch von Tag zu Tag den Reichthum seiner Gnade mehre, daß er Euch seinen Geist verleihe, sein Werk zu fördern, und mir, so gering ich bin, Euch darin mein Leben lang zu dienen."

Solche Hoffnungen hatte du Plessis auf seinen Herrn gesetzt. Und diese sollten ihm jetzt vereitelt werden. Mornay du Plessis verstand die Kunst des Schmeichelns nie und wollte sich auch jetzt nicht dazu verstehen. Schon bei andern Gelegenheiten war er dem König mit edlem Ernste unter das Angesicht getreten und hatte ihn das Gewicht der Verschuldungen fühlen lassen, von deren Befleckung sich der Wandel Heinrichs nicht immer frei erhielt. Wie er ihn vor der Schlacht bei Coutras zur Buße ermahnte, ist schon früher erzählt worden *). Ein Aehnliches that er vor Paris. Als Heinrich einst über einen mißlungenen Angriff auf die Stadt sich niedergeschlagen zeigte, und den tapfern Mornay fragte, ob denn Gott ihn ganz verlassen habe, erwiderte dieser: „Laßt uns, Sire! eher darüber nachdenken, ob nicht wir ihn verlassen haben. Wie gering haben wir seinen Dienst geachtet! Welches ärgerliche, zügellose Leben haben wir geführt während dieser Belagerung!" — Der König ward nachdenkend und ging in sich. Beide Krieger ließen sich nun auf ihre Kniee nieder und sprachen miteinander den 90. Psalm, welcher beginnt: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg mein Gott, auf den ich hoffe." Mit Recht nennt der französische Gelehrte **), welcher unserm Mornay ein würdiges Denkmal in dem **Musée des Protestans célèbres** gesetzt hat, diesen Zug einen der schönsten und rührendsten Züge in der Geschichte des Christenthums.

Es läßt sich nun schon zum Voraus denken, wie ein Mann, der diese sittliche Gewalt über das Herz eines gutmüthigen, in vielen Beziehungen trefflichen, aber oft schwachen Königs übte,

*) Doch siehe die Anmerkung dabei. Vielleicht, daß Chateaubriand diese folgende Scene mit jener bei Coutras verwechselt hat.

**) Matter a. a. O.

den wichtigen Schritt beurtheilt haben werde, von dem so vieles abhing.

Mornay sah zwar auch ein, daß die Fortsetzung des blutigen Krieges zu nichts Gutem führen würde: auch er wünschte Frieden; ja auch der Gedanke einer gegenseitigen Annäherung der beiden Religionsparteien schien ihm nicht unmöglich. Aber offen sollte man dabei zu Werke gehn, keine Verstellung, keine Künste brauchen. Er versprach sich noch immer einigen Erfolg von einem Religionsgespräch, weil er die Ueberzeugung hatte, daß wenn dieses in der Ordnung gehalten werde, die Wahrheit an den Tag kommen müsse. Er mag sich in dieser Hoffnung getäuscht haben; aber der Vorschlag zeugt für die Redlichkeit seiner Absichten. Als mehrere Hofleute dem Mornay Vorwürfe machten, daß er es sei, welcher den König an dem so nöthigen Schritte der Klugheit hindere, antwortete er: „Ihr wollt, daß ich ihm rathe, in die Messe zu gehn? Mit welchem Gewissen könnte ich ihm diesen Rath ertheilen, wenn ich nicht der Erste bin, der auch hingeht? und was für eine Religion wäre dieß, die man wie ein Hemde an- und ausziehen könnte?" — Selbst Bestechungen blieben nicht unversucht bei dem unbestechlichen Manne. Der Herzog von Florenz bot ihm 20,000 Thaler jährlicher Einkünfte, wenn er dem König riethe, katholisch zu werden. Aber Mornay antwortete: „Mein Gewissen ist mir so wenig feil, als das meines Königs." So hatte derselbe Mann schon früher Heinrich dem III., der ihm treffliche Stellen anbot auf den Fall hin, daß er die Landesreligion bekenne, geantwortet: „Ich bin von Fleisch und Blut wie jeder andere und nicht ohne Ehrgeiz, und ich hätte wohl gewünscht, mein Gewissen beschwichtigen zu können, um auch der Güter und Ehren theilhaft zu werden, die ihr ausspendet, und von denen mein Glaube mich ausschließt; aber nie hat es mir an Mitteln gefehlt, meinen Glauben zu stärken, und so hat die Welt dem Gewissen weichen müssen."

Ein solcher Mann war unbeweglich und um so unbeweglicher, je unreiner die Mittel waren, die man anwandte, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Aber wohl sah er, daß seine Stimme nicht geachtet wurde. Vergebens stellte er dem König die noch immer bedrängte Lage seiner Glaubensgenossen vor, die zum Lohn ihrer

Treue noch nichts erhalten hätten, als daß sie noch immer gleichsam „mit dem Strick am Halse" ihr Blut für den König versprützten. Als Mornay sah, daß er in der Nähe des Hofes nichts mehr ausrichten konnte, zog er sich nach Saumur zurück, mit dessen Statthalterschaft der König ihn schon früher beehrt hatte. Dort wirkte er auf seine Weise zur Erhaltung des Protestantismus mitten in einer so schwankenden und gefährlichen Zeit, und durch was konnte er besser wirken, als durch die Gründung einer Pflanzschule für junge Geistliche, in welcher der Same des lebendigen Christenthums sollte ausgestreut werden, damit er den künftigen Geschlechtern Frucht bringe. Philipp Mornay ist der Stifter der Akademie von Saumur, die längere Zeit hindurch eine treffliche theologische Schule für die reformirte Kirche Frankreichs war. Aber Heinrichen war Mornay unentbehrlich geworden; er zog ihn wieder auf den Schauplatz des Krieges und der Staatsgeschäfte, ja noch einmal zog er ihn zu Rathe wegen seines Uebertritts. Als Mornay den König nicht mehr davon abwendig machen konnte, sich in der katholischen Religion unterrichten zu lassen, und als auch die Zusammenberufung der evangelischen Pfarrer zu einer Conferenz (in Mantes) sich bald als eine bloße Förmlichkeit herausstellte, der sich Heinrich aus Achtung für seine frühern Glaubensgenossen unterwarf, da konnte sich freilich des treuen Dieners Thätigkeit hinfort nur darauf beschränken, den König zu bitten, daß er wenigstens die Protestanten ungekränkt bei ihren Rechten lasse und dabei sie schütze. Aber das alte Verhältniß zwischen dem König und seinem väterlichen Freunde war auf immer getrübt, und auch die Auszeichnungen, mit denen er ihn später bedachte, waren nur ein schlechter Balsam für die einmal seinem Herzen geschlagene Wunde. —

Anders als Mornay betrachtete der etwas jüngere Sully die Sache. In seinen Memoiren *) sucht er den Schritt seines Monarchen nicht nur als einen durchaus nothwendigen, durch die Umstände gebotenen, sondern sogar als einen Schritt darzustellen, den Heinrich aus eigenster Ueberzeugung gethan habe, weil er die katholische Religion für die sichrere hielt; auch bezeugt er, daß

*) T. II. p. 228. ff.

eine große Zahl der reformirten Prediger selbst bekannt hätten, man könne in der katholischen Religion eben so selig werden, als in der protestantischen. Auf diesen Grundsatz gestützt hatte auch Sully, obwohl er für seine Person Protestant blieb, dem Könige zum Uebertritt gerathen. Weniger Theolog, als Mornay, glaubte er, es komme in jeder Religion nur auf die Hauptsachen an, und diese faßte er in Folgendes zusammen: daß man die zehn Gebote bis an seinen Tod beobachte, das apostolische Glaubensbekenntniß annehme, Gott und den Nächsten von Herzen liebe und seine Seligkeit allein von der Barmherzigkeit Gottes durch das Verdienst Jesu Christi hoffe.

Wir zweifeln nicht an der guten Gesinnung Sullys, und in der That dürfte, nur vielleicht mit etwas andern Worten ausgedrückt, die Hauptsache des Christenthums in den genannten Puncten bestehen. Aber mit solchen allgemeinen Sätzen ist dem tiefern religiösen Bedürfniß nicht geholfen. Es fragte sich denn doch wieder: Wie hält man die zehn Gebote? Wie muß der Glaube beschaffen sein, den das apostolische Bekenntniß doch nur in den allgemeinsten Grundzügen giebt? und da stieß man denn, so wie man etwas tiefer eingehn wollte, von selbst wieder auf die Schwierigkeiten, welche die beiden Kirchen damals trennten. Ungerecht bleibt es daher immer, wenn in der damaligen Zeit Sully die Mißstimmung der strengen Protestanten beim Uebertritt des Königs (wohl nicht ohne Seitenblick auf Mornay) bloß ihrem Eigensinne zuschreibt. Das Urtheil über die einzelnen Menschen und ihre Beweggründe bleibt in solchen Fällen immer schwer. Nicht jeder hat hierin ein gleich scharfes, nicht jeder ein gleich starkes Gewissen. Es giebt eine Ueberzeugungstreue, die nur dem oberflächlichen Blicke als Eigensinn erscheint, dem tiefern Beobachter aber Achtung abnöthigt; und wenn wir also, statt ein eigenes Urtheil über Heinrichs Schritt uns anzumaßen, die Stimmen der Zeit selbst haben zu uns reden hören, so ist unter diesen Mornay's Stimme gewiß nicht die letzte, die eine solche Achtung verdient.

Außer Sully hatte ferner noch, und zwar von katholischer Seite, der Bischoff du Perron auf Heinrichs Entschluß den meisten Einfluß geübt, wofür er denn auch das Bisthum Evreux und später den Cardinalshut erhielt. Diesem gewandten Geistlichen

gelang es endlich, die Zusicherung des Königs zu erhalten, wornach derselbe öffentlich in der Kirche von St. Denis zu seiner eignen Sicherheit und zur Beruhigung der Gemüther seiner Unterthanen in die katholische Kirchengemeinschaft zurückzukehren sich verbindlich machte.

Die Feierlichkeit fand den 25. Juli 1593 statt. Der König zog in einem weißen Atlasrock, mit einem schwarzen Mantel bedeckt, unter einem zahlreichen Gefolge und unter dem lauten Jubel der Pariser nach der Abtei St. Denis. Mit thränenden Augen betrachteten die Frauen den reuigen Sünder, der nun in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrte, um als Vater seines Volkes zu regieren. Der Erzbischof von Bourges im hohenpriesterlichen Ornate, der Cardinal von Bourbon und mehrere andere französische Bischöfe nebst den Prälaten der Abtei empfingen den König am Portal der Kirche mit dem Crucifix, dem heiligen Evangelienbuche und dem Weihwasser. Als der König herantrat, fragte ihn der Erzbischof: „Wer bist du?" worauf Heinrich antwortete: „Ich bin der König." „Was begehrst du?" Antwort. „Ich begehre aufgenommen zu werden in den Schooß der heiligen katholischen, apostolischen und römischen Kirche." „Begehrst du dieses aufrichtig?" fragte wieder der Erzbischof. „Ja," antwortete der König, „ich will es und verlange es;" und indem er sich auf die Kniee niederließ, sprach er Folgendes: „Ich bezeuge und beschwöre im Angesicht des Allmächtigen zu leben und zu sterben in der katholischen, apostolischen und römischen Kirche, sie mit Gut und Blut zu schützen und zu vertheidigen, und allen Ketzereien zu entsagen, welche wider dieselbe sind." Dann überreichte er dem Erzbischof ein Papier, auf welchem dieselbe Formel geschrieben stand mit seiner Unterschrift*); worauf der Erzbischof ihn aufstehn und seinen Ring küssen hieß; nun erst folgte die feierliche Absolution und der Segen. Erzbischof und König umarmten sich zum Zeichen des Friedens. In der Kirche selbst wurde ein feierliches Requiem gesungen, dann aber mit weltlichen Lustbarkeiten, ganz im Geiste der katholischen

---

*) Daß Heinrich die Formel nicht selbst geschrieben, sondern sie von einem Andern hatte schreiben lassen — dieß änderte in Mornay's Augen so wenig etwas, als in den Augen jedes Unbefangenen.

Kirche, die Ceremonie beendet. Ein allgemeiner Jubel verbreitete sich durch Paris, während die Liguisten ihre fein gesponnenen Plane mit einemmal zertrümmert sahen. Durch den Uebertritt Heinrichs zur katholischen Kirche war ihnen nun aller Einfluß abgeschnitten; das Volk sah nun in Heinrich von Navarra den allerchristlichsten König, den Vertheidiger des Glaubens und war nicht mehr empfänglich für die Einflüsterungen der spanischen und italiänischen Priester, welche so lange seinen Fanatismus unterhalten hatten, als Heinrich auf der Seite der Protestanten war. Den Gegnern des Königs blieb indessen als letzte Zuflucht übrig, die Aufrichtigkeit seines Schrittes in Zweifel zu ziehn, und Heinrich als einen geheimen Freund der Hugenotten zu verdächtigen. Auch daß die Absolution nur von der französischen Geistlichkeit und nicht vom Papste geschehen war, wurde von den Römlingen benutzt, dieselbe als ungültig darzustellen. Es fehlte auch nicht an geheimen Umtrieben, der Person des Königs sich zu entledigen. Noch waren die Dolche geschliffen, deren der Fanatismus sich gegen Heinrich III. bedient hatte, und noch fehlte es nicht an Predigern, welche den Königsmord rechtfertigten, wenn das gewaltsame Mittel zu einem heilsamen Zweck führe. In der Schule der Jesuiten wurden diese Grundsätze mit mehr oder weniger Deutlichkeit gelehrt; wenigstens schien ein Jesuitenschüler die Lehre seiner Meister also verstanden zu haben, daß er sich in seinem Innern aufgeregt fand, in die Fußtapfen des heiligen Clement zu treten. Johann Chatel, der Sohn eines Tuchhändlers von Paris und ein Zögling der Väter Jesu, war es, welcher den 27. Dec. 1594*) sich in den Saal des Königs zu schleichen und so weit an seine Person sich hinanzudrängen wußte, daß er ihn mit einem Messer verwundete. Obwohl der König den bethörten Jüngling freigeben wollte, so ward er doch durch den Beschluß des Parlamentes auf grausame Weise hingerichtet und mehrere Glieder des Ordens mit in den Prozeß verwickelt. Das Parlament erklärte das Jesuitencollegium, in welchem der Jüngling erzogen worden war, so wie alle andere Anstalten des Ordens in Frankreich für aufgehoben. Alle Jesuiten sollten innerhalb drei Tagen Paris, innerhalb

*) Schon das Jahr zuvor hatte ein gewisser Barrière Aehnliches versucht.

vierzehn Tagen Frankreich verlassen*). Aber noch ehe dieser Zeitraum vorüber war, ließ der Pöbel sowohl am Gebäude als an den Personen des Ordens seine Wuth aus, während er den geretteten König mit Jubelgrüßen empfing und ihm Blumen auf den Weg streute, als er in die Kirche Notre Dame zog, um Gott für die gnädige Rettung seines Lebens zu danken. Auch an die ehemaligen Glaubensgenossen erinnerte Heinrich bei diesem Anlasse. Auch sie wurden aufgefordert für den König zu beten, und du Plessis Mornay erinnerte den König mit alter Treue, die Warnung des Himmels nicht leicht zu nehmen. Einmal Herr von Paris, suchte nun Heinrich auch die übrigen Städte, welche noch der Ligue anhingen, zu bewältigen und zum Gehorsam gegen die königliche Macht zurückzuführen. Um aber die Gemüther über die Gültigkeit seiner Absolution vollends zu beruhigen, entschloß er sich sogar zu dem Schritte, zu dem sich 500 Jahre früher schon ein Heinrich IV. (der deutsche König dieses Namens) entschlossen hatte, seine Absolution beim Papste selbst, an den Schwellen des apostolischen Stuhles nachzusuchen; doch war die Form dieser Absolution nicht so streng, wie jene. Die Zeiten Gregors VII. waren auch für die katholische Kirche vorüber, und der jetzige Papst Clemens VIII. mußte sich mit einem geringern Tribute begnügen als dem, welchen der deutsche Heinrich vor dem Schlosse zu Canossa barfuß und im Büßerhemde gebracht hatte. Zwar zeigte Clemens anfänglich einige Sprödigkeit dem König und der Geistlichkeit der Franzosen gegenüber. Noch ruhte der Bann auf Heinrich von Sixtus V. her, und die Ceremonie in St. Denis, durch einen bloßen Erzbischof versehn, hatte in des Papstes Augen keine Macht, jenen Bann zu lösen, ja, sie war sogar ein Eingriff in die Rechte des heiligen Stuhls. Clemens VIII. wies daher den Gesandten Frankreichs, den Herzog von Nevers zurück, und auch die beiden neuen Gesandten, die geistlichen Herrn du Perron und d'Ossat erhielten erst nur kalten Bescheid. Aber endlich gab denn doch der Papst den dringenden Vorstellungen der französischen Geistlichkeit nach, und veranstaltete ein kirchliches Schauspiel, das die Absolution des

*) Später wurden sie jedoch wieder zurückberufen unter der Regierung Heinrichs IV. selbst.

Königs vorstellen und die Hoheitsrechte des römischen Stuhles dem Zeitalter wieder ins Andenken rufen sollte.

Den 17. Dec. 1595 fand die Feierlichkeit in der Peterskirche statt. Eine große Menge Zuschauer füllte die Räume derselben. Auf einem hohen Throne mit goldnen Teppichen behangen, saß der Statthalter Christi in seinem hohenpriesterlichen Ornate; rings um ihn auf ihren Stühlen die Cardinäle, die Bischöfe, die Beisitzer der heiligen Inquisition. Die Cardinäle du Perron und d'Ossat, welche die Person des Königs vorstellten, (denn dieser fand nicht für gut in eigner Person den Weg über die Alpen anzutreten) wurden eingeführt und nach vielen demüthigenden Verbeugungen wurde ihnen gestattet das lateinisch geschriebene Glaubensbekenntniß ihres Herrn vorzutragen. Der Papst begann damit, daß er die in St. Denis geschehene Absolution für nichtig erklärte und dem König nur unter der Bedingung die Verzeihung versprach, daß er sich den Kirchenstrafen unterziehe, die er ihm auferlegen werde. Die Strafe bestand darin, daß die geistlichen Abgeordneten des Königs während des feierlichen Gesanges des Miserere von der Hand des Papstes einige schwache Ruthenstreiche auf ihren Nacken zu Gunsten ihres Monarchen empfangen mußten, und dann folgte ein dreimaliges Gebet des Papstes. In der ersten Gebetsformel wurde Heinrich als vom Banne entbunden erklärt, in der zweiten als König von Frankreich, in der dritten als allerchristlichster König, welcher Titel den Königen von Frankreich bekanntlich seit dem ersten christlichen Frankenkönig Chlodwig her gebürte. Nun wurde unter Trompetenschall, unter Kanonendonner und dem Beifalljauchzen der Menge das Schauspiel beendet, und durch diesen neuen Jubel die Erinnerung an die alten Freudenfeste hervorgerufen, welche Papst Gregor XIII. 23 Jahre zuvor bei der Nachricht von der Bartholomäusnacht veranstaltet hatte.

Von nun an war in den Herzen aller Katholiken, die es ehrlich meinten und keine politischen Absichten hinter dem Mantel des Religionseifers versteckten, jede fernere Bedenklichkeit gehoben. Der heilige Vater selbst hatte jetzt dem katholischen Glauben des Königs sein apostolisches Siegel aufgedrückt, und alle weiteren Einwendungen der Ligue waren damit zu Boden geschlagen. Ja der Papst selbst warf sich zuletzt zum Vermittler zwischen Frankreich

und Spanien auf, so daß endlich im Jahr 1598 der Friede von Vervins zu Stande kam, der dem langen und blutigen Wirren ein Ende setzte.

Um dieselbe Zeit war es, kurz vor Abschluß dieses Friedens, daß Heinrich aus der Stadt Nantes jene Verordnung zu Gunsten der Protestanten erließ, welche unter dem Namen des Edicts von Nantes berühmt ist.

Während nämlich Heinrich von der einen Seite sich gleichsam körperlich an die Gemeinschaft der Katholiken anschloß, suchte er dagegen auf der andern seinem Herzen zu genügen und seine alten Glaubensbrüder, die den Uebertritt ihm verargten, dadurch zufrieden zu stellen, daß er ihnen jene Rechte wieder sicherte, die ihnen in verschiedenen Friedensschlüssen zugestanden, aber immer wieder aufs Neue waren entrissen worden. Nach mehrern Vorarbeiten, welche der König durch gemäßigte Katholiken mit Zuziehung protestantischer Staatsmänner hatte veranstalten lassen, erschien dasselbe unterm 13. April 1598 mit folgenden Bestimmungen*).

„Der König gestattet den Reformirten die öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes in allen den Städten, welche das frühere Edict von Poitiers bezeichnet hatte, unter der Bedingung jedoch, den Gottesdienst der Katholiken nicht zu stören. In den Städten aber, wo sie früher noch keinen Gottesdienst hatten, bleibt derselbe untersagt. Auch dürfen sie an solchen Orten weder Bücher drucken noch verkaufen. Die Reformirten sind gehalten, sich im bürgerlichen Leben an die Einrichtung der katholischen Kirche zu halten, z. B. in Beobachtung der Feiertage und in Eßsachen. Dagegen sind sie aber auch im Genuß aller bürgerlichen Rechte und werden zu allen auch den höchsten Staatsämtern zugelassen. Den Eid dürfen sie auf ihre Weise leisten, ohne auf die Heiligen zu schwören. Ihre Kranken werden in die öffentlichen Spitäler aufgenommen so gut als die der Katholiken, und die ihnen entzogenen Begräbnißplätze sollen ihnen zurückgegeben werden. Es ist verboten, Kinder ihren Eltern zu rauben und ihnen die katholische Taufe aufzunöthigen. Aber dieselbe Gewaltthat ist auch umgekehrt den Prote-

*) Es findet sich abgedruckt in Bénoit, histoire de l'édit de Nantes T. I. p.62. ff. Auszüge bei Lacretelle, Weber, Schröckh u. s. w.

stanten untersagt in Beziehung auf katholische Kinder. In den Parlamenten soll eine gleiche Anzahl von katholischen und protestantischen Richtern niedergesetzt werden, um über die Beschwerden der einen oder andern Partei zu richten, und überdieß soll eine eigne Kammer des Edicts bestehn, um über der Aufrechthaltung dieses Edictes zu wachen. Der König gestattet den reformirten Predigern allgemeine Zusammenkünfte (Synoden); er giebt einen Beitrag zu ihrer Besoldung und gestattet überdieß den Protestanten, unter sich Abgaben zur Bestreitung ihrer kirchlichen Bedürfnisse zu fixiren. Endlich räumt er ihnen auf acht Jahre mehrere Sicherheitsplätze ein," — unter welchen Rochelle und Montauban die wichtigsten waren.

Es läßt sich denken, daß dieses Edict, welches den Protestanten immer noch zu viele Beschränkungen zu enthalten schien, im Gegentheil von den eifrigen Katholiken, namentlich von den Anhängern der nun aufgelösten Ligue als ein neuer Beweis von den ketzerischen Gesinnungen des Königs betrachtet wurde. Auf den Kanzeln wurde dagegen geeifert und eine geistliche Deputation machte Vorstellungen gegen dasselbe. Einige Bischöfe ließen sogar öffentliche Gebete anstellen, um die Annahme des Edicts zu verhindern. Längere Zeit weigerte sich auch wirklich das Parlament, das Edict in das große Gesetzbuch einzutragen, und erst nach einigen Verständigungen zwischen dem König und dem Parlamente, wobei jedoch der erstere seine königliche Würde mit allem Nachdruck behauptete*), fand die Einregistrirung des Edicts mit geringen Abänderungen statt, den 25. Febr. 1599.

So hatten nun die Protestanten in Frankreich nach einem langen und blutigen Kampfe zuerst einen gesetzlich friedlichen Zustand erlangt, ähnlich dem, welchen die Deutschen durch den Religionsfrieden in Augsburg schon im Jahr 1555 erhalten hatten, nur mit dem Unterschiede, daß bei der monarchischen Verfassung Frankreichs alles abhing von dem festen Willen des Alleinherrschers, während in Deutschland die einzelnen Fürsten und Stände als die souveränen Vertreter der kirchlichen Rechte dieselben auf den Reichs-

*) Sully, Mémoires III. 367.

tagen geltend machen konnten*). Heinrich IV. hielt das gegebene Wort und besiegelte es am Ende mit seinem Blute.

Die weitere Geschichte der Regierung dieses so gefeierten Fürsten liegt außer unserm Plane; weder den verschiedenen Zweigen der öffentlichen Verwaltung unter dem staatsklugen Sully, noch den mannigfachen Zufällen seines häuslichen Lebens und den vielen bekannten Anecdoten aus demselben dürfen wir jetzt unsre Aufmerksamkeit zuwenden. Wir haben es bloß zu thun mit der Geschichte des Protestantismus unter dieser Regierung. Davon noch Folgendes.

Um die Zeit des Edicts**) von Nantes zählten die Reformirten in Frankreich über 760 Kirchen, nicht mit eingerechnet die kleinern Gemeinden, die keine besondern Kirchen hatten, sondern mit den größern zusammenhielten. Sie hatten auch ihre eignen Universitäten, auf welchen ihre Theologen sich bildeten; im Jahr 1603 werden uns Montauban, das vorhin erwähnte Saumur, Montpellier und Sédan genannt. In ihrer Kirchenverfassung schlossen sie sich an die calvinische Form der Presbyterien an und in ihrer Kirchenzucht bewahrten sie eine große Strenge. Dieselbe Strenge machte sich bei vielen auch in der Glaubensansicht geltend und mehrere unter ihnen konnten es, bei allen Vergünstigungen, welche ihnen das Edict von Nantes gewährte, dem König nicht verzeihen, daß er der Sache des Protestantismus untreu geworden. Auch machte wohl hie und da einer am unzeitigen Ort seinem Religionseifer Luft. So geschah es unter anderm auf einer Versammlung der Protestanten zu Gap in der Normandie im Jahr 1603, daß in das dort verfaßte Glaubensbekenntniß der harte aber damals sehr gewöhnliche Ausdruck mit aufgenommen wurde, der Papst sei der Antichrist, was unter den jetzigen Verhältnissen vielen Anstoß erregte und dem König ein nicht geringes Mißvergnügen verursachte. Auch hier suchte Mornay durch seine Klugheit, die er neben seiner

---

*) Auch war die Anzahl der Reformirten in Frankreich im Vergleich zu den Katholiken im Lande viel geringer, als die Zahl der Protestanten in Deutschland. Sie wurden deßhalb im Verhältniß zum Staat fortwährend als eine Secte betrachtet, „die aus Gnade und Rücksicht der Klugheit geduldet werde, die man aber verfolgen und kränken dürfe, sobald es ohne Nachtheil geschehen könne.“ Weber Seite 214.

**) Schröckh II. 344. (nach Bénoit).

Festigkeit bewahrte, das Aergerniß zu heben, ohne darum den Wahrheiten, die das Bekenntniß enthielt, etwas zu entziehen.

Weniger glücklich war Mornay etwas früher gewesen, als er bald nach dem Edict von Nantes eine Schrift über das Abendmahl herausgab, worin er die Messe der Katholiken angriff. In einer Disputation, die er deßhalb mit dem Bischof Du Perron von Evreux zu Fontainebleau hielt, unterlag er der Gewandtheit seines Gegners und verwirrte sich in seinen Behauptungen, was den Gegnern einen lauten Triumph, ihn aber dem Spotte des Hofes preisgab. Heinrich IV., der diese Verlegenheit dem alten Freunde hätte ersparen können, überließ ihn derselben mit einiger Schadenfreude, und Mornay selbst machte ihm den Vorwurf, daß er hier seine bessere Natur verläugnet habe.

Die einzelnen Reibungen der beiden Religionsparteien abgerechnet, an denen es nicht fehlen konnte, war der Zustand der Protestanten unter dem Schutze des Edicts von Nantes immerhin ein erträglicher zu nennen.

Aber mit dem tödtlichen Messer, mit welchem Ravaillac den 14. Mai 1610 den Lebensfaden des Königs durchschnitt, wurden auch die Hoffnungen der Protestanten wie mit einemmal abgeschnitten.

Noch liegt ein Dunkel auf der gräßlichen That, welche die Reihe der zahlreichen Ermordungen in dem erbitterten Religionskampfe beschließt. Aber daß die That mit diesem unter der Asche fortglimmenden Kampfe in Verbindung und der Königsmörder in der Meinung stand, die Welt von einem ketzerischen König zu befreien, ist mehr als wahrscheinlich. Ravaillac, aus Angoulême gebürtig, früher ein Mitglied des Ordens der Feuillants*), überfiel den Wagen des Königs, als dieser eben in der Straße St. Honoré mit einigen andern Wagen ins Gedränge gekommen war, und stieß

*) Die Feuillanten waren eine Abart der Cistercienfermönche; ihr Orden war unlängst (1577) durch Jean de la Barrière gestiftet worden. Den Namen sollen sie daher erhalten haben, weil in der Kirche ihres ersten Klosters ein Marienbild zwischen Blumen und Baumreisern abgemalt war, siehe Iselin, historisches Lexicon u. d. W. Diese neuen Ordensbrüder machten sich besonders auch während den Zeiten der Ligue bemerkbar; so namentlich ein komisches, hinkendes Individuum unter ihnen, welches unter dem Namen le père Bernard ou le petit Feuillant bekannt war. Siehe Fortsetzung von Fleury's Kirchengeschichte. XXXVI. p. 296.

dem König den Dolch ins Herz. Eine allgemeine Trauer verbreitete sich bei dieser Nachricht durch ganz Paris, ja durch ganz Frankreich, das in dem Gemordeten einen Vater beweinte. Auch die Billigen unter den Protestanten wußten was sie an ihrem ehemaligen Glaubensgenossen und an ihrem fortwährenden Beschützer verloren. Bange Ahnungen der wiederkehrenden Religionskriege durchbebten die Gemüther, und nur die im Dunkeln lauernde Bosheit feierte einen stillen Triumph. Ungefähr neun Jahre vor seinem Tode, im Jahr 1601 hatte Heinrich die Freude erlebt, einen Thronfolger in der Geburt des Dauphins zu erhalten. Ueber diesen minderjährigen Sohn, nachmals Ludwig XIII., führte nun abermals eine Medicis, nämlich Maria von Medicis, die zweite Gemahlin Heinrichs IV., die vormundschaftliche Regierung.

Immer schwankender wurden unter dieser Regierung die Verhältnisse der Protestanten. Sully verlor mehr und mehr seinen Einfluß und wurde endlich entfernt. Aber auch du Plessis Mornay suchte vergebens den Ausbruch eines neuen Bürgerkriegs abzuhalten, der jetzt durch die Ansprüche des mißvergnügten Prinzen von Condé herbeigeführt wurde. Jetzt wurde sogar Mornays Weigerung am Kriege theilzunehmen als Verrath des Protestantismus ausgelegt. Aber Mornay zeigte sich auch hierin als ächten Protestanten, daß er die Forderungen des politischen Eigennutzes nicht zur Sache der Religion machen und beide Intressen nicht vermengen wollte, und wie er früher den Vorwurf zu großer Strenge hingenommen, so jetzt den der Nachgiebigkeit, der Feigheit und der falschen Friedensliebe. Durch sein redliches Betragen, das mit einem politischen Aufruhr nichts zu thun haben wollte, nöthigte Mornay der Regentin Achtung ab, ohne darum dem Hofe zu schmeicheln. Er, der von sich sagen konnte, er habe, so lang er im Dienste Heinrichs gestanden, nicht so viel erworben, um sein Dach mit Schiefer zu decken, er suchte auch jetzt nichts für seine Person, und doch ward er der Achtung wegen, die er beim Hofe genoß, ein Gegenstand des Neides derer, für die er seine ganze Existenz geopfert hatte. Es ging ihm hierin wie Luthern, der sich auch mußte gefallen lassen, ein Fürstenknecht zu heißen, weil er die geistliche Freiheit nicht hingeben wollte zum Deckmantel der weltlichen Ansprüche.

Auch als der streng katholische Ludwig XIII. zur Regierung gekommen war, fehlte es nicht an mannigfachen Bedrückungen*) der Protestanten, was besonders durch die Verschmelzung der kleinen Landschaft Bearn mit dem großen Königreich geschah. In diesem kleinen Landstriche hatten die Protestanten seit den Zeiten der Johanne d'Albret eine Hauptzuflucht gefunden, und manches auf ihren Fuß eingerichtet. Diese Einrichtungen wurden jetzt größtentheils zerstört, die Kirchen mit ihren Gütern den Reformirten genommen und den Katholiken gegeben, und auch Mornay, der mit seinen Glaubensbrüdern sich diesen Gewaltthätigkeiten widersetzte, ward auf eine treulose Weise aus dem Besitze von Saumur verdrängt. Er wollte Frankreich selbst verlassen, um sich im fremden Lande ein Grab zu suchen; doch wurde sein Vorsatz vereitelt. Er starb in den Armen der Seinigen auf dem Schlosse la Forêt sur Sèvre in Poitou den 11. November 1623, in einem Alter von 74 Jahren. Bis auf den letzten Augenblick behielt er seine Geisteskräfte. Er segnete seine Verwandten und Freunde, die Kirche und Schule von Saumur und tröstete sich mit den Sprüchen der heiligen Schrift und der Philosophen des Alterthums. Auch seine Gegner mußten ihm das Zeugniß geben**), daß man ihm keinen andern Vorwurf machen könne als den, er sei Protestant gewesen. Je unerquicklicher von nunan die spätere Geschichte des Protestantismus in Frankreich wird, besonders unter der Regierung Richelieu's, der die alte Politik Franz I. wieder befolgte, die Protestanten auswärts zu beschützen, während er im Lande selber sie bedrückte und verfolgte, desto erhebender dürfte es sein, ehe wir diese Geschichte verlassen, noch einen Augenblick bei dem Bilde Mornay's zu verweilen, das uns ein schönes Gegenbild giebt zu dem Bilde l'Hôpitals, an dem wir uns früherhin erbaut haben. Solche Männer sind ja die Säulen, auf denen die Kirche Gottes ruht, während alles auf sie einstürmt von außen, und auch von innen so manches geschieht, sie zu untergraben. Beide Män-

*) Wir sind genöthigt, uns hier der Kürze zu befleißen. Den Leser, der diese Zustände und die daraus noch weiter entstandenen Kämpfe genauer verfolgen will, verweisen wir auf Webers geschichtliche Darstellung des Calvinismus, worin gerade dieser Theil mit besonderer Ausführlichkeit behandelt ist.

**) So Pérélixe.

ner haben in ihrem Schicksale manches Gemeinsame. Beide standen auf hohen Staatsstellen zu einer Zeit, wo diese Höhe gefährlich war, und beide beschlossen ihre Tage in der Verborgenheit, nachdem sie den Undank der Welt und des Glückes Wechsel in reichem Maße erfahren. Wenn wir aber in l'Hôpital mehr den humanen Katholiken kennen lernten, der übrigens das kostbare Gut der Gewissensfreiheit in protestantischem Sinne schützte, so stellt uns du Plessis Mornay das Bild eines Protestanten dar von jenem schärfern Gepräge eines Calvin und seiner Geistesverwandten. Der Spott der Gegner nannte Mornay den Papst der Protestanten. So wurde ja auch Calvin der Papst von Genf genannt. Was liegt aber in diesem Namen anders als das Anerkenntniß der Geistesüberlegenheit solcher Männer und der sittlichen Kraft, die von ihnen ausgeht. Ursprünglich hatte ja auch das Papstthum diese Bedeutung, und so lange die Beherrschung der Gewissen in nichts anderm besteht als in der Geltendmachung der ewigen Gesetze der Sittlichkeit gegenüber der Rohheit und Weichlichkeit der Welt und des Zeitalters, so lange hat diese Herrschaft (wir mögen sie nun eine päpstliche Gewalt nennen oder eine bischöfliche oder eine apostolische oder eine prophetische) eine hohe Bedeutung in der Geschichte der Menschheit, und wo einmal dieses Geschlecht von Päpsten ausstürbe, da wäre es um das Salz der Erde geschehn. Nur die Herrschaft über die Gewissen, die aus falscher Anmaßung entsteht und die leibliche Mittel gebraucht und fleischliche Waffen statt geistiger, ist eine verwerfliche und sie ist es, die das römische Papstthum verächtlich gemacht und gestürzt, aber auch leider! den Protestantismus aus der Bahn geworfen hat. In diesem Sinne aber hatte Mornay nichts Päpstliches an sich *). Wo die Macht der Rede und der Ueberzeugung nicht mehr ausreichte, da zog er sich zurück, und äußere Gewalt in Sachen der Religion lag ihm eben so ferne, als dem edeln l'Hôpital.

Mornays Glaube war ein rein evangelischer Glaube, und wenn auch hie und da gewisse schroffere Auffassungen desselben, wie sie die damalige Polemik gegen die Katholiken fast nothwen-

---

*) Weniger Päpstliches als z. B. Calvin.

dig machte, auch ihm eigen waren, so ging doch der Kern des Christenthums ihm nicht verloren über der Schale.

Mornay hat mehrere Schriften hinterlassen, die vielleicht jetzt nicht mehr für alle genießbar sind; aber an ein kleines Büchlein von ihm muß ich noch erinnern, das immer seinen Werth behalten wird, so lange der Gegenstand selbst, den es behandelt, der große Gegenstand aller menschlichen Geschichte und alles menschlichen Denkens und Strebens bleibt, es ist sein Tractat über das Leben und den Tod, (discours de la vie et de la mort) eine Schrift, die er bald nach seiner Verlobung schrieb und seiner Braut weihte, deren Inhalt er selbst in seinem ganzen Leben als Wahrheit erprobte, und die auch uns als Resultat aller Geschichte sich herausstellt, nämlich die Nichtigkeit aller irdischen Größe und die einzig sichere Glückseligkeit in Gott.

Siebente Vorlesung.

Schluß der französischen Reformationsgeschichte. Spanien und die Inquisition. Reformatorische Versuche daselbst. Protestantismus in den Niederlanden. Zustand derselben unter der Statthalterin Margaretha. Granvella. Wilhelm von Oranien. Egmont und Horn. Verfolgungen der Protestanten. Der Geusenbund. Bildersturm in Antwerpen. Spaniens Vertilgungsplan. Uneinigkeit der Gegenpartei. Vorspiel zu Alba's Verwüstungen.

Mit dem Tode des edeln Mornay, jener festen Granitsäule des Protestantismus in Frankreich, schließt sich für unsre Betrachtung auch einstweilen derjenige Theil der französischen Reformationsgeschichte ab, der für unsere Periode wichtig ist. Zwar hat der Kampf um die äußere Existenz und die innere Kräftigung des hugenottischen Bundes noch nicht aufgehört, und die Zuckungen dauern fort, unter welchen der zerfleischte Leib der Gemeinde fortseufzt, bis ihm endlich durch die Aufhebung des Edicts von Nantes der letzte Herzstoß versetzt wird. Aber wozu die weitere Ver-

folgung einer Kriegsgeschichte, die von nun an dem religiösen Interesse wenig neue Seiten der Betrachtung darbietet? Wenden wir deßhalb jetzt unsern Blick zunächst auf jene beiden Nachbarländer Frankreichs, welche unter dem gewaltsamen Zepter Philipps II. vereint, mit eben der Kraft der Begeisterung, wenn auch mit verschiedenem Glücke ihre Glaubenskämpfe durchfochten, also daß während in dem einen Lande der Protestantismus dem schmählichsten Druck unterlag, er in dem andern einen glorreichen Sieg davon trug. Spanien und die Niederlande sind jetzt der Schauplatz unsrer Geschichte geworden. Reden wir zuerst von Spanien.

Auch in dieses von Natur und Geschichte gleich merkwürdige Land war die belebende Kunde gedrungen von dem großen Religionskampf in Deutschland. Hatte doch Karl V. selbst inmitten dieses Kampfes seinen Sitz großentheils in Spanien nnd erließ nicht selten von hier aus seine Befehle in Betreff Luthers und seiner Anhänger. Eben so fand späterhin von der Landschaft Bearn aus, die durch den Wall der Pyrenäen von dem benachbarten Arragonien getrennt wird, neben dem Verkehr des Handels auch der Verkehr der Ideen statt, so daß diesen Ideen von beiden Seiten, von der deutsch-lutherischen, wie von der französisch-reformirten der Zufluß offen stand, wenn nicht sofort dem Eindringen derselben ein festerer Damm entgegengesetzt wurde, als die Natur ihn durch die Abgeschlossenheit des Landes gesetzt zu haben schien. Mehrere der spanischen Umgebungen des Kaisers hatten Gelegenheit, mit der Lehre Luthers genauer bekannt zu werden. So der kaiserliche Geheimschreiber Alfonso Valdez *), der vertraute Zusammenkünfte mit Melanchthon hatte, und dem Kaiser eine bessere Meinung von den Protestanten beizubringen suchte. Auch ein andrer Spanier, Francisco de Angelis, Provincial des Angeli-ordens in Spanien, kam nach Beendigung des Wormser Reichstages in einer der Reformation günstigen Stimmung nach Basel, wo er sich mit Conrad Pellican über Luthers Lehre unterhielt und ihr größtentheils seinen Beifall gab. Ja, der spanische Gesandte in Rom selbst, Don Juan de Manuel sprach sich in

*) Siehe über ihn und die ganze spanische Reformationsgeschichte M'Crie, Geschichte der Reformation in Spanien, übersetzt von Gustav Plimiger. Stuttgart. 835. S. 139. ff.

seinen Briefen an den Kaiser zu Gunsten Luthers aus. Aber mit alle dem sollte die Verbreitung der Schriften dieses Ketzers in Spanien auf alle Weise verhindert werden. Man vergegenwärtige sich nur die Anstalt der Inquisition, mit welcher das Land unter Ferdinands Regierung beschenkt worden, und die schon vor dem Auftreten Luthers in Deutschland an 13,000 Personen der Ketzerei wegen verbrannt hatte *), nicht gerechnet die vielen Tausende, welche entweder in den Kerkern verschmachteten, oder ihres Vermögens, ihrer Ehre, ihrer Gesundheit auf Lebenslang beraubt worden waren, und man wird leicht begreifen, welcher Muth dazu gehörte, nur Luthers Namen auf die Zunge zu nehmen, geschweige denn seine Lehre zu bekennen. Dennoch fehlte es nicht an Einzelnen, welche mitten unter den Argusaugen dieses furchtbaren Gerichtshofes ihrer bessern Ueberzeugung Luft machten. Dahin gehörte Juan de Avila, der Apostel von Andalusien. Dieser ehrwürdige Mann hielt sich in seinen Predigten, welchen seine eigene musterhafte Frömmigkeit den besten Eingang in die Gemüther verschaffte, an das einfache Wort der Schrift, und schon dieß war hinlänglich, ihn der lutherischen Ketzerei verdächtig zu machen. Er wurde 1525 der Inquisition verzeigt, und wenn es auch seinen Freunden gelang, ihn zu retten, so wurden doch seine Schriften verboten!

Auch andere, Pedro de Lerma, Professor der Theologie und Kanzler der Universität von Alcala, und sein Neffe Luis de Cadena fielen in denselben Verdacht, und retteten sich allein durch ihre Flucht nach Paris. Andere wurden in den Gefängnissen herumgeschleppt, bis sie endlich die Ketzerei abschworen und sich den ihnen auferlegten Büßungen unterzogen. Selbst der Hofkaplan Kaiser Karls V. Alfonso de Virves unterlag diesem Schicksal. Hören wir, was dieser Mann selbst über das Verfahren der Inquisition in jenen Zeiten uns meldet **): „Manche, sagt er, haben sich den Grundsatz angeeignet, daß es erlaubt sei, einen Ketzer durch Wort und Schrift zu beschimpfen, wenn man ihn nicht tödten oder foltern könne. Fällt ein armer Mann, den sie ungestraft mißhandeln können, in ihre Hände, so sprechen

*) M'Crie. S. 110.
**) M'Crie. S. 143.

sie ein entehrendes Urtheil über ihn aus, so daß er, wenn er auch seine Unschuld beweist und seine Lossprechung erhält, dennoch auf Lebenszeit als Verbrecher gebrandmarkt ist. Ist aber der Unglückliche aus Unachtsamkeit oder durch den Umgang mit andern wirklich in einen Irrthum verfallen, so suchen seine Richter nicht durch Auseinandersetzung der Schriftlehre, durch sanften Zuspruch und väterlichen Rath ihn von demselben zu befreien, sondern nehmen, im schneidendsten Gegensatze zu dem Charakter der Väter, auf welche sie sich berufen, zum Gefängnisse, zur Folter, zu Fesseln und zum Beil ihre Zuflucht. Und was ist die Wirkung dieser furchtbaren Mittel? Alle jene dem Leibe zugefügten Qualen vermögen nicht die geringste Aenderung in den Vorstellungen der Seele hervorzubringen, die nur durch das Wort Gottes zur Wahrheit zurückgeführt werden kann, welches lebendig und kräftig ist und schärfer, denn ein zweischneidig Schwert." — So urtheilte ein spanischer Katholik gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Unter den Männern, welche der reinern evangelischen Gesinnung in Spanien Eingang zu verschaffen suchten, wird uns auch ein Laie, Rodrigo de Valer genannt, der, nachdem er zuvor einer üppigen Lebensweise gefröhnt hatte, sich allmälig in das innere Gebiet der frommen Betrachtung zurückzog und nachdem er seinen Geist an den Wahrheiten der christlichen Offenbarung gesättigt, sich berufen fand, dieselben auch andern mitzutheilen. Erst beraubte ihn die Inquisition seines Vermögens, als er aber auch durch diese Strafe sich nicht abhalten ließ, seine Grundsätze weiter zu verbreiten, wurde er zum zweitenmal verklagt. Er ward zu lebenslänglicher Gefangenschaft und zum Tragen des Sanbenito verurtheilt *). Auch nach seinem Tode wurde dieses Schmachgewand in der Metropolitankirche zu Sevilla aufgehängt und mit einer Warnungstafel für andere versehen **). — Dennoch fehlte es dem Rodrigo de Valer nicht an Schülern und Anhängern. Unter diesen war der ausgezeichnetste Juan Gil, gewöhnlich Doc-

*) Der Sanbenito oder Sacco benito war ein Bußgewand von feuergelber Farbe mit einem Kreuz auf der Brust oder auf dem Rücken, und mit Teufelsfiguren versehen.

**) Die Aufschrift lautete: Rodrigo Valer, Bürger von Lebrixa und Sevilla, Apostat und falscher Apostel, der von Gott gesandt zu sein vorgab. M'Crie. S. 160.

tor **Egidius** genannt, aus Aragonien. Dieser verband sich in der Folge mit einigen gleichgesinnten Freunden zur Verbreitung reinerer Religionsgrundsätze, richtete aber dadurch das Auge der Inquisition auf sich. Karl V. schützte ihn jedoch und übertrug ihm sogar 1550 das Bisthum Tortosa. Aber nur umsomehr wurde dadurch der Haß der Feinde angefacht. Es ward ein Prozeß gegen den ketzerischen Bischof eingeleitet, der noch sehr gelinde damit endete, daß Doctor Egidius seines Amtes entsetzt, auf einige Jahre eingesperrt und ihm alles fernere Lehren und Schreiben untersagt wurde bei der Strafe des Scheiterhaufens. Die Gesundheit des Mannes unterlag den Anstrengungen seines Geistes und den Stürmen, die über ihn ergingen. Er starb bald nach der überstandenen Gefangenschaft. Als sich aber das Gerücht verbreitete, er sei im Bekenntniß des lutherischen Glaubens gestorben, so wurden auf den Spruch der Inquisition hin seine schon beerdigten Gebeine ausgegraben und den Flammen übergeben. Sein Vermögen wurde eingezogen, sein Name ehrlos erklärt.

Von den bisher Genannten war noch keiner unmittelbar mit dem Tode bestraft worden. Aber dieß Schicksal, das in Frankreich, den Niederlanden und anderwärts so manche muthige Bekenner betroffen, es konnte nun in Spanien nicht ausbleiben für die, welche sich durch die bisherigen Vorgänge nicht abschrecken ließen, in die Fußtapfen der verfolgten Glaubenslehre zu treten.

Francisco San-Roman *) aus Burgos gebürtig, ist der erste spanische Blutzeuge in der Geschichte der dortigen Reformation. Er war aus einer ansehnlichen Familie. Handelsgeschäfte führten ihn nach den Niederlanden, wo er mit der Lehre der Reformatoren und mit Männern bekannt wurde, die an diese Lehre sich anschlossen. Nachdem er schon in Antwerpen war gefangen gehalten, dann auf dem Reichstag zu Regensburg, wo er die Verwendung des Kaisers vergebens nachsuchte, aufs Neue war zur Haft gebracht und als Gefangener im Gefolge des Kaisers nach Italien und Afrika war geschleppt worden, wurde er endlich nach der unglücklichen Expedition des Kaisers gegen Algier in Spanien wieder ans Land gesetzt und der Inquisition zu Valla-

*) Vgl. außer M'Crie noch die histoire des Martyrs. p. 146. b.

dolid übergeben. Sein Proceß war kurz. Als er vor die Inquisitoren gebracht wurde, gestand er offen seinen Glauben an die Hauptlehre der Reformation, daß nämlich die Rechtfertigung nicht aus den Werken, sondern aus der Gnade Gottes komme durch die Vermittlung Christi, wobei er auch nicht unterließ, die Messe, die Ohrenbeichte, das Fegfeuer und ähnliche Irrthümer als mit dem Worte Gottes streitend darzuthun. Er wurde gefangen gesetzt und trug seine Strafe mit großer Geduld. Vergebens suchten die Mönche, die ihn besuchten, ihn von seinem Glauben abzubringen, und auch als das Todesurtheil wider ihn gesprochen war und er auf den Richtplatz geführt wurde, weigerte er sich, dem Priester zu beichten und sich vor dem Crucifix zu neigen, das man ihm vorhielt. Als er an den Pfahl befestigt war und die Flammen ihn schon erreichten, machte er eine unwillkürliche Bewegung mit dem Kopfe. Die Mönche glaubten darin ein Zeichen seiner Reue zu erkennen. Er wurde aus dem Feuer gebracht, aber als er wieder Athem fand, blickte er seinen Peinigern ruhig ins Gesicht und fragte sie: „Beneidet ihr mich um mein Glück?" worauf er in die Flammen zurückgestoßen und von diesen verzehrt ward. Allen Gläubigen ward verboten für seine verdammte Seele zu beten. Aber einige von der kaiserlichen Leibwache sammelten seine Asche, und der englische Gesandte, welcher sich damals in Valladolid befand, verschaffte sich einen Theil der Gebeine, um sie als Reliquie aufzubewahren. Dieß Ereigniß fand im Jahre 1544 statt. In Valladolid waren damals ziemlich viele Bekenner der evangelischen Lehre, und weit entfernt, daß das Schicksal San-Romans sie abgeschreckt hätte, traten sie vielmehr nach seinem Tode zu einer Gemeinde zusammen, die sich zwar insgeheim, aber regelmäßig zum Zwecke christlicher Erbauung versammelte.

Auch außer Landes zeichneten sich einige Spanier durch ihr freies Bekenntniß aus. Jayme Enzinas starb 1546 in Rom den Märtyrertod und Juan Diaz aus Cuença, ein Freund Bucers, wurde mit Hülfe seines eignen Bruders Alfonso zu Neuburg an der Donau meuchlerisch ermordet.

Das große Mittel, wodurch die Reformation in allen Ländern, (vor allem freilich in Deutschland) befördert ward, die Uebersetzung der Bibel in die Landessprache, blieb auch in Spanien nicht unver-

sucht. Fransisco Enzinas, mit dem griechischen Namen Dryander, der Bruder des hingerichteten Jayme, unternahm, aufgemuntert von Melanchthon und andern Freunden, eine Uebersetzung des N. T. in dem castilischen Dialect. Aber auch dieß Unternehmen galt für Ketzerei. Schon der Titel des Buches: „Das N. T. d. i. der neue Bund unseres alleinigen Erlösers und Seligmachers Jesu Christi" gab den Censoren vielen Anstoß; denn die Ausdrücke: „neuer Bund" und „alleiniger Seligmacher" rochen nach dem Lutherthum. Man begnügte sich nicht damit, diese Worte auf dem Titel zu streichen, sondern der Uebersetzer selbst, da er auch noch eine Schrift Luthers übersetzt hatte, wurde eingekerkert, und seine Bibelübersetzung so wie einige andere, welche um diese Zeit entstanden, durch eine Bulle Papst Julius III. ums Jahr 1550 verboten.

Unterdessen hatten sich die Anhänger der Reformation in Spanien mit jedem Jahre gemehrt, und als endlich 1555 ein Schüler des vorhin genannten Egidius, Constantine Ponce de la Fuente von seiner Reise in die Niederlande nach Sevilla zurückgekehrt war, fand er die Gemüther schon hinlänglich vorbereitet, um für die weitere Verbreitung der reinen Lehre in Spanien zu wirken.

Sonach waren es vor allen die beiden Städte Sevilla im südlichen, Valladolid im nördlichen Theile Spaniens, welche sich für die neue Lehre empfänglich zeigten und derselben einen Anhaltpunct verschafften. Es waren besonders auch die Klöster in der Umgegend dieser Städte, welche in ihrem Innern heilsame Verbesserungen vornahmen, und auch unter dem höhern Adel fanden Luthers Lehren Anhang und eine ziemliche Verbreitung. So standen die Sachen in Spanien, als Philipp II. seine Regierung antrat. Man ist so sehr gewohnt, Philipp II. und die Inquisition als zusammengehörige Begriffe zu betrachten, daß es wohl hier der Ort sein dürfte, über dieses furchtbare Institut, das Philipp auch auf den Boden andrer Länder zu verpflanzen suchte, einige Nachrichten zu geben *).

Die Inquisition hat ihren Ursprung im Mittelalter und zwar

*) Das Ausführlichere darüber in Llorente, kritische Geschichte der spanischen Inquisition, übersetzt von Höck. 4 Bde. Gmünd 1819.

im südlichen Frankreich. Hier war es, wo man zuerst nöthig fand, wegen der überhandnehmenden Secten der Albigenser und anderer den päpstlichen Stuhl bedrohender Religionsgesellschaften ein eigenes Tribunal niederzusetzen, das die Aufspürung und Bestrafung der Ketzer zu seiner eigensten Aufgabe machen sollte. Bis dahin hatten die Landesbischöfe selbst die Pflicht gehabt, den aufkommenden Irrlehren zu steuern; allein da man diese zu säumig fand, und da der römische Stuhl die Leitung der Kirche durch seine, ihm besonders ergebenen Werkzeuge auf Kosten der bischöflichen Rechte betreiben ließ, so waren es auch hier die Bettelmönche, in deren Hände das heilige Strafamt der Kirche gelegt wurde. Die Päpste Innocenz III. und Gregor IX. betrieben die Inquisition mit besonderm Eifer, und Toulouse wurde zunächst der Sitz des höchsten Gerichtshofes derselben für Frankreich. Aehnliche Gerichte wurden in Italien und Sicilien niedergesetzt, und auch in Deutschland wurde die Einführung derselben, doch nicht eben mit großem Glück, versucht. Vor allen aber war Spanien das Land, in welchem diese peinliche Justiz der Kirche eine so ausgebildete Gestalt erhielt, wie sonst nirgends, so daß die spanische Inquisition die berüchtigste geworden ist in den Jahrbüchern der Geschichte. Schon im 13. Jahrhundert war in Aragonien die Inquisition eingeführt worden. Bei der Vermählung aber Ferdinands von Aragonien mit Isabella von Castilien, welche die Vereinigung der beiden Königreiche zur Folge hatte, wurde im Jahre 1477 der erste Versuch gemacht zur Einführung eines Inquisitionsgerichtes für das ganze, nunmehr vereinigte Königreich. Der Papst Sixtus IV. bestätigte das Unternehmen durch eine Bulle, und der Erzbischof Pedro Gonzalez de Mendoza so wie der Cardinal Ximenes gaben dem Gerichtshofe seine Einrichtung. An die Spitze desselben trat im Jahre 1478 Thomas de Torquemada, Prior des Dominicanerklosters von Segovia mit dem Titel eines Generalinquisitors, der durch seine blutigen Verheerungen sich einen der furchtbarsten Namen in der Geschichte bereitet hat. Ausspürung und Bestrafung der Ketzer, das waren nächst der Vertilgung der Mauren und der Juden die beiden Hauptaufgaben der spanischen Inquisition und dazu bediente sie sich aller möglichen Mittel. Schon Innocenz III. hatte es jedem katholischen Christen zur heiligsten Gewissenssache

gemacht, jeden anzugeben, der der Irrlehre verdächtig sei. Verheimlichung der Ketzerei eines andern galt für ein Verbrechen. Aber mit den zufälligen Angaben begnügte sich der Gerichtshof nicht. Er hatte eine Unzahl von Beamten und von gedungenen Spähern, und häufig ward der Beichtstuhl die Gewissensfolter, welche die Geständnisse erpreßte, die man haben wollte. Unter der Anbietung einer gnadenreichen Verzeihung wurden von Zeit zu Zeit Tausende gelockt, sich als reuige Sünder vor dem Gerichtshofe einzufinden; aber statt der gehofften Verzeihung warteten ihrer die Qualen der Folter, Bande und Kerker, Einziehung des Vermögens, öffentliche Schande, Ausschließung von allen Aemtern und am Ende doch noch der Feuertod, wenn sie nicht vollkommen sich zu reinigen im Stande waren. Und wie war dieses möglich, da zu jeder Zeit der Prozeß wieder neu konnte aufgenommen werden, und da die Mittel der Vertheidigung nach Willkür abgeschnitten wurden. Welcher verworfenen Mittel man sich bediente, Kinder gegen ihre Aeltern, Verwandte gegen Verwandte, Dienstboten gegen ihre Herrschaften zeugen zu lassen und die Angeklagten selbst in ihren Verhören zu verwickeln; welchen willkommnen Anlaß die Inquisition sowohl dem politischen Despotismus, als der Privatrache der einzelnen darbot, das geht aus den nähern Beschreibungen der Prozesse hervor, bei denen wir uns jedoch nicht länger aufhalten können.

Es läßt sich denken, daß bei der Verbreitung der lutherischen Lehren in Spanien die Thätigkeit der Inquisition einen neuen Spielraum erhielt, und namentlich war es Philipp II., der im Einverständnisse mit Papst Paul IV. und dem damaligen Generalinquisitor Valdez alles aufbot, die Ketzer in ihren Schlupfwinkeln aufzuspüren, und sie dem heiligen Officium (so nannte man auch die Inquisition) zu überantworten. Das Personal des Gerichtshofes wurde vermehrt, die Strafen geschärft und nichts gespart, um das ganze Land in einem fortwährenden Schrecken zu erhalten. Die Gemeinden von Sevilla und Valladolid wurden auseinander gesprengt und ihre Mitglieder zu hunderten verhaftet. Der ausgezeichnete Prediger Constantine Ponce de la Fuente starb an der Folge der erlittenen Mißhandlungen, aber sein Bildniß und seine Gebeine wurden im December 1560 bei einem in Sevilla

gefeierten Auto da Fe öffentlich ausgestellt. Auch früher schon, den 21. Mai 1559 als am Sonntage Trinitatis, hatte das erste öffentliche Auto da Fe gegen die Protestanten stattgefunden. Zur Vervollständigung unsers Bildes der Inquisition muß ich noch die nähere Beschreibung eines Auto da Fes vorausschicken. Das Wort Auto da Fe ist spanisch und heißt eine Glaubenshandlung, ein Act der gläubigen Kirche gegen die ungläubigen Ketzer. Es gab größere und kleinere Auto da Fe's, wovon die letztern (Antiflo genannt) nur in den Hallen der Inquisition selbst, die erstern aber mit großer Oeffentlichkeit und unter feierlichen Formen abgehalten wurden. Sie sollten ein Abbild des jüngsten Gerichtes sein und schon durch ihre schreckenden Formen die Gemüther der Menge mit Abscheu gegen die Ketzerei erfüllen. Sie wurden daher gemeiniglich auf Sonn- und Festtage verlegt und in der geräumigsten Kirche der Stadt, noch häufiger aber auf freien Plätzen gehalten. In allen Kirchen und Klöstern der Nachbarschaft wurde eine solche Glaubenshandlung zuvor angekündigt, und allen denen ein vierzigtägiger Ablaß versprochen, die an der Ceremonie theilnehmen würden. Diese fand auf folgende Weise statt. Mit Anbruch des Tages, der zum Auto da Fe bestimmt war, verkündeten alle Glocken der Stadt die Feier desselben. Die Officialen der Inquisition begaben sich in die Gefängnisse, in welchen die ausersehenen Opfer schmachteten. Nicht allein die zum Tode Verurtheilten, sondern auch die, welche Verzeihung erhielten, aber zu Büßungen verurtheilt waren, mußten erscheinen. Diese letztern trugen entweder ein weißes Kleid, wenn ihre Verschuldung leicht war, oder, wenn sie schwerer war, den schon erwähnten Sanbenito. Auf dem Sanbenito der zum Feuer Verurtheilten aber sah man aufwärts lodernde Flammen von Teufeln umgaukelt; auch trugen sie noch eine papierene Mütze, Coroza genannt, auf denen ähnliche Bilder angebracht waren. Bei denen, welche die Gnade genossen, vorher erdrosselt zu werden, waren die Flammen abwärts gekehrt. Nachdem die Gefangenen von den Officialen auf den Gefängnißhof herausgeführt worden, setzte sich der Zug in Bewegung. Hinter einer Abtheilung Soldaten, welche Bahn machten, schritt ein Priesterchor in feierlichem Ornate, begleitet von der Schuljugend unter dem Gesange der Litaneien. Nun folgten die Gefangenen selbst, nach den Graden

ihrer angeblichen Verschuldung in verschiedene Haufen getheilt: die Schuldigsten kamen zuletzt mit einem Strick um den Hals und einem Kreuz in den Händen. Jeder Gefangene wurde von zwei Gerichtsdienern der Inquisition (Familiaren) bewacht; außerdem waren den zum Tode Verurtheilten Mönche beigegeben, welche sie noch in der letzten Stunde bearbeiten und ihnen die Schrecken der Hölle vorhalten sollten. Nach den Gefangenen kamen die hohen Behörden, die Richter und Staatsbeamten, nebst einer Schaar Adeliger zu Pferde. Nun erst erschien der gesammte Clerus, sowohl die Ordens- als die Weltgeistlichen, und in einiger Entfernung bewegten sich die Mitglieder des heiligen Officiums selbst in langsam feierlichem Schritte vorwärts. Voran diesem Zuge wurde eine rothe seidene Fahne getragen, worauf die Insignien Papst Sixtus IV. und Ferdinand des Katholischen prangten zur Verherrlichung der Stifter oder wenigstens der Beförderer und Wiederhersteller der Inquisition; über denselben erhob sich ein vergoldetes Crucifix von gediegenem Silber, das von dem Volke mit der höchsten Verehrung betrachtet ward. Endlich kamen die Familiaren zu Pferde, welche die Leibwache bildeten, woran sich noch ein langer Zug von Personen aus den höhern Ständen anschloß, die den heiligen Glaubensact mit ihrer Gegenwart beehren und ihren Gehorsam gegen die Kirche dadurch an den Tag legen wollten. Eine unzählige Menge Volkes bildete, durch keine weitere Ordnung zusammengehalten, den Schluß des düsteren Aufzuges. Auf dem Platze angelangt, bestiegen die Inquisitoren eine für sie errichtete Bühne. Dieser gegenüber erhob sich eine andere, auf welcher die Gefangenen standen, ihr Urtheil zu vernehmen. Jetzt hielt einer aus der hohen Geistlichkeit eine Rede zur Eröffnung der Feierlichkeit, und dann las der Schreiber des Tribunals die Urtheile vor. Die Bußfertigen, d. h. die, welche bereit waren ihre Ketzerei abzuschwören, erlangten nun, nachdem sie auf den Knieen und die Hände auf das Meßbuch gelegt, ihr Glaubensbekenntniß hergesagt hatten, die Absolution, die ihnen von dem Vorstande des Tribunals am Altar ertheilt wurde, immerhin jedoch auf die Bedingung, den über sie verhängten Kirchenstrafen sich willig zu unterziehn. Diese bestanden gewöhnlich in Verbannung oder in körperlichen Züchtigungen, in Kerker und harter Frohn-

arbeit. Drauf wurde der ganzen Versammlung ein Eid abgenommen, daß sie Zeitlebens im Glauben der römischen Kirche verharren und einst in diesem Glauben sterben, ja daß sie die heilige Inquisition in allen ihren Handlungen unterstützen und sie aufrecht erhalten wolle. Während dieser Eidesabnahme lag alles Volk auf den Knieen. Nun kam es an die zum Tode Verurtheilten. Diejenigen unter ihnen, welche dem geistlichen Stande angehörten, wurden Stück für Stück ihrer priesterlichen Auszeichnungen beraubt und der weltlichen Behörde zur Bestrafung überantwortet. Der alte kirchliche Gemeinplatz, „daß die Kirche nicht nach Blut dürste" und auch kein Blut vergieße, wurde jetzt auf eine Weise in Anwendung gebracht, daß er einer schamlosen Satire der Kirche auf sich selbst ähnlich sah. Scheinbar dem Grundsatz der Menschlichkeit getreu baten jetzt die Inquisitoren mit heuchlerischer Miene die weltlichen Richter, die Verurtheilten mit Milde zu behandeln, während sie doch von sich aus schon alle Anstalten zur Hinrichtung getroffen hatten und jeden weltlichen Richter selbst vor ihr Tribunal gezogen haben würden, der es auch nur von ferne gewagt hätte, ihrer Bitte zu willfahren. Diese Bitte blieb also und sollte bleiben ein frevelhaftes Possenspiel, womit der Menschlichkeit Hohn gesprochen wurde im Angesicht der leichtgläubigen Menge. War diese Heuchelscene vorüber, dann fand die grausame Hinrichtung selbst statt, zwar gleichfalls öffentlich, doch nicht auf dem Platze, auf welchem das Auto da Fe gehalten wurde, sondern außerhalb der Stadt.

Bei dem ersten öffentlichen Protestanten-Audo ta Fe, welches den 21. Mai 1559 zu Valladolid in Gegenwart des vierzehnjährigen Don Karlos, seiner Tante Johanna und vieler Großen und Beamten des Reichs gehalten wurde, ließen sich 16 wieder mit der Kirche versöhnen, 14 aber wurden dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit überliefert *). Von den letztern wurden zwei lebendig verbrannt, die übrigen vorher erdrosselt, was eine Erleichterung der Strafe war. Aber auch hier wurden die vom Tode Freigesprochenen entweder verbannt oder zum Tragen des Sanbenito verurtheilt. Es waren unter ihnen viele vom höchsten Adel und Leute, welche Karl V. ausgezeichnet hatte. Unter den Hingerichteten verdient neben Augustin

*) Raumer Geschichte Europas III. S. 17. (nach Sapulveda historia Philippi und Llorente) vgl. M'Crie S. 290.

von Caçalla auch noch besonders Antonio Herezuelo genannt zu werden, ein Rechtsgelehrter aus der Stadt Toro. Muthig hatte er die Qualen der Folter ertragen und ging festen Schrittes seinem Tod entgegen. Das Einzige, was ihn betrübte, war der Anblick seiner Frau, die er am Tage des Auto da Fés im Kleid einer Bußfertigen, d. h. einer solchen erblickte, die auf ihr reuiges Bekenntniß hin freigesprochen worden. Leonora war erst 22 Jahre alt, als sie in die Gefängnisse der Inquisition gebracht wurde. Ungewiß über das Schicksal ihres Gatten hatte sie endlich dem Zureden der Mönche nachgegeben und sich zu einem Widerruf ihrer Ketzerei bewegen lassen. Aber jetzt nach dem Anblick ihres Gatten, der zur Richtstätte geführt wurde, ließ ihr das Gewissen keine Ruhe mehr. Sein scheidender und schneidender Blick schwebte ihr stets vor Augen. Sie raffte sich endlich zusammen, verwarf die Büßungen, die man ihr zumuthete und gab sich offen als eine Bekennerin desselben Glaubens dar, für den ihr Mann gestorben war. Noch acht Jahr wurde sie in den Kerkern herumgeschleppt, bis sie endlich 1568 auf dieselbe Weise endete wie ihr Gemahl.

Ein zweites Auto da Fe fand bald darauf im October 1559 statt, welchem Philipp II. selbst beiwohnte, begleitet von seinem Sohne Don Carlos, seiner Schwester und einem reichen Gefolge*). Er selbst schwor dem Großinquisitor Valdez einen feierlichen Eid auf sein Schwert, dasselbe stets zur Unterstützung des heiligen Officiums und zur Vertilgung der Ketzer zu gebrauchen. Unter den Opfern, die dieses Auto da Fe forderte, wird uns Don Carlos de Seso genannt, ein Edelmann aus Verona gebürtig, der wegen seiner großen Talente und seines trefflichen Characters von Karl V. in großen Ehren war gehalten worden. Er starb nicht nur selbst muthig den Feuertod, sondern munterte auch seine Freunde durch sein standhaftes Benehmen auf. Bei diesem Anlaß war es, als der unbewegliche Philipp das Wort sprach, „er selber würde bereit sein, das Holz herbeizutragen, um seinen eignen Sohn zu verbrennen, wenn er ein solcher Ketzer wäre, wie diese**). Ich schweige von

*) M'Crie S. 301.
**) M'Crie S. 305.

den ähnlichen Auftritten bei den Auto da Fe's in Sevilla und Madrid und andern Städten, und von den Märtyrern, die dort dem Tode geweiht wurden, und unter welchen Frauen und Jungfrauen, selbst Greise auf ihren Stab gebückt, den Scheiterhaufen bestiegen. Auch die übrigen, zahlreichen Verfolgungen im Einzelnen durchzuführen, halte ich für überflüssig, da das Bisherige hinreichen wird, uns ein anschauliches Bild zu geben von der Art, wie Philipp im eignen Mutterlande die Rechtgläubigkeit der Kirche handhabte.

Wir wenden uns jetzt jenem andern Lande zu, in welchem er und seine Schreckensmänner vorzüglich ihre Namen verewigt haben, einem Lande, das seiner natürlichen Lage und Beschaffenheit, sowie dem Character seiner Bewohner nach himmelweit von dem spanischen verschieden ist, und das eben deßhalb von der Vorsehung dazu berufen schien, früher zu einem freiern politischen und religiösen Dasein zu gelangen, als das unglückliche Spanien, das uns noch in der Gegenwart das Bild der innern Zerrissenheit vor die Augen stellt.

Die siebzehn Provinzen der Niederlande, welche die Völkerschaften der Belgen, der Friesen und der Bataven umfaßten, waren im Jahr 1477 durch Vermählung der Herzogin Maria von Burgund mit dem damaligen Erzherzog Maximilian von Oestreich unter die Botmäßigkeit des kaiserlichen Hauses gekommen, jedoch unter der Bedingung, daß ihre eigenthümlichen Rechte und Freiheiten ihnen aufrecht erhalten würden. Allein schon unter Maximilians Regierung hatte sich die Unzufriedenheit geregt, welche einst die Gefangennehmung desselben in der Stadt Brügge zur Folge hatte. Als nun aber Maximilians Enkel Karl V. durch die pragmatische Sanction 1548 die Niederlande zugleich als ein mit Spanien unzertrennlich verknüpftes Land bezeichnet hatte, mußte bei der völligen Verschiedenheit der Nationalität und bei dem Einfluß, welchen die Spanier auf das wohlhabende und betriebsame Land zu üben begannen, sich ein Gefühl des Mißbehagens erzeugen, das durch Karls feine Politik zwar gemäßigt, aber nicht beseitigt werden konnte, und das nunmehr unter Philipps despotischer Regierung vollends in eine zur Empörung gereifte feindselige Stimmung des Volkes umschlug. Zu dieser politischen Bewegung gesellte sich nun die religiöse, die mit ihr Hand in Hand

ging, weßhalb auch hier, wie anderwärts, die beiden Interessen häufig vermischt und mit einander verwechselt wurden.

Dieser Doppelkampf der Niederlande um ihre politische und religiöse Unabhängigkeit bietet in dem Gemälde der Zeit einen der interessantesten Puncte dar*). Was nun vor allem die religiösen Bewegungen betrifft, so darf vorerst nicht vergessen werden, daß schon in den Zeiten vor der Reformation in den Niederlanden sich Männer hervorgethan hatten, welche der Glaubensverbesserung in mehrfacher Hinsicht den Weg bereiteten. Ich erinnere nur an Gerhard Groot, an Thomas von Kempis, an Johann Wessel von Gröningen und an den berühmten Erasmus von Rotterdam. Als nun im 16. Jahrhundert Luthers Lehre von Deutschland aus sich weiter verbreitete, fand sie vorzüglich Anklang unter den Mitgliedern des Augustinerordens in Antwerpen. Zwei dieser Mönche, Heinrich Voes und Johann Esch, starben sogar als die ersten Blutzeugen der Reformation auf dem Scheiterhaufen. Sie wurden 1523 zu Brüssel verbrannt und Luther besang ihren Tod in einem schönen Liede. Bald traten viele Einwohner von Holland, Seeland und Flandern zur neuen Lehre über; doch blieben auch die Verfolgungen nicht aus und die an jenen Mönchen statuirten Beispiele wiederholten sich von Zeit zu Zeit. So wurde auch im Jahr 1525 der Reformator Johann de Backer (Pistorius) verbrannt, weil er sich verehelicht und der Lehre des Papstes widersprochen hatte. Ueberhaupt wurden unter Karl V. mehrere tausend Menschen — Grotius redet in rhetorischer Uebertreibung von 100,000! — wegen ihres Abfalls von der römischen Kirche enthauptet, verbrannt oder auf andere Weise vom Leben zum Tode gebracht. Zu diesem grausamen Verfahren mochte freilich auch mitwirken, daß viele Wiedertäufer, seit ihrer Vertreibung

---

*) Wir werden indessen auch hier das Politische nur so weit berücksichtigen, als es der Betrachtung der religiösen Kämpfe zur nothwendigen Unterlage dient. Allzubekannt ist Schillers schön geschriebene, aber unvollendete Darstellung, als daß ich an sie zu erinnern brauchte. Als weitere Hilfsmittel können die Fortsetzung des Schillerschen Werkes von Curths und die Geschichte der Niederlande von van der Vynckt (3 Bde. Zürich 1793) genannt werden, sowie auch der 3. Band von Räumers Geschichte Europa's, Seite 11—155. (Von ältern Schriftstellern sind Meteren und Grotius benutzt worden.)

aus den deutschen Landen, sich in Friesland niedergelassen und ihr tolles Wesen daselbst getrieben hatten. Aus Frankreich her fanden sich dann auch bald namentlich in den südlichen Provinzen und Flandern viele Calvinisten oder Reformirte ein, die neben den Anhängern Luthers und den Wiedertäufern als eine dritte Secte erscheinen mußten*). Diese Verschiedenheit der Bekenntnisse trug nicht wenig zu den Verwickelungen bei; das Einzige, worin sich Alle begegneten, war der Haß gegen das Papstthum und das spanische System; aber ein gemeinschaftlicher Haß gegen einen Dritten ersetzt noch nicht die gemeinschaftliche Liebe, die alle in einem Geiste verbindet.

Wodurch Philipp gleich bei seinem Regierungsantritte den Niederländern, und zwar den katholischen fast noch mehr als den protestantischen sich verhaßt machte, war die Einführung neuer Bisthümer und die Art, wie er die Beschlüsse des Tridentinischen Concils der Kirche aufzudringen suchte. Hatte der argwöhnische Herrscher gehofft, durch die Vermehrung der Bisthümer dem um sich Greifen der Irrlehre Einhalt zu thun, weil die Bischöfe nach den alten Einrichtungen der Kirche die Pflicht hatten, über der Reinheit des Glaubens zu wachen, so mußte er sich bald überzeugen, daß dieß Mittel allein nicht ausreiche, und daß ein unmittelbares Eingreifen der Inquisition in die kirchlichen Angelegenheiten noch gar viel erfolgreicher sein werde. Aber eben damit erbitterte er die Gemüther nur noch mehr. Zwei Personen waren es, denen Philipp besonders die Bändigung der Ketzer in den Niederlanden übertrug: seine Schwester, die Statthalterin Margaretha von Oestreich, und der Bischof von Arras Anton Perenot, der unter dem Namen des Cardinals Granvella bekannter ist. Dieser, der Sohn eines Emporkömmlings, der als kaiserlicher Kanzler die Gunst Karls V. besessen hatte, erregte durch willkürliches und gewaltthätiges Verfahren den allgemeinen Haß gegen sich, und die Zurücksetzungen, welche die Einheimischen bei Besetzung der geistlichen

*) Die Reformirten erhielten nach und nach die Oberhand über die Lutheraner, welche mehr die östlichen Provinzen des Landes inne hatten, während in den größern Städten, z. B. in Antwerpen, sich die verschiedenen Parteien neben einander geltend zu machen suchten.

Stellen erleiden mußten, trugen bittere Früchte*). Rücksichtlich der Ketzer hatte Granvella ächt spanische Grundsätze**). „Man soll," schlug er vor, „von allen einen Eid über die Reinheit ihres Glaubens und ihre Unterwerfung unter die Ketzergesetze verlangen. Denen, welche diesen Eid verweigern, wird binnen vierundzwanzig Stunden jede Waffe weggenommen und ihnen aufgegeben, vor Ablauf von vierzehn Tagen ⅔ ihrer Güter zu verkaufen und für ewige Zeiten ihr Vaterland zu meiden. Das übrige Drittel jener Güter sollte zu frommen Zwecken verwendet werden."

Vergebens widersetzte sich der Staatsrath den strengen Maßregeln des Cardinals. Die mildere Stimme des Präsidenten Viglius von Zuichem wurde überhört. Da erwachte der Muth in der Brust dreier Männer, welche es wagten, ihre Vorstellungen an den König zu bringen: Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, Lamoral, Graf von Egmont, und Philipp von Montmorency, Graf von Horn.

Wilhelm I.***), welchem durch Erbschaft seines Oheims das Fürstenthum Orange in Frankreich zugefallen — daher Prinz von Oranien — war der Sohn Wilhelms von Nassau, Grafen von Dillenburg und der Gräfin Juliane von Stollberg. Der Aelteste von zwölf Kindern, war er geboren im Jahr 1533 auf dem Schlosse Dillenburg im Nassauischen. Sein Vater war Protestant und hatte in seinem Lande die Reformation eingeführt; aber Kaiser Karl V. hatte den jungen Prinzen frühzeitig an seinen Hof gezogen und ihm die Lehrsätze der katholischen Kirche beibringen lassen. Wilhelm genoß schon als Knabe das Vertrauen des Kaisers, und im Jahr 1555 stand er als Oberbefehlshaber an der Spitze des kaiserlichen Heeres in den Niederlanden. Als Karl V. seine Kronen niederlegte, war Wilhelm ein Jüngling von 23 Jahren. Ihm wurde das Geschäft zu Theil, die deutsche Krone Ferdinand I. zu überbringen, und auf seine Schultern gestützt, nahm Karl Abschied von seinen flandrischen Unterthanen.

*) Es wurde unter andern eine Zeichnung verfertigt, auf der Granvella über Eiern sitzend abgebildet war, aus welchen er Bischöfe brütete, und darüber schwebte die Gestalt eines Teufels mit der lästerlichen Inschrift: „Dieß ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören."

**) Siehe Raumers Briefe I. 164.

***) Vgl. dessen Biographie im Musée des Prot. célèbres T. III.

Die Gunst, deren ihn sein Herrscher gewürdigt, vererbte sich aber keineswegs auf Philipp. Dieser bestätigte ihm zwar die Statthalterschaft von Holland und Seeland und fügte die von Utrecht hinzu; aber standhaft weigerte er sich, ihm die Oberstatthalterschaft über die gesammten Niederlande zu ertheilen. Der Argwohn Philipps gegen Wilhelm von Oranien mochte noch in einem besondern Umstande seinen Grund haben. Wilhelm war in Folge des Friedensschlusses zwischen Frankreich und Spanien*) als Geißel nach Frankreich gekommen. Hier erfuhr er in einem Gespräch mit König Heinrich II., der mit einem Vertrauten Spaniens zu sprechen glaubte, den schändlichen Plan der beiden Könige, den Protestantismus ihrer Länder mit Hülfe der Inquisition zu ersticken. Diese Entdeckung theilte er seinen Freunden in Brüssel mit, aber die Briefe fielen in Philipps Hände. — Wilhelm von Oranien bewahrte indessen einen stillen und verschlossenen Character, daher sein Beiname: der Schweigsame; aber hinter dieser scheinbaren Ruhe verbarg er einen thätigen, feurigen Geist und einen festen, kräftigen Willen. „Ruhig in stürmenden Wogen**)," das war sein Wahlspruch und das treue Bild seines Wesens.

Lamoral, (Amurath) Graf von Egmont, stammte gleichfalls aus einem angesehenen Geschlechte. Er war ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, Ritter des goldnen Vließes und mit den Lorbeern der glorreichen Siege bei St. Quentin und Gravelingen geschmückt. Er führte die Statthalterschaft über Flandern und Artois, und war durch seine große Leutseligkeit allgemein beliebt. Philipp von Montmorency, Graf von Horn***) hatte sich neben Egmont in denselben Siegen ausgezeichnet. Er war Oberbefehlshaber über die Seemacht, und hatte eine Zeitlang die Statthalterschaft über Geldern und Zütphen versehen, dann aber während eines Aufenthaltes in Spanien mancherlei kennen gelernt, was ihm die dortige Politik verhaßt machen mußte.

Diese drei Männer, Oranien, Egmont und Horn entwarfen, da sie im Staatsrath mit ihren Anträgen nicht durchdringen konnten,

---

*) Friede von Cateau Cambrésis den 3. April 1559.
**) Saevis tranquillus in undis.
***) Van der Vynckt I. S. 123.

am 11. Mai 1563 eine Vorstellung an den König, worin sie die gegenwärtige Lage der Dinge schilderten, ihre Anhänglichkeit an die katholische Religion bezeugten, die Statthalterin Margaretha lobten, aber die Entfernung Granvella's für durchaus nothwendig erklärten, da seine Anmaßung ohne Grenzen sei, und da nur nach seiner Beseitigung das Land mit Erfolg könne regiert werden. Sie erhielten nur eine ausweichende Antwort. Die Folge war, daß die drei aus dem Staatsrath austraten; und erst, als auf die Vorstellungen der Statthalterin Margaretha hin Granvella endlich im Jahr 1564 die Niederlande verließ und sich nach Burgund begab, traten sie wieder in die Behörde ein, in welcher sie ihr Ansehn trotz der noch immer zahlreichen Anhänger des Cardinals zu behaupten wußten. Egmont war es zugleich, der bei seinem persönlichen Erscheinen am spanischen Hofe im Jahr 1565 sich in soweit der Protestanten annahm, daß er um eine mildere Behandlung derselben nachsuchte. Aber Philipp II., der die Frage wegen der Ketzer seinen Theologen zur Begutachtung vorlegte, äußerte sich bei dem Anlaß, „er wolle lieber hunderttausend Leben verlieren, als die geringste Veränderung in Glaubenssachen dulden oder die Bestrafung der Ketzer, mit Uebertretung seiner Pflichten gegen Gott, aufschieben oder mildern. Vielmehr solle man überlegen, wie diese Strafen zu schärfen wären, damit endlich die Ausgelassenheit gezähmt und das Uebel mit der Wurzel ausgerottet werde *)." Der König hatte sich, um in diesen Gesinnungen sich zu stärken, vor dem Bilde des Erlösers niedergeworfen **) und ihn gebeten, daß er ihn bei solcher Gesinnung erhalten möge. Es folgten drauf noch mehrere Schreiben Philipps an Margaretha, in welchen auf unverzügliche Vollziehung der Strafen gedrungen wurde. Mit allen Gegenvorstellungen wurde nichts erreicht, als daß endlich der Blutbefehl dahin abgeändert wurde, daß die Hinrichtungen der Ketzer nicht öffentlich zu sein brauchten, sondern im Geheimen vollzogen werden könnten, was dadurch bewerkstelligt wurde, daß man den Kopf mit den Knieen zusammenband und die Verurtheilten in großen Wasserkufen ersäufte. Eine allgemeine Erbitterung bemächtigte sich der Gemüther, und wo die Befehle mit Ge-

*) Raumers Geschichte III. S. 34. (nach Hooft 51.)
**) Schröckh II. S. 391.

walt wollten durchgesetzt werden, da fehlte es auch nicht an Gegenwehr. So widersetzten sich die Protestanten in Antwerpen der Hinrichtung eines ihrer Glaubensgenossen, und warfen den Scharfrichter mit Steinen, so daß dieser den Körper des Unglücklichen, zur Hälfte verbrannt, seinem Schicksal überließ; aber noch aufgebrachter wurden sie, als jetzt kund ward, man bringe die evangelischen Gläubigen heimlich in den Gefängnissen um, statt sie öffentlich zu richten. Endlich traten durch solche Grausamkeiten ermüdet die vier Hauptstädte Brabants, Löwen, Brüssel, Antwerpen, und Herzogenbusch zusammen und gaben eine kräftige Schrift ein, worin sie die Abstellung der Inquisition begehrten. Bald fand das feste Benehmen dieser Städte weitern Anklang. Ein Bündniß wurde geschlossen, an dessen Spitze zuerst Philipp von Marnix, Herr von St. Andolgonde stand, im Jahr 1566 in der Stadt Breda. „Wir wollen, so hieß es in der Urkunde des Bundes (der den Namen Compromiß erhielt), wir wollen nichts unternehmen gegen Gott, König, Staat, Freiheit und römische Kirche, wohl aber zusammenhalten wider die Inquisition; denn durch sie wird die schändlichste Sclaverei bezweckt und eingeführt, göttliches und menschliches Recht umgestoßen, Hab und Gut unsicher gemacht, Freiheit in Worten und Werken aufgehoben." Anfänglich war der Bund nur von elf Edelleuten *) unterzeichnet; allmälig aber traten ihrer an 400 hinzu, unter ihnen auch Oraniens Bruder Ludwig und sein Schwager, der Graf von Berg. Wohlhabende Kaufleute schlossen sich später dem Bunde an. An die Spitze desselben trat Heinrich von Brederode, ein Abkömmling der alten Grafen von Holland, ein kühner und geachteter Mann. — Die Namen Wilhelms von Oranien, Egmonts und Horns fehlten zwar unter den Unterschriften; aber daß auch sie mit einverstanden waren, wird von vielen nicht ohne Grund vermuthet.

Wir müssen wohl merken, daß das Bündniß keineswegs ein protestantisches Bündniß war. Seine Mitglieder gehörten größtentheils zur katholischen Kirche. Aber auch von den Katholiken widersetzten sich ja viele den Eingriffen Spaniens in die

*) Schröckh a. a. O. S. 391.

Verhältnisse der Niederlande, und vor allem der Einführung der Inquisition.

Es war zu Anfang Aprils 1566 als die Verbündeten in Brüssel anlangten; den 5. April Mittags zogen sie unbewaffnet und wohlgeordnet, 3 bis 400 an der Zahl, zum Palaste der Statthalterin *). Sie wurden anständig empfangen, erhielten aber keine genügenden Versicherungen, sondern höchstens nur die Aussicht, daß man die Befehle des Königs mit möglichster Schonung und Mäßigung handhaben werde. Weniger human, als der Empfang der Statthalterin war der von Seiten des Staatsrathes Barlaimont, der sich, als einige Besorgnisse äußerten, vernehmen ließ, man sollte sich von diesem Haufen Lumpen oder Bettler (gueux) nicht einschüchtern lassen. Dieser schlechte Witz gab Anlaß zur Benennung der Partei.

Als die Verbündeten nämlich vor ihrer Trennung in Brüssel bei einem Abschiedsmahle sich letzten, fiel es einem unter ihnen ein, den Schimpfnamen der gueux in einen Ehrennamen zu verkehren und den Geusen (so nannten sie sich von nun an) ein lautes Lebehoch zu bringen. Ja, Bettler, das wollten sie sein, aber im edeln Sinne des Wortes; treu dem Könige (versteht sich, so lang er nach den Gesetzen regiert) bis zum Bettelsacke! —

Der Bettelsack wurde von nun an das Abzeichen aller, die zum Bunde der Geusen gehörten; man kleidete sich in die Tracht der Bettler, man prägte Münzen mit Insignien, die auf das Bettel-Handwerk Bezug hatten und trug dergleichen an Mützen und Gürteln zur Schau.

So war der Name der Geusen ein ähnlicher Parteiname geworden in den Niederlanden, wie der Name der Hugenotten in Frankreich, nur mit dem Unterschiede, daß das protestantische Bekenntniß nicht zum Charakteristischen eines Bundesmitgliedes gehörte. Aber nichts destoweniger wurden die Geusen als die Partei betrachtet, an welchen der Protestantismus einen Halt habe; und das wohl mit Recht. Traten doch wirklich und zum Theil im Vertrauen auf diesen Bund die Protestanten von diesem Augenblick an offener hervor. — Predigten wurden unter freiem Himmel

*) Raumer a. a. O. S. 41.

gehalten, wozu das Volk Schaarenweise ja zu Tausenden herbeiströmte, und manche Redner ließen sich in ihrem Eifer hinreißen, mehr zu sagen, als die reine Begeisterung für das Evangelium gebot. Man suchte diese Versammlungen mit Gewalt auseinander zu treiben. Aehnliche Auftritte, wie wir sie zu Vassy in der Champagne gefunden haben, wiederholten sich hier zu verschiednen Malen und in verschiednen Gegenden. Die Prediger, welche das Volk nicht immer auf besonnenem Wege für die neue Religion entflammten, waren zum Theil den Klöstern entronnene Mönche, die leicht von dem einen Extrem des Fanatismus in das andere überspringen konnten und so die Gluth eines stürmischen Eifers entzündeten. Auch ungebildete Handwerker bestiegen den Rednerstuhl und predigten, so gut sie es verstanden, die evangelische Freiheit *).

In Antwerpen besonders kam es zu ärgerlichen Auftritten, und nur mit vieler Mühe gelang es Wilhelm von Oranien, der dahin entsendet wurde, die Ruhe wieder herzustellen. — Abermalige Weisungen des Hofes von Madrid, die zwar einige Mäßigung empfahlen, im Ganzen aber doch auf der alten Forderung inquisitorischer Maßregeln beharrten, vermochten nicht dem Sturme Einhalt zu thun, der seine mächtigen Schwingen in immer weitern Kreisen entfaltete.

Hier war kein Luther, der den innern Kern des Reformationswerks mit klarem Bewußtsein festhaltend, die wilden Ausbrüche der Gewalt abwehrte und dem austretenden Strom sein sicheres Bett anwies. Was er in Wittenberg noch zur rechten Zeit wieder ins Geleise brachte, was in der schweizerischen Reformation bereits in zu grellen Formen hervortrat und manches Schöne ohne Noth zerstörte, das brach jetzt zuerst in Flandern mit aller Macht los und verbreitete sich von da in raschen Schritten über Artois, Brabant und die gesammten Niederlande, der Bildersturm. Eine Menge liederlichen Gesindels, von denen es viele gradezu auf die Plünderung der reichen Kirchenschätze absahen **), fielen mit

*) Die etwas grellen Schilderungen davon bei Schiller.

**) Einer andern Nachricht zu Folge wäre nichts gestohlen, sondern alles den Kirchenvorstehern übergeben worden unter der eidlichen Verpflichtung, es zur Unterstützung der Armen in Geld umzusetzen. Raumers Briefe I. 170. (nach Morillon III. 250).

Leitern und Stricken, mit Hämmern, Aexten und anderm Geräth bewaffnet, in Kirchen und Klöster ein und vernichteten alle Gemälde, Orgeln, Bildsäulen und Ornamente auf die pöbelhafteste Weise. Selbst die Ruhe der Todten wurde gestört und die Grabmäler entweiht. Kostbare Bücher und Handschriften wurden mit den Reliquien und heiligen Gefäßen ein Raub des Vandalismus. Binnen wenig Tagen wurden an 400 Klöster, Kirchen und Kapellen geplündert. Am schrecklichsten ging es in Antwerpen selbst her, nur zwei Tage nach der Entfernung Oraniens aus dieser Stadt. Es war um das Fest von Mariä Himmelfahrt.

Ein hochverehrtes Marienbild *) war aus Furcht vor Entweihung dießmal den Blicken der Menge entzogen und in einen Schrank verschlossen worden. Da riefen etliche, Maria fürchte sich hervorzutreten, andere verspotteten die Prediger von der Kanzel herunter, deren sie sich bemächtigt hatten; noch andere riefen mitten im Tumulte: Es leben die Geusen! Es kam zu Schlägereien in der Kirche. Nun ging es über das Marienbild und über die sämmtlichen Bilder her. Unter anderm ward ein schönes und sehr werth gehaltenes Christusbild am Kreuze mit Beilen zerschlagen, während die beiden Schächer daneben verschont blieben. Auch die Orgel, ein Meisterstück damaliger Kunst, wurde zertrümmert. Die Hostien wurden aus ihren geweihten Behältern herausgerissen, auf der Erde umhergestreut und mit Füßen getreten, mit dem Nachtmahlwein ward die Gesundheit der Geusen getrunken, mit dem heiligen Oele die Schuhe geschmiert **). In wenigen Stunden war die ganze große Kirche, die an 70 Altäre faßte, rein ausgeplündert und verwüstet. Man glaubte kaum ***), daß menschliche Kräfte allein im Stande gewesen, die Zerstörung in so kurzer Zeit zu bewerkstelligen. Böse Geister, hieß es, hätten sich mit den Wüthenden verbunden und ihnen den Raub vollenden helfen. Als im Dome nichts mehr zu plündern und zu schänden war, zog die Rotte in Prozession, mit brennenden Wachskerzen zu andern Kirchen und Klöstern, mißhandelte die Mönche und verfuhr auf

*) Siehe Raumer, Geschichte III. S. 48. und Schiller.

**) Wie weit diese einzelnen Züge des von Schiller entlehnten Gemäldes auf Quellenangaben beruhen, kann ich nicht ausmitteln; daß aber Aehnliches auch bei ähnlichen Anlässen vorgekommen, ist gewiß.

***) Schröckh (nach Strada) S. 401.

ähnliche Weise mit den aufgestellten Heiligthümern. Endlich öffneten sie noch die Gefängnisse, und führten sowohl Schuldige als Unschuldige heraus *).

Es ist keineswegs erwiesen, daß dieser Unfug von Protestanten verübt worden sei. Der Pöbel ist sich überall gleich, und wo einmal alle Bande der Ordnung gerissen sind, da setzt sich der Aberglaube über die gewohnte Scheu hinweg und vergreift sich in wilder Raublust am Heiligen. Aber so viel ist gewiß, daß ein großer Theil der Protestanten, ja vor allem die verbündeten Adligen und die Prediger sich gegen den Unfug erklärten, und ihr Mißfallen laut zu erkennen gaben **).

Wie indessen oft auch unsittliche Handlungen dazu dienen müssen, einen rechtlichen und sittlichen Zustand herbeizuführen, (ohne daß deßhalb gesagt werden dürfte die schlechten Mittel würden durch den guten Erfolg geheiligt) so hatte auch hier diese wilde Bewegung eine augenblickliche Nachgiebigkeit von Seiten der Statthalterin zur Folge. Durch die Vorstellungen Oraniens, Egmonts und Horns bewogen, ließ sie sich den 23. August mit den Protestanten in einen Vergleich ein, laut welchem die Inquisition eingestellt und das Predigen unter gewissen Bedingungen und Einschränkungen erlaubt wurde. Auf dieß hin versprachen die verbündeten Edeln Beistand wider alle fernern Unruhstifter und Bilderstürmer und erklärten, nichts gegen den König, den Staat und die Kirche unternehmen zu wollen. Und wirklich zeigten sie durch die Bestrafung und Hinrichtung derer, die beim Bildersturm sich besonders vergangen hatten, ihren Ernst. Vor allen war Wilhelm von Oranien bemüht, die Ordnung wieder herzustellen und sowohl Katholiken als Protestanten in ihrem Rechte zu schützen. Eine ähnliche Aufgabe hatte er unter diesen schwierigen Verhält-

---

*) Raumer, Geschichte III. S. 48.

**) So schreibt unterm 21. September 1566 Ludwig von Nassau an seinen Bruder Johann: „Nachdem uns auch die Bilderstürmerei bei vielen ein groß Geschrei und bösen Namen machet, so bitte ich E. L. die wollen uns andern Bundsverwandten in diesem bei männiglichen entschuldigen helfen, denn es in der Wahrheit durch ein gemein, nichtig, gering und blos Volk, sondern (ohne) unserer anderer Vorwissen noch Verwilligung geschehn ist.“ Siehe die Correspondance inédite de la maison d'Orange Nassau von Groen v. Prinsterer II. p. 308. vgl. Johann an Ludwig p. 346. ibid.

nissen zu lösen, wie l'Hôpital fast um dieselbe Zeit in Frankreich. Aber freilich konnte er es keiner Partei zu Danke machen. Den Katholiken erschien er als ein Freund der Ketzer, den Eifrigen unter den Protestanten als ein zweideutiger Vermittler, weßhalb sie ihn auch abbildeten mit zwei Gesichtern und zwei offnen Händen *). Einer aus dem Volk setzte ihm sogar das Geschoß auf die Brust und drohte ihn als einen Papisten niederzustrecken **). Als aber der König Philipp von den Plünderungen der Kirchen hörte, da griff er in seinen Bart und schwur bei der Seele seines Vaters strenge Bestrafung der Uebelthäter. Bald darauf fiel er in Krankheit ***). — Während übrigens Philipp durch ein eigenhändiges Schreiben das Benehmen Wilhelms von Oranien belobte, wurde schon insgeheim sein Untergang beschworen, sowie der seiner Freunde Egmont und Horn. Es wurden Briefe des spanischen Gesandten Alava in Paris an die Statthalterin aufgefangen, in welchen dieser Plan aufs Deutlichste enthüllt war. Immer häufiger wurden die Verfolgungen und immer ernster verbreitete sich das Gerücht vom Herannahen der spanischen Kriegsmacht unter Alba's Befehlen. Die Umstände schienen zur Ausführung eines Gewaltstreiches günstig. Die vorgefallenen Excesse des Bildersturmes hatten vielen Katholiken zum Vorwand gedient, die bisher an dem Bündniß der Edeln theilgenommen hatten, sich von demselben zu trennen, und unter den Protestanten selbst dauerte die Spannung der Lutheraner und Reformirten fort. Dazu kam noch endlich die Uneinigkeit der Häupter in Betreff der zu leistenden Gegenwehr. Während die beiden Brüder Wilhelm und Ludwig von Oranien nebst Brederode Gewalt mit Gewalt abzutreiben sich anschickten, widerriethen Egmont und Horn jede Widersetzlichkeit. Den 3. April 1567 sahen sich die beiden Freunde (Egmont und Wilhelm von Oranien) zum letztenmal in einem Dorfe zwischen Brüssel und Antwerpen. Es fand eine warme Unterredung statt. Egmont wollte des Königs Gnade vertrauen oder lieber sterben, als das Land verlassen, während Wilhelm ihm begreiflich zu machen

*) Raumer, Briefe I. S. 170.
**) Musée des Prott. a. a. O. p. 117.
***) Raumer, Briefe I. S. 170.

suchte, daß man entweder einen kräftigen Widerstand leisten oder durch Entfernung der Gefahr ausweichen und sich für bessere Zeiten aufsparen müsse. Er beschwor ihn, doch ja nicht dem treulosen Philipp zu trauen, der ihnen nur eine Schlinge lege. Als Egmont unbeweglich blieb, verabschiedete sich endlich Oranien mit den Worten *): Wohlan, halte dem Treue, der dich treulos betrügt! Ich habe das Meine gethan, aber Gottes verborgner Rathschluß oder deine Thorheit hält dich ab, mir zu folgen. Du stürzest aber nicht allein dich, sondern alle ins Verderben und bauest den Spaniern eine Brücke, über deren Eingang sie deinen Kopf aufstecken werden. Noch einmal umarmten sich die Männer, um sich niemals wieder zu sehn. Wilhelm begab sich nach Nassau. Sein Bruder Ludwig, sowie auch Brederode, Hogstraten u. a. Edle verließen gleichfalls das Land. Ihnen folgten noch viele Tausende von Bürgern, die in Deutschland eine Zuflucht suchten. Amsterdam wurde fast von Einwohnern entblößt. Die Kirchen der Protestanten wurden jetzt mit eben der Wuth niedergerissen, mit welcher kurz vorher die katholischen Tempel und Altäre waren verwüstet worden. Aus dem Holze der zertrümmerten Gotteshäuser wurden Galgen für deren Erbauer errichtet. Neue geschärfte Edicte wurden gegen die Protestanten erlassen. Alle Geistliche derselben, die Verkäufer verbotner Bücher und überhaupt alle Abtrünnige sollten entweder hingerichtet oder verjagt werden. Kinder wurden mit Gewalt in die katholische Kirche zurückgeführt, und sogar den Uebungen und Decreten dieser Kirche zuwider, noch einmal getauft. Dieß alles war jedoch nur erst ein Vorspiel zu Alba's blutigen Gerichten, mit denen er das schwer gedrückte Land im Namen des Königs heimzusuchen eilte.

Es ist hier ein schicklicher Abschnitt, die heutige Betrachtung zu schließen, die uns zu den traurigen Bildern der Verfolgungen, die wir früher in Frankreich gesehen haben, neue aufgestellt hat. Aber auch diese Betrachtung kann uns nur zur Bestätigung der Lehre dienen, daß die Verbreitung der Wahrheit durch keine Gewalt sich aufhalten lasse, und herrlich gingen am Ende die Worte Luthers in Erfüllung, welche er bei Anlaß der Hinrichtung jener

*) Nach Raumer, Geschichte III. S. 63.

beiden Augustinermönche in Brüssel sang, die als die ersten Opfer der niederländischen Reformation gefallen waren.

„Die Asche will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen,
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er todt an allem Ort
Mit aller Stimm und Zungen
Gar fröhlich lassen singen.

Man laß sie lügen immerhin,
Sie haben's doch kein Frommen,
Wir sollen danken Gott darin,
Sein Wort ist wieder kommen,
Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür;
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden."

Achte Vorlesung.

Ueber den Charakter Philipps II. und das Wesen des Fanatismus. Alba. Seine Ankunft in den Niederlanden. Der Blutrath. Egmonts und Horns Hinrichtung. Wilhelms Unternehmungen. Die Meergeusen. Zütphen und Naarden. Alba's Abgang. Requesens. Schlacht auf der mooker Haide. Der Prinzen Ludwig und Heinrich von Nassau Tod. (Mütterlicher Brief der Juliana von Stollberg an Ludwig von Nassau). Die Stadt Leyden. Pacification von Genf. Uneinigkeit der Protestanten und protestantischer Fanatismus. Utrechter Union. Wilhelm von Oraniens Tod. Rückblick auf Philipp II. Charakter; über seinen und Alba's Tod.

Philipp II. und Alba, zwei Namen, die in der Geschichte nur mit Schrecken genannt werden, sie sind es, deren Bilder wir nun in den Vordergrund zu führen haben, nachdem wir schon

zum Theil die Wirkungen kennen gelernt, die von ihnen ausgegangen sind. Ueberall, wo von Ketzerverfolgungen die Rede ist in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, begegnet uns der Name Philipps als des Mannes, der das Feuer schürt, und Spanien als das Land, in dessen glühenden Boden der Giftbaum seine Wurzeln geschlagen hat, ein Baum, der seine Aeste als tausend Verderben bringende Arme über die Gefilde der Christenheit verbreitet, um die aufkeimende Saat des Protestantismus, ja um jeden freien, des Menschengeistes würdigen Gedanken zu ersticken. Der päpstliche Stuhl selbst tritt (dieser Macht gegenüber) in den Schatten, und seine Unternehmungen erscheinen nur als halbe Maßregeln, als schüchterne Versuche im Vergleich mit der von Philipp aufgebotenen Verfolgungskraft. Ja, wohl verengt sich unser Herz in dem Maße, als wir bei diesem Bilde verweilen und eine schaurige Kälte überläuft uns bei dessen Anblick. Aber eine Gerechtigkeit dürfen wir Philipp nicht versagen; es war ihm ernst mit seinem Glaubenseifer, und die Unterdrückung der religiösen Freiheit war ihm Gewissenssache. Können wir ihn auch nicht davon freisprechen, daß auch er die politische Herrschsucht gar trefflich mit dem religiösen Eifer zu verbinden wußte, so geschah es doch nur, weil er beides, politische Herrschsucht und religiöse Intoleranz auch in seinem Gewissen vereinigen konnte, und wenn auch die Reinerhaltung der Kirche ihm nicht der einzige Zweck war, so war sie ihm doch der höchste Zweck, und er würdigte sie nie geflissentlich zum bloßen Mittel herab, wenn sie ihm gleich auch gelegentlich als Mittel dienen mußte zur Erreichung weltlicher Zwecke. Es ist wahrlich nicht meine Absicht, eine Apologie Philipps und seines Despotismus zu geben; denn auch der Irrthum ist Sünde, wo er auf solche Weise genährt wird, wie Philipp ihn nährte in seinem finstern Gemüthe. Und wer wollte sich zum Anwald der Sünde aufwerfen? Aber einer Katharina von Medicis gegenüber, der es gleichgültig ist, ob sie Gott lateinisch oder französisch anbete, die bald den Guisen, bald den Hugenotten Freundschaft heuchelt und am Ende doch dem Ketzermord das Wort redet, weil er ihr zu ihren selbstsüchtigen Zwecken bequem ist, einer solchen verabscheuenswerthen Gesinnung gegenüber muß uns sogar ein Philipp noch einen Grad von Achtung abnöthigen,

er, der sich mit der Gluth einer gesteigerten Andacht im einsamen Kämmerlein vor dem Bilde des Gekreuzigten niederwirft, um sich von ihm in seinem heiligen Eifer inspiriren zu lassen, dieweil er Fanatiker aus Ueberzeugung ist. In dieser Beziehung möchte man fast dem Urtheil Schillers beistimmen, so paradox es auch klingt, wenn er sogar, Philipp mit seinem erlauchten Vater Karl V. vergleichend, also urtheilt: „Karl V. eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; Philipp that es, weil er wirklich an sie glaubte. Der Kaiser war (wenigstens bisweilen) Barbar aus Berechnung, sein Sohn aus Empfindung. Der erste war ein starker und aufgeklärter Geist, aber vielleicht ein desto schlimmerer Mensch, der zweite war ein beschränkter und schwacher Kopf, aber er war gerechter."

Damit will gewiß Schiller nicht einen absoluten Vorzug Philipps vor dem unendlich größeren und in anderer Beziehung edlern Karl V. aufstellen, sondern er will nur das andeuten, was wir schon bei einer andern Gelegenheit bemerkten, daß der Fanatismus der Selbstsucht, der aus kluger Ueberlegung der Vortheile handelt, noch strafbarer ist, als der blinde Fanatismus der Unwissenheit, der Barbarei und Verstockung.

Wie eine blinde Naturkraft verheerend einhertritt und die schönsten Blüthen und Saaten zerschmettert und die Wohnung des Gerechten, wie die des Ungerechten dahinrafft, so schwingt der Fanatismus, wenn er der Herrschaft der Vernunft entlaufen, seine blutige Geißel über den Häuptern der Menschen und tritt das Heiligste mit Füßen, um über Schutt und Leichen seinem vermeinten Heiligthum einen Altar zu errichten.

Es ist freilich traurig, wenn der mit Freiheit begabte Mensch zu einer solchen blinden Naturkraft wird und gleich einem todten Werkzeuge nur dazu dienen muß, die höhern Gesetze der göttlichen Weltordnung dadurch befördern zu helfen, daß er den Kampf der Gegensätze hervorruft, aus dem am Ende doch — wider seinen Willen — das Gute siegreich hervorgeht. Aber eine solche Geistesdumpfheit, eine solche Gebundenheit aller höhern edlern Menschenkräfte, eine solche Knechtschaft der Finsterniß erweckt wahrlich mehr unser Bedauern und unser Mitleiden als unsere Verachtung. Zurechnungsfähig bleibt der Mensch freilich auch in diesem Zustande,

weil er eben Mensch, weil er ein freies Wesen ist und sein soll; und auch der Irrthum, den man zur Ehre Gottes in sich hegt und nährt, ist Irrthum und Sünde. — Aber schwerer wird es wenigstens dem menschlichen Urtheile, an solchen Verunglückten die Zurechnung zu vollziehen. Sie sind gleichsam durch den Nichtgebrauch ihrer Freiheit aus dem Kreise der gemeinen Menschlichkeit herausgetreten und einer dunkeln, fast möcht' ich sagen dämonischen Macht verfallen. Ein unheimliches Grauen befällt uns bei ihrem Anblick, und wir sind bei einigem Nachdenken über ihren Zustand geneigt, sie als Gemüthskranke, als traurige Opfer des gemeinsamen Bösen, das in der Menschheit ist, zu betrachten, die selbst am meisten unter der Last ihrer Verschuldung und den Verschuldungen ihrer Zeit zu leiden haben. Wir werden bei der Betrachtung solcher Charaktere, deren Gedächtniß wir nun einmal nicht vertilgen können aus der Weltgeschichte, hingeleitet zu jenen bedeutsamen Stellen der Schrift, wo von einem Verstocken der Herzen, von einem Dahingeben ins Verderben die Rede ist, und wir begreifen, wie solche Stellen grade in einem Zeitalter, wie in dem, das wir betrachten, eine so hohe Bedeutsamkeit erhielten in dem Lehrgebäude der Protestanten. Ihnen, welchen der Aufgang des Lichts aus der Höhe mit Recht als ein Erguß der göttlichen Gnade erschien über die, deren sie sich erbarmet, ihnen muß ein Philipp erscheinen im Licht eines Pharao, der wider den Gott Israel sich sträubt, eines Herodes, der das neugeborene Kindlein verfolgt, und die Mordscenen, die unter ihren Augen vorgingen, mußten ihnen die Mütter Bethlehems ins Gedächtniß rufen; wie denn so manches in der damaligen Denkweise uns erst verständlich wird, wenn wir es im Zusammenhange mit den Begebenheiten betrachten, die auf die Bildung der Ueberzeugung wirkten. Ehe wir nun die weitere Geschichte des Aufruhrs in den Niederlanden verfolgen, dürfte es hier der Ort sein, über Philipps Persönlichkeit einiges Weitere einzuschalten *).

Philipp II., geboren den 21. Mai 1527, war mit Sorgfalt unterrichtet und erzogen worden. Eine Anweisung seines Vaters an ihn (welche Raumer in seinen Briefen mittheilt) machte ihm

*) Großentheils nach Raumer, Geschichte III. S. 6. und 7. und Briefe I. S. 85. wo sich die Quellen angeführt finden.

die Aufrechterhaltung des katholischen Glaubens und die Verfolgung der Ketzer zur Gewissenssache, doch befahl sie ihm auch wieder Mäßigung am rechten Orte; „denn mit Zorn und Unbesonnenheit richte man nichts aus." Philipp hatte ein gutes Gedächtniß und war nicht ohne Liebe für Wissenschaft. Er besaß schöne Kenntnisse in der Geschichte und Erdkunde, auch wußte er etwas von Malerei und Bildnerei, in welchen Künsten er sich selbst versuchte. Er sprach gut latein, und verstand etwas italienisch und französich. In allem, was er unternahm, zeigte er Fleiß und Ausdauer. Er hatte einen scharfen, zersetzenden aber einseitig gebildeten Verstand, der ihn oft über dem Abwägen aller Möglichkeiten und Schwierigkeiten zu keinem Entschlusse kommen ließ. Zur freien Herrschaft der Vernunft über die einzelnen Seelenkräfte, zu jener Harmonie des Geistes und dem damit verbundnen edlen Kraftgefühl, welches besonders den wahren Herrschernaturen geziemt, brachte er es nicht*). Er nährte in einem zarten, schwächlichen Körper von kleiner Statur ein phlegmatisch-melancholisches Temperament und hegte dabei eine ängstliche Gewissenhaftigkeit im Kleinen, während jede großartige Tugend ihm fremd war. So gab er bisweilen reichliche Almosen; aber auch da zeigte er sich nicht als fröhlichen Geber, sondern ehe er eine Wohlthat ausübte, fragte er erst seinen Beichtvater, ob er hierdurch sein Gewissen beschwere**), wahrscheinlich aus Angst, die Wohlthat an einem Ketzer zu verschwenden. Dabei beobachtete er mit der äußersten Genauigkeit das Ceremoniel des Gottesdienstes und in den spätern Jahren betete er täglich vier Stunden. Auch an einzelnen Gnadenbezeigungen ließ er es nicht fehlen, doch waren auch diese nur abhängig von Laune und Willkür, und wie bei den asiatischen Despoten schlugen dieselben auch eben so oft in Acte der Gewalt um. Wie er selbst furchtsam war von Natur, so ging er auch darauf aus, mehr Furcht, als Liebe zu erwecken bei seinen Unterthanen. In seiner Gegenwart durfte niemand sprechen, ohne Befehl dazu, und nur knieend durfte man ihn anreden. Auch

*) „Unfähig große, lebendige Ideen zu ergreifen und zu verfolgen, beherrschten ihn überall todte, abstracte Begriffe; darin liegt die unselige Wurzel und die Erklärung aller Uebel seiner Regierung." Raumer, Geschichte III. S. 9.

**) Raumer, Briefe I. S. 86.

sah er gewöhnlich dem Sprechenden nicht ins Gesicht, sondern schlug die Augen nieder, oder sah anderswohin *). — Er selbst sprach wenig. Er lachte, tanzte und spielte nie; doch bisweilen ließ er sich in scharfen Witzen aus und liebte auch mitunter Scherz und Possen, eine Erscheinung, die grade bei melancholischen Naturen uns nicht befremden darf. So ging er bisweilen Nachts verkleidet umher. Auch war er nicht frei von Wollust und Sinnlichkeit, die er später durch Uebungen der Andacht und eine strenge Zucht des Leibes abzubüßen suchte. Im Kriegswesen hatte er für seine Person wenig Erfahrung. Da war Alba, wie auch oft in seinem Staatsrathe, sein rechter Arm. Auch mit der Person dieses Mannes wollen wir uns jetzt näher bekannt machen.

Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, (geb. 1508) stand in seinem 59. Jahr, als er den Feldzug nach den Niederlanden unternahm. Er hatte schon früher wider Frankreich, wider die Türken, wider den Papst und wider die verbündeten Protestanten in Deutschland mit verschiedenem Erfolge die Waffen getragen, und neben Egmont und Horn den Ruhm eines tapfern und geschickten Feldherrn sich erworben. An Gestalt war er schlank und hager **), hatte ein langes, bleiches Gesicht und tief liegende Augen. Er zeigte sich gern in prachtvollem Aufzuge, war stolz, barsch und übermüthig gegen seine Umgebungen und darum allgemein verhaßt. Er hielt auf strenge Kriegszucht, aber ließ auch zu Zeiten wieder den frechen Soldaten den Zügel schließen. Alba war selbst mit Leib und Seele Soldat. Seine Staatskunst wie seine Theologie kannte keinen schärfern Beweis, als die Schärfe des Schwertes. In der Degenklinge lag seine ganze Philosophie, mit der er, als ein getreuer Sohn der Kirche, jede Abweichung vom Glauben von Grund aus auszufegen bereit war. Entschlossener als Philipp, war er es, der selbst da, wo Priester, wie des Königs Beichtvater ***), zur Milde riethen gegen Ketzer, die Ver-

*) Dieses hatte er mit Karl IX. und vielen Despoten gemein. Auch die wilden Thiere ertragen nicht den freien Blick des Menschen.

**) Nach Meteren S. 154.

***) „Gott ist nicht bloß ein Gott des Zornes, sondern auch der Barmherzigkeit; ihn soll die weltliche Regierung nachahmen und bedenken, daß sie vor seinen Augen ebenfalls fehlt und der Gnade bedarf. Wo milde Mittel ausreichen und Reue und Buße sich bereits zeigt, kann

tilgung derselben mit Feuer und Schwert als eine heilige Pflicht anrieth. „Das Unkraut mit der Wurzel auszurotten, ehe es von Neuem und üppiger hervortreibe, die heilsame Arznei der bittern Tropfen anzuwenden und das Geschwür mit der Lanzette aufzuschneiden," das waren seine beliebten Grundsätze; „denn niemals nehme doch die Ketzerei Vernunft an, und Nachgiebigkeit führe stets größere Uebel herbei." Selber das Werkzeug dieser heilsamen Operation zu sein, dünkte seinem Herzen Wollust, galt ihm für Gottesdienst und heilige Bürgerpflicht. Mit einem gewissen Vergnügen sann er deshalb auf Martern, den Hinzurichtenden ihren Schmerz zu vermehren, und kalt blieb er bei der Vollziehung seiner Befehle. Vor seinem Namen ging der Schrecken her. Aber er wußte auch mit der Schlauheit des Tigers zur rechten Zeit die Klauen zu verbergen und durch gleißende Verstellung seine Opfer sicher zu machen.

Als er in Brabant einrückte und er unter den Edeln, die ihm entgegenzogen, auch den Egmont erblickte, dem er ebenso sehr seinen Feldherrnruhm neidete, als er ihn seiner freiern Glaubensansichten wegen haßte, da entfuhren ihm die Worte: „Sieh da den großen Ketzer!" Als aber Egmont nicht darauf zu achten schien, wandelte sich seine Miene sogleich in Freundlichkeit um, und heuchlerisch schloß er den ketzerischen Nebenbuhler in seine Arme, den er schon dem Blutgerüst bestimmt hatte. Den 28. August 1567 hielt der Herzog seinen Einzug in Brüssel. Margaretha nahm bald darauf ihre Entlassung, und Alba schaltete jetzt allein in Verbindung mit dem Rathe der Unruhen oder dem Blutrathe, den er aus zwölf Männern niedersetzte, und in welchem die beiden Spanier Rio und Vargas als würdige Genossen des Herzogs sich auszeichneten. Sein erstes Geschäft war, der Personen Egmonts und Horns sich zu bemächtigen, was treuloser Weise bei einem Gastmahl geschah, das Ferdinand, Alba's Sohn, mehreren Großen des Landes gab. Als Egmont auf die an ihn geschehene Auffor-

Härte nicht reinigen und bessern, sondern allein das Uebel erneuen und vom rechten Weg abschrecken. Alles, so scheint es, hat man gewonnen, nur noch nicht das Herz der Menschen; daher bedarf es nicht des Kriegs, sondern der Künste des Friedens." So rieth Fresnada, der Beichtvater des Königs, siehe Raumer, Geschichte III. S. 59.

derung hin seinen Degen abgab, sprach er: „Dieser hat sich oft treu erwiesen in des Königs Dienst." — Noch andere Verhaftungen fanden um dieselbe Zeit statt. Egmont und Horn wurden nach Gent abgeführt.

Anfangs hieß es, nur die Bilderstürmer, nur die ketzerischen Lehrer und die, welche wider den König die Waffen getragen, sollten gestraft werden; aber bald wurde jede Grenze überschritten, und bis in das Innerste der verborgenen Gedanken erstreckte sich die Spähkraft der Raub- und Mordbegierde. Aller Orten wurden Galgen und Rad in großer Anzahl errichtet, und als diese nicht mehr hinreichten, die Bäume an den Landstraßen dazu verwendet. So waren in kurzer Zeit die blühendsten Gefilde zur Schädelstätte geworden, und die schauerlichen Töne der Todesglocke erfüllten beständig die Luft. Kein Tag fast ging ohne Hinrichtung vorüber, aber öfter fanden ihrer mehrere an einem Tage statt. Der alte Grundsatz, den Kaiser Sigismund auf der Synode von Constanz ausgesprochen, daß man Ketzern kein Wort zu halten brauche, rechtfertigte jede Gewaltthat, und wo der Arm der Inquisition den Schuldigen oder Unschuldigen nicht erreichte, da fiel wenigstens sein Vermögen in die Hände der Blutmänner. Auch der Wittwen und Waisen Gut ward verschlungen. Das ganze Land sollte eher zur Wüste werden (so schwur Alba), als daß ein Ketzer darin ferner geduldet würde. Ja, lieber wollte man einige Unschuldige zu viel, als einen Schuldigen zu wenig bestrafen. Als einst einige Beisitzer des Blutrathes sich ein Gewissen daraus machen wollten, daß ein unschuldig Verurtheilter nur durch Zufall vom Tode errettet worden, beschwichtigte sie der gräßliche Vargas mit den Worten: „Was ängstigt ihr euch? desto besser für die Seele des Verurtheilten, wenn er unschuldig ist." Ein anderer der Bluträthe, Namens Jacob Hessels, schlief gewöhnlich während der Sitzung. Aber seine Sentenz war ihm so geläufig geworden, daß, wenn man ihn weckte, seine Meinung zu sagen, er halb schlaftrunken antwortete: Ad patibulum, ad patibulum! (zum Galgen!) und dann getrost wieder einnickte. Wer nicht unmittelbar in die Hände des Blutrathes fiel, der hatte von den Bedrückungen und Ausschweifungen der spanischen Söldner zu leiden. Es kam so weit, daß sich viele gegen den jetzigen Zustand die Zeiten Granvella's

zurückwünschten, und doch hatte man schon diese unerträglich gefunden.

Unter den Opfern, welche der Blutrath forderte, standen die Häupter Egmonts und Horns oben an. Der Prozeß gegen sie ward mit der größten Willkür und mit Verletzung aller gesetzlichen Formen geführt. Das Todesurtheil ward den 4. Juni 1568 gefällt und schleunig vollzogen. Als Egmonts Gattin Sabina*), die Schwester des Churfürsten Friedrich III. von der Pfalz, den letzten Versuch wagte, ihren Gatten zu retten, indem sie Alba sich zu Füßen warf, gab ihr dieser die höhnische und zweideutige Antwort, „ihr Gemahl werde morgen aus dem Gefängnisse gehen." Dann ließ er den Bischof von Ypern herbeirufen, und befahl ihm, indem er ihm das Todesurtheil überreichte, die beiden Grafen Egmont und Horn zu ihrem Hintritte vorzubereiten. Auch dieser warf sich dem Herzog zu Füßen, und bat um Gnade oder wenigstens um Aufschub der Hinrichtung. Aber Alba's Gesicht verfinsterte sich augenblicklich, der Bischof zitterte und gehorchte.

Die Grafen waren schon zu Anfang ihres Prozesses unter starker Bedeckung von Gent nach Brüssel gebracht worden, wo sie im Brothause auf dem großen Markt gefangen saßen. Der Bischof begab sich in nächtlicher Stunde erst zu Egmont in den Kerker. Dieser konnte sich von der Härte des Urtheils erst nicht überzeugen. Er fragte den Bischof, ob denn keine Gnade zu hoffen sei, und als dieser es verneinte, zeigte er sich zum Sterben bereit, und empfing das Abendmahl auf katholische Weise. Rührend gedachte er seiner Gattin und seiner Kinder (er hatte drei Söhne und acht Töchter), dann setzte er sich nieder und schrieb einen Brief an den König**), worin er ihn nochmals seiner Anhänglichkeit versicherte und wie er niemals etwas gegen den Staat und die katholische Religion habe unternehmen wollen. Wenn etwas von seinen Thaten den Schein der Empörung an sich gehabt, so sei es ohne seine Schuld geschehn. Er bat den König um Verzeihung, empfahl ihm seine Frau und Kinder, sich aber dem Schutze des Allmächtigen.

---

*) Siehe Raumer a. a. O. S. 78.

**) Der Brief findet sich bei Meteren S. 97. Raumer und Schiller geben ihn, jeder in einer etwas abweichenden Redaction, wieder.

Vormittags um elf Uhr am Tage vor dem heiligen Pfingst-feste ward er (nachdem die Thore geschlossen und jedem befohlen worden, in seiner Wohnung zu bleiben) zum Blutgerüst gebracht, das auf dem Markte aufgeschlagen worden. Noch einmal fragte er, indem er auf dem Gerüste unruhig hin und her ging, ob denn keine Gnade sei. Als dieß verneint ward, warf er sich zum Gebet auf die Kniee nieder. Der Bischof ließ ihn das Crucifix küssen und gab ihm die letzte Oelung. Nach den Worten: Herr! in deine Hände befehl ich meinen Geist! fiel sein Haupt*). Aehnlich starb Graf Horn. Ihre Häupter wurden auf Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgepflanzt waren, wo sie als schauerliches Warnungszeichen mehrere Stunden ausgestellt blieben. Auch wurden noch achtzehn Edle und mehrere Geistliche an demselben Tage hingerichtet. Der Tod Egmonts und Horns wurde von vielen als Märtyrertod betrachtet. Tücher wurden in das Blut der Hingerichteten getaucht und als Reliquien aufbewahrt. Auch thaten manche das Gelübde, ihr Haupthaar eher nicht zu scheeren, als bis Rache genommen worden an dem Frevel**). Beide, Egmont und Horn, waren im Bekenntniß des katholischen Glaubens gestorben. Aber dennoch darf auch die Geschichte des Protestantismus sie den Opfern beizählen, welche in den Verfolgungen desselben gefallen sind.

Näher jedoch gehört Wilhelm von Oranien dem Kreise dieser Geschichte an. Auch er war bisher im äußerlichen Verbande mit der katholischen Kirche geblieben. Aber nun trat er offen zum Protestantismus über. Wohl mit Recht hatte Granvella, als er in Rom die Gefangennehmung Egmonts und Horns vernommen, die Frage aufgeworfen: „Haben sie auch den Schweigenden?" und als man ihm dieß verneinte, gesagt: „An dem liegt mehr als an den Uebrigen; ist der nicht im Netze, so hat der Herzog (Alba) nichts gefangen."

Auch Wilhelm war gleich nach Eröffnung des Blutrathes vor denselben geladen worden. Er weigerte sich aber zu erscheinen, und legte seine Gründe in offener Schrift dar. Dafür bemächtigte man

*) Raumer S. 79. Meteren dagegen a. a. O. legt diese Worte Horn in den Mund.
**) Siehe Grotii Annales (Amst. 1657) p. 29.

sich seines Sohnes, des Grafen von Büren, der in Löwen studirte, und führte ihn als Geisel nach Madrid, wo er acht Jahre lang in Haft blieb. — Wilhelm sah sich unterdessen nach Hülfe in Frankreich und Deutschland um. Er selbst verkaufte sein Silbergeschirr und Geschmeide, und verwandte den ganzen Erlös zur Führung des Krieges. In einem Manifest legte er die Absichten des Kriegs aller Welt vor Augen und in dieser Schrift nannte er die Religion der Protestanten „das reine Wort und den Dienst Gottes*)," obwohl er hinzusetzte, daß er gleichwohl gesonnen sei, „beiderlei Glaubensgenossen bei der Freiheit ihres Gottesdienstes zu erhalten." Wilhelm drang mit seinem in Deutschland gesammelten Heere in Brabant ein, während seine Brüder, die Grafen Ludwig und Adolf, in Westfriesland einfielen. Den 24. Mai 1568 erfochten letztere einen Sieg bei dem Kloster Heiligerlee unweit Winschoten in Gröningen; aber nicht nur kostete dieser Sieg dem Grafen Adolf das Leben, sondern er ward auch bald durch eine Niederlage vereitelt, welche Alba dem Grafen Ludwig bei Gemmingen beibrachte (den 22. Juli desselben Jahres). Auch das Heer unter Wilhelms Anführung war nicht glücklich. Alba, als ein geübter Feldherr, wußte es zu ermüden, und zu dem Geldmangel gesellten sich Krankheiten, Hungersnoth und andere Leiden. Mit Ende Novembers mußte Oranien das Land wieder verlassen, und Alba hielt den 22. Dec. einen triumphirenden Einzug in Brüssel, der durch Hinrichtungen der Gefangenen und anderer gefeiert ward. Die Bedrückungen dauerten fort, und neue gesellten sich dazu, welche besonders, in den vermehrten Auflagen und Gelderpressungen, namentlich in der Forderung des sogenannten zehnten Pfennigs den höchsten Grad erreichten. Eine Amnestie, welche der Herzog im Juni 1570 im Namen des Königs unter feierlichem Gepränge allen denen ankündigte, die wieder in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehren wollten, enthielt so viele Ausnahmen, daß sie gerade ein neuer Anlaß wurde, die noch nicht Verurtheilten zu neuer Strafe zu ziehen und die noch nicht Entdeckten in Prozesse zu verwickeln. Die Aufspürungen dauerten fort. Unter andern wurden auch die Hebammen verpflichtet, anzuzeigen, wo protestan-

*) Schröckh II. S. 408.

tische Kinder getauft würden. Auf jedes Wort ward gelauert und der Schrecken in den Gemüthern durch neue Hinrichtungen genährt. Das Maaß der Verhöhnung voll zu machen, ließ Alba von sich selbst eine Bildsäule errichten, wie er die Ungeheuer der Ketzerei und des Aufruhrs mit Füßen tritt, mit der Inschrift: „Alba, des besten Königs treuster Diener, hat den Aufruhr vernichtet, die Rebellen vertrieben, die Religion hergestellt, Gerechtigkeit geübt und den Frieden im Lande befestigt.“ Aber noch einmal wagte jetzt Oranien einen Einfall, und zwar auf den Rath Coligny's von der See her. Eine Schaar Freibeuter, die Meergeusen oder Wassergeusen genannt, bemächtigte sich am 1. April 1572 der Seestadt Briel, des Schlüssels von Holland. Bald waren Vließingen, Leyden, Dordrecht, Harlem u. a. Städte in Wilhelms Gewalt. Mit unermüdeter Thätigkeit sammelte er nun ein neues Heer zu einem zweiten Feldzuge, wozu die verrätherische Politik Frankreichs unter Carl IX., wenige Monate vor dem Ausbruch der Bluthochzeit, ihm behülflich schien. Von französischen Truppen unterstützt, bemächtigte er sich der Stadt Mons. Aber bald löste sich sein Heer, das manche Ausschweifungen beging und in Bedrückung der Einwohner nicht selten mit den Spaniern wetteiferte, wieder auf, und es traten abermalige Verlegenheiten ein. Alba und sein ihm gleicher Sohn Friedrich nützten ihr Kriegsglück zu neuen Schandthaten. Die Städte Mecheln, Zütphen, Naarden und Harlem wurden furchtbar heimgesucht. In Zütphen wurden am 16. Nov. 1572 mehrere Bürger niedergehauen oder in der Yssel ersäuft, die übrigen ins Elend geschickt und die Stadt den Flammen preisgegeben. Noch schrecklicher erging es den Einwohnern von Narden. Diese Stadt ergab sich freiwillig an den spanischen Obersten Romero, welcher das feierliche Versprechen gegeben hatte, niemand an Leib oder Gut zu schädigen. Aber siehe! die Bürger, welche mit zuvorkommender Gastfreundschaft den Feldherrn und seine Leute bewirtheten, wurden nach der Mahlzeit unter dem Vorwand einer Eidesleistung in die Hospitalkirche beordert. Kaum war diese mit der arglosen, unbewaffneten Menschenmenge angefüllt, als ein katholischer Priester hineinstürzte und sie zur Bekehrung aufforderte, weil ihre Todesstunde gekommen sei. Alsobald drang eine Schaar spanischer Soldaten in die Kirche, steckte dieselbe in

Brand und begann ein solches Blutbad unter Männern, Frauen und Kindern anzurichten, daß es unmöglich wäre, dessen einzelne Züge zu schildern, ohne die Achtung vor dem menschlichen Gefühl zu verletzen. Hatte Naarden die freiwillige Uebergabe nichts genützt, so half Harlem eben so wenig der muthige, siebenmonatliche Widerstand. Am 13. Juli 1573 mußte sich auch diese Stadt nach langen Drangsalen des Hungers und der äußersten Noth ergeben, und 1400 Bürger und Soldaten wurden erschossen, enthauptet, erhängt oder paarweise zusammengebunden und ersäuft.

Nach allen diesen und ähnlichen Greuelthaten verließ endlich Alba die Niederlande im Jahr 1573. Er rühmte sich bei seinem Abzug, daß er während seiner sechsjährigen Statthalterschaft an 18000 Menschen habe hinrichten lassen, „eine Zahl," bemerkt Herr von Raumer, „zu groß, wenn von eigentlich Hingerichteten die Rede ist, zu klein, wenn alle Umgekommenen und Vertriebenen mitgezählt werden*)." Aber diese Menschenopfer waren nicht die einzigen, welche Alba seinem Götzen und dem seines grausamen Königs geweiht hatte. Das ganze Land war zu Boden getreten, alle Regsamkeit, aller Betrieb, alle Fröhlichkeit war gelähmt. Handel und Gewerbe waren vernichtet, die Felder verheert, alle Kassen erschöpft, an 52 Millionen ausgegeben, viele Familien an den Bettelstab gebracht und das Volk durch Kriegselend verwildert. Die sonst so blühenden Städte waren der Sitz und die Beute roher Söldnerhorden. In diesem Zustande fand der neue spanische Statthalter Don Luis de Requesens die Provinzen, der jetzt an Alba's Stelle seinen Sitz in den Niederlanden aufschlug. Weniger grausam von Natur, als sein Vorgänger, dessen ärgerliche Bildsäule er wegnehmen ließ, besaß er doch weder den Willen, noch die Kraft, den Zustand des Landes zu bessern und das Uebel zu heben. Auch sein Auftrag forderte Vertilgung der Ketzer. Der Krieg dauerte fort. Die Schlacht auf der mooker Haide (April 1574) fiel unglücklich genug für die oranische Partei aus, indem die beiden Brüder Wilhelms, die Prinzen Ludwig und Heinrich von Nassau, nebst Christoph von der Pfalz ihr Leben einbüßten. Man fand ihre Spur nicht mehr nach der Schlacht. Ob sie von Pfer-

*) Geschichte von Europa III. S. 101.

den zertreten? in Sümpfen versunken? blieb ungewiß. Ohne uns in Vermuthungen über die Todesart der Prinzen zu erschöpfen, sei es uns vielmehr vergönnt, noch einen Rückblick auf ihr Leben zu werfen, und bei Ludwigs von Nassau, der allgemein betrauert wurde, trefflicher Persönlichkeit einen Augenblick zu verweilen. Sie ist nächst der seines Bruders Wilhelm die ausgezeichnetste von den fünf Brüdern, die sich sämmtlich der Sache der Freiheit widmeten. Ist es auch nur wenig, was wir von ihm selbst sagen können, daß er nämlich von Freunden allgemein geliebt und auch von den Feinden geachtet war, so dürfte dagegen ein Brief, den seine Mutter (die Gräfin Juliane von Stollberg) schon beim Ausbruch des Krieges (1566) an ihn schrieb, uns wenigstens ein Bild geben von der frommen Gesinnung, welche die treffliche Mutter in ihren Söhnen zu bewahren suchte und welche in Ludwigs Seele gesegnete Früchte trug*).

„Mein theurer Sohn! Mit großer Bekümmerniß sehe ich die Gefahren, die Dich umringen. Berathe nichts, thue nichts, was gegen das Wort Gottes, gegen das Heil Deiner Seele, gegen das Wohl des Landes und seiner Bewohner gerichtet ist. Bitte den himmlischen Vater, daß er Dich durch seinen heiligen Geist erleuchte, und daß er Dich vor allen Dingen das Ewige lieben lehre. Das ist aber unmöglich ohne den Beistand des heiligen Geistes, weshalb es unumgänglich nothwendig ist, im Gebete zu verharren. O wie bin ich um Dich besorgt, welche Aengsten zerreißen mir das mütterliche Herz! Lebe denn, lebe in der Furcht

*) Aus der Correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau von Groen von Prinsterer. Tom. II. S. 259. Da ich den Brief nicht im Original vergleichen konnte, das mir, wie die ganze Sammlung, erst später zu Gesicht kam, so mußte ich ihn in der etwas freiern Fassung geben, in welcher ihn der Semeur vom 2. März 1836 giebt, was indessen auch dem Zweck der Vorlesung angemessener sein dürfte. Ueber die Sammlung des Herrn Groen von Prinsterer selbst, die wir nachträglich noch benützt haben, vgl. die lehrreiche Rel. von Schlosser in den Heidelb. Jahrb. 1837 Januarheft. Wenn indessen auch der Vorwurf, der dem Herausgeber daselbst gemacht wird, mehr die Lichtseite seiner Helden herausgehoben zu haben, gegründet sein mag, und wir auch die edeln Vorkämpfer der protestantischen Freiheit nicht von allen Menschlichkeiten freisprechen wollen, so mag es doch immer uns vergönnt sein, an solchen Lichtpuncten des ächten religiösen Sinnes, wie die hier mitgetheilten, uns zu erfreuen in einer Zeit, die der dunkeln Schatten so viele auf das Gemälde wirft.

Gottes, wende Dich an ihn, flehe ihn an, daß er Dich vor allem Uebel bewahre und daß er Dich führe nach seinem Wohlgefallen. Ich werde inständig für Dich bitten, bete Du auch für mich*)."

In diesen und ähnlichen Gesinnungen bestärkten sich auch die Brüder unter einander selbst mitten in den Drangsalen des Krieges. So schreibt der eine Bruder Johann an Ludwig**): „Ohne Zweifel wirst Du die, welche Dich um Rath fragen, vor allem ermahnt haben zur Bußfertigkeit, zur Sinnesänderung, zum Gebet und zum Vertrauen auf Gott, nicht auf Menschen. Das sind Dinge, wozu ein „emsiges Gebet" und eine beständige Wachsamkeit unumgänglich nothwendig sind, damit man auf dem rechten Weg bleiben und verharren möge."

So war es denn wieder der Engel frommer christlicher Mutterliebe, welchen wir wie dort in einer Jeanne d'Albret über Heinrich von Navarra, so hier in einer Juliane von Stollberg über den Helden der niederländischen Freiheit wachen sehen***). Die gewöhnliche Geschichte, die oft zu sehr nur Weltgeschichte ist, weiß uns freilich mehr zu sagen von dem, was des Fleisches Arm ausgerichtet hat in den Schlachten oder die weltliche Klugheit in den Cabineten und Kanzleien der Großen; aber Dank sei es der Vorsehung und den Bemühungen feinerer Geschichtsforscher, daß uns auch solche Züge aufbewahrt sind, die uns hineinschauen lassen in den tiefern Rath der Herzen, in die stillern Bewegungen jenes Geistes, der zu allen Zeiten seine siegreiche Macht geübt hat in aller Einfalt und Demuth, — die uns durch das wilde Getümmel, das unsre Sinne verwirrt, hindurchdringen lassen

*) Der Brief verfehlte seine Wirkung auf das Gemüth des Sohnes nicht. Er schrieb bald darauf an seinen Bruder Johann (unterm 21. Sept. 1566). „Ew. Liebden wollen unser freundlichen lieben Frauen Mutter meinen schuldigen Gehorsam, willigen Dienst vermelden und Ihr Liebden vor derselben mütterliche, treuherzige Ermahnung und das zugeschickte Gebet freundlichen Dank sagen." Bei Groen von Prinsterer II. p. 309.

**) Bei Groen von Prinsterer II. p. 26C und im Semeur a. a. O.

***) Wie sehr sie sich um ihrer Kinder Heil bemühte, beweist auch der herzliche Brief an Wilhelm von Oranien, in welchem sie ihn als den Aeltesten, „bei dem sie allein Trost und Hülfe zu suchen wisse," um Rath fragt über die Erziehung ihres jüngsten Sohnes Heinrich (bei Groen von Prinsterer I. p. 76).

auf den unzerstörbaren Kern aller Menschengeschichte, den keine Flamme zu verzehren, keines Rosses Huf zu zertreten vermag, der weder die Beute der Krieger, noch ein Raub der Henker wird mitten in den Verheerungen des Fanatismus und den wildesten Ausbrüchen der Tyrannei.

Zu einer ähnlichen Betrachtung von den Wirkungen der höhern, geistigen Kraft mitten unter den harten Prüfungen einer unglücksvollen Zeit führt uns auch das Schicksal der Stadt Leyden in diesem Kriege. Auch diese Stadt hatte, wie früherhin Harlem, eine langwierige Belagerung auszuhalten. Aber auch hier zeigte sich eine ähnliche, bis aufs Aeußerste ausdauernde Festigkeit des Widerstandes, wie wir sie fast um dieselbe Zeit in den französischen Religionskriegen in Rochelle und Sancerre gefunden haben. Die Hungersnoth erreichte auch hier den höchsten Grad im Herbst des Jahres 1574. Schon wollte der Muth den Meisten entsinken, und ein Theil der Einwohner begehrte mit Ungestüm die Uebergabe der Stadt an die Spanier, um endlich des Hungers los zu werden. Da trat der Bürgermeister van der Werff unter die Unzufriedenen und bot ihnen den eignen Leib dar: „Den mögen sie zerfleischen und ihren Hunger dran sättigen, aber kein Wort mehr hören lassen von Uebergabe." Dieses unerhörte Beispiel wirkte. „Wir haben zwei Arme," rief einer der Streiter den Feinden von den Wällen zu. „Den linken können wir verspeisen, wenn der Hunger uns dazu treibt, und dennoch mit dem rechten das Schwert führen." Endlich nahte die Befreiungsstunde. Auf den Vorschlag Oraniens wurden die Dämme der Kanäle durchstochen, von welchen Leyden umgeben ist, und die Stadt unter Wasser gesetzt, so daß nun die Flotte der Seeländer auf den einbrechenden Wogen zum Entsatz der Stadt heraneilte, während eben diese Wogen einen Theil der Feinde verschlangen, die auf diesen Schlag sich nicht versehn hatten. — „Lieber türkisch, als päpstlich!" das war die Losung der barschen, aber tapfern Seeleute, die unter Boisot's Befehl das Geschwader bildeten. Nach mehrfachen vereitelten Versuchen und langen Widerwärtigkeiten erscholl endlich die Kunde: „Leyden ist gerettet! Leyden ist frei." Da strömte alles der Kirche zu, und im bunten Gemische dankten die vom Elend abgezehrten Einwohner mit den triumphirenden Seeländern für die

gnädige Befreiung. Der Prinz von Oranien hörte eben zu Delft die Nachmittagspredigt, als sein Hellebardirer Hans von Brügge ihm die Nachricht des Entsatzes brachte. Nach dem Gottesdienste ließ er die frohe Botschaft von der Kanzel verkünden und begab sich dann selbst nach Leyden, um Zeuge der allgemeinen Freude zu sein. Als drauf die Stände von Holland, Wilhelm an ihrer Spitze, der Stadt Leyden zur Belohnung für ihre Ausdauer die Wahl ließen zwischen einer mehrjährigen Zollfreiheit oder der Stiftung einer Universität, so wählten die hochherzigen Bürger das Letztere, und sicherten sich somit auf Jahrhunderte hinaus den geistigen Besitz eben der Freiheit, für welche sie mit den leiblichen Waffen so tapfer gestritten am Tage der Noth. Wie also die Akademie Saumur in Frankreich dem traurigen Religionskrieg ihr Dasein verdankte, so ging auch diese protestantische Schöpfung aus der Hitze des Kampfes hervor, ein neuer Beweis davon, daß nicht nur die sogenannten glücklichen und ruhigen Zeiten, sondern eben so oft die wilden Stürme des Kriegs und die Zeiten der Bedrängniß die Wiege der Wissenschaft werden können. Leyden ward somit für Holland, was Wittenberg für Deutschland, was Basel und Zürich für die Schweiz, was Genf und Saumur für das reformirte Frankreich! — ein Sitz der geistigen Kraft, eine Pflanzschule christlicher Theologie. Aus seinen Buchdruckereien *) gingen viele treffliche Ausgaben der Klassiker hervor, in welchen die Weisheit des Alterthums neu aufblühte, und auch die christlich-protestantische Wissenschaft fand durch sie eine willkommene Verbreitung. Vergebens wurden nach allen diesen Drangsalen des Krieges durch den deutschen Kaiser Maximilian II. Friedensunterhandlungen eingeleitet. Auch diese zerschlugen sich wieder an der Forderung der Protestanten, ihre Religion nach Gewissen üben zu dürfen und an der Weigerung Philipps in diesem Puncte. Das Einzige, was er gestatten wollte, war die Auswanderung aller Nichtkatholiken. Als diese sich dazu nicht verstehen wollten, nahmen die Feindseligkeiten aufs Neue überhand. Dazu kamen neue Uebel. —

Nach dem im Jahr 1576 erfolgten Tode des Statthalters Requesens brach eine furchtbare Meuterei unter den spanischen

*) Namentlich aus der berühmten Werkstätte der Elzevire.

Truppen aus, bei welcher die niederländischen Städte gewaltige Leidensproben zu bestehen hatten. Besonders ward Antwerpen hart mitgenommen und büßte bei der allgemeinen Plünderung einen großen Theil seines Reichthums, durch die verübten Grausamkeiten aber das Leben vieler Bürger ein. Als nun die Noth aufs Höchste gestiegen, da schlossen die in Gent versammelten Abgeordneten der meisten Landschaften im November 1576 die sogenannte Pacification von Gent, in der sie sich Freundschaft und gegenseitigen Beistand gelobten gegen die spanischen Unterdrücker. Der neue Statthalter Prinz Johann (Don Juan) von Oestreich, Bruder Philipps II. *), der Sieger bei Lepanto, suchte den Frieden und schloß auf die Grundlage der Pacification hin im Jahr 1577 den ewigen Vertrag mit den Ständen, nachdem er sich durch die Gutachten seiner Theologen überzeugt hatte, daß der Vertrag ein rein politischer sei und keine Vergünstigungen des Protestantismus in sich schließe. Aber eben dieser Umstand, daß in dem Genter Vertrage die Rechte der Protestanten als solcher nicht gewährleistet waren, machte, daß in dem Benehmen des neuen Statthalters gegen sie keine Veränderung eintrat. Auch Johann erließ an die Bischöfe und Ketzermeister des Landes, strenge und gemessene Befehle, ein wachsames Auge auf die Wölfe zu haben, die den Schafen Christi nachstellten, und so kamen auch wieder neue Hinrichtungen wegen des Glaubens vor **). — Ja, weit entfernt, daß auch nur die politischen Verwirrungen durch den Genter Vertrag wären vollends beseitiget worden, nahmen diese von Neuem zu, und als einige unzufriedene Stände, dem Johann gegenüber, den Erzherzog Matthias von Oestreich, den Bruder Kaiser Rudolfs II., ins Land riefen, so konnte auch dieser schwache Fürst den Frieden nicht herstellen. Eben so mißlang ein andrer Versuch mit dem Herzog von Anjou, dem Bruder König Heinrichs III. von Frankreich, und auch späterhin, als auf Don Juan der Sohn Margarethens Alexander Farnese, Herzog von Parma, die Statthalterschaft übernahm, dauerten die Unruhen fort, deren weitere Verfolgung wir jedoch der politischen Geschichte überlassen müssen. Das Schlimmste war, daß während dieser Un-

*) Er war der natürliche Sohn Karls V.
**) Raumer, Geschichte III. S. 137.

ruhen die Niederlande nicht allein von der spanischen Inquisition und den Verheerungen des Krieges zu leiden hatten, sondern daß auch die einheimischen Katholiken selbst, so unzufrieden sie mit Spanien waren, dennoch ihren Religionshaß gegen die Protestanten nicht unterdrücken konnten, sondern vielmehr denselben am spanischen Feuer schürten; wogegen denn auch wieder die Protestanten sich häufig zu unrechten Schritten verleiten ließen. So kam es denn, nachdem die spanischen Bedrückungen etwas nachgelassen hatten, zu um so heftigern Streitigkeiten zwischen den katholischen und protestantischen Niederländern selbst *). Die Stadt Amsterdam war einem großen Theil nach eifrig dem katholischen Glauben ergeben. Sie hatte sich längere Zeit geweigert, der Verbindung der Stände beizutreten, und als sie es endlich that, geschah es nur unter der Bedingung, daß der reformirte Gottesdienst nur in einiger Entfernung von der Stadt, nicht aber innerhalb derselben geübt werden dürfe. Dieß verursachte aber große Unzufriedenheit von Seiten der Protestanten. Sie erregten einen Aufstand, setzten den bisherigen Rath von Amsterdam ab und errichteten einen neuen aus ihren Glaubensgenossen, wobei der Pöbel nicht unterließ, Bilder und Altäre in der Klosterkirche der Franciskaner zu zerstören. Dieß geschah im Jahr 1580. Noch ärger ging es in Harlem und andern Städten. Am ärgsten aber waren die Unruhen, die etwas früher (1578) in Gent vorfielen. Der blinde Eifer eines falsch verstandenen Protestantismus verdarb auch hier dem besonnenen Wirken Wilhelm Oraniens das Spiel **). Ein ehemaliger Mönch, Peter Dathen, der aus einem katholischen ein calvinischer Zelot geworden, donnerte von der Kanzel wider den Gentervertrag, und dieselbe Gewissensfreiheit, nach der die Protestanten so lange vergebens geseufzt hatten, ward jetzt von dem ungestümen Polterer verdammt, weil sie auch den Katholiken gelten sollte; eine Vergeßlichkeit der Grundsätze, deren sich manche Protestanten des 16. — und leider auch späterer Jahrhunderte — schuldig machten. Er schalt den Prinzen von Oranien öffentlich

*) Vgl. hiezu Meteren S. 256. Schiller, fortgesetzt von Curths II. S. 356. Schröckh II. S. 416. ff.

**) Ueber das Treiben der dortigen Faction und ihrer Anführer Imbiz und Ryhow, vgl. besonders van der Vynkt II. S. 33. ff.

einen Ruchlosen, der weder Gott noch Gottesdienst achte, und die von ihm entflammte Menge ließ auch hier ihre Wuth an den Bildern aus. Doch es blieb nicht bei den todten Bildern allein; auch Menschen, deren die Wüthenden habhaft wurden, büßten als Katholiken sowohl für fremde, als für eigene Verschuldung. So ward unter anderm jener Blutrath Hessels, der selbst im Schlafe „zum Galgen" gestimmt hatte, in seinem hohen Greisenalter ergriffen und das Urtheil, das ihm so geläufig war, an ihm selbst in wilder Rache vollzogen, und im barbarischen Siegestaumel schmückten sich seine Henker mit den ihm ausgerauften Barthaaren *). Aehnliche Unmenschlichkeiten wurden an Klosterleuten verübt.

Gegen solche empörende Gewaltthaten von protestantischer Seite verbanden sich 1579 die wallonischen Landschaften Artois, Hennegau und Douai zur Aufrechterhaltung der katholischen Lehre, während die Protestanten unter sich wieder in die alten Zänkereien der Lutheraner und Reformirten verfielen. Dieser Zersplitterung suchte aber Wilhelm von Oranien entgegen zu arbeiten durch Aufstellung der Utrechter Union, welche den 23. Januar 1579 zwischen Holland, Seeland, Geldern, Zütphen, Utrecht, Friesland und den Ommelanden zu Stande kam, und wozu noch in der Folge alle die Landschaften traten, welche später den sogenannten Freistaat der vereinigten Niederlande bildeten. In diesem Vertrage, dessen politische Bestimmungen wir hier übergehen **), wurde rücksichtlich der Religion gegenseitige Duldung festgestellt, als das einzig Richtige und Heilsame. Aber eben dieser Punct war am schwersten zu handhaben. Ja, so sehr zeigte sich fortwährend der Widerwille der strengen Katholischen, sich mit den Protestanten zu vereinigen, daß es dem Herzog von Parma gelang, unter dem Vorwande der Religion, die genannten wallonischen Landschaften mit dem König Philipp vollends wieder auszusöhnen. Aber nicht so gelang es ihm mit den verbündeten Ständen, die an der Utrechter Union festhielten. Als die deßhalb gepflogenen Friedensunterhandlungen in Cölln sich zerschlagen hatten, brach der Krieg aufs Neue aus, und endlich schritten die Stände

*) Mit ihm wurde auch der Amtmann Wisch von Ingolmonster hingerichtet.

**) Kürzlich b. Raumer III. S. 144—45.

der vereinigten Niederlande zum Aeußersten und erklärten den König Philipp II. den 26. Juli 1581 seiner Herrschaft entsetzt, kündigten ihm den Gehorsam auf, und Oranien, der von Philipp kurz zuvor in die Acht erklärt worden, erhielt die oberste Gewalt. Zur Befestigung der Religionsverhältnisse ward eine protestantische Kirchenordnung entworfen (1581). Doch als Oranien bis dahin es gebracht hatte, da ward ihm in dem entscheidenden Momente dasselbe Schicksal bereitet, das so viele in diesen unglückseligen Zeiten betroffen hat, das tragische Schicksal, durch die Hand eines Meuchelmörders zu fallen. Nachdem schon früher ein Spanier, Jauregun, einen Mordversuch auf die Person des Prinzen gemacht hatte, wiederholte denselben zwei Jahre darauf Balthasar Gerard von Delft. Er drängte sich den 10. Juli 1584 unter der Maske eines geflüchteten Hugenotten, Namens Guion, und unter dem Vorwande eines Reisepasses in den Palast des Prinzen, und verwundete ihn plötzlich mit drei auf ihn abgefeuerten Kugeln dergestalt, daß der Prinz alsobald niederstürzte und nur noch ausrufen konnte: „Gott erbarme sich meiner und dieses armen Volkes!" Wie späterhin der Mörder Heinrichs III. von Frankreich zum Heiligen gemacht wurde, so zählten die Jesuiten, mit deren Vorwissen die That geschehen war, auch diesen Mörder, der unter schrecklichen Qualen hingerichtet wurde, zu den heiligen Blutzeugen der Kirche, und Philipp II. erhob ihn nebst seinen Verwandten den 4. März 1589 in den Adelstand *). Auch Granvella lobte die Ermordung und nannte sie eine heldenmüthige That.

So waren die Niederlande durch den Tod Wilhelms von Oranien verwaist in einem Augenblicke, wo die noch unbefestigte Republik mehr als je eines weisen Versorgers und Pflegers bedurft hätte **). An seine Stelle trat sein siebzehnjähriger Sohn Moritz, aus zweiter Ehe, als Statthalter von Holland und Seeland, während sowohl mit dem

---

*) Raumer Geschichte III. S. 156. und Briefe I. S. 187.

**) Wilhelm von Oranien starb in einem Alter von 52 Jahren. Er war viermal verheirathet, zuerst an Anna von Egmont, dann an Anna von Sachsen, drauf an Charlotte von Bourbon, die bald nach dem ersten Angriff auf ihres Gatten Leben starb, und endlich verband er sich noch kurz vor seinem Tode mit Louise von Coligny. Er hinterließ 11 Kinder und — einen natürlichen Sohn. Ueber seine ehelichen Verhältnisse vgl. die oben angeführte Relat. von Schlosser.

König Heinrich III. von Frankreich, als mit Elisabeth von England Unterhandlungen wegen der Oberherrschaft angeknüpft wurden.

Wir müssen jedoch die Geschichte der Niederlande, welche von nun an sich rein ins Politische verliert, mit dem Tode Wilhelms von Oranien abbrechen, um den Faden erst dann wieder aufzunehmen, wo die im Innern des Landes ausgebrochenen Lehrstreitigkeiten der Protestanten selbst zu neuen Verwicklungen führten.

Noch einmal aber richten wir unsern Blick auf den unglückseligen König, von dem die blutigen Verfolgungen ausgegangen. Während des langwierigen Kampfes mit den Niederlanden drückten auch häusliche Leiden auf die Seele des finstern Tyrannen. Das Verhältniß zu seinem Sohne Don Carlos ist wohl mit Recht als ein tragisches Verhältniß gefaßt worden, obgleich die bekannte Dichtung Schillers diesen Prinzen in einem ganz andern Lichte erscheinen läßt, als die Geschichte ihn uns darstellt. Nach allem, was diese uns berichtet, war Don Carlos nicht jener edle, für die bessern Ideen empfängliche Charakter, wie er uns in den Gesprächen mit Marquis Posa erscheint, sondern die finstere, tyrannische Gemüthsart des Vaters zeigte sich früh in dem Infanten und ging endlich bei ihm in vollen Wahnsinn über. Nur der fortdauernde Haß zwischen dem unglücklichen Vater und dem unglücklichen Sohne hat historische Wahrheit. Auch daß Philipp an dem Tode Don Carlos eine unmittelbare Schuld gehabt, (obwohl ihm diese auch von Oranien vorgeworfen ward), ist nach den genauern Forschungen darüber eben so ungegründet, als die Sage von der verbotnen Liebe des Infanten zur Königin. Aber auch das historisch Ermittelte reicht hin, uns ein trauriges Bild von Philipps häuslichen Leiden zu geben. Dazu gesellten sich nun die körperlichen Schmerzen, die in den letzten zwei Jahren vor seinem Tode auf eine schreckliche Weise zunahmen und endlich die ekelhaftesten Erscheinungen mit sich führten. Drei und funfzig Tage mußte der Kranke, da ihm jede Berührung die höchsten Schmerzen verursachte, unbeweglich auf dem Rücken liegen. In dieser Zeit bewies er die höchste Geduld, Standhaftigkeit und Ergebung, und ließ sich die Leidensgeschichte Jesu zum Troste vorlesen. „Alle diese Schmerzen, sprach er, sind nicht so groß, als die ich über meine Sünden

empfinde. Aber schwerlich verstand er unter diesen Sünden die Verfolgung der Protestanten: eher warf er sich vor, nicht genug darin gethan zu haben. Seinen Sohn Philipp III. warnte er auf dem Todesbette vor allen ehrgeizigen Unternehmungen, nicht aber vor dem Ketzerhaß. Es ist überhaupt auffallend, daß weder Philipp, noch Alba, der bereits im Jahr 1582 im 72. Jahre gestorben war, Gewissensbisse über die Verfolgung der Protestanten empfanden; denn auch Alba entschlief (wie versichert wird) ruhig auf seinem Lager in Lissabon *); während Carl IX. von dem blutigen Andenken an die Opfer der Bartholomäusnacht auf eine entsetzliche Weise gefoltert ward. Aber sollte uns dieß nicht auch wieder ein Beweis sein zu dem, was wir zu Anfang unsrer Stunde bemerkt haben, daß der Fanatismus, der in der verkehrten Einsicht wurzelt, immer noch sittlich achtungswerther ist, als der, welcher durch fremdartige Leidenschaft erkünstelt und von der Selbstsucht geleitet wird? Sollten wir nicht berechtigt sein, anzunehmen, daß bei Naturen wie Philipp und Alba unter dem dornigen Gestrüppe eines irre geleiteten Bigotismus zuletzt doch noch ein Same von Religion, wenn man sie noch so nennen darf, irgend ein verwahrloster Keim zur Frömmigkeit verborgen war, dem es aber an allen günstigen Verhältnissen gefehlt hatte, zu einem edeln Dasein sich zu entwickeln, und der deßhalb in dem gräulichen Sumpfe barbarischer Ideen zu einem giftigen Pilz aufschoß, statt zu einer schönen, fruchtbaren Blüthe? Wäre Philipp von Jugend auf im Protestantismus erzogen worden, wer weiß, ob nicht in ihm jene Standhaftigkeit des Glaubens, jene im Tode noch sich bewährende Festigkeit der Ueberzeugung sich ausgebildet hätte, wie wir sie an den Märtyrern des Protestantismus oder an einem Mornay bewundert haben? Katharina von Medicis dagegen und ihre Söhne würden, auch im Protestantismus erzogen, mit demselben Leichtsinn die Religion gewechselt haben, den sie im Bekenntniß des Katholicismus bewiesen. Diesem gehaltlosen Leichtsinn gegenüber, dem jede Religion nur als Mittel dient, hat die traurige Gemüthsart Philipps noch immer einigen Gehalt, wenn gleich einen sehr trüben und finstern Gehalt, der mit bösartigen Stoffen vermischt

---

*) Siehe Curths II. S. 153.

auch nur Böses erzeugen und dem Guten und Rechten, das er in seiner Verkehrtheit verkannte, nur einen um so heftigern Widerstand entgegensetzen konnte. Aber auch selbst dieser Widerstand zeigt sich uns in der Geschichte Spaniens und der Niederlande wenigstens als ein mit psychologischer Nothwendigkeit herbeigeführter und darum als ein consequenter, während er in Frankreich nur durch äußere Umstände bedingt, nur ein Werk der Politik war; daher dort die fortwährende Reihe von Friedensschlüssen, die eben so oft wieder gebrochen werden, während hier in den Niederlanden bei jedem Versuche der Vermittelung sofort die Religion die undurchdringliche Scheidewand bildet. Jene ruchlose Politik, welche mit der einen Hand die Andersdenkenden im Innern des Landes verfolgt, während sie mit der andern dem Heerde der Unruhen in den Nachbarländern neuen Nahrungsstoff zuführt, kannte das eiserne Spanien nicht. Wohin seine Truppen den Fuß setzten, da galt es den Protestantismus zu zertreten, im Ausland wie im Inland, während Frankreich den auswärtigen Protestanten Hülfstruppen schickte fast um dieselbe Zeit, in der es die Hugenotten im eignen Lande erwürgte. In diesem Stücke zeigte sich Philipp **II.** ehrlicher, als Franz **I.**, Heinrich **II.** und Karl **IX.**, der beschränkte Alba ehrlicher, als der staatskluge Richelieu.

Es ist freilich ein trauriges Geschäft, zu bestimmen, auf welcher Seite in solchen Dingen das größere Unrecht sei, und am Ende wird die Wahl zwischen der Bartholomäusnacht und der Inquisition auf Eins hinauskommen rücksichtlich der Wirkungen. Ueber die Absichten aber bleibt jedes menschliche Gericht ein unvollkommenes. Aber das stellt sich uns bei der Vergleichung der Verfolgungen in Frankreich mit denen in Spanien und den Niederlanden als das Gemeinsame heraus, daß beides gleich böse Früchte trägt: höhere Einsicht, ohne einen heiligen, lautern und festen Willen, sowie eine dunkle Frömmigkeit der Angewohnheit und eine unüberwindliche Zähheit des Willens, ohne klare Einsicht, ohne das milde Licht der Vernunft und der menschlichen Bildung. Und hinwiederum zeigt sich uns darin die große Aufgabe des Protestantismus von ihrer einflußreichsten Seite, daß diese Religion, die keine andere ist und sein will, als die wohlverstandene Religion des Evangeliums, beides in uns zu pflanzen und zu nähren sucht,

die feste Gläubigkeit des Gemüths und die wahre, gesunde Aufklärung des Geistes. Indem sie das Herz fest macht durch die Verheißungen des göttlichen Wortes, hellt sie zugleich den Verstand auf durch dasselbe Licht desselben Wortes. Indem sie den Verstand anleitet zur klaren und ruhigen Prüfung der Glaubensgründe, verbreitet sie auch in dem Herzen jene wohlthätige Wärme, die von dem wilden Feuer der Schwärmerei eben so verschieden ist, als von der eisigen Kälte einer gottesläugnerischen Selbstsucht, und erweist sich dadurch als ein Ausfluß des göttlichen Lichtes, das, wo es sich immerhin verbreitet, die nöthige Kraft mit der nöthigen Milde und die heitere Ruhe und Mäßigung mit jener aufregenden und befruchtenden Thätigkeit verbindet, ohne welche alles in lebloser Erstarrung bliebe.

Wie weit freilich die damalige Zeit hinter diesem Ideal des Protestantismus zurückblieb, davon haben wir bisher uns zu überzeugen Gelegenheit gehabt und werden sie ferner haben. Nur in wenigen Auserkorenen ist es mit Klarheit hervorgetreten und zu diesen Wenigen rechnen wir mit Recht auch Wilhelm von Oranien und seine Brüder. Sie mögen bei allen Fehlern, die auch ihnen anhafteten, sich gleichwohl anreihen an die hehren Bilder, welche die französische Reformationsgeschichte uns bereits vorgeführt hat, an die Coligny, l'Hôpital, du Plessis, und ihr Andenken möge uns fortleuchten, wenn die Alba's und Medicis nur noch einen dunkeln Eindruck, wie der eines fern verhallenden Donners, in uns zurücklassen. Das ist ja der Segen des Guten, daß auch beim Wechsel der Jahre und der Jahrhunderte seine Spur nicht verwischt wird. Schon lange sind die Thränen getrocknet, welche die Verfolgungen erpreßten, erloschen sind die Scheiterhaufen, welche der Fanatismus errichtete und vernarbt sind die Wunden der Religionskriege; aber ewig strahlt der Leuchter der Wahrheit, der Leuchter des Evangeliums, und was damals seine Herrlichkeit verkündete, wird Anklang finden in den Gemüthern, so lange es Gemüther giebt, die für Höheres, für Göttliches empfänglich sind. Möge dieser Segen auch uns durch Gottes Gnade bewahrt bleiben als die süßeste Frucht der geschichtlichen Forschung und Betrachtung.

Neunte Vorlesung.

Die englische Reformation. Rückblick auf die frühern Kirchenverhältnisse Englands. Heinrich VIII. Fryth und Tindal. Cranmer. Eduard VI. Bucer, Fagius, Martyr u. s. w. Johanna Gray. Die katholische Maria. Gardiner, Polus. Verfolgungen. Ridley und Latimer. Cranmers Tod und Rückblick auf sein Leben und seine Gesinnung. Weitere Verfolgungen. Maria's Tod. Elisabeth.

Verschieden waren die Schicksale des Protestantismus in den Ländern, die wir bisher miteinander betrachtet haben. Wenn auch die Verfolgungen so ziemlich denselben Charakter verrathen, so gingen sie doch, wie sich uns gezeigt hat, aus verschiedenen Quellen hervor. An dem einen Orte sahen wir sie entspringen aus dem eigentlichen Fanatismus, der Gott einen Dienst zu erweisen glaubte in der Verfolgung der Andersdenkenden und der eben deßhalb noch mit einer Art von Religion vermischt sein kann, wenn wir jenen selbsterwählten Gottesdienst noch Religion nennen dürfen. An dem andern Orte war die Verfolgung die Frucht selbstsüchtiger Berechnungen und einer mit dem bloßen Mantel der Religion sich umgebenden Politik, deren unreiner Eifer in einem offenen, mehr oder weniger bewußten Widerstreben gegen die Wahrheit sich kund gab. Verschieden war auch der Erfolg des Kampfes in den verschiednen Ländern; denn anders gestalteten sich die Verhältnisse in Frankreich, anders in Spanien, wieder anders in den Niederlanden. Während es in Spanien bei einzelnen Versuchen blieb, die sogleich von dem Feuer der Inquisition verzehrt wurden, tritt uns in Frankreich und den Niederlanden das Bild der Religionskriege entgegen, nur mit dem Unterschiede, daß in Frankreich der Kampf am Ende ein so viel als verlorner ist, während in den Niederlanden ein neuer Schauplatz für die Geschichte des Protestantismus sich eröffnet.

Wir haben jetzt noch ein wichtiges Reich vor uns, in

welchem sich derselbe Kampf wiederholt, den wir bisher verfolgt haben; und auch aus diesem Kampfe werden wir endlich den Protestantismus siegreich hervorgehn sehn, wenn wir auch gleich dieses Sieges nicht in ungetrübtem Maße uns werden zu erfreuen haben.

Es ist das brittische Reich, das sich uns einstweilen noch in den beiden getrennten Ländern von England und Schottland darstellt, bis dieselben unter Jacob I. vereint, einer gemeinsamen Betrachtung unterliegen werden. Wir müssen indessen auch hier etwas weiter in die frühere Geschichte zurückgehn, um die kirchlichen Verhältnisse dieser Länder und ihre Umgestaltung zu begreifen. Wir beginnen mit England*). Nachdem schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche das Christenthum zu den alten Britten gekommen war, wurde es im fünften Jahrhundert von den daselbst eindringenden Angelsachsen wieder verdrängt, und erst die Verheirathung des angelsächsischen Königs Ethelbert mit der fränkisch-christlichen Fürstin Bertha bot dem damaligen Papste Gregor I. zu Ende des sechsten Jahrhunderts eine willkommene Gelegenheit dar, durch den Benedictinermönch Augustin, den er zum Erzbischof von Canterbury ernannte, das Christenthum in jenen Gegenden weiter auszubreiten, zugleich aber auch die Kirche von England dem päpstlichen Stuhle zu unterwerfen. Diese Abhängigkeit Englands vom Papste suchte dieser späterhin durch die Einführung einer Abgabe, des sogenannten Peterpfennigs, zu erhalten, sowie er denn auch auf die Bischofswahlen einen unmittelbaren Einfluß zu üben begehrte. Dieser Verhältnisse wegen war es schon im Mittelalter einigemale zu Reibungen gekommen zwischen Rom und der Kirche von England. Suchte doch schon im zwölften Jahrhunderte König Heinrich II. auf dem berühmten Reichstage von Clarendon (1164) die Wahl der Prälaten als ein dem Landesfürsten zustehendes Recht den päpstlichen Forderungen gegenüber zu behaupten. Aber sein Kanzler Thomas von Becket, den der König selbst zum Erzbischof von Canterbury erhoben hatte, wandte

*) Das Wichtigste findet man zusammengestellt in Carwithen, history of the church of England 2 Bde. London 1829. und das auf die Reformation Bezügliche in Burnet, Geschichte der englischen Reformation.

sich, vom Geiste der Hierarchie getrieben, plötzlich dem römischen System zu, und sein (wie man sagte) auf des Königs Geheiß vergossenes Blut gab dem Papst Alexander III. die gerechten Waffen in die Hand, an König und Reich empfindliche Rache zu nehmen. „Seitdem herrschten päpstliche Legaten über die Kirche und die Schätze Englands*).“ Dieselben Wahlstreitigkeiten wiederholten sich noch einmal unter Papst Innocenz III. Als dieser seinen gelehrten Freund, den Cardinal Stephan Langton auf den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury erhob, da widersetzte sich vergeblich der König Johann dieser Wahl. Der Papst belegte das Land mit dem Interdict, und Johann ohne Land wurde genöthigt, sein Reich von dem päpstlichen Stuhle als Lehn zu empfangen. Aber das Volk, das sein schwacher König nicht zu schützen vermocht hatte, verwarf in seiner Magna Charta die Ansprüche des Papstes, und vergeblich schleuderte dieser dagegen seine Bannstrahle. So hatte sich England also schon in seinen frühern Zeiten ein freieres kirchliches Leben zu erringen gesucht, als es in den Absichten des päpstlichen Stuhles lag. Wie überall waren es auch hier die Bettelmönche, durch welche der Papst diese Absichten, dem Willen des Volks und mancher Geistlichen selbst gegenüber zu befördern suchte. Als daher im vierzehnten Jahrhundert Johann Wicliffe diese weit verzweigte Brüderschaft angriff und noch manche andere Lehren der damaligen Kirche in Zweifel zog, half er mit den Grund zur Reformation legen, auf welchen Huß, Luther, Zwingli und Calvin weiter gebaut haben. Wicliffe behielt fort-

*) Hase, Kirchengeschichte S. 230. (ältere Ausgabe). „Namentlich war,“ (sagt ein katholischer Schriftsteller des 19. Jahrhunderts) „die reiche, englische Kirche seit Innocenz III. eine wahre Goldgrube für den römischen Hof, der aus England doppelt so viele Einkünfte zog, als der König. Aber die Erpressungen waren auch himmelschreiend, und nicht selten war es der Fall, daß die Päpste (Innocenz IV.) das aus England zu erpressende Geld im Voraus von italienischen Banquiers einzogen, und diesen Wechsel auf England, meist auf den Klerus ausstellten, deren Zahlung, mit tüchtigen Procenten obendrein, durch Suspension und Bann anbefohlen wurde. Um alles dieses durch Thatsachen zu erhärten, müßte man wohl hundert Folio-Seiten aus dem Matth. Paris abschreiben; denn einen solchen Raum nehmen dessen Schilderungen und Klagen über die Mißhandlungen und Plünderungen der englischen Kirche durch den römischen Hof ein.“ Siehe Ellendorf, d. h. Bernhard und die Hierarchie seiner Zeit. Essen. 1837. S. 79. ff.

während seine geheimen Anhänger in England, und in der Folge fielen sie mit den sogenannten Lollharden zusammen und wurden gemeinschaftlich mit ihnen verfolgt *). Hie und da kamen Ketzergerichte vor, welche vor dem erzbischöflichen Stuhl von Canterbury beurtheilt wurden; denn die Inquisition hatte noch keinen Eingang in England gefunden. Aber die Strafen, deren man sich gegen die Ketzer bediente, waren denen ähnlich, welche die Inquisition verhängte. Auch hier fehlte es nicht an Scheiterhaufen, und für die, welche begnadigt wurden, bestand eine ähnliche Einrichtung, wie der Sanbenito, dessen wir früherhin erwähnt haben. Die nämlich, welche dem Feuertode entgangen waren, mußten zum Andenken der Strafe, die sie verdient hätten, einen Schild mit einem gemalten brennenden Reisbund auf ihrem Kleide, und bei den Processionen sogar einen wirklichen Reisbündel auf den Schultern tragen **).

Es ist Ihnen aus der Reformationsgeschichte noch erinnerlich, mit welchen Gesinnungen Heinrich VIII. von England die Erscheinung derselben aufnahm, wie er namentlich mit Luthern in einen persönlichen Streit verwickelt wurde, indem er gegen ihn die Lehre von der Brotverwandlung im Abendmahl vertheidigte und sich dagegen den Zorn des Reformators zuzog, der sich sogar dahin vergaß, in groben Beschimpfungen seinem Herzen Luft zu machen. Schon diese mißbeliebige persönliche Stellung zu Luthern mußte den König der Sache der Reformation abgeneigt machen, und als „Schirmer des Glaubens", welchen Titel er sich vom römischen Stuhl erworben hatte, mußte er auch einen dieser Ehre gemäßen Eifer an den Tag legen. Und dennoch ist es eben dieser Fürst, auf welchen England den Anfang seiner Reformationsgeschichte zurückführt. Die Streitigkeiten zwischen Königen und Päpsten, besonders in Angelegenheiten der Ehe, sind alte Streitigkeiten, die sich zu verschiednen Zeiten in der Kirche wiederholten, ohne daß sie grade nothwendig mit einem reformatorischen Bestreben zusammengehangen hätten. Eine solche Streitigkeit war nun auch die, welche zwischen Heinrich VIII. und dem damaligen Papste Clemens VII. geführt wurde. Sie betraf weder die Dogmen,

*) Schröckh II. S. 507. und ältere Kirchengeschichte Thl. XXXIV.
**) Schröckh II. S. 508.

noch den Cultus der römischen Kirche, sondern drehte sich zunächst um eine rein persönliche Sache, die allerdings mit der Frage über die Macht und Befugniß des Papstes, nicht aber mit den übrigen großen Lebensfragen zusammenhing, welche damals die Kirche Christi bewegten.

Bekanntlich wollte Heinrich VIII. sich von seiner bisherigen Gemahlin Katharina von Aragonien, einer Schwester Ferdinands des Katholischen von Spanien, der Tante Karls V., sich trennen, um Anna Boleyn zu heirathen, die seinen Augen wohlgefiel. Den Grund zur Scheidung suchte der in der Theologie und dem kanonischen Rechte bewanderte König in den mosaischen Ehgesetzen, welche die sogenannte Leviratsehe, d. h. die Verbindung mit der Gattin des Bruders verbieten *). Katharina war nämlich zuvor an Heinrichs Bruder Arthur vermählt gewesen, und Heinrich, der übrigens schon achtzehn Jahre mit ihr verbunden war, empfand jetzt plötzlich Gewissensscrupel über diese Verbindung, die merkwürdiger Weise mit seiner Liebe zu Anna Boleyn zusammenfielen. Da sollte der heilige Vater aus der Verlegenheit helfen. Durch einen Machtspruch, wodurch die Ehe Heinrichs mit Katharinen gelöst würde, sollte er den erstern von seinen Gewissensscrupeln befreien und ihm zugleich in Anna Boleyn eine neue, rechtmäßige Gattin zuführen. Clemens VII. aber wollte sich dazu nicht gebrauchen lassen. Er weigerte sich standhaft, die Scheidung auszusprechen, da schon von einem seiner Vorgänger, Julius II., eine Dispens wegen der Heirath der Schwägerin gegeben worden war, nnd diese nach päpstlichem Rechte nicht wieder aufgehoben werden konnte. Der Streit zog sich in die Länge. Die Meinungen der englischen Prälaten waren selbst getheilt, und auch die eingeholten Gutachten fremder Theologen fielen verschieden aus. Es läßt sich übrigens denken, daß bei der damaligen Aufregung gegen den Papst und die angemaßten päpstlichen Rechte die protestantisch Gesinnten auf der Seite des Königs sein mußten, weil ihnen die Autorität der Bibel höher stand, als die von Rom; doch stimmten auch hier nicht alle überein, und namentlich gab Luther nach seinem gesunden Takte in solchen Dingen, sein Ur-

*) 3. Buch Moses 18, 16.

theil dahin ab, daß wenn der König auch durch seine frühere Ehe wider das göttliche Gebot gesündigt habe, er doch jetzt durch eine so willkürliche und grausame Scheidung eine noch größere Sünde auf sich laden würde *). Zudem zeigte er, wie die angeführte Bibelstelle nicht einmal auf den Fall des Königs passe, da sie von einer Verbindung mit der Frau des Bruders bei dessen Lebzeiten handle, während ja grade das göttliche Gesetz an einer andern Stelle (5. Mos. 25, 5.) verlange, daß nach dem Absterben eines Bruders der Ueberlebende dessen Wittwe heirathe im Fall der Kinderlosigkeit. Uebrigens seien die bürgerlichen Gesetze der Juden für die Christen nicht mehr verbindlich, und höher stehe das von Christo gegebene Gebot, daß was Gott zusammengefügt, der Mensch nicht scheiden soll. Wir wollen nicht untersuchen, wie viel Antheil die frühere Abneigung Luthers gegen Heinrich an diesem Bedenken hatte. Jedenfalls konnte ihm die durchaus weltliche Absicht des Königs und die Heuchelei, hinter welche er diese Absicht versteckte, nicht entgehen, während hingegen der fromme Bischof Cranmer, der hierin das Gewissen des Königs leiten und erleichtern sollte, es eben so aufrichtig meinen mochte, wenn er von seinem Standpunct aus zur Ehescheidung rieth. Genug, das Ergebniß des langen Streites war, daß Heinrich, ohne sich an Rom zu kehren, die Scheidung von Katharina vollziehn ließ und Anna Boleyn heirathete, die bald drauf selbst ein Opfer seiner Eifersucht wurde. — Mit diesem Schritte hatte Heinrich alle Verbindungen mit dem römischen Stuhle gelöst und die englische Kirche in die Unabhängigkeit von demselben erklärt, indem er sich selbst an die Spitze der kirchlichen Angelegenheiten stellte. Es war sonach ein rein selbstsüchtiger Beweggrund, welcher den König zu diesem Schritte hinführte, und so konnte auch der Erfolg nur ein höchst zweideutiger nnd ungenügender sein. Die Trennung vom Papste war noch keine Trennung von der katholischen Kirche und ihren Lehrsätzen überhaupt. Vielmehr sah Heinrich, um den Schein der Consequenz zu retten, sich genöthigt, in der Lehre, zu deren Vertheidiger er sich einmal aufgeworfen hatte, so wenig als möglich oder lieber gar nichts zu ändern; denn wie hätte er den Triumph

*) Siehe das Sendschreiben an Robert Barnes, bei de Wette Bd. IV. S. 294.

der Lutheraner ertragen sollen, daß er, der erbitterte Gegner Luthers nun selbst zu dessen Bekennern gehöre! Nein, Papst und Luther sollten gleichmäßig gehaßt werden; — aber aus dem bloßen Hasse entsteht noch keine Reformation, am wenigsten eine von innen herausgehende, geistige Wiedergeburt der Dinge. Heinrich faßte daher das Werk auch nur von außen an. Nur in der Verfassung der Kirche und mit den äußern Instituten derselben, namentlich den Klöstern, sollten Aenderungen eintreten, das Uebrige beim Alten bleiben. Aber das Wesen der Reformation ist ein Ganzes, es läßt sich nicht beliebig, hier ein Stück herausnehmen und dort ein andres stehn lassen. Der Zustand der Dinge erforderte damals — wie jeder Kenner der Reformationsgeschichte weiß — eine Umbildung nach allen Seiten, und die Glaubens- und Lebensverbesserung that vor allem noth, wenn es mit der Kirchenverbesserung etwas werden sollte. Auch hier bewährte sich das Wort des Herrn, daß man nicht einen neuen Lappen auf ein altes Kleid setzen, nicht neuen Most in alte Schläuche fassen soll. Sonach kam die englische Reformation, soweit sie wenigstens von oben herab befördert wurde, von Anfang an in eine schiefe Stellung zum eigentlichen Princip des Protestantismus, und die Folge davon war eine unselige Zwittergestalt von Katholischem und Protestantischem, die sich auch da, wo das Protestantische bestimmter in der Lehre heraustrat, fortwährend in der bischöflichen Kirche erhielt.

Doch, es sind ja nicht die Könige allein, welche dem Gang des Reiches Gottes zu gebieten vermögen. Auch in England machte sich die Wahrheit Bahn, unabhängig von der weltlichen Politik, und es ist daher nöthig, daß wir nun auch sehen, wie die Reformation von innen heraus zu treiben begann und welche Hindernisse ihr von verschiednen Seiten in den Weg gelegt wurden. —

Wir haben schon bemerkt, daß Wikliffe noch immer zahlreiche Anhänger hatte und auch Luthers Schriften fanden bald den Weg über den Kanal. Auf den hohen Schulen zu Cambridge und Oxford wurden sie eifrig gelesen, und es bildeten sich daselbst allmälig ganze Gesellschaften von Lutheranern *). Auch hier wurde

*) Schröckh II. S. 519.

die Uebersetzung der Bibel in die Landessprache ein mächtiges Förderungsmittel der Reformation. Johann Fryth und Wilhelm Tindal machten sich um dieselbe verdient, zogen sich aber eben dadurch den Haß der papistischen Partei zu, und selbst der aufgeklärte Kanzler Morus, der Freund des Erasmus, eiferte dagegen. Er verfolgte Fryth auf alle Weise und setzte hohe Summen auf seinen Kopf *). Endlich gelang es ihm und den Bischöfen, besonders dem Bischof von London die Hinrichtung Fryths zu bewirken und ihn 1533 in London dem Scheiterhaufen zu überantworten. Fryth starb mit bewundernswürdigem Heldenmuthe. Auch Tindal wurde ein Opfer der Feinde. Er hatte sich zwar aus seinem Vaterlande nach den Niederlanden geflüchtet, wurde aber zu Vilvorden in Brabant gleichfalls den Flammen übergeben, im Jahr 1535. Wie eifrig damals die protestantischen Niederländer waren, die Verbreitung der Bibel und mit ihr die Verbreitung der Reformation zu befördern, davon giebt uns die seltsame Unternehmung eines Kaufmannes in Antwerpen ein auffallendes Beispiel. Der Bischof von London ließ die ganze Auflage der in Antwerpen erschienenen Tindal'schen Uebersetzung des N. T. aufkaufen, um sie zu verbrennen und bezahlte die Summe dafür an jenen Kaufmann. Dieser glaubte aber das Capital nicht besser verwenden zu können, als wenn er es in eine zweite Auflage steckte, die bald drauf in verbesserter Gestalt folgte, und statt in die Hände des englischen Bischofs in tausend Hände kam, die einen bessern Gebrauch von ihr machten.

Der Mann, dessen sich Heinrich VIII. nach seiner Lossagung vom Papste zur Einführung einer vielfach bedingten und beschränkten Reformation bediente, war der Erzbischof Thomas Cranmer. Dieser hatte, wie schon bemerkt, in der Ehstreitigkeit Heinrichs die Partei des Königs genommen und sich dadurch seine Gunst erworben, die ihm auch zu dem Erzbisthum von Canterbury und dem Primat von England verhalf. Nachdem sowohl der Bischof Fisher von Rocesen als der berühmte Kanzler Thomas Morus, die sich beide den Neuerungen entgegengesetzt hatten, auf eine unverantwortliche Weise waren zum Tode verurtheilt worden, fiel die

*) Siehe histoire des Martyrs p. 101.

Leitung der Staats- und Kirchenangelegenheiten ganz in die Hände Cranmers und des neuen Kanzlers Thomas Cromwell. Die Erhebung Cranmers auf einem so gewaltsamen Wege hat etwas, das unser Gefühl schmerzlich verletzt; es haftet damit der Geschichte dieses sonst so ausgezeichneten Reformators ein Makel an, der freilich ihm nicht zur Schuld fällt, der aber doch immer ein Makel bleibt und die reine Freude an dem Gelingen des Reformationswerks in England in dem Maße trübt, als dasselbe mehr als irgend anderswo und zwar schon in seinem Beginne mit unreinen Zwecken und politischen Verfolgungen zusammenhängt.

Thomas Cranmer, aus einer ansehnlichen Familie stammend, war geboren im Jahr 1498. Nachdem er sich auf dem Christcollegium in Cambridge in den Wissenschaften vorbereitet, hatte er in Deutschland die Lehre Luthers kennen gelernt. Er hatte selbst fleißig in der Bibel und in den Schriften der Kirchenlehre geforscht, er hatte sich von der Nichtigkeit vieler Lehren der damaligen katholischen Kirche überzeugt, und hielt es nun für seine Pflicht, das Ansehen und den Einfluß, den seine hohe Stellung ihm sicherte, zur Einführung eines reinern evangelischen Christenthums zu verwenden. Allein es bedurfte großer Behutsamkeit einem König gegenüber, der trotz seiner Trennung vom Papste, auch den Haß gegen Luther noch nicht verwunden hatte. Statt aus einem Gusse zu reformiren, mußte sich auch Cranmer dazu bequemen, einstweilen nur stückweise auszubessern und mehr die äußere Vorderseite des Kirchengebäudes sorgfältiger, als dessen Grundlage zu bedenken. Mit der Aufhebung der Klöster war dem König in mehrfacher Hinsicht gedient, und mit dieser wurde daher begonnen. Daran reihten sich einige leise Aenderungen im Cultus, wobei man aber so viel als möglich vom Alten beizubehalten suchte. Beides erregte jedoch vielen Widerstand, und der König selbst wandte alles auf, die Reformation nicht weiter um sich greifen zu lassen, als es ihm zuträglich schien. Da er sich schon in seinem Streit mit Luther in den Kopf gesetzt hatte, ein großer Theologe zu sein und namentlich die papistische Lehre von der Brotverwandlung im Abendmahl zu seinen Lieblingslehren gehörte, so wurden alle die als Ketzer verfolgt, die hierin eine abweichende Ansicht äußerten. Der König stellte sechs Artikel auf, die jeder bekennen mußte, der ein kirchliches

oder Staatsamt bekleiden wollte, ja deren Läugnung sogar den Scheiterhaufen nach sich zog. Diese sechs Artikel betrafen die Brotverwandlung, das Cölibat der Priester, die Keuschheitsgelübde, den Genuß des Abendmahles unter einer Gestalt, die Ohrenbeichte und die Privatmessen, worin alles zu Gunsten der katholischen Lehre entschieden wurde. An die Stelle der Unfehlbarkeit des Papstes trat nachgerade die Unfehlbarkeit des Königs, und so wurden Hinrichtungen nach beiden Seiten hin vollzogen; hier wurden Freunde des Papstes, dort entschiedene Anhänger der Reformation dem Feuer oder Schwert überantwortet. Mit dem Tode der unglücklichen Anna Boleyn, die der König seiner Eifersucht opferte, und der Hinrichtung des in Ungnade gefallenen Cromwell verloren die letztern eine mächtige Stütze, und nur einem günstigen Geschick und seinem eigenen klugen, im Ganzen wohl auch rechtschaffenen Benehmen verdankte es Cranmer, daß er fortwährend sich oben erhielt unter diesen gefährlichen Schwankungen*).

Nach Heinrichs VIII. Tode erhielt Cranmer erst freiere Hand, da der Graf von Hertfort, nachheriger Herzog von Sommerset, welcher über Eduard VI. die Vormundschaft führte, ein Freund der Reformation war und ihn bei der weitern Ausführung seiner Plane nach Kräften unterstützte. **Eduard VI.** war der einzige Sohn, den Heinrich hinterließ, aus der Ehe mit Johanna **Seymour**, mit welcher bekanntlich Heinrich nach Anna Boleyns Tode sich vermählt hatte. Prinz Eduard war ganz in den Grundsätzen der Reformation erzogen worden, denen er auch mit Vorliebe Sinn und Herz öffnete. Die aus Deutschland und Frankreich nach England berufenen Theologen Bucer, Fagius, Peter Martyr, Bernhard Ochim, Johann a Lasco, welche sämmtlich zu Oxfort lehrten, gewannen mehr und mehr Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten, und da mehrere von diesen Schüler Calvins waren, so trat nun auch die calvinische Fassung der Lehre, der sogenannte **reformirte** Lehrbegriff immer mehr neben dem **lutherischen** hervor, an welchen Cranmer sich angeschlossen hatte.

*) Bedauerlich bleibt es freilich immer, daß der fromme Mann an den Verfolgungen derer theilnahm, die im Abendmahl von des Königs Ansicht abwichen. Sein Benehmen gegen den unglücklichen Nicolson (Lambert) vgl. Schröckh II. S. 578.

Gemeinsam mit Cranmer wirkte auch der Bischof Ridley, und diese beiden waren es denn auch, welche die Artikel des Glaubens für die englische Kirche und die Liturgie ins Reine brachten, so zwar, daß in Beziehung auf den Glauben weder die lutherische noch die calvinische Ansicht in ihrer Strenge hervortrat, sondern ein Mittleres zwischen beiden erzielt, in Beziehung auf den Cultus aber und die Kirchenverfassung noch einiges von den katholischen Formen beibehalten wurde*). Endlich schien, nachdem Eduard selbst die Regierung angetreten, der neue kirchliche Zustand Englands sich auf immer befestigen zu wollen. Aber mit des jungen Königs frühzeitigem Tode (im Jahr 1553) kam eine neue und schwere Zeit der Verfolgung. Schon die Thronstreitigkeit machte den blutigen Anfang zu weitern Fortgängen. Eduard hatte sich durch Johann Dudley, Herzog von Northumberland, bereden lassen, mit Uebergehung seiner Stiefschwester Maria, die eine strenge Katholikin war, sowie mit Uebergehung der jüngern Schwester Elisabeth, die Schwiegertochter Northumberlands, die Gattin Guilford Dudleys, Johanna Gray, zur Nachfolgerin zu bestimmen**). Johanna Gray war Protestantin. Ihr einfacher, unschuldiger Sinn trachtete nach nichts weniger, als nach einer Königskrone. Sie war wohl unterrichtet und las die Schriften des Plato, wie die des neuen Testaments in der Ursprache. Selbst das Studium des Hebräischen lag ihr nicht zu ferne***). Ein stilles, zurückgezogenes, den Wissenschaften und der Frömmigkeit geweihtes Leben sagten ihrem Sinne mehr zu, als die Zerstreuungen des Hoflebens und die Sorgen der Regierung. Wider ihren Willen wurde sie endlich bewogen, die Krone anzunehmen, welche die ersten Staatsmänner im Namen des verstorbenen Königs ihr antrugen. Aber nur neun Tage dauerte die Täuschuug. — Maria ward vom Volke als die

*) Dieß geschah im Jahr 1551, nachdem bereits Graf Hertfort gestürzt und der Graf von Warwick, Herzog von Northumberland, zum Protector des Reichs erwählt worden war. So wenig dieser für seine Person der Reformation günstig schien, so durfte er es doch nicht wagen, etwas gegen dieselbe zu unternehmen.

**) Sie war eine Enkelin der Schwester Heinrichs VIII., mithin dessen Großnichte.

***) Den gelehrten Briefwechsel, den sie darüber mit Bullinger führte, siehe bei Kortüm, Geschichte der englischen Revolution unter den Stuarts des 17. Jahrhunderts Zürich 827. Seite 376.

rechtmäßige Königin ausgerufen, und die Urheber des unrechtmäßigen Schrittes wurden gefangen gesetzt und zum Tode verurtheilt. Auch die arglose Johanna Gray ward das Opfer der Schlechtigkeit anderer und ihrer eignen Nachgiebigkeit, vielleicht auch einer Anwandlung von Eitelkeit, die sie nur zu schwer büßte. Nachdem sie über ein halbes Jahr im Tower gefangen gehalten worden, ward das Bluturtheil über sie und ihren Gemahl gefällt und den 12. Februar 1554 an beiden vollzogen. Vergebens suchte der katholische Prälat Fecknam, der ihr zugeschickt wurde, sie zum Tode zu bereiten, ihren evangelischen Glauben zu erschüttern *). Sie bewies eine solche gründliche Belesenheit in der Schrift, eine solche Sicherheit des Urtheils und eine solche Standhaftigkeit der Ueberzeugung, daß Fecknam von jedem weitern Versuche abstehen mußte. Noch den Vorabend vor ihrer Hinrichtung schickte sie einer ihrer Schwestern ein neues Testament, in das sie folgende Worte schrieb. Ich schicke dir hier, meine liebe Schwester! ein Buch, das, wenn es auch nicht äußerlich geziert und in Gold gefaßt ist, doch an seinem innern Werthe alle Edelsteine übertrifft. Es ist das Buch der frohen Botschaft unsers Herrn, sein letzter Wille, sein Vermächtniß an uns arme Elende. Hier wirst du den rechten Weg kennen lernen zur ewigen Freude, und wenn du es mit wahrer Heilsbegierde liesest, den Weg zum ewigen Leben. Du wirst daraus lernen, wohl zu leben und wohl zu sterben. Es wird dir mehr Gewinn bringen, als alle Herrschaften und Besitzthümer deines Vaters. Wirst du allen deinen Eifer darauf richten, dieß Buch zu verstehen und seinen Vorschriften gemäß zu leben, so wirst du Erbin werden der Güter, welche keine Menschen dir rauben können, welchen die Diebe nicht nachgraben und die der Rost nicht zerfrißt. Bete, liebe Schwester! mit David, um Erkenntniß des heiligen Gesetzes Gottes. Lebe immer, um zu sterben, damit du durch den Tod das ewige Leben erbest; verlasse dich nicht darauf, daß dein zartes Alter dir das Leben verlängere, denn Jung und Alt stirbt gleich bald. Darum lerne stets sterben, laß fahren die Welt, entsage dich dem Satan und opfere hin das Fleisch.

*) Die Unterredung findet sich weitläufig mitgetheilt in der öfter angeführten histoire des Martyrs S. 255. und bei Heckel, Märtyrer der evangelischen Kirche.

Deine ganze Liebe schenke dem Herrn. Bereue deine Fehltritte, aber verzage, verzweifle nicht. Sei stark im Glauben, begehre hinfort nichts mehr, als mit Paulus, getrennt zu werden von diesem Leibe des Todes und aufgenommen zu werden in die Gemeinschaft Christi, mit dem wir leben, wenn wir sterben. Mache es wie der treue Knecht, der sich immer wach erhält, damit nicht, wenn der Tod kommt wie ein Dieb in der Nacht, du als eine der unklugen Jungfrauen erfunden werdest. Freue dich in Christo, trage seinen Namen und nimm sein Kreuz auf dich. Und was meinen Hingang betrifft, freue du dich auch dessen, wie ich mich freue, meine gute Schwester; denn ich werde entledigt werden von dieser Verderbniß und zum Unverweslichen übergehen; ich habe die feste Ueberzeugung, daß, indem ich das sterbliche Leben verliere, ich das unsterbliche erlange, welches ich Gott bitte, auch dir zu geben und dir die Gnade zu verleihen, in seiner Furcht zu leben und im wahren christlichen Glauben zu sterben. Von diesem Glauben — ich bitte dich in Gottes Namen — weiche nicht, weder aus Hoffnung zum Leben, noch aus Furcht vor dem Tode; denn wenn du seine Wahrheit verläugnen willst, um dein Leben zu fristen, so wird dich Gott auch verläugnen. Wenn du dich hingegen an ihn wendest, so wird er dir deine Tage verlängern zu deiner Stärkung und zu seiner Ehre. Zu dieser seiner Ehre und Herrlichkeit wolle er mich führen, und dich zu seiner Zeit, wenn es ihm gefällt, dich abzurufen. Lebe wohl meine Schwester. Hoffe auf Gott, er wird dir helfen. Deine vielgeliebte Schwester: Johanna Dudley. Auf der Richtstätte angelangt grüßte sie ehrerbietig Fecknam und die Umstehenden, hielt dann an das Volk eine kurze Anrede und forderte es auf, mit ihr zu beten. Mit lauter Stimme las sie den ganzen 51. Psalm vor: „Gott sei mir gnädig nach deiner Güte, und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit!" u. s. w. Als dieß geschehen war, ordnete sie ihren Anzug zur Hinrichtung und bot ihren Nacken dem Beil des Henkers dar. Als sie die Worte gesprochen: Herr, in deine Hände befehl' ich meinen Geist — fiel ihr Haupt. Sie starb in der Blüthe ihrer Jugend, im 17. Jahre ihres Lebens (Februar 1554). Ihr Tod hatte freilich zunächst einen politischen Grund, aber doch war es auch mit der Religionshaß der Maria, der denselben beschleu-

nigte; denn schon vor ihrer Hinrichtung hatten die Verfolgungen der Protestanten unter Marien's Regierung begonnen, und auch nachher dauerten sie fort. Es war zunächst der Bischof von Winchester und nachmalige Kanzler Gardiner, der sich schon früher der Reformation in England aufs Nachdrücklichste widersetzt hatte, von welchem die Gegenwirkungen ausgehn sollten; doch waren Gardiners Vorschläge der Königin noch zu mäßig, und sie berief daher von Rom aus den berühmten und gelehrten Cardinal Reginald Polus als päpstlichen Nuncius ins Reich, damit er alles wieder auf den alten Fuß setze. Noch vor der Ankunft dieses Legaten vermählte sich überdieß Maria im Jahr 1554 mit Philipp, dem Sohne Kaiser Karls V., dem nachmaligen Philipp II., Könige von Spanien. Dadurch wurde diesem Fürsten schon vor seinem Regierungsantritte in Spanien ein Feld geöffnet, die Schrekken der Inquisition auch auf dem brittischen Insellande zu verbreiten, und so waren es also auch hier wie späterhin in Frankreich, die römische und die spanische Macht, welche in ihrem Bunde zusammen wirkten, das Aufkommen des Protestantismus zu hindern. Unter solchen Auspicien machte die Reformation in England einen Rückschritt noch hinter die Zeiten Heinrichs VIII. zurück; denn auch die kirchliche Unabhängigkeit Englands vom päpstlichen Stuhle, welche Heinrich ertrotzt hatte, wurde vom Parlamente wieder zurückgenommen, und die frühern Ketzergesetze erneuert. Schon früher waren die protestantischen Fremdlinge, welche die Zierde der Universität Oxford gewesen, wieder entfernt worden; aber mit dem Jahr 1555 begann eine planmäßige Verfolgung. Es muß jedoch dem Cardinal Polus zur Ehre nachgesagt werden, daß er sich den gewaltsamen Bekehrungen der Protestanten auf eine Weise widersetzte, wie man sie von einem päpstlichen Legaten nicht gewohnt war. Er setzte von seinem Standpunkt aus ein solches Vertrauen in die innere Wahrheit der katholischen Lehre, daß er sich getraute, dieselbe auf dem Wege der Ueberzeugung Allen einleuchtend zu machen, und seine eigene persönliche Frömmigkeit, die er mit seiner Gelehrsamkeit verband, konnte allerdings einiges Zutrauen in dieser Hinsicht erwecken. „Die Geistlichen *), welche die Irrenden in den Schooß der Kirche zu-

*) Siehe Burnet histoire de la Réf. d'Angleterre Tom. III. p. 165.

rückführen wollen, (so lehrte er) müssen vor allem selbst von Mitleid gegen sie durchdrungen sein; sie müssen als gute Hirten den verlorenen Schafen mit Liebe nachgehen, als geistliche Väter ihre Kinder aufsuchen auf den Irrwegen, auf denen sie sich verloren haben, als treue Aerzte die Kranken pflegen und tragen und das Uebel zu heben suchen, nicht aber sie tödten. Mit richtigem Scharfblick bemerkte er, wie Grausamkeit nur erbittere, statt den Schaden zu heilen. Auch, meinte er, müsse man auf die Verhältnisse des Landes Rücksicht nehmen. Das Uebel sei nun hier schon länger eingewurzelt, und so bedürfte es auch der Zeit, bis es sich allmälig heben lasse. Vor allem aber thue die eigene Besserung der katholischen Kirche noth. Ihre Priester sollen zuerst mit dem Beispiel der Frömmigkeit voranleuchten. Die Unwissenheit und Unsittlichkeit der katholischen Priesterschaft, sie sei eine Hauptschuld an den Irrungen der Kirche. Hier sei die Strenge am Platze, wie sie in den alten Zeiten sei geübt worden, wo eine bessere Zucht geherrscht, und dann erst, wenn die katholische Kirche wieder zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückgekehrt sei, werde es sich zeigen, ob nicht die Abtrünnigen von selbst wieder sich ihr zuwendeten. Eine solche Sprache, vom katholischen Standpuncte aus*), kann uns nur wohl thun in einer Zeit, wo man oft auch protestantischer Seits glaubte, mit Feuer und Schwert allein das Uebel ausrotten zu müssen. Mag der fromme Prälat sich auch in seinen Hoffnungen getäuscht, mag er zu viel der innern Kraft der katholischen Lehre vertraut haben, so viel ist gewiß, daß wenn alle Diener seiner Kirche immer so gedacht hätten, wie er, eine Reformation nicht nöthig geworden wäre.

Aber diese Stimme der Mäßigung fand keinen Eingang. Derselbe Gardiner, der früher aus bloßer Klugheit, nicht aber aus weiser Menschlichkeit wie Polus, zu milderm Verfahren gerathen hatte, glaubte jetzt der äußersten Strenge das Wort reden zu müssen. Die schwarze Seele der Ketzer könne nur durch Blut gereinigt werden**), das war sein eines Alba würdiger Grund-

*) Vgl. die ähnlichen Urtheile der spanischen Katholiken Alfonso de Virves in der siebenten und Fresnada in der achten Vorlesung.
**) Kortüm S. 119.

saß. Und in diesem Sinne riethen auch andere. Es erschien eine Schrift, in welcher das Recht, Ketzer mit dem Tode zu bestrafen, mit Gründen vertheidigt wurde, von denen leider auch die Protestanten ihrer Seits bisweilen Gebrauch machten. „Gott habe," hieß es, „schon im A. T. die Vertilgung der Ungläubigen befohlen, und wenn die heidnischen Kaiser sich als Obrigkeiten berechtigt geglaubt hätten die Christen zu verfolgen, so stehe dieses Recht noch vielmehr den christlichen Obrigkeiten zu gegen die Ketzer." Die bekannte Stelle der Schrift: „Nöthige sie hereinzukommen" und das ernste Strafgericht, das Petrus einst an Ananias und Sapphira vollzogen (Apostelgesch. 5.), wurden als Beweisstellen gebraucht, um gewaltsame Maßregeln gegen Widerspenstige zu rechtfertigen.

Ich will nicht die Einzelnen alle nennen, die auch bei diesen Verfolgungen die Lehre des Heils mit ihrem Blute besiegelten*). An den bisher mitgetheilten Beispielen des Muthes und der christlichen Standhaftigkeit möge es genügen. Nur die vorzüglichsten Männer der englischen Reformationsgeschichte verdienen es noch, daß wir ihr Ende anschauen, um ihrem Glauben nachzufolgen in der rechten Gesinnung.

Als die mildern Gesinnungen des päpstlichen Legaten keinen Anklang fanden, war es besonders der Bischof Bonner von London, der die zahlreichen Opfer zur Schlachtbank führte**), und Philipp und Maria waren es, die seinen Eifer anschürten, wenn er zu erkalten schien***).

Wie aber in den ersten Zeiten des Christenthums die verfolgenden Obrigkeiten besonders auf die Bischöfe der Christen ihr Augenmerk richteten, so war auch jetzt die Zeit gekommen, durch

---

*) Ihre Namen findet man in der histoire des Martyrs an verschiedenen Orten, bei Burnet a. a. O. S. 200. Kortüm S. 20. Die vorzüglichsten waren Doctor Rogers, ein Vater von zehn Kindern, Bischof Hooper, Saunders, Hawkes, Bradfort, Taylor u. s. w.

**) Von der ausgesuchten Grausamkeit dieses geistlichen Henkers führt Kortüm Folgendes an: „Einem Leineweber Thomkins, der die Brotverwandlung geläugnet hatte, rupfte er Haar für Haar aus dem Barte und hielt dem Hartnäckigen endlich ein brennendes Licht so lange unter die flache Hand, bis aus den aufgetriebenen Adern das helle Blut hervorprüßte."

***) Burnet p. 196 fg..

Hinrichtung der Angesehensten in der Gemeinde einen größern Schrecken zu verbreiten, und so wurden denn die beiden ehmaligen Bischöfe von London und Wincester Ridley und der achtzigjährige Latimer vor das Blutgericht gezogen. Von den Lebensumständen des letztern sei mir erlaubt, hier noch einiges einzuschalten. —

Hugo Latimer*), geb. 1540, war der Sohn eines Pächters. Er war in den strengen Grundsätzen der katholischen Kirche erzogen worden und ereiferte sich anfänglich sehr gegen die Neuerer**). Aber durch einen Freund, Thomas Bilney wurde er für die Ideen der Reformation gewonnen, die er nun mit eben so großem Eifer vertheidigte, als er zuvor die Partei der römischen Kirche genommen hatte. Er machte großes Aufsehn durch seine Predigten. Latimer besaß außer seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit auch die Gabe jenes scharfen Witzes, durch die so viele große Männer der brittischen Nation sich von jeher ausgezeichnet haben. Davon nur ein Beispiel. Ein Redner der Gegenpartei, Dr. Bukkingham, Prior der schwarzen Mönche, hatte unter anderm das Bestreben der Reformatoren, die Bibel unter dem Volk zu verbreiten, dadurch als ein thöriges Bestreben zu verdächtigen gesucht, daß er auf den Mißverstand aufmerksam machte, dem die bildlichen Ausdrücke der heiligen Schrift bei dem ungebildeten Manne ausgesetzt seien. So, wenn der Bauer lese, daß wenn er seine Hand an den Pflug lege und etwa zufällig hinter sich sähe, er nicht in das Reich Gottes komme, so werde er bald seine Arbeit bei Seite legen; wenn der Bäcker lese, ein wenig Sauerteig verderbe den ganzen Teig, so würde er uns sehr unschmackhaftes Brot liefern, und eben so wenn der Einfältige die Worte „so dich dein Aug' ärgert, so reiß es aus," buchstäblich fasse, so würde in wenig Jahren ganz England voll blinde Bettler laufen. — Latimer hörte diese ungesalzene Declamation ruhig an. Als aber bald drauf die Reihe an ihn kam zu predigen, zeigte er einfach, wie ein gesunder Verstand die bildlichen Ausdrücke der Schrift unmöglich also mißverstehen könne. So z. B. sagte er, indem er sich

*) Brittischer Plutarch Bd. I. S. 304 ff.

**) Er hielt sogar auf der Schule zu Cambridge einst eine heftige Rede gegen Melanchthon.

nach der Seite wandte, wo der Prior saß, „Wenn wir einen Fuchs gemalt sehen, der in einer Mönchskutte predigt, so wird sich niemand einbilden, daß ein wirklicher Fuchs gemeint sei, sondern jedem leuchtet ein, daß der Maler nur die Fuchsnatur habe beschreiben wollen, die sich so oft hinter das Gewand der Frömmigkeit versteckt.“

Solche witzige Anspielungen lagen im Geist der damaligen Predigtweise und hatten allerdings noch selbst etwas Mönchsartiges an sich. Aber Latimer war deßhalb kein bloßer Possenreißer, sondern wußte auch wieder mit dem gehörigen Ernst und mit Salbung, dabei aber dennoch mit der größten Anbequemung an den Volksverstand zu predigen, so daß die Kapelle, in der er gewöhnlich auftrat, immer mit Zuhörern gefüllt war. Aber Latimer entging seinen Widersachern nicht. Er wurde nebst seinem Freunde Bilney vor ein geistliches Gericht gefordert. Der letztere wußte sich durch Widerruf frei zu machen. Aber sein Gewissen ließ ihm nun keine Ruhe mehr. Er suchte Gelegenheit, sich auszusprechen und that es. Sofort wurde er gefangen gesetzt und büßte endlich mit dem Märtyrertode. Dieser Tod Bilney's machte hinwiederum auf Latimer einen tiefen Eindruck, so daß auch er jeden Augenblick zu ähnlichem Opfer bereit gewesen wäre. Als jedoch bald darauf die schon erwähnte Ehestreitigkeit König Heinrichs ausbrach, hatte sich auch Latimer eben so wie Cranmer des königlichen Schutzes zu erfreuen und ward zum Bischof von Worcester ernannt. Als aber Heinrich zeigte, wie wenig es ihm mit der Reformation ernst sei, und Latimer in die von dem König vorgeschriebenen Glaubensartikel sich weder fügen konnte noch wollte, legte er sein Bisthum freiwillig nieder und zog sich in die ländliche Einsamkeit zurück. Aber auch dahin verfolgten ihn seine Gegner. Noch unter Heinrichs Regierung ward er in den Tower gesetzt, wo er sechs Jahre in aller Geduld zubrachte, bis er unter Eduard VI. wieder in Freiheit gesetzt und ihm sein Bisthum wieder übertragen wurde. Während dieser Zeit entwickelte er eine heilsame Wirksamkeit, und seine Predigten waren (wie einst Zwinglis Predigten) eben sowohl gegen die bürgerlichen als gegen die kirchlichen Gebrechen gerichtet. Er bekämpfte den Geiz und die Trägheit der öffentlichen Beamten und zog sich dadurch vielen Haß zu. Aber ihn schützte der König. An-

ders wurde es nun auch mit ihm unter Maria, und so finden wir ihn denn jetzt mit Ridley zusammen, um gemeinschaftlich mit ihm dem Flammentod entgegen zu gehn. Auch von seinen letzten Augenblicken sei mir vergönnt, noch einiges zu erzählen. Als man ihn gefangen nach London führte und er durch das Quartier von Smithfield ging, wo die Ketzer gemeiniglich verbrannt wurden, sprach er mit heitrer Miene: Dieser Ort hat längst nach mir geseufzt! Auch in dem Tower verließ ihn nächst dem christlichen Muthe, der ihn beseelte, sein guter Humor nicht. Die Gefangenschaft war schlecht geheizt. Latimer rief den Hauptmann der Kerkerwache zu sich und bemerkte ihm, wenn es die Absicht der Regierung sei, ihn verbrennen zu lassen, so möge sie doch dafür sorgen, daß er nicht zuvor erfriere. Von London wurde Latimer nebst Ridley nach Oxford gebracht, wo er sich vor dem Gericht der Bischöfe vertheidigen sollte. Hier saß er mit seinem Freunde zusammen im Gefängniß und unterhielt sich mit ihm in ernsten Gesprächen über den letzten unvermeidlichen Gang, der ihnen beiden bevorstand. Latimer, als der bedeutend Aeltere, ward von Ridley als Vater begrüßt, und er redete ihn hinwiederum als seinen Sohn an. Beide ermunterten sich gegenseitig zum Glauben und zur Geduld. „Laßt uns standhaft und unbeweglich sein (das war ihr gemeinsamer Entschluß), damit wir solche Philipper sind, die nicht nur an Christum glauben, sondern auch für ihn zu leiden wissen.“ Mit seiner Mütze auf dem Haupte, die unter dem Kinn zugebunden war, die Brille an der Brust herabhängend, ein neues Testament unter dem Arm und auf einen Stab gestützt, erschien der Greis nebst seinem Mitgefangenen vor seinen Richtern. Statt sich mit ihnen in weitläufige Erörterung einzulassen, wies er fortwährend auf seine Bibel hin. Da er alt und unvermögend sei, und die öden Kerkermauern ihm zu seiner Bibliothek seien angewiesen worden*), so habe er sich keines andern Buches mehr bedient, als eben des alten Bibel-Buches, das er unter seinem Arm trage; dieses habe er siebenmal mit Bedacht durchgelesen und nichts darin von der Messe gefunden. Auch Ridley vertheidigte sich standhaft. Als die Sitzung aufgehoben ward, ohne daß Latimer

*) Histoire des martyrs p. 353.

zu einem Widerruf wäre zu bewegen gewesen, schlug er seinen Mantel um sich, nahm sein N. T. und seinen Stab, und ging eben so gelassen wieder in den Kerker zurück, als er ihn verlassen hatte. Auch Ridley verlor noch am letzten Abende seine Heiterkeit nicht. Die Frau des Stadtammans, die ihn beweinte, tröstete er mit den Worten: er lade sie auf den nächsten Tag zu seiner Hochzeit ein; zwar müsse er ein bittres Frühstück einnehmen, aber um so herrlicher sei das Freudenmahl, das ihn am Mittag erwarte*).

Der 16. Octobr. 1555 wurde zum Tage der Hinrichtung beider Bischöfe bestimmt. Auf der nördlichen Seite der Stadt Oxford waren die Pfähle aufgerichtet. Früh Morgens begaben sich der Vicekanzler von Oxford und andre hohe Beamte auf den Richtplatz. Der Bischof von London, Ridley, ward in seinem bischöflichen Ornate, Latimer dagegen in schlechtem Anzug eines Gefangenen in den schauerlichen Kreis geführt. Dann bestieg ein katholischer Prediger, Dr. Smith, eine dazu aufgerichtete Rednerbühne und suchte den Eindruck, welchen die Standhaftigkeit der Märtyrer auf das Volk machen könnte, dadurch zu schwächen, daß er die Worte des Apostels: „Wenn ich meinen Leib brennen ließe und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze," auf den Tod solcher anwandte, die außer der wahren katholischen Kirche sterben**). Endlich verglich der Redner den Tod der beiden Bischöfe dem schrecklichen Ende des Judas. — Nach beendigter Predigt wollte Ridley das Wort nehmen, aber der Vicekanzler eilte sogleich herbei und hielt ihm die Hand vor den Mund, indem er sagte: wenn er widerrufen wolle, so sei es ihm gestattet, zu reden, sonst aber nicht; worauf Ridley gelassen antwortete: „Wir übergeben also unsre Sache dem allmächtigen Gott!" Beide Bischöfe bestiegen nun den Scheiterhaufen. Als der greise Latimer seinen alten Mantel von sich warf, erschien er in seinem Sterbekleide, und der gebückte Mann richtete sich noch einmal auf und stand wie ein Verklärter da, gleich dem jugendlichen Stephanus. „Sei gutes Muths, Bruder!" rief er seinem jungen Freunde zu.

*) Kortüm S. 22.

**) War es doch ein alter Grundsatz dieser Kirche, daß es kein Märtyrerthum gebe außer ihr, und daß alle Aufopferungen der Ketzer nur ihre Schuld vermehrten.

„Wir werden heute eine solche Fackel anzünden in England, die wie ich zu Gott hoffe, niemals auslöschen soll!“ — Latimer fand einen schnellen, Ridley einen langsamen Tod in den Flammen. Gleichzeitig mit diesen beiden war auch der Bischof Cranmer gefangen genommen worden; auch seine Stunde kam herbei. Verschiedene Mittel wurden angewandt, ihm den Rücktritt ins Papstthum möglich zu machen. Nachdem man ihn in öffentlicher Versammlung bereits seiner bischöflichen Würde entkleidet hatte, brachte man ihn endlich nach einer dreijährigen Gefangenschaft dahin, daß er nach und nach mehrere ihm dargereichte Protokolle*) und endlich eine Schrift unterzeichnete, worin er bekannte, geirrt zu haben und endlich versprach, hinfüro alles zu glauben, was die katholische Kirche zu glauben befehle. Aber diese augenblickliche Schwäche half ihm nicht. Die Königin Maria hatte ihm den Untergang geschworen; denn sie konnte es ihm nicht verzeihen, daß er in der Ehestreitigkeit Heinrichs VIII. die Scheidung desselben von ihrer Mutter und die Vermählung mit Anna Boleyn betrieben hatte. Den 21. Mai des Jahres 1556 (also ein halbes Jahr nach der Hinrichtung Latimer's und Ridley's) wurde Cranmer auf ein Gerüste gestellt, damit er hier vor allem Volke seine Abschwörung wiederhole. Er werde dann, hieß es, wie der reuige Schächer von Gott zu Gnaden angenommen werden, nachdem er hier durch den Tod seine Vergehen gegen die Kirche gesühnt hätte. Aber Cranmer im Angesicht des Todes, ermannte sich, und als ob ein neuer Geist der Stärke über ihn gekommen, bat er erst Gott um Vergebung seiner Sünden und bekannte dann in seiner Anrede an das Volk, daß er nur aus Schwäche und Todesfurcht jenes Bekenntniß unterschrieben habe. „Dieselbe Hand,“ sprach er, „die es unterschrieben hat, soll auch zuerst Strafe leiden,“ und so streckte er auch die rechte Hand zuerst ins Feuer, ehe er den übrigen Leib den Flammen preisgab. Er endete in einem Alter von 67 Jahren. Es ist schwer, über diesen ausgezeichneten Mann ein vollgültiges Urtheil zu fällen**). Seine hohe Frömmigkeit wird allgemein anerkannt.

*) Die verschiedenen Formeln, wovon die letzte erst genügte, finden sich bei Strype.

**) Ueber sein Leben vgl. Strype, Memorials of the most reverend father in god, Thomas Cranmer London 1694 fol. Goodwin,

Außer der augenblicklichen Schwäche seines Widerrufes, die ihm niemand zu hoch anrechnen wird, dürfte vielleicht die frühere Geschmeidigkeit unter der Regierung Heinrichs VIII. und die mit dieser Geschmeidigkeit in Widerspruch tretende Härte gegen Andersgläubige einen Schatten auf das sonst so große und herrliche Bild des Mannes werfen. Was das Erste betrifft, so scheint Cranmer allerdings erst allmälig jenen Starkmuth erlangt zu haben, der ihn nach glücklich überwundenem Kampfe endlich zum Märtyrer machte, und dieß spricht ja nur für seine Fortschritte im Guten; den letzten Fehler aber, den der Unduldsamkeit, theilte Cranmer leider! mit vielen Zeitgenossen, ja mit vielen Protestanten selbst*). Calvin und Beza und noch viele andere billigten die Todesstrafe der Ketzer, d. h. derer, die *sie* für Ketzer hielten, aus denselben Gründen, aus denen die römische Kirche die Protestanten verfolgte, und so erhoben sie sich, dem Princip nach, in dieser Beziehung nicht über einen gewaltigen Irrthum der Zeit. Ja, in diesem wichtigen Puncte standen ein l'Hôpital in Frankreich und der römische Cardinal *Polus* in England höher, als manche Reformatoren, und huldigten darin, ohne es zu wissen und zu wollen, mehr dem protestantischen Princip, als die, welche zwar für ihren Glauben sich verbrennen ließen, aber auch andere zu verbrennen, sich kein Bedenken machten.

Doch, vergessen wir nicht über diesen Schlacken den *wahren* Werth jener Glaubenshelden, die doch darin wenigstens gerecht waren, daß, wenn sie andern um ihres Glaubens Willen die Feuerstrafe zudachten, sie auch Muth genug hatten, ein Gleiches zu leiden für *ihre* Ueberzeugung; und wenn wir auch nicht sagen wollen, daß sie mit solchen edelm Opfertode die ihnen anhaftenden Gebrechen der menschlichen Natur getilgt haben, (denn eine äußere

de praesulibus Angliae. Britt. Plutarch Bd. II. Carwithen a. a. O. und eine Biographie von *Coquerel* im Musée des Protestans célébres Tom. III.

*) Sein Benehmen gegen Nicolson (Lambert) wurde oben erwähnt. Eben so hart verfuhr er mit den Wiedertäufern und mit einer gewissen Johanna Bocher (gewöhnlich Johanna von Kent genannt). Hume erzählt sogar, und andere erzählen es ihm nach, daß Eduard VI. den Bischof mit Thränen beschworen habe, das Urtheil zu mildern und endlich alle Verantwortung auf ihn gewälzt habe. (siehe Schröckh II. S. 612); doch vgl. dagegen Coquerel a. a. O. p. 45.

Sühne kann nie den sittlichen Mangel tilgen) so legen wir doch beschämt die Hand auf den Mund, und fragen uns erst, was **wir** zu thun vermöchten an ihrer Stelle? So streng übrigens Cranmer gegen die Ketzer war, so bereitwillig zeigte er sich, persön-sönliche Beleidigungen zu verzeihen*). Auch durch große Mildthätigkeit zeichnete er sich aus. Alles was er besaß, wendete er zum Besten der Armen und zu frommen Zwecken an. In seinem bischöflichen Palast unterhielt er ein Hospital für arme Matrosen, und seine Tafel stand jedem Hungrigen offen. Die Flüchtlinge der Protestanten fanden bei ihm Herberge. In seinem Auftreten war er stets bescheiden und freundlich, und wohl mit Recht fürhte

*) Davon nur zwei Beispiele, ein scherzhaftes und ein ernstes. Ein dem Erzbischof feindlich gesinnter Priester hatte einst in einer Bierschenke über denselben gespottet und gesagt, er habe nicht mehr Gelehrsamkeit als eine Gans. Der Priester wurde deßhalb eingesperrt und mußte sich drauf vor dem Erzbischof verantworten. Cranmer redete ihn freundlich an und fragte ihn, ob er ihn kenne. Als der Priester dieß verneinte, fragte er ihn, warum er denn so voreilig über ihn urtheile. Wenn er an seiner Gelehrsamkeit zweifle, so wolle er ihm gerne Rede stehn; er solle ihn über jede beliebige Wissenschaft prüfen. Da gerieth der Priester in nicht geringe Verlegenheit und gestand, daß er selber nichts, als seine Muttersprache verstehe. „Wohl," antwortete Cranmer, „so werdet ihr denn in eurer englischen Bibel bewandert sein? Sagt mir also: Wer war Davids Vater? Der Priester that, als ob er sich besinne und entschuldigte sich, daß ihm der Name nicht einfallen wolle. „Nun," fragte Cranmer weiter, „so werdet ihr doch wissen, wer Salomos Vater war?" Der arme Priester erwiderte, er sei in der Genealogie eben nicht bewandert und könne es darum nicht sagen. Der Erzbischof entließ ihn mit dem Rath, die Bierhäuser seltener und die Studierstube um so öfter zu besuchen, einstweilen aber sich jedes Urtheils über die Gelehrsamkeit andrer zu enthalten, und schickte ihn auf seine Pfarre zurück.

Ernster ist folgender Vorfall. Zwei englische Doctoren hatten sich im Einverständniß mit **Gardiner** gegen sein Leben verschworen. Als Cranmer ihre Verrätherei entdeckte, führte er beide in sein Studierzimmer und sagte ihnen, wie sehr er von einigen hintergangen würde, in die er bisher das größte Zutrauen gesetzt habe. Er bat sie, ihm zu sagen, wie er sich gegen solche Leute zu verhalten hätte. Beide, nicht ahnend, daß sie unter der Frage begriffen seien, antworteten, solche Menschen hätten ohne Barmherzigkeit den Tod verdient. Da hob der Erzbischof seine Hände gen Himmel und rief aus: „Gütiger Gott, auf wen kann sich wohl ein Mensch verlassen." Drauf zog er die Briefe, durch welche er die Verrätherei entdeckt hatte, aus seinem Busen, und fragte die beiden, ob sie diese Papiere kennten? Die Doctoren erblaßten, fielen dem Erzbischof zu Füßen und baten um Vergebung. Cranmer versprach, ihnen zu vergeben und für sie zu beten; nur Eins sollten sie nicht von ihm erwarten, daß er künftig noch ein Vertrauen in sie setze. (Britt. Plutarch Bd. II. S. 19 ff.

er (auf Heinrichs VIII. Geheiß) in seinem Wappen den Pelikan, der sich die eigne Brust zerhackt, um mit seinem Blute die Jungen zu nähren. — Sein Tod erwarb ihm einen hohen Rang unter den Bischöfen der protestantischen Kirche Englands. Man verglich ihn einem Polycarp von Smyrna, einem Cyprian von Karthago, einem Ignatius, die in ähnlichen Zeiten die bischöfliche Krone mit der Märtyrerkrone vertauschten. Und wie damals, so ermunterte auch hier des Bischofs glorreiches Beispiel viele, die nach ihm freudig in den Tod gingen*). Selbst Greise und Krüpel, Blinde und Gebrechliche wurden zu den Richtstätten geschleppt, und neugeborene Kinder**) ihren Müttern ins Feuer nachgeworfen. Das einzige Jahr 1556 kostete 85 Protestanten das Leben. Aber mitten unter diesen Drangsalen breitete sich die Reformation immer weiter aus, und durch alle Gefahren und Hindernisse hindurch bahnten sich treue Prediger den Weg zu ihren Gemeinden, die sich oft in kleinen Häuflein, doch auch bis zu zweihunderten in den Häusern der Glaubensgenossen versammelten. Freilich machte auch der römische Glaube bedeutende Fortschritte im Reich. — Cardinal Polus erhielt das durch Cranmers Tod erledigte Erzbisthum von Canterbury. Die Klöster wurden allmälig wieder hergestellt und das Andenken an die Reformatoren so weit vernichtet, daß die Gebeine von Bucer und Fagius ausgegraben und zu Asche verbrannt wurden. Jetzt sollte endlich, das Ganze zu vollenden, die Inquisition, (jenes treffliche Geschenk, womit Philipp bald drauf die Niederlande bedachte) auch in England eingeführt werden, und die zahlreichen Hinrichtungen, die in den Jahren 1557 und 58 fortgesetzt wurden, lieferten die geeignetsten Vorarbeiten dazu; doch der Krieg, der um eben diese Zeit zwischen Frankreich, England und Spanien geführt wurde, hatte einige Unterbrechung und der bald darauf erfolgte Tod der Königin Maria die endliche Einstellung der Ketzergerichte zur Folge. Maria starb den 17. November 1558 nach einer fünfjährigen Regierung,

*) Burnet 259.

**) Eine hochschwangere Frau kam auf dem Scheiterhaufen nieder. Das zarte Knäblein wurde von mitleidigen Zuschauern gerettet, aber sofort von den Richtern wieder in die Flammen geschleudert. Burnet S. 262. Kortüm S. 28.

und keine Thränen flossen ihrem Sarge nach als die der römischen Priester, die sie auf Kosten ihrer Unterthanen und aus falscher Religiosität begünstigt hatte *). Unter ihrer Regierung waren 273 Menschen in den Flammen als Ketzer gestorben, unter ihnen 5 Bischöfe, 21 niedere Geistliche, 8 Edelleute, 84 Kaufleute, 100 Bauern, Handwerker und Bediente, 55 Weiber und Kinder **). Ihr folgte die jüngere Stiefschwester Elisabeth, die Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn.

Der Papst Paul IV. protestirte zwar gegen ihre Wahl, weil der päpstliche Stuhl die Ehe Heinrichs mit Anna Boleyn als eine unrechtmäßige Ehe betrachtete; aber Elisabeth kehrte sich wenig daran, sosehr sie auch anfänglich mit dem Papst in gutem Vernehmen zu stehen wünschte, und verrieth nun auch in ihren Anordnungen bald den Geist, der, von ihrer Würde ausgehend, in Staat und Kirche Englands herrschen sollte.

Zehnte Vorlesung.

Elisabeths Regierung. Die 39 Artikel. Schottlands Reformation. Hamilton. Cardinal Beaton. Hinrichtungen. John Knox. Walter Mill. Unruhen in Edinburg. Congregation Christi. Vorfälle in Perth. Weitere Unruhen. Entsetzung und Tod der Regentin. Edinburger Vertrag. Charakter der schottischen Reformation. Presbyterianismus. Maria Stuart. Die vormundschaftliche Regierung. Knox stirbt.

Wenn die Regierung Heinrichs VIII. in Beziehung auf die Reformation einer grauen, noch halb in Nacht gehüllten Dämmerung, die darauf folgende Zeit Eduards VI. aber der Morgenröthe verglichen werden kann, hinter deren blutrothem Vorhange heimtückische Stürme lauschen, so ging in Elisabeth das siegreiche Gestirn des Tages auf, in dessen Glanze sich die wohlthätigen Pflan-

*) Burnet 346.
**) Kortüm (nach Neal II. 102.) S. 376.

zungen erholten, welche unter jenen Stürmen ihr Haupt gesenkt hatten. Unter Elisabeth befestigte sich nicht nur die englische Reformation, unter ihr erhielt auch die bischöfliche Kirche ihr eigenthümliches Gepräge, der Gottesdienst seine Regel, der Glaube seinen gesetzlichen Ausdruck. Wenn nun auch die neuen Pflanzungen unter Elisabeth den Samen zu neuen Zwistigkeiten in sich schlossen, so kann die Schuld davon doch weniger auf sie selbst zurückfallen, als auf die andern mitwirkenden Umstände, die wir noch werden zu erwägen haben. Einstweilen wird es nöthig sein, uns mit der Person Elisabeths und ihren Leistungen für die englische Kirche etwas genauer bekannt zu machen.

Elisabeth, die Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn, wurde, nachdem sie schon im dritten Jahre ihrer Mutter gewaltsam beraubt worden war, besonders durch des verstorbenen Cranmers Fürsorge, der bei ihrer Taufe Pathenstelle vertreten hatte *), in den Grundsätzen des Protestantismus erzogen. Sie hatte eine harte Jugend zu bestehen, die wohl auch mit als ein Märtyrerthum für den Protestantismus betrachtet werden darf. Besonders hatte sie während der Verfolgungen, die unter Maria einbrachen, viel zu leiden gehabt, so daß in der Schule des Unglücks ihr Glaube sich stärkte und ihr fester, männlicher Charakter in großartigen Zügen sich ausbildete. Man hatte sie beschuldigt, an einer Verschwörung gegen Maria theilgenommen zu haben, und auf Gardiners Anrathen ward sie in den Tower geworfen. Nach der Vermählung Philipps mit Maria aber verwandte sich der erstere aus Politik für die Freiheit seiner Schwägerin und half so unbewußt mit, eine ketzerische Königin auf den Thron Englands zu befördern. Uebrigens wurde Elisabeth noch einmal in Woodstock gefangen gehalten, und als sie auch aus dieser Gefangenschaft wieder war befreit worden, brachte sie während der Stürme, die über ihre Glaubensgenossen ergingen, ihre Tage in stiller Einsamkeit zu auf dem Landgute Hatfield. Hier übte sie ihren starken und umfassenden Geist in den Wissenschaften, die damals auch dem Frauenleben nicht so fern standen, als jetzt. Wie wir es bei einer Jeanne d'Albret und Johanna Gray gefunden

*) Siehe Leben Cranmers im brittischen Plutarch.

haben, so war auch bei Elisabeth das Studium lateinischer und griechischer Schriftsteller die Grundlage ihrer Bildung. Noch befand sie sich in Hatfield, als Eilboten ihr die Erwählung zur Königin von England ankündeten. Elisabeth fiel auf ihre Kniee, dankte Gott und sprach *): „Das ist des Herrn Werk und wundervoll in unsern Augen." Im Triumphzug ward sie nach London geführt und hielt in demselben Tower ihren Einzug, in dem sie zuvor als Gefangene gesessen hatte. Keine persönliche Rache befleckte ihren Regierungsantritt; nur der Bischof Bonner, der so viele Schlachtopfer zum Tode geführt hatte, empfing sie mit einem finstern Blick. Die Kerker, in denen noch manche um des Glaubens willen Verfolgte schmachteten, wurden geöffnet, im Uebrigen aber nur allmälig und behutsam die neuere Ordnung der Dinge vorbereitet; so daß die strengen Protestanten ihr sogar den Vorwurf machten, sie habe nun zwar alle um des Glaubens willen Gefangenen losgelassen, nur nicht die vier Evangelisten, die lange genug gefangen gewesen; aber die gewandte Königin antwortete, sie wolle eben darum erst die Evangelisten selbst befragen und berathen **).

Elisabeth war bei ihrem Regierungsantritt 25 Jahre alt, von mittelmäßiger Schönheit, aber eines kühnen, männlichen Geistes, nicht frei von Herrschsucht, doch auch wieder milden und freundlichen Gemüthes. Alles lag ihr daran, Staat und Kirche auf eine dem Glanz des englischen Namens und ihrer persönlichen Größe entsprechende Höhe zu heben. Zwei Männer waren es besonders, die in der weltlichen Regierung ihr beistanden, der staatskluge Minister Wilhelm Cecil und der gelehrte Nicolaus Bacon. In kirchlichen Dingen schenkte sie ihr Zutrauen dem Manne, der als ehemaliger Hofcaplan ihrer Mutter auch fortwährend bei ihr in Gunst geblieben war und auf ihren religiösen Charakter einen bestimmenden Einfluß geübt hatte, Matthäus Parker. Ihn erhob sie bald drauf zum Erzbischof von Canterbury, und erst nach langem Widerstreben ließ der würdige Mann zur Annahme der Stelle sich bewegen. Es war allerdings eine schwierige Aufgabe, in einer noch immer schwankenden Zeit den Leuchter des Evange-

*) Kortüm S. 31.
**) Siehe Carwithen a.a. O.

liums auf den Altar des vielfach erschütterten Heiligthums zu stellen. Hier waren noch die zahlreichen Priester aus der Zeit Maria's, die im Einklang mit dem Papste fortwährend die Rechtmäßigkeit der ketzerischen und aus einer vom apostolischen Stuhl nicht gebilligten Ehe entsprossenen Königin bestritten; dort war es eine durch die Verfolgungen aufgeregte, im Kampfe verwilderte Partei von Protestanten, welche durch Bildersturm sowie durch thätliche Mißhandlung jener Priester sich schadlos halten zu müssen glaubte für das früher Erlittene. Weislich suchte Elisabeth die Klippen zu vermeiden, die sich ihr von beiden Seiten entgegenstellten. Nur die nöthigsten Aenderungen wurden vorgenommen, wozu die Vorlesung der Evangelien und Episteln, so wie des Unservaters und des apostolischen Glaubensbekenntnisses in der Landessprache gehörte; das minder Wesentliche ward einstweilen in der alten Form beibehalten. Elisabeth schien sogar aus eigner Neigung dem Cultus gern eine Wirksamkeit auf die Sinne zu lassen, welche der strengere Protestantismus verbannte, und so erwuchs allmälig auf der frühern Grundlage von Eduards VI. Buch jene Liturgie der bischöflichen Kirche, wie sie sich bis auf den heutigen Tag in einer Form erhalten hat, die zwischen dem überladenen Dienst der Messe und dem allzusehr nur auf den Vortrag der Lehre beschränkten reformirten Cultus die Mitte zu halten strebt *). Ob damit die *richtige* Mitte getroffen worden? ist *hier* nicht zu beurtheilen. Aber *das* war schon damals ein gefährliches Unternehmen, daß das Streben nach *Gleichförmigkeit* im äußern Gottesdienst als ein Rest des Katholicismus mit allzuvieler Schärfe durchgeführt und das Halten an ihr durch die sogenannte Uniformitätsacte späterhin allen zur Pflicht gemacht wurde. Auch rücksichtlich der *Kirchenverfassung* schloß sich die englische Kirche fortwährend an das aus der alten Kirche ererbte, bloß von dem Papstthum abgelöste bischöfliche System an. An die Stelle der päpstlichen trat dafür, keineswegs im Einklang mit dem wahren Protestantismus, die *königliche* Gewalt. Zwar verzichtete *Elisabeth* freiwillig auf den Titel des obersten Bischofes, welchen Heinrich VIII. an sich gerissen hatte. Sie begnügte sich mit dem weltlichen Auf-

*) The book of common prayer and administration of the sacraments and other rites and ceremonies of the church.

sichtsrechte, wie es auch mehr oder weniger andere protestantische Regierungen übten, aber die Aenderung betraf mehr den Namen als die Sache. Die Königin ließ sich im Jahr 1559 von sämmtlichen Geistlichen den Eid der Suprematie leisten. Die, welche sich dessen weigerten, wurden ihrer Stellen entlassen, aber mit anständigen Ruhgehalten versorgt. Endlich ward auch der kirchliche Glaube in eine buchstäbliche Fassung gebracht. Schon unter Eduard VI. hatten Cranmer und Ridley ein Glaubensbekenntniß für die englische Kirche verfaßt, welches nun aufs Neue durchgesehen und besonders dahin verändert wurde, daß in Beziehung auf die Abendmahlslehre solche Ausdrücke gewählt wurden, von denen man glaubte, daß sie sowohl die Lutheraner, als die Reformirten befriedigen könnten. Dieses Glaubensbekenntniß, das erst 42 Artikel in sich faßte, wurde mit Uebergehung einiger darin enthaltenen Bestimmungen auf 39 Artikel gebracht, so blieb der Name der 39 Artikel von dieser Zeit an die übliche Bezeichnung des anglicanischen Bekenntnisses. Gegen die im Lande wohnenden Katholiken wurde indessen mit der größten Milde und Schonung verfahren, so daß in den ersten Jahren von Elisabeths Regierung diese häufig ohne alle Störung an einem Gottesdienst theilnahmen, der ihnen so manche Erinnerungen an den frühern Zustand gestattete. Aufs Strengste wurden die gegenseitigen Schmähungen, „Papisten, Ketzer, Schismatiker, Sacramentirer u. s. w. verboten," dagegen durch Verbreitung einer neuen Bibelübersetzung *) dem evangelischen Christenthum am sichersten der Weg gebahnt.

Allein für eine ruhige Entwicklung schien weder die Zeit im Allgemeinen, noch besonders die damalige Lage des brittischen Reiches reif zu sein, und wie hinter der milden Frühlingssonne nicht selten rauhe Stürme sich verbergen, so brachen auch diese Stürme von einer dem Katholicismus entgegengesetzten Seite los, und ein neuer Fanatismus brachte Zwietracht in die englische Kirche.

Um diese Erscheinungen zu begreifen, müssen wir jedoch erst sehen, unter welchen Umständen sich in dem angrenzenden Schottland die Reformation verbreitete.

Fast so alt, als die Dynastie der Valesier in Frankreich

*) Ueber die frühere Genfer- und die nachmalige Bischofsbibel, siehe das Weitere bei Carwithen a. a. O.

ist die der Stuarts in Schottland. Mit dem Jahr 1371 gelangte nach dem Tode Robert Bruce's, welcher Schottland der Herrschaft Englands entrissen hatte, dieses in der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts so merkwürdige, durch tragische Schicksale verfolgte Königshaus auf den Thron. Wir begegnen auf demselben zu Anfang unsrer Geschichte dem Vater der Maria Stuart, Jacob V., welcher mit dem Jahre 1524, (also zu derselben Zeit, als Heinrich VIII. in England regierte) seine Herrschaft antrat. Durch die Vermählung dieses Königs mit Maria von Guise erhielt diese in Frankreich so mächtige Partei auch einen Einfluß auf die schottischen Angelegenheiten und auf die Geschichte der um dieselbe Zeit in Schottland aufgehenden Reformation. Von Anfang an hatte sich dieses Land in größerer Unabhängigkeit von dem römischen Stuhl erhalten, als England; aber nichtsdestoweniger übte die hohe Geistlichkeit eine aristokratische Gewalt in der Kirche. An der Spitze derselben stand der Erzbischof von St. Andrews. Die niedere Geistlichkeit war roh und ungebildet, und das Licht der Wissenschaften, das von der Universität Glasgow ausgehn sollte, war höchstens ein trübes Dämmerlicht *). Von außen herein brach indessen auch hier der Strahl der reinern, evangelischen Lehre. Schon Wikliffs Schriften hatten sich aus dem benachbarten England auch nach Schottland verbreitet, und schon im 15. Jahrhundert versammelten sich die geheimen Anhänger desselben zum Lesen der Bibel in mitternächtlicher Stunde. Der erste aber, der Luthers Lehre in Schottland verbreitete, war ein junger, dem königlichen Hause verwandter **) Edelmann, Patrik Hamilton. Dieser hatte in Deutschland sowohl in Wittenberg selbst, als auf der damals neugestifteten Universität Marburg ***) die Grundsätze der Reformation kennen gelernt, die er nun den Versuch machte in seinem Vaterlande auszubreiten. Er wurde vor ein geistliches Gericht gestellt, als Ketzer erfunden, drauf der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung übergeben, und im Jahr 1527 in einem Alter

*) Die Wiederherstellung der Wissenschaften im 15. Jahrhundert übte nur geringen Einfluß auf Schottland. Die griech. Sprache z. B. war bis zum Jahr 1534 nicht bekannt, siehe M'Crie, Life of John Knoxe. (5 Ed.) p. 7.

**) Sein Großvater hatte eine Schwester Jacobs III. zur Ehe.

***) Sein Lehrer war der früher erwähnte Lambert von Avignon.

von nicht 24 Jahren verbrannt. Bei seiner Hinrichtung befand sich ein Mönch, Namens Campbell, der ihn in seinen letzten Stunden mißhandelte. Diesem rief Hamilton die gewaltigen Worte zu: „Elender, der du bist; in deinem Gewissen bist du von der Wahrheit der Lehre überzeugt, für die ich sterbe, du hast dich selbst noch unlängst in meiner Gegenwart dazu bekannt. Siehe, ich fordere dich vor den Richterstuhl des lebendigen Gottes.“ Der Mönch fiel bald drauf in Wahnsinn und starb. In Hamiltons Tode ehrten deßhalb viele nicht nur den Tod eines frommen Blutzeugen, sondern eines Propheten und Heiligen Gottes. Ein ähnliches Gottesgericht sah die erstaunte Welt bei dem Anlaß eines andern Märtyrertodes. — Der Erzbischof Beaton von St. Andrews war einer der heftigsten Verfolger der Protestanten. Mehrere Hinrichtungen angesehner Männer hatten sich bereits wiederholt, und unter der Regentschaft des Grafen Arran, die auf Jacobs V. Tod eintrat, wußte er, nachdem sich schon einige hellere Aussichten für die Protestanten geöffnet hatten, allmälig die Gewalt an sich zu ziehn, und den Verfolgungen Nachdruck zu geben. Zu den verschiedenen Hinrichtungen, die er schon betrieben hatte, gesellte sich nun auch die eines Adligen, Georg Wishard, der von Cambridge kommend, die Lehre der Reformation in Schottland ausgebreitet, und als man ihm die Kirchen verweigert, auf freiem Felde unter großem Zulauf sie verkündet hatte. Auch Wishard wurde zum Feuertode verurtheilt. Mit ruhiger Fassung bereitete er sich zum Tode. Da er das Abendmahl nicht von einem katholischen Priester nehmen wollte, segnete er es selbst ein nach seinem letzten Frühstück und genoß es mit einigen seiner Freunde unter beiderlei Gestalt. Der Cardinal Beaton sah der Hinrichtung aus dem Fenster seines Schlosses zu. Aber der Sterbende weißagte ihm noch aus den Flammen, daß sein Ende gekommen sei und in wenigen Tagen ging die Weißagung in Erfüllung. Beaton wurde im Mai 1546 von sechzehn Verschwornen in demselben Schlosse ermordet, aus dessen Fenster er am Tode Wishards sich geweidet hatte.

Solche merkwürdige Ereignisse mußten einen tiefen Eindruck in dem Gemüth eines Volkes hinterlassen, das für das Wunderbare in den Verkettungen der menschlichen Schicksale und für die geheimnißvollen Einwirkungen der Geisterwelt von Natur einen

erregbaren Sinn zeigt. Mag auch der Aberglaube in solche Stimmen und Zeichen ein größeres Gewicht gelegt haben, als die besonnenere Vernunft unsrer heutigen Bildung ihnen zugesteht, immerhin waren es wirksame Zeichen der Zeit, und wie überall in solchen Zeiten ward auch hier das Blut der Märtyrer ein Same der Kirche, und das Wunderbare, von dem ihr Tod begleitet schien, ein Hebel der Begeisterung.

In die aufgeregten Gemüther ward nun ein neuer Zunder geworfen durch einen Mann, den die Vorsehung gerade zum Reformator dieses Volkes bestimmt zu haben schien, damit, was in andern Ländern entweder auf ruhigere Weise sich gestaltete oder im Kampfe unterging, hier, dem über Felsen hinrollenden Waldstrom gleich, mit Gewalt sich eine Bahn breche.

John Knox ist der merkwürdige Charakter, der der schottischen Reformation ihr eigenthümliches, ihr ernstes und schweres Gepräge aufdrückte, der die calvinische Lehre, die in ihrem Stifter durch die feinere französische Natur und durch eine höhere Geistesbildung gemildert war, in ihrer oft abstoßenden Schroffheit hinstellte und sie ins praktische Leben des Volkes einführte. Wir müssen uns mit dem Leben dieses Mannes etwas genauer bekannt machen *).

Johann Knox, stammend aus einer alten achtbaren Familie, wurde geboren im Jahr 1505 zu Gifford, nach andern zu Haddington in der Grafschaft Ost-Lothian **). Schon als Knabe zeigte er, was ihn als Mann auszeichnete, einen hellen, durchdringenden Verstand und einen festen, ausdauernden Willen. Diese beiden Seelenkräfte überwogen auch bei ihm (wie bei Calvin) die sanftere und weiche Gemüthlichkeit ***). Als ein neunzehnjähriger

---

*) Die beste Biographie ist die von M'Crie, Life of John Knox. Edinb. 811. Der deutsche Auszug von Planck ist mir gar nicht, und das Original (5. Aufl. von 1831.) erst später zu Gesicht gekommen. Ich habe es bei der Ueberarbeitung noch benutzt. — Andere Hülfsmittel sind die nach M'Crie bearbeitete franz. Lebensbeschreibung im Musée des Prott. célèbres und Niemeyer (Ch.), Leben Johann Knox's und der beiden Marien, Mutter und Tochter. Leipzig 824.

**) Ueber die Verschiedenheit dieser Annahmen siehe M'Crie von Anfang und Note A. Der Vf. entscheidet sich für Gifford.

***) Auch die Bilder von Knox und Calvin (das erstere als Titelkupfer zu M'Crie, das andere zu Henry) haben einige Aehnlichkeit, die sich nicht nur auf die äußere Tracht bezieht.

Jüngling bezog Knox im Jahr 1524 die Universität Glasgow *). Theils die freisinnigen Winke seines Lehrers, Johann Mair (Major), der sich jedoch nur behutsam äußerte, weit mehr aber noch das selbstständige Studium der Bibel und der Kirchenväter, besonders des Augustin und Hieronymus, vorzüglich endlich die Verfolgungen selbst, welche um jene Zeit begannen und als deren Opfer Hamilton fiel, weckten in dem feurigen, thatendurstigen Jünglinge den Drang, als Glaubensverbesserer aufzutreten, worin ihn auch die Freundschaft seines Altergenossen Georg Buchanan bestärkte. Sein Streben entging dem wachsamen Auge Beaton's nicht. Knox zog sich nach Hochschottland zurück, wo er unter dem Schutze des Hugh Duglas öffentlich das Evangelium predigte, trat aber nach dem Tode des Erzbischofs eine Predigerstelle in St. Andrews an, die ihm von der Gemeinde übertragen wurde. Hier predigte er die erneuerte Lehre des Heils ohne Scheu und vertheidigte sie in offener Disputation gegen die Widersacher mitten unter den Stürmen, die ihn umlagerten. Täglich wurden ihrer hinzugethan zu der Gemeinde, und als in Folge der Ermordung des Erzbischofs die wackre Bürgerschaft im Sommer 1547 als eine rebellische Partei behandelt und mit Hülfe einer französischen Flotte zu Wasser und zu Land belagert wurde, da war es wieder sein Wort, das die Bedrängten aufrichtete und den sinkenden Muth begeisterte. Vergebens hofften die Belagerten auf nahende Hülfe aus England. Sie mußten sich ergeben, und Knox gerieth mit einem Theil der Besatzung wider das gegebene Wort des Vertrags — auf die Galeeren. Hier mußte er nun selbst der Flotte dienen, welche die nahende Hülfe der Engländer von Schottlands Küste zu vertreiben den Befehl hatte **). Die Anstrengungen, die er mit den rohesten Sclaven theilte, zogen ihm eine Fieberkrank-

*) Nicht St. Andrews, wie in den frühern Ausgaben von M'Crie steht, siehe dessen Anmerkung zur 5. Ausgabe, wonach ich auch den Text dieser Vorlesung berichtigt habe.

**) Als sie im Winter vor Nantes lagen, wurde alles angewandt, die Gefangenen wieder zum Katholicismus zurückzuführen. Mit Gewalt wollte man sie nöthigen, am Schiffsgottesdienst Theil zu nehmen; aber mit einer Standhaftigkeit, die an Schroffheit grenzte, machten sie ihren Protestantismus geltend. Wenn der Gottesdienst begann, bedeckten sie absichtlich ihr Haupt, und als man einem unter ihnen (Knox selbst?) befahl, ein Marienbild zu küssen, warf er es in die Loire mit den Worten: „Die Jung-

heit zu, aber in allen Nöthen tröstete ihn sein Glaube und das Gebet. Beide wurden auch der Gegenstand seines tiefern Nachdenkens, und so verfaßte er in den schmerzensfreien Stunden sein Glaubensbekenntniß sowohl, als eine Abhandlung über das Gebet. Wie einst der gefangene Paulus die Erquickungen der Religion auch den fernen Gemeinden in seinen Sendschreiben mittheilte, so wußte auch Knox von den Galeeren aus einen Brief an seine Glaubensbrüder in Schottland zu befördern, der mit den Worten beginnt: „Johann Knox, der gebundene Knecht Jesu Christi: Gnade, Erbarmen und Friede von Gott dem Vater mit dem beständigen Troste des heiligen Geistes *).

Nach zwei Jahren unsäglicher Leiden öffnete sich den Gefangenen wieder eine freiere Aussicht. Die Vermählung der Thronerbin Maria Stuart mit dem König von Frankreich Franz II. brachte ihnen 1549 die Freiheit, indem Franz, der die Protestanten im eignen Land verfolgte, erst den Versuch machen wollte, die Schotten durch Milde zu gewinnen. Knox, der zwar seiner Ketten entledigt wurde, aber nicht nach Schottland zurückkehren durfte, begab sich nach England. Cranmer suchte ihn als einen willkommnen Gehülfen für die nördlichen Landschaften des Reichs zu verwenden. Aber Knox fand hier großen Widerstand an der Weichlichkeit und Trägheit der Geistlichen. Eine bleibende Stelle in London, die ihm angetragen wurde, schlug er eben so standhaft aus, als ein ihm angetragenes Bisthum in Nordengland, weil er die halben Maßregeln der Reformation, wie sie unter Eduard VI. geübt wurden, nicht mit seinen strengen und durchgreifenden Grundsätzen vereinigen konnte. Besonders nahm er Anstoß an der bischöflichen Verfassung und der weltlichen Pracht der Bischöfe, die schon damals ein Aergerniß für einfache, christliche Gemüther sein

---

frau ist leicht genug, laßt sie schwimmen lernen." Nur mit Mühe gelang es, die Heilige aus den Wellen zu retten. M'Crie a. a. O. S. 68. 69.

*) Auch geistlichen Rath ertheilte Knox den Glaubensbrüdern, die sich in ähnlicher Lage befanden. Ein Theil derselben saß nämlich zu Mont St. Michel gefangen. Es bot sich ihnen eine Gelegenheit dar, aus ihrer Haft zu entfliehen. Ungewiß, ob sie mit gutem Gewissen die Flucht ergreifen dürften, wandten sie sich an Knox. Dieser gab ihnen den gesunden, evangelischen Rath, sich allerdings frei zu machen, doch unter der Bedingung, daß es ohne Blutvergießen geschehe.

mußte; sowie an der noch immer mit zu vielen äußern Ceremonien überladenen Liturgie. Es stellte sich schon hier der Gegensatz heraus, welchen die schottische und englische Kirche oder die Presbyterial- und Episcopalform gegeneinander in der Folge bildeten. Knox war Presbyterianer, d. h. er wollte, daß die Kirche, nach dem Muster der apostolischen Zeit, nicht geleitet würde von hohen, vornehmen Beamten, die sich zum Unterschiede von den niedern Geistlichen Bischöfe nennen, sondern daß an der Spitze des Gemeinwesens ein frommer, gelehrter Mann stehe, der im Vereine mit andern ihm gleichgestellten Aeltesten (Presbyteren) die Angelegenheiten der Kirche leite. In der That waren ja in der alten apostolischen Zeit die Bischöfe nichts anders, als solche Aelteste oder Presbyter, sie waren Aufseher über die Gemeinde, Seelsorger oder Pfarrer, und der hohe, vornehme Nimbus hatte sich erst später um ihre Häupter gewoben, als das Christenthum in großen Städten und später an den Höfen der Kaiser Eingang gefunden. — Es kann nun streitig sein, ob es mit zum Wesen des Protestantismus gehöre, auch in der äußern Form wieder zur apostolischen Einfachheit zurückzukehren, oder ob nicht die veränderten Verhältnisse, wonach das Christenthum eine Staatsreligion geworden, auch Abänderungen in den äußern Formen nöthig machten, und in der That glauben wir, daß die Forderungen der damaligen Presbyterianer in manchen Dingen überspannt waren. Aber gegenüber jener Verweltlichung des Christenthums, wie sie in den damaligen Zeiten durchgängig war, ehe das Licht der Reformation hereinbrach, und wie sie sich leider! in der englischen Kirche nur zu sehr und auf eine zu schreiende Weise erhielt, mußte immerhin diese Weigerung des schottischen Reformators, an der Sünde des Zeitalters theilzunehmen, als eine großartige erscheinen, die seinem Charakter Ehre macht.

Ob nun gleich Knox kein bleibendes Kirchenamt in England annehmen wollte, so trug er doch auch hier durch seine starken und rücksichtslosen Predigten manches zur Reformation bei. Unter der Regierung der katholischen Maria in England flüchtete Knox, nachdem er sich erst den Verfolgungen ausgesetzt hatte, auf den Rath seiner Freunde nach Genf, wo ihn Calvin mit offnen Armen aufnahm. Bald darauf that sich ihm ein Wirkungskreis

in Deutschland auf, indem sich in Frankfurt eine reformirte Gemeinde von französischen und englischen Flüchtlingen gebildet hatte, an welche Knox berufen ward. Leider waren es auch hier die Streitigkeiten über die Liturgie und das Ungestüm, womit einige Engländer das Beibehalten derselben in der anglikanischen Form verlangten, welche Knox, nachdem er vergebens die Gegensätze zu vermitteln versucht hatte, wieder aus Frankfurt vertrieben *). Er begab sich abermals nach Genf, bald aber kehrte er unter den seither veränderten politischen Verhältnissen nach seinem Vaterlande zurück. Hier ließ nämlich die Regentin Maria von Guise, welche seit 1554 die Vormundschaft führte, die Protestanten anfänglich gewähren, schon darum, weil ihre politische Gegnerin, Maria von England, sie dort verfolgte. In Edinburg sammelte Knox in dem Hause eines Privatmanns (James Syme) eine evangelische Gemeinde um sich, und streute auch in den südlichen Landschaften den Samen der Reformation aus; doch wußten es die ihm feindlichen Geistlichen dahin zu bringen, daß er den 15. Mai 1556 vor ein Gericht gestellt wurde. Knox erschien in zahlreicher Begleitung seiner Freunde, worunter von den angesehensten Männern des Landes waren. Die versammelten Prälaten wagten es nicht, ihn zu verurtheilen. Vielmehr predigte er 10 Tage nacheinander in einer offenen Halle des Vor- und Nachmittags vor einer großen Menge von Zuhörern. Aber auch die friedliche Gesinnung der Regentin dauerte nicht lange, und Knox, der ohne den Ausbruch eines Bürgerkrieges (welchen er jedoch vermeiden wollte) keinen Weg sah, dem Protestantismus in Schottland Ansehn zu verschaffen, hielt es für einen Ruf Gottes, als ihn die Kirche von Genf als ihren Prediger zu sich berief. Knox trennte sich mit schwerem Herzen von seinen Glaubensbrüdern und Schottland, und trat seine Stelle in Genf an **). Der abermalige Aufenthalt in dieser so wichtigen Pflanzstadt der Reformation verschaffte ihm Gelegen-

*) Auch Calvin war um sein Gutachten in den Streitigkeiten ersucht worden. Es fiel gegen die bischöfliche Liturgie aus, in welcher er noch eine starke Hefe des Papstthums erkannte. Calv. Opp. T. IX. (Amst. 1667.) p. 28. M'Crie S. 146.

**) Er hatte sich unter der Zeit verehlicht; auch seine Gattin und Schwiegermutter folgten ihm an den Ort seiner neuen Bestimmung. Auch wurden ihm hier zwei Söhne geboren. M'Crie S. 194.

heit, sich in seinen theologischen Kenntnissen und Ansichten noch weiter zu befestigen; aber zugleich versäumte er nicht, die Verbindung mit dem schottischen Mutterlande aufrecht zu erhalten. Die Verdammung seiner Lehre und seiner Person war ihm indessen auf dem Fuße gefolgt: denn als man seiner nicht mehr habhaft werden konnte, ward statt seiner sein Bildniß öffentlich in Edinburg verbrannt und über ihn selbst das Todesurtheil gesprochen. Kürzere Zeit hielt er sich auch in Dieppe auf; doch kehrte er bald wieder nach Genf zurück, wo er im Verein mit einigen Freunden eine neue englische Bibelübersetzung besorgte. Zugleich erließ er ein „Schreiben an die Königin-Regentin," worin er die Sache der Reformation mit Kraft vertheidigte, und in Verbindung damit sandte er einen Zuruf an den Adel und die Reichsstände von Schottland, worin er dieselben auf der einen Seite zum Gehorsam gegen die Regierung aufforderte und vor jedem gewaltsamen Aufruhr warnte, auf der andern aber auch ihnen zur Pflicht machte, ihre Brüder im Nothfall mit eigner Lebensgefahr zu vertheidigen, wenn diese um ihres Glaubens willen angegriffen würden. — Knox billigte es so wenig als Luther, daß man mit äußerer Gewalt dem Evangelium Bahn breche, wohl aber schien ihm auch die bewaffnete Vertheidigung erlaubt gegen unbefugten Angriff. Hierin zeigte er weniger Bedenklichkeit als Luther, und näherte sich darin mehr Zwingli. Wenn es schwer ist, den richtigen Punct zu bezeichnen, wo die äußere Selbstvertheidigung in Sachen des Glaubens beginnen darf, so müssen wir uns begnügen, wenn wenigstens der Grundsatz im Allgemeinen festgehalten wird, daß vor allem die Macht des Wortes gelten soll, und dieß finden wir hier selbst bei dem stürmischen Knox. Indessen soll auch da, wo das Christenthum mit dem Worte sich vertheidigt, dieses Wort zwar ein kräftiges sein und ein unumwundenes, aber auch das Wort soll nie die Schranken des Anstandes und der Mäßigung überschreiten, welche ihm gerade die rechte Würde in den Augen der Gegner sichern müssen und auf die Dauer sichern werden. Dieß vergaßen in jenen Zeiten mitunter auch die edlern und bessern Kämpfer, und wie Luther in seiner Schrift an Heinrich VIII., so setzte nun auch Knox die Gesetze der Mäßigung und des Anstandes zu wei aus den Augen in einer Schrift, deren Titel schon allein die ernste

und heilige Wirkung verfehlen mußte, welche die Schrift beabsichtigte. „Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment*)" — so hieß die Schrift, welche Knox im Jahr 1558 gegen die beiden Königinen Maria von England und die Königin Mutter in Schottland erließ. Unglücklicher Weise war aber um eben diese Zeit die englische Maria gestorben, und ihre Schwester Elisabeth ihr in der Regierung gefolgt, und diese bezog nun die starken Aeußerungen des Reformators gegen eine jede Frauenregierung natürlicher Weise auch auf sich. So zog sich Knox durch diesen unbesonnenen Schritt wenigstens für den Augenblick die persönliche Feindschaft einer Frau zu, welche der Sache des Protestantismus so wesentliche Dienste leistete. Es blieb indessen beim ersten Trompetenstoß, und es folgte kein zweiter und dritter mehr, wie er es beabsichtigt hatte**).

Aber auf einen ernstern Gegenstand richten wir nun den Blick. Die Verfolgungen in Schottland hatten in der That mächtig überhand genommen, und ein Opfer hatte sich der Erzbischof von St. Andrews***) ausersehen, das wohl geeignet war in den Herzen aller Redlichen den gerechtesten Abscheu gegen die Bedrücker des evangelischen Glaubens zu erwecken. Ein alter, ehrwürdiger Priester war dieses Opfer. Walter Mill, 83 Jahre alt, hatte sich noch in diesem hohen Greisenalter der neuen Lehre zugewandt, ein Beweiß, daß auch die Fülle der Jahre für den nach Wahrheit strebenden Geist kein Hinderniß ist, dieselbe in sich aufzunehmen. Er war als Evangelist in Schottland umhergewandert und hatte das Wort Gottes denen verkündet, die es hören wollten. Da ließ ihn der Erzbischof greifen und nach St. Andrews schleppen; das geistliche Gericht verurtheilte ihn zum Feuertod. So allgemein war aber die Ehrfurcht vor dem Greise oder wenigstens die Scheu vor seinen grauen Haaren, daß kein Weltlicher über ihn zu Gericht sitzen wollte. Um aber die Formen zu erfüllen, bestellte der Erzbischof einen nichtswürdigen Menschen seines Hofgesindes zum Richter über ihn, der die Sen-

*) The first Blast of the Trumpet against the monstrous regiment (government) of women.

**) M'Crie S. 220. Erst beim dritten wollte er seinen Namen nennen.

***) Johann Hamilton, der Bruder des frühern Regenten Arran.

tenz des geistlichen Tribunals bestätigte. Nun aber wollte auch niemand von ferne zu dessen Hinrichtung die Hand bieten. Die Läden, in welchen man die Stricke und das nöthige Brennmaterial kaufte, waren geschlossen, kein Henker fand sich, das Urtheil zu vollziehn. Dieß verschaffte ihm einen Tag Aufschub. Der Erzbischof und sein Helfershelfer wußten sich jedoch Mittel zu verschaffen, das Werk der Bosheit auszuführen, und Mill starb den Feuertod im April 1558. Das Volk errichtete ihm eine Ehrensäule von aufeinander gehäuften Steinen, und als der Erzbischof die Steine zerstreuen ließ, wurden sie über Nacht mehreremal wieder zusammengetragen, bis endlich die Anhänger des Bischofs die sämmtlichen Steine fortschafften und sie zu Gebäuden in der Stadt verwendeten *). Wie einst Huß, so hatte auch der alte Mill bei seinem Tode geweißagt, daß aus seiner Asche hundert bessere Männer als er zu Zeugen aufstehn würden; er hoffe aber, daß er der Letzte sei, den man in Schottland dieser Sachen willen tödte."

Es fehlte auf solche Gewaltthat hin auch nicht an heftiger Gegenwirkung von Seiten der Protestanten. An dem Feste des heiligen Egidius, des Schutzpatrons von Edinburg, wurde das Bild desselben, das man in Procession herumzutragen pflegte, erst entwendet, und als man ein anderes an dessen Stelle verfertigt hatte, das man wirklich mit großem Gepränge umhertrug, wurde dasselbe von einer Schaar junger Bursche mit Gewalt den Händen Händen der Priester entrissen und im Kothe herumgeschleppt. In einer solchen Zeit der Aufregung trat Knox wieder in Schottland auf. Schon seit 1557 hatten sich die mächtigern seiner Freunde in einen Bund miteinander eingelassen, den sie die Congregation Christi nannten. Knox sollte die Seele dieses Bundes werden, der mehr als je einer leitenden Kraft bedurfte. Noch vor seiner Ankunft hatte die Congregation ihre Wünsche der Regentin eingegeben, in welcher sie dieselbe um das Recht freier Religionsübung anflehten. Dieses Recht wurde ihnen mit einigen Einschränkungen bewilligt, aber bald wieder genommen. Der Grund davon lag hauptsächlich in den politischen Verhältnissen des Tages. Wir haben schon in der Geschichte von England bemerkt, daß Elisabeth

*) Vgl. hierüber, sowie über die schottischen Angelegenheiten überhaupt Buchanan, Rerum Scoticarum historia. p. 568 ff.

von der päpstlichen Partei nicht anerkannt wurde. Diese Partei ging nun wirklich damit um, die Tochter der Regentin, Maria Stuart, auf den Thron Englands zu heben, während die Protestanten in Schottland, die vielmehr auf den Schutz Elisabeths hofften, diesem Plan im Wege standen. Sie zu unterdrücken gebot also jetzt die Politik. Nachdem die Regentin ihr Wort gebrochen, glaubten sich auch die Protestanten nicht mehr gebunden, und die Schritte der Congregation wurden um so kühner, je drohender die der Regierung wurden. Ohne sich an das Verbot derselben zu kehren, führten sie in Perth, einer der angesehensten Städte Schottlands, den reformirten Gottesdienst ein, und Knox bestieg die Kanzel. Hier hielt er eine Predigt, worin er heftig das Meßopfer und den Bilderdienst bestritt. Als aber der Meßpriester, ohne sich an die eifernde Rede zu kehren, dennoch die Anstalten zum Opfer traf*), erregte dieß einen gräulichen Tumult. Ein junger Mensch, der in der Nähe des Messelesenden Priesters stand, ließ erst seinen Unwillen in Worten über die abgöttische Handlung aus. Der Priester gab ihm eine Ohrfeige. Nun warf der Beleidigte mit einem Stein nach dem Priester, traf aber den Altar und zertrümmerte ein Bild, das darauf stand. Jetzt fiel die Menge der Zuschauer wüthend über den Priester und den Altar her. Der Sturm wandte sich plötzlich gegen die sämmtlichen Heiligthümer der Kirche, ja auch nach außenhin gegen die übrigen Kirchen der Stadt und ihre Bilder, gegen die Klöster und ihre Schätze. Eine ähnliche Scene, wie wir sie (einige Jahre später) in Antwerpen gefunden haben. — Knox darf keineswegs der Vorwurf gemacht werden, zu diesem Bubenstück ermuntert zu haben. Ob er besser gethan hätte, seine Rede zu mäßigen? ist schwer zu entscheiden. Jetzt wenigstens mahnte er die Wüthenden ab**), aber freilich zu spät, und die Vergehungen einer aufgeregten Pöbelmasse wurden auch jetzt wieder den besonnenern Freunden der Wahrheit beigemessen. Die Regentin benutzte den

*) Ein merkwürdiges Gegenstück zu jenem Meßpriester in Bern, der nach einer ähnlichen Predigt Zwinglis den Ornat auf den Altar niederlegte und von der Messe abstand, siehe Vorlesungen über die Reformation Band 2. S. 185.

**) Er nannte sie selbst: „the rascal multitude.“ M'Crie S. 258.

Anlaß, um mit aller Strenge gegen die Protestanten einzuschreiten. Die Stadt Perth wurde belagert und dem gegebenen Versprechen zuwider mit französischer Besatzung belegt, der evangelische Gottesdienst aufs Neue verboten. Die Congregation rüstete sich zu standhafter Gegenwehr, und die rohern Anhänger der Reformation fuhren fort, auch an andern Orten des Königreichs ihren Unwillen an den Bildern auszulassen. Knox selbst begab sich mit den beiden Häuptern der Congregation, dem Grafen Argyle und dem Lord Jacob Stuart unter einer Bedeckung von Bewaffneten nach St. Andrews, im Juni 1559. Der Erzbischof, drohte ihn von der Kanzel herunterschießen zu lassen, wenn er sich gelüsten ließe, dieselbe zu besteigen. Argyle und Stuart riethen selbst zu schneller Abreise; aber Knox sprach: „Mein Leben steht in der Hand desjenigen, dessen Ehre ich suche," und bestieg die Kanzel. Ein Wort der Belehrung über die richtige Ansicht von den Bildern, über Form und Wesen der Religion (in der Art, wie einst Luther zu Wittenberg predigte) wäre hier vielleicht besser am Platz gewesen, als die Hinweisung auf die Reinigung des Tempels von den Käufern und Verkäufern und die Aufforderung, ein Aehnliches zu thun. Aber Knox, der in diesem Stücke einem Karlstadt ähnlicher war als Luther, ließ von seinem Feuereifer sich hinreißen, das Volk selbst zu einem Schritte zu ermuntern, von dem er es früher noch abgehalten hatte. So wurden denn auch hier die Bilder zertrümmert, die Kirchen beraubt, zwei Klöster der Erde eben gemacht*). — Abermalige Rüstung zum Kriege von beiden Seiten. — Ein der Regentin abgedrungener Waffenstillstand dauerte nicht lange. Das Heer der Congregation überrumpelte Perth und drang in Edinburg ein. Die evangelische Kirchenordnung ward wieder eingesetzt mitten unter den Waffen, und Knox den 7. Juli 1559 zum Prediger der Hauptstadt erwählt. Aber nicht lange dauerte der Besitzstand der Protestanten. Edinburg ward von den Truppen der Regentin angegriffen, und das Einzige, was die Congregation in dem nochmaligen Vertrage mit ihr retten konnte, war die Auf-

*) Das Beispiel von St. Andrews fand Nachahmung an mehrern andern Orten. Eine Ballade, in welcher dieser Sieg gefeiert wurde, theilt M'Crie S. 268. 69. mit.

rechterhaltung des protestantischen Gottesdienstes in Edinburg. Wer aber war den Portestanten Bürge, daß auch dieser Vertrag ihnen gehalten werde? Ohnedieß sollte er nur bis zu Anfang des nächsten Jahres in Kraft bleiben. Sie sahen sich daher nach fremder Hülfe um. Knox knüpfte Unterhandlungen mit England an. Die Regentin setzte einen Preis auf seinen Kopf. Alles war wieder unter den Waffen. Die Congregation verstärkte sich, und selbst der ehemalige Regent, Jacob Hamilton, der jetzt den Titel eines französischen Herzogs von Chatellerault führte, trat mit seinem ältesten Sohne, dem Grafen von Arran, dem Bündniß bei. Knox suchte, so viel an ihm war, den Ausbruch einer bürgerlichen Revolution zu verhüten, und nur auf die Bedingung hin, daß Maria Stuart als die rechtmäßige Königin anerkannt werde, konnte er mit den übrigen Versammelten zur Absetzung der Regentin seine Stimme geben. Vermittelst einer öffentlichen Schrift (im October 1559) wurde somit die Regentin durch die Congregation ihrer Würde entsetzt. Sie starb bald drauf im Juni 1560. Unterdessen war der Kampf der Waffen mit wechselndem Glücke geführt worden. Die Franzosen, welche Maria ins Land gerufen, wurden durch die herannahende englische Hülfe bedrängt und zum Abzuge bewogen. Endlich kam den 6. Juli 1560 unter englischer Vermittelung zu Edinburg ein Vertrag zu Stande, nach welchem das Reich während der Abwesenheit der jungen Königin durch einen Staatsrath verwaltet und nächstens ein Parlament zu Herstellung der guten Ordnung und zu Erledigung der Religionsbeschwerden versammelt werden sollte. Dieses Parlament fand denn auch bald drauf statt. Die Mitglieder der Congregation reichten eine Bittschrift ein, die auf sofortige Abschaffung des Papstthums drang, und da die katholischen Prälaten im Parlamente die Minderheit bildeten, so fügten sie sich schweigend in die Nothwendigkeit. Der Sieg, welchen der Protestantismus in diesem Parlamente davontrug, hing eben so sehr von politischen als religiösen Momenten ab, und die Art, wie dieser Sieg behauptet wurde, war keineswegs den Grundsätzen des wahren Protestantismus gemäß; denn kaum hatten sich die Protestanten von dem Druck erholt, der während der Zeit der Regentschaft auf ihnen gelastet hatte, als sie nun selbst verfolgend gegen andere auftraten. Bei Leibes- und Lebensstrafe ward jetzt das Halten

der Messe oder auch nur derselben beizuwohnen verboten, und als es zu den Bestimmungen über die Kirchengüter kam, da zeigte sich die Lust zuzugreifen gar zu unverholen bei manchen hochgestellten Parlamentsgliedern. Ein Flecken, der leider! der Reformationsgeschichte auch andrer Länder anhaftet, der aber nicht die Reformation selbst betrifft, sondern die menschliche Selbstsucht, die, wie schon manche Beispiele uns gezeigt haben, unter jeder Religionsform sich Eingang zu verschaffen sucht. Wenn Knox auch nicht frei erscheint von dem Vorwurf der Härte gegen Andersdenkende, so hielt er sich doch rein in Absicht auf den letztern Punct, und setzte der Habgier der Großen standhaft den apostolischen Sinn entgegen, womit er die Strenge der Kirchenzucht durchzuführen, die Kirchengüter aber den Armen und dem Unterrichte zuzuwenden suchte. Aber eben dieß erregte den Widerspruch der Weltlichen gegen ihn, und nur mit Mühe konnte er den Sturm beschwichtigen, der sich gegen ihn erhob.

Der Charakter der schottischen Reformation stellte sich nun, im Vergleich mit der englischen, als ein von dieser scharf geschiedener heraus. Zwar ruhte die Lehre beider Confessionen wesentlich auf den Bestimmungen Calvins, doch gingen diese Bestimmungen noch mehr in das schottische, als in das anglicanische Bekenntniß über, nur mit der Ausnahme, daß die Lehre von der Gnadenwahl auch in dem schottischen Bekenntniß einige Milderungen erhielt. Auffallender zeigte sich aber der Unterschied in dem Cultus und der Verfassung. Während die englische Liturgie noch manche Aeußerlichkeit beibehielt, suchte der kräftige Oppositionsgeist der Schotten jede Erinnerung an das Papstthum auszutilgen und erfreute sich an den einfachsten Formen der Gottesverehrung, aus welcher nicht nur Bilder und Musik, sondern alles entfernt wurde, was im Geringsten die Sinne fesselt. Auch das unschuldigste Symbol, wie z. B. der Ring bei den Trauungen, ward verbannt. Wie entschieden Knox gegen die bischöfliche Verfassung war, wurde schon früher bemerkt. An die Stelle derselben trat die Einrichtung, welche Knox unter der Zeit in Genf näher kennen gelernt hatte. Zwölf Superintendenten wurden zur Beaufsichtigung des Kirchenwesens niedergesetzt, welche keinen wesentlichen Vorrang vor den übrigen

Pfarrern, keinen Sitz im Parlament und keine so reichen Einkünfte erhielten, wie die Bischöfe der englischen Nachbarkirche*).

Mit einer nie zu entschuldigenden Rohheit wurden nun alle Denkmäler des Katholicismus zerstört, Kirchen und Klöster geplündert, manche herrliche Kunstschätze und Bibliotheken verbrannt und selbst die Gräber durchwühlt.

Es läßt sich leicht erwarten, daß weder Franz II. von Frankreich, noch seine Gemahlin Maria diesen Neuerungen ihre Zustimmung geben konnten. Sie erblickten in denselben einen Eingriff in ihre Hoheitsrechte, und schon wurden Zurüstungen zu einem neuen Kriege gemacht, als der Tod den König Franz II. dahinraffte. Maria Stuart, die neunzehnjährige Wittwe, von ihrer Schwiegermutter der Katharina von Medicis, übel behandelt, verließ den französischen Boden und langte im August 1561 in Schottland an. Mit ihrem ersten Fußtritt, den sie aufs Land setzte, betrat sie auch die Bahn ihres Unglücks. Schön und jung, aber unerfahren, auferzogen in den weichlichen Genüssen des fränkischen Hoflebens, im höchsten Grade leichtsinnig, umgeben von parteisüchtigen Rathgebern und Schmeichlern, wurde sie ganz ein Werkzeug der Guisen und ihrer verderblichen Absichten. Anfangs schien sie zwar die Protestanten sich geneigt machen zu wollen, was sie schon dadurch beurkundete, daß sie ihren Stiefbruder Jacob Stuart, welcher eines der thätigsten Mitglieder der Congregation gewesen war, und den sie zum Grafen von Murray ernannte, nebst Wilhelm Maitland an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten stellte. Aber als sie damit begann, in ihrer Kapelle die Messe einzurichten zum Behuf ihres Hausgottesdienstes, erblickten darin Knox und die übrigen Protestanten einen gefährlichen Anfang zu weitern Schritten**). Der Versuch, ihr dieses niederzu-

*) Letzteres konnte schon darum nicht geschehen, weil der raubsüchtige Adel die Kirchengüter an sich gerissen hatte. Die Superintendenten sollten übrigens jährlich zwei Provincialsynoden zusammenberufen, an welchen nicht nur die Geistlichen, sondern auch die dazu erwählten Aeltesten aus dem weltlichen Stande theilnehmen sollten, und überdieß sollte jährlich einmal eine allgemeine Kirchenversammlung stattfinden. Die Bestimmungen der Kirchenzucht waren in dem Book of discipline, die über den Cultus in dem Book of common order niedergelegt, vgl. M'Crie II. von Anf.

**) „Eine einzige Messe," sagte Knox in einer Predigt, „sei ihm schrecklicher, als wenn zehntausend bewaffneter Feinde ins Land kämen, mit Gewalt die Religion zu unterdrücken." M'Crie II. S. 25.

legen, ist häufig als die äußerste Intoleranz betrachtet und namentlich dem schottischen Reformator verargt worden; und in der That muß die Härte uns verletzen, womit die Religion der Gewissensfreiheit hier ein fremdes Gewissen beengen wollte. Aber wenn man die zeitherigen Erfahrungen bedenkt, welche die Protestanten gemacht hatten; die Schlauheit, womit die Gegenpartei das geringste Zugeständniß zu ihrem Vortheil zu wenden bereit war; wenn man erwägt, wie wenig noch die Reformation in Schottland befestigt war, und wie das Beispiel der Königin so leicht zu einer Rückwirkung benutzt werden konnte, die am Ende wieder das Errichten der Scheiterhaufen für die Ketzer zur Folge gehabt hätte, so wird man diese Härte weniger auffallend finden, als unter andern Verhältnissen. Man war zusehr gewohnt, die Religion der Fürsten in Uebereinstimmung zu denken mit der der Völker, als daß der Gedanke an eine abgöttische Königin (denn als solche mußte Maria den strengen Protestanten erscheinen) nicht die größten Besorgnisse erregen sollen, und wenn es zu allen Zeiten ein unnatürliches Verhältniß ist, wenn die Religion des Hofes von der des Staates und des Volkes verschieden ist, so mußte besonders damals dieses unnatürliche Verhältniß die unerträglichsten Störungen hervorrufen. — Auch das weltliche Leben und Treiben der Maria, ihre Lust zur Jagd, zum Tanze und Maskeraden und die Leichtfertigkeit ihres Hofes erregte großen Anstoß bei den strengen Puritanern*).

Noch hatte Maria jenen ersten Trompetenstoß nicht vergessen, womit Knox das Weiberregiment etwas unsanft angeblasen hatte. Sie stellte ihn sowohl darüber, als über seine Heftigkeit zur Rede, womit er sich ihren Anordnungen widersetzte. Die Schönheit und die äußere Pracht, womit sie sich umgab, machten auf den stolzen Puritaner wenig Eindruck. Er beantwortete ihre Vorwürfe mit gemessenem Ernste und ohne Rückhalt. Er versicherte die Königin seiner Unterthänigkeit, so lange sie im Dienst der Wahrheit bleibe; aber laut bekannte er sich zu dem Grundsatze, daß es den Fürsten

*) Siehe Raumers Beiträge zur neuern Geschichte (Elis. und Maria) I. S. 30. (nach dem Zeugniß des franz. Gesandten Foy) und S. 58: „Die Königin verkleidet sich und geht so durch die Stadt und nimmt von jedem Manne ein Pfand.“

nicht zukomme, das Evangelium zu hindern, und daß in diesem Falle es den Christen erlaubt sei, gegen die Obrigkeit ihre Rechte zu schützen*). „Oder hätten," fragte er, „die Israeliten dem Pharao und Nebukadnezar, die ersten Christen den heidnischen Kaisern nachhinken sollen?" „Das nicht," erwiderte Maria; „aber sie erhoben doch nicht das Schwert gegen ihre Obrigkeit." „Aber allen gottlosen Befehlen widersetzten sie sich allerdings," fuhr Knox fort. „Doch nicht mit dem Schwert," erinnerte die Königin nochmals und mit gesteigertem Nachdruck. „Gott hatte ihnen dazu die Gewalt und Mittel nicht gegeben," entgegnete Knox. „Also meint ihr," fragte Maria, „daß Unterthanen ihren Fürsten widerstehen dürfen, wenn sie können." „Gnädigste Frau," erwiderte Knox, „man würde es ungeachtet des göttlichen Gebotes: Ehre Vater und Mutter — Kindern nicht zur Sünde rechnen, wenn sie im Fall ihr Vater in einem Anfall von Wahnsinn sie umbringen wollte, ihm das Schwert entrissen, die Hände ihm bänden und ihn so lange in Verwahrung behielten, bis der Anfall vorüber wäre. Ebenso verhält es sich mit den Fürsten, welche die Kinder Gottes, die ihnen unterworfen sind, ermorden wollen. Ihr blinder Eifer ist Wahnsinn, deßhalb kann es nicht Ungehorsam heißen, wenn man ihnen das Schwert aus der Hand windet, ihnen die Hände bindet und sie so lange ihrer Freiheit beraubt, bis sie wieder zur Vernunft kommen; vielmehr ist grade dieß der rechte Gehorsam, weil er mit dem Willen Gottes übereinstimmt." — Die Königin erstarrte fast ob dieser Antwort, wechselte mehrmals die Farbe, nahm sich dann aber endlich zusammen und sprach: „Gut denn, ich sehe wohl, meine Unterthanen sollen nicht mir, sondern euch gehorchen, sollen thun, was sie wollen, nicht was ich befehle." — „Das verhüte Gott," fiel Knox ein; „aber dahin möchte ich es bringen, daß beide, Fürst und Unterthan Gott gehorchen." Maria gab zu, daß die Fürsten Gott und seinem Worte gehorchen sollen; aber eben deßhalb sollen sie der Kirche gehorchen, die allein im Besitz der wahren Religion ist, und so lenkte sich nun das Gespräch auf die Lehre von der Kirche;

*) Vgl. über diese Unterredung M'Crie II. S. 31 ff. und Niemeyer S. 165 ff.

aber auch über diesen Punkt war keine Verständigung möglich. Beide trennten sich unbefriedigt. Knox hinterließ ihr den Wunsch, daß Gott sie für das schottische Volk das möge werden lassen, was Deborah für das israelitische gewesen; aber an den englischen Minister Cecil schrieb er*), die Lehren des Cardinals von Guise, ihres Oheims, hätten sich so tief ins Herz der Königin eingedrückt, daß sie nicht mehr ohne das Herz selbst herausgerissen werden könnten. „Möchte ich hierin irren, aber ich fürchte, daß dieß nicht der Fall sein werde; denn bei meiner Unterredung mit ihr habe ich so viel künstliche List wahrgenommen, wie mir in diesem Alter noch nie vorgekommen. Von jetzt an ist der Hof für mich todt, wie ich für den Hof todt bin."

Immer höher stieg jetzt der Eifer des ernsten Sittenpredigers, um so mehr, da er sich in seinem Streben von den Großen verlassen sah, welche, wie Jacob Stuart und Maitland, mehr auf Bereicherung aus dem Kirchengute, als auf Herstellung der guten Zucht bedacht waren. So kam es, daß er in seinem Strafeifer die Königin von der Kanzel herab einer Jesabel verglich und ihre lockern Sitten mit unerbittlicher Strenge öffentlich rügte. Auch darüber stellte Maria den unerschrocknen Reformator zur Rede. Sie beschwor ihn sogar mit Thränen, daß, wenn er ihr Vorwürfe zu machen habe über ihren Wandel, er dieß unter vier Augen thun möge, aber nicht vor aller Welt. — Knox berief sich auf seine öffentliche Stellung und auf sein Recht und seine Pflicht. Aber Maria vergaß ihm nicht, daß er sie in Thränen gesehen; sie fand bald eine Gelegenheit, für diese Demüthigung sich zu entschädigen, indem sie ihm selbst eine zu bereiten hoffte.

Während einer Abwesenheit der Königin von Edinburg (sie befand sich in Stirling) feierte die Dienerschaft derselben die Messe in der königlichen Kapelle (in Holyroodhouse), und zwar mit noch größerm Gepränge, als es in Gegenwart ihrer Herrin zu geschehen pflegte. Die eifrigen Protestanten glaubten dieß um so weniger dulden zu sollen, als die Abhaltung des katholischen Gottesdienstes der Königin nur für ihre Person gestattet war. Eine Anzahl derselben drang in die Kapelle ein, und wollte den Priester nöthigen,

*) Bei M'Crie II. S. 40. Niemeyer S. 171.

seine Verrichtung einzustellen. Dieser aber sah sich nach Schutz um, zwei der Thäter wurden verhaftet, Knox aber erließ ein Umlaufschreiben an die Protestanten der benachbarten Gegenden, worin er sich über Gewalt beschwerte und zur Gegenwehr aufforderte, indem er zu einer Volksversammlung einlud. Das Umlaufschreiben fiel der Königin in die Hände, und diese ließ Knox vor ein Gericht stellen, dem sie in eigner Person beiwohnte. Als Knox in den Gerichtssaal trat, lachte Maria laut auf und sprach: „Der Mann da hat mir oft bittre Thränen ausgepreßt, ohne daß ihm selbst die Augen übergegangen wären. Heute will ich doch sehen ob ich ihn nicht zum Weinen bringen kann." Sie beschuldigte ihn des Hochverrathes und berief sich auf den Inhalt des Schreibens. Knox wußte aber seine Sache so geschickt zu führen, daß die Klage als unstatthaft verworfen und der Angeschuldigte freigesprochen wurde*).

Von nun an entwickelt sich die tragische Geschichte Maria Stuart's, im Zusammenhange mit den politischen Unruhen, von denen das Reich bewegt wurde, zu einer Kette von Begebenheiten, an die wir nur kurz erinnern können, ohne uns in weitere Schilderungen derselben einzulassen. Ihre Vermählung mit Darnley, die um dieselbe Zeit ausgebrochene Empörung ihres Bruders, das ärgerliche Verhältniß zu dem Günstling Rizio, die Ermordung ihres Gemahls und die Heirath mit dessen Mörder Bothwel, ihre Gefangenschaft und ihre Flucht nach England, so wie endlich die traurige Katastrophe ihres Prozesses, der mit ihrer Gefangenschaft in Fortheringay und ihrer Enthauptung endete, dieses alles, das sich in den Zeitraum von 1565—1587 zusammendrängt, gehört mehr in die Darstellung der politischen Geschichte, als daß wir uns dabei aufhalten könnten. Daß die unglückliche Königin von dem Augenblick ihres Falles an bis an ihr blutiges Ende die Theilnahme des menschlichen Mitgefühls erregt, liegt tief in der Natur gegründet, und es sträubt sich das Herz dagegen, Elisabeths Verfahren als ein gerechtes zu preisen oder gar ihre That zu bewundern. Wenn aber dieses Mitleiden, durch die poetische Behandlung des Stoffes verleitet, sich häufig so darstellt, als ob in

*) Siehe die Verhandlungen darüber bei M'Crie II. S. 99. ff.

Maria Stuart die leidende Unschuld, in Elisabeth aber nur die grausame Härte der Eifersucht sich erkennen lasse, so muß dieses Mitleiden als ein verkehrtes erscheinen. In dieser Beziehung verweise ich auf die aus den Quellen geschöpften Untersuchungen Raumers in dessen schon früher angeführten Beiträgen zur neuern Geschichte, aus welchen wohl mit ziemlicher Gewißheit hervorgeht, daß Maria an dem Plane, der ihr Schuld gegeben wurde, Elisabeth vom Throne zu stoßen, nicht so unschuldig war, als die herkömmliche Ansicht annimmt, und so litt sie (nach den damaligen Rechtsbegriffen), was ihre Thaten werth waren. Das Mitleiden aber, das sie verdient, kann nur das sein, was wir mit dem Verbrechen überhaupt haben, besonders wenn dieses unter solchen trüben Umständen und Verhältnissen gereift ist, wie die, in welchen sich die junge mißleitete Maria befand. „Es war ein Unglück für den Katholicismus," sagt Herr von Raumer*), „daß fast nur zweideutige und beschränkte, fanatische und sittenlose Häupter in jener Zeit seine Vertheidigung übernahmen, wie Maria Stuart und Franz **II.**, Philipp und Alba, Katharina von Medicis und Carl **IX.** Diese alle haben die Welt nicht gefördert, und so viel auch kirchliche Unduldsamkeit, falsche Sentimentalität und überkünstelte Kritik dagegen vorbringen — Maximilian **II.**, Wilhelm von Oranien, Heinrich **IV.** und Elisabeth sind die edlern, größern, erschaffenden und in ächtem Sinne herrschenden Naturen."

Fragen wir jetzt nur noch zum Schlusse nach den weitern Schicksalen des schottischen Protestantismus in dieser Zeit, so schien mit der Entfernung Mariens vom Throne Schottlands eine günstigere Zeit einzutreten. Ueber ihren unmündigen Sohn Jacob **VI.** hatte ihr Bruder Murray die Vormundschaft geführt, nach seinem Tode andere Große des Reichs. Aber auch hier zeigte sich wieder die alte Habsucht in Betreff der Bisthümer und Kirchengüter. Der katholische Erzbischof von St. Andrews, der es gewagt hatte, die Partei der Königin mit den Waffen zu unterstützen, wurde 1571 gehangen, und Graf Morton, dem bald darauf die Regentschaft zufiel, eignete sich dessen Güter zu. Ueberhaupt suchten jetzt die Großen die bischöfliche Verfassung Englands auch in Schott-

*) Beiträge I. S. 387. 88.

land einzuführen, was aber nur auf kurze Zeit Bestand hatte. Späterhin wurde das Presbyterialsystem auf eine dauernde Weise begründet. Knox starb mitten unter den Kämpfen, die sich in dieser Hinsicht entwickelten. Des Lebens müde, hatte er sich schon lange nach dem Tode gesehnt*). Noch drang kurz vor seinem Absterben die Nachricht von der Pariser Bluthochzeit zu seinen Ohren. Er bestieg die Kanzel, und rief die Strafen des Himmels über „den grausamen Mörder und falschen Verräther" herab, der sich König von Frankreich nenne. Oeffentlich forderte er den französischen Gesandten auf, seinem Meister zu sagen, daß sein Urtheil in Schottland gesprochen sei, und daß sein Name von der Nachwelt nie anders, als mit Fluch würde genannt werden**).

Den 9. Nov. 1572 ließ sich der vom Schlage gelähmte Greis zum letztenmal in die Kirche führen, um seinen Nachfolger der Gemeinde vorzustellen, und von ihr Abschied zu nehmen. Er bezeugte die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung, und wie er bei der Verkündung des göttlichen Wortes nicht das Seine gesucht, sondern was Christi ist. Er ermahnte sie, der guten Sache treu zu bleiben und ertheilte ihr zum letztenmal den Segen. Auf seinen Stab gestützt, wankte er, begleitet von der ihm nachweinenden Menge, nach Hause zurück. Zwei Tage drauf legte er sich auf sein Sterbebette und ließ sich aus der heiligen Schrift die Stellen vorlesen, welche vom Heimgange zum Vater und vom Troste der Unsterblichkeit handeln. So sehr ward er von diesen Stellen ergriffen, daß, als er einst eine ganze Nacht hindurch mit dem Gedanken der Auferstehung sich beschäftigt hatte, er einen unwiderstehlichen Drang in sich fühlte, noch einmal die Kanzel zu besteigen und die Tröstungen, die er selbst erfahren, auf die versammelte Gemeinde auszugießen. Doch dazu reichten seine Kräfte nicht mehr***). Wie einst der sterbende Oekolampad, so versammelte auch Knox wenige Tage nachher die Prediger und Aeltesten um sein Lager und bezeugte ihnen feierlich, daß seine Strenge niemals aus Haß gegen die Personen, sondern allein aus dem feurigen Eifer für die Sache

*) „Wheary of the world" and „thirsting to depart" are expressions frequently used by him. M'Crie II. S. 208.
**) M'Crie II. S. 217.
***) Adami vitae Theologorum pag. 70. M'Crie II. 220.

Gottes hervorgegangen sei. Noch einmal ließ er die Großen ermahnen, die das Reich und die Kirche verwirrten, von ihrem sündlichen Wesen abzustehen, aber vergebens. Die Meisten von ihnen nahmen ein böses Ende, und erinnerten sich später an seine wohlgemeinten Worte. — Nachdem er noch für das Heil andrer gesorgt, war er jetzt ganz auf sein eignes Heil bedacht. Noch hatte er in seinen letzten Stunden mit Anfechtungen zu kämpfen. „Der Teufel," sagte er, „wolle ihm vorspiegeln, er habe durch seine Treue den Himmel verdient, während er doch wohl wisse, daß es nur Gottes Gnade sei, die in ihm sich mächtig gezeigt." Seine Gattin und sein vertrauter Hausgenosse richteten ihn in trüber Stunde auf durch das Vorhalten der Verheißungen Jesu. Das 17. Cap. des Johannes war „der Anker, an dem er sich festhielt*)." Endlich hatte er ausgekämpft. Er starb den 24. Nov. 1572 in einem Alter von 67 Jahren. Seine Leiche ward auf dem Gottesacker der St. Egidienkirche bestattet. Eine zahlreiche Volksmenge, der Regent Morton an der Spitze des Adels, gaben ihm das Geleit, und als man den Sarg einsenkte, rief Morton aus: „Hier liegt der Mann, der nie vor eines Menschen Angesicht sich fürchtete**)!"

Eilfte Vorlesung.

Die Spaltung der Conformisten und Nonconformisten (Puritaner) zu Elisabeths Zeiten. Parker. Die Zeiten Jacobs. I. Pulververschwörung. Karl I. Erzbischof Laud. Unruhen in Edinburg. Der Covenant. Das lange Parlament. Hinrichtung Straffords. Aufruhr in Irland. Hinrichtung Lauds. Independenten und Gleichmacher. Prozeß und Tod Karls I. Rückblick auf das Bisherige.

Es liegt im Geiste des Protestantismus, daß er in Beziehung auf die äußern Verhältnisse der Kirche, in Beziehung auf Ver-

*) Nach seinem eignen Ausdruck. Eine ausführliche Beschreibung seines Endes findet man bei M'Crie.

*) There lies he, who never feared the face of man. M'Crie II. p. 234.

fassung und Cultus an keine Form sich ausschließlich bindet. Ordnung, sagte Luther, sei ein trefflich Ding; aber wo man sie mit Gewalt aufzudringen und gleichförmig zu machen suche, da sei sie nicht mehr Ordnung, sondern Unordnung und die Quelle der Verwirrung. Dieß zeigt sich uns in der Geschichte der beiden brittischen Nachbarländer, in der Reformationsgeschichte Englands und Schottlands.

Hätte jedes dieser Länder seine Ordnung für sich behalten, wie sie eben seinen Verhältnissen angemessen war, so würde sich das Wesentliche des Christenthums, der christliche Glaube und die christliche Sitte hier unter dem Hirtenstab der Bischöfe und unter einer glänzenden Außenseite, dort unter der Leitung der Aeltesten und mit einfachern Mitteln erhalten und fortgebildet haben; es würde sich das Ungenügende der einen oder der andern Form in der Folge von selbst herausgestellt und eins gegen das andere ins Gleichgewicht gesetzt haben, ohne daß dabei der Friede wäre getrübt, noch die Wahrheit verletzt worden. Der Geist des Protestantismus hätte dann von innen heraus die heilsamen Umbildungen vorgenommen, er hätte sich die zeitgemäßen Formen von selbst geschaffen, und die wahre Religion hätte dabei nur gewinnen, die Gesundheit der Kirche nur um so kräftiger gedeihen können. Aber es schien einmal diesem an blutigen Verfolgungen so reichen Zeitalter vorbehalten, erst nach vielem äußern Kampf zu einem ruhigern Besitze der evangelischen Freiheit und zur Einsicht in ihre heiligen Gesetze zu gelangen. Nicht allein nach außenhin hatte der Protestantismus des Britten sein Dasein zu fristen, sondern in seinem Innern hatte er eine Gährung zu bestehen, in welcher die feindlichen Elemente sich mit gleicher Wuth bekämpften, bis diese Elemente endlich zu gesonderten Parteien sich ausschieden und zu einem ruhigern Nebeneinander-Fortbestehen gelangten. Nicht in Schottland allein machte sich nämlich die Form geltend, welche wir von nun an als die presbyterianische oder puritanische zu bezeichnen haben; sondern es lag in ihrem radicalen Reformgeiste, sich mit Gewalt auch andern aufzudrängen, sich Bahn zu brechen durch alle Schranken der Gesetze und der geselligen Verhältnisse, und sich als die allein gültige, als die allein protestantische und apostolische auch in der Nachbarkirche Ansehn zu verschaffen.

Wenn es eine durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigte Wahrheit ist, daß wie der Stahl im Feuer sich härtet, so auch der Geist einer Partei in der Gluth der Verfolgungen zu einer undurchdringlichen Masse sich stählt, so zeigt sich dieß auch hier. Die unter der Regentschaft der Maria aus Schottland geflüchteten Protestanten glaubten ihr Märtyrthum nicht zu hoch anzuschlagen, wenn sie ihren Widerspruch gegen alles, was an das Papstthum und dessen Einrichtungen erinnerte, auch da geltend zu machen suchten, wo man — wie sie vorgaben und wie es zum Theil wirklich war — in süßer Bequemlichkeit und lauer Halbheit — die Formen desselben stehen gelassen und ein unseliges Mittelding zwischen Papstthum und Evangelium zuwege gebracht hatte. Sie glaubten fordern zu dürfen, daß wer sich Protestant nennen wolle, auch bereit sein müsse gegen alles zu protestiren, was noch irgend eine Beziehung habe zum alten Cultus, zur herkömmlichen Verfassung, was noch irgend an die Messe auf der einen, an die Hierarchie auf der andern Seite erinnerte. Grade im Exil sollte sich das auserlesene Volk Gottes als ein solches bewähren, indem es den Götzendienst derer bestritte, die auf beiden Seiten hinken, die weder kalt, noch warm sind. Von solchen Gesinnungen ausgehend, hatten schon die Strengern unter den Flüchtlingen in Frankfurt sich geweigert, der englischen Liturgie sich zu bequemen, und selbst Knox war ihnen hierin zu nachgiebig. Als diese Flüchtlinge nun unter Elisabeth nach England zurückgekehrt waren, wo auch noch andere der verfolgten Glaubensbrüder und Landsleute Schutz fanden, so kehrten sie sich auch hier nicht an die in England herrschende Form, sondern setzten ihr schroff die ihrige entgegen. Nur mit Mühe brachte Elisabeth einige dahin, sich der englischen Liturgie zu fügen; diese hießen die Conformisten und galten bei ihrer Partei als Abtrünnige. Um so strenger wurde nun aber auch von englischer Seite gegen die Nonconformisten, Dissenters oder Puritaner verfahren. Elisabeth konnte nicht zugeben, daß die noch kaum befestigte Reformaton in ihrem Lande durch den Geist der Unruhe gestört und in ein Extrem hineingerissen würde, das leicht das Entgegengesetzte wieder hervorrufen konnte. Aber auch sie nahm jetzt mit Hülfe des Parlamentes zu strengen Maßregeln ihre Zuflucht, welche die Gegner eher erbittern, als auf besser

Wege bringen mußten. Durch die sogenannte Uniformitätsacte, welche im Jahr 1562 erlassen wurde, ward das Recht gegeben, alle die mit Geldstrafen, mit Gefängniß, mit Entsetzung und Landesverweisung zu verfolgen, welche sich der englischen Liturgie widersetzten oder am Sonntage beim Gottesdienst der bischöflichen Kirche zu erscheinen sich weigerten. Solche unprotestantische Zwangsmaßregeln durchzuführen, war die angelegentliche Sorge des sonst frommen, aber einseitigen Erzbischofs Parker von Canterbury, und wirklich kam es so weit, daß manche Gemeinden lieber ohne Prediger gelassen wurden, als daß man ihnen einen puritanischen Geistlichen zugestanden hätte. Als die Puritaner dessenungeachtet ihre gottesdienstlichen Versammlungen hielten und ihre Gemeindeverfassung durchzusetzen suchten, so mußten die gedrohten Strafen in Anwendung gebracht werden. Die heftigen Reden der Eifrer, und die ungeschliffenen Satiren, welche gegen die bischöfliche Kirche und die Königin gedruckt oder in Bildern ausgeboten wurden, reizten noch mehr, und es kam bis zu Hinrichtungen.

Doch diese Kämpfe unter Elisabeths Regierung waren nur ein Vorspiel zu dem langwierigen und blutigen Religionsstreite unter den Stuarts, welche auf das mit Elisabeths Tod erloschene Haus der Tudors in der Regierung folgten. Jacob VI., König von Schottland, Sohn der hingerichteten Maria Stuart, gelangte, da Elisabeth unverehlicht gestorben, in seinem 37. Lebensjahre auf den Thron von England, und vereinigte unter dem Namen Jacobs I. beide Kronen auf seinem Haupt. Nun schien mit seiner Regierung den Puritanern ein neuer Stern aufzugehen. Jacob war von dem gelehrten Georg Buchanan, dem Freunde Knoxens, in den strengen Grundsätzen der reformirten Kirche und unter den presbyterianischen Formen erzogen worden, wie sie in Schottland üblich waren. Was anders sollte man also hoffen, als daß Jacob nun auch die schottische Kirchenform der englischen Landeskirche aufbringen, die Gottesverehrung seiner Nation zu der des vereinigten Königreichs machen werde? Aber in dieser Hoffnung täuschten sich die Puritaner. Jacob hatte sich schon früher durch die Strenge der Puritaner abgestoßen gefühlt, und ihren Sinn für kirchliche Unabhängigkeit als einen auch politisch gefährlichen Geist gefürchtet. Nur gezwungen hatte er im eignen Lande die Einführung der pres-

byterianischen Kirchenverfassung zugelassen. Sein Grundsatz: „Kein Bischof, kein König“ begleitete ihn auf den Thron von England. Um sich jedoch das Ansehn der Unparteilichkeit zu geben und zugleich seine theologischen Kenntnisse zu zeigen, auf die er sich nicht weniger einbildete, als weiland Heinrich VIII., veranstaltete er ein öffentliches Gespräch zwischen den Episcopalen und Presbyterianern, worin er, wie sich erwarten ließ, den erstern den Sieg zugestand. Von nun an wurden die Presbyterianer als eine unkirchliche Secte verfolgt, wobei viele nach Nord-Amerika in die Colonie Neu-England auswanderten, obwohl auch diese Auswanderungen ihnen vielfach erschwert und beschränkt wurden. So strenge Jacob I. gegen die Puritaner verfuhr, so gemäßigt benahm er sich gegen die noch immer im Lande wohnenden Katholiken. Aber eben durch diese Mäßigung gab er den strengen Puritanern nur noch mehr Anstoß, und wurde von ihnen einer geheimen Anhänglichkeit an das Papstthum beschuldigt. So verglich ihn ein puritanischer Priester dem Jerobeam*), während die Katholiken von der andern Seite ihn nicht minder als einen Ketzer haßten, und die Erbittertsten von ihnen ihm schon zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung einen fürchterlichen Untergang bereiteten. Die Jesuiten sind es, die man gemeiniglich als die Urheber der Pulververschwörung bezeichnet. Der Plan war der, sowohl den König als die Mitglieder des Parlamentes durch eine in den unterirdischen Gewölben des Sitzungsgebäudes angebrachte Mine in die Luft zu sprengen, und in dem dadurch herbeigeführten Zustande von Anarchie die katholische Religion für die herrschende zu erklären. Die Verschwörung ward jedoch entdeckt und hatte mehrere Hinrichtungen, sowie die Vertreibung der Jesuiten zur Folge. Aber im Ganzen änderte diese Entdeckung nichts in den Gesinnungen des Königs. Er selbst nahm in seiner Anrede an das Parlament, die er bald nach der Entdeckung hielt, die Katholiken gegen die Vorwürfe der Puritaner und der Mehrzahl des Volkes in Schutz, indem er nicht zugeben wollte, daß die schlechten Plane einzelner der ganzen Religionsgesellschaft aufgebürdet würden. Er begnügte sich, den Eid der Treue sich aufs Neue von den katholischen Un-

*) Raumers Briefe I. 261.

terthanen leisten zu lassen, wonach jeder, der ein Amt bekleiden wollte, der geistlichen Oberherrschaft des Papstes entsagen mußte; im Uebrigen ließ er die Katholiken nach wie vor gewähren. Wäre es der wahre Geist christlicher Duldung gewesen, der den König vor gewaltsamen Maßregeln gegen die Katholiken bewahrt hätte, so könnten wir uns dieser königlichen Gesinnung nur freuen. Allein bei Jacob, dessen sonstiger Character eben nicht der vortheilhafteste war*), läßt sich dieß schwerlich vermuthen, und sein Betragen gegen die Puritaner zeigte deutlich genug vom Gegentheil. Auch unter seinem Sohne Karl I., der mit dem Jahre 1625 die Regierung von England und Schottland antrat, dauerte der Druck der Puritaner neben der den Katholiken bewiesenen Milde fort. Ja, diese Milde gegen die letztern ging endlich in eine solche Parteilichkeit über, daß man nicht mehr wußte, ob der König katholisch oder protestantisch gesinnt sei. Auf diese zweideutige Denkart hatten seine Vermählung mit einer katholischen Prinzessin und der Erzbischof von Canterbury Wilhelm Laud den bedeutendsten Einfluß. Nachdem nämlich eine Verbindung mit der spanischen Infantin sich zerschlagen hatte, und dieß die Ursache eines kostspieligen und für England wenig vortheilhaften Krieges geworden war, heirathete Karl die Tochter Heinrichs IV. von Frankreich, Henriette, die eine Enkelin der Johanna d'Albret, aus protestantischem Blute entsprossen, aber ganz in den katholischen Grundsätzen erzogen war. Schon in dem Heirathsvertrage, über dessen Beobachtung Ludwig XIII. und Richelieu wachten, lauteten die öffentlichen wie die geheimen Bedingungen zum Besten der Katholiken**); und als eine Zeitlang die Verwirklichung dieser Bedingungen zu zögern schien, gab Frankreich seine Unzufriedenheit darüber zu erkennen. Vor allem aber waren die Jesuiten bemüht, die Königin in ihren Gesinnungen aufrecht zu erhalten, indem sie die Meinung in ihr nährten, sie sei als eine neue Esther berufen, den wahren Glauben wieder herzustellen. Neben der Königin war es Wilhelm Laud, seit 1633 Erzbischof von Canterbury, der durch seine Nachgiebigkeit gegen die Katholiken und seine Härte gegen die Presbyterianer sich den Haß

*) Vgl. darüber Raumers Briefe II. S. 317 ff. 335 ff.
**) Siehe Raumers Briefe II. S. 347. 48. und 353. 55.

des Volkes zuzog. — Laud genießt von den Geschichtschreibern das Lob eines frommen und rechtschaffenen Mannes; aber seine übertriebenen, noch ganz aus dem Katholicismus stammenden Ideen von der Würde der Bischöfe führten ihn oft über die Grenzen der Mäßigung hinaus bis zur Grausamkeit. Daß er es nicht auf eine förmliche Verbindung mit Rom absah, wie ihn viele beschuldigten, beweist die würdevolle und uneigennützige Art, mit der er zweimal den Cardinalshut ablehnte, den der Papst ihm antragen ließ. „Ehe Rom nicht anders würde, als es wirklich sei, (war seine Antwort) werde er sich hierin nie gefällig zeigen." Aber diese persönliche Entfernung von Rom war auch der einzige Faden, der ihn noch mit der protestantischen Kirche zusammenhielt. In allem Uebrigen wog bei ihm der Katholicismus vor. Das äußerliche Gepränge des Gottesdienstes, die Bilder und die Heiligenfeste, die Chorkappen und Chorröcke, die Kniebeugungen und Processionen, selbst die Firmelung und andre katholische Gebräuche hatten an ihm eine mächtige Stütze, während die Anhänger Calvins von ihm als eine gefährliche Secte behandelt wurden. Ein strenger Preßzwang ward unter ihm eingeführt und jede Schrift unterdrückt, welche der Einförmigkeit des Glaubens und der Gebräuche gefährlich werden konnte. Gegen die Puritaner übte der geistliche Herr eine türkische Justiz, indem er die ihm Widerstrebenden theils mit hohen Geldstrafen, theils aber auch mit Schlägen, mit Einsperrung und Pranger bestrafte. Einst ließ er sogar zwei Predigern derselben die Ohren abschneiden, weil sie nach ihrer Weise geschrieben und gepredigt hatten *). Das Volk ehrte die Mißhandelten als Märtyrer, trocknete ihr Blut auf und streute Blumen auf ihren Weg **). Oeffentliche Anschläge in London drohten dem Erzbischof mit Gewalt. Eine Truppe Volks brach in sein Haus ein, um sich seiner zu bemächtigen, er mußte sich durch die Flucht retten ***). Unterdessen suchte der König, dem es nach dem Zeugniß eines Zeitgenossen an Kraft zum Guten, wie zum Bösen fehlte †), mit

*) Raumers Briefe II. S. 365 vgl. Kortüm S. 109.

**) Raumer a. a. O.

***) Er floh nach Whitehal. Siehe Raumer a. a. O. S. 369—71.

†) Herzog von Olivares in einem Briefe vom Jahr 1637. Raumers Briefe II. 366.

Gewalt das Ansehn der Bischöfe durchzusetzen und dasselbe auch in Schottland wieder herzustellen. Dieß und die Einführung der englischen Liturgie in Schottland erregte aber allgemeinen Unwillen. Der 23. Juli 1637 war als der Tag bezeichnet, an dem der neue Gottesdienst eingeführt werden sollte. Kaum aber erschien in der Hauptkirche Edinburgs der Decan in dem Chorhemde vor dem Altar, als er mit lauten Aeußerungen des Unwillens, mit Pochen und Zischen empfangen wurde. „Ein Papst! ein Antichrist! steinigt ihn!" So hallte es im wilden Geschrei durch das Schiff der Kirche. Als der Bischof von Edinburg die Gemüther zu besänftigen die Kanzel bestieg, flog ihm ein Schemel an den Kopf, den ein altes Weib auf ihn schleuderte*). Nur mit Mühe konnte durch Dazwischenkunft der Wache die Ruhe wieder hergestellt werden, und nachdem die Unruhstifter zum Tempel hinausgeschafft worden, wurde der Gottesdienst bei verschlossenen Thüren fortgesetzt. Aber damit war für das Ganze nichts gewonnen. Die Widersetzlichkeit blieb, und zur Erhaltung derselben wurde der im Jahr 1580 geschlossene Glaubensbund, der Covenant, wieder erneuert (1639) und mit etlichen Zusätzen vermehrt. Die Verbündeten gaben sich durch einen theuern Eid das Wort, die protestantische, wahre Religion (d. h. in ihrem Sinne die presbyterianische, puritanische Form derselben) aus allen Kräften zu schirmen, der Einführung aller gottesdienstlichen Neuerungen sich zu widersetzen, das Ansehn und die Person des Königs zu vertheidigen, jedoch so, daß die Rechte und Freiheiten des Parlaments ungeschmälert blieben. — Dieß letztere, das Ansehn des Parlaments dem königlichen Ansehn gegenüber zu behaupten, gab dem religiösen Streite zugleich eine politische Bedeutung. Der Haß war von beiden Seiten aufs Höchste gestiegen, und der König ließ sich von seinen Leuten bereden, mit Gewalt der Waffen einzuschreiten. Nächst Laud war es besonders der Graf von Strafford, der zum Kriege gegen Schottland reizte. Aber der Krieg fiel nicht zum Vortheil Englands aus. Das Parlament, in welchem der religiöse Puritanismus sowohl als der politische Republicanismus viele und heftige Vertreter hatte, unter welchen sich bereits ein Oliver

*) Kortüm S. 111.

Cromwell auszeichnete, bildete von nun an eine entschiedene Opposition gegen den König und seine Rathgeber. Von seiner ununterbrochenen Dauer hieß es das lange Parlament. — Das Erste, womit dasselbe seine Verhandlung begann, war die Verurtheilung Straffords.

Thomas Wentworth, Graf von Strafford, war erst selbst auf der Seite der Opposition gestanden, hatte aber in der Folge der bischöflich-königlichen Partei sich zugewendet. Als Oberstatthalter von Irland hatte er Kriegsvölker zur Bändigung der Schotten geworben und im Lande selbst die Klöster wieder hergestellt und den Katholicismus begünstigt. Dazu gesellten sich Vorwürfe seiner politischen Verwaltung wegen. Er wurde des Hochverraths angeklagt und starb auf dem Blutgerüste, im Mai 1641. Auch der Erzbischof Laud saß als Gefangener im Tower. Als Strafford bei dessen Gefängniß vorbeigeführt wurde, trat dieser ans Fenster und ertheilte ihm auf seine Bitte den bischöflichen Segen zum letzten, schweren Gange. — Einige Jahre darauf traf den Erzbischof dasselbe Schicksal seines Freundes. Wir müssen jedoch erst einer andern blutigen Begebenheit gedenken, welche mit diesen Schreckensmaßregeln im genauen Zusammenhang steht, und dieß ist der Aufstand der Irländer.

Irland war seit dem 12. Jahrhundert den Engländern unterworfen, und diese ermangelten nicht, im Geiste der damals so verbreiteten theologischen Politik aus dem A. T. zu beweisen, daß das Land ihnen mit eben dem Recht gebüre, wie das eroberte Kanaan den Israeliten; daher sie denn auch in der Zeit der Glaubensverbesserung keinen Anstand nahmen, auch dorthin das neue Kirchenthum zu verpflanzen. Aber die Irländer fühlten so wenig ein Bedürfniß nach Reformation, als einst die Urkantone in der Schweiz; sie hingen mit Vorliebe an ihren alten Gebräuchen und Gewohnheiten und wiesen daher die ihnen aufgedrungene Freiheit standhaft zurück. Schon Heinrich VIII. hatte*) die Mönche mit Gewalt aus Irland verjagt, die Klöster zerstört, die Bilder und Reliquien aus den Kirchen entfernt, und sich den Eid der Suprema-

*) Vgl. über diese Verhältnisse Stäudlin, kirchliche Geographie und Statistik I. S. 196.

tie schwören lassen; Eduard VI. hatte die englische Liturgie daselbst eingeführt. Aber unter der katholischen Maria hatten die katholischen Irländer wieder ihr Haupt erhoben, und den dort angesiedelten Protestanten standen ähnliche Verfolgungen wie in England bevor, die jedoch vereitelt wurden. Unter Elisabeth traten neue und scharfe Gesetze gegen die Katholiken ein, und unter Jacob I. geriethen sie vollends in den Zustand der Unterdrückung. Dessenungeachtet hatte der Protestantismus in Irland nie rechte Wurzel gefaßt. Die im Lande wohnenden Protestanten waren dem größten Theil nach eingewanderte Engländer und Schottländer, und nur sehr wenige Irländer schlossen sich allmälig an die Religion der Colonisten an, während die große Mehrzahl der Einheimischen dem Papste treu ergeben blieb. Es bedurfte daher nur einer günstigen äußern Gelegenheit, das fremde Joch abzuschütteln. Diese schien unter Karls I. schwankender Regierung für die katholischen Iren gekommen zu sein. Wie einst in der sicilianischen Vesper der Haß der Eingeborenen gegen die aufgedrungene Herrschaft der Franzosen, wie in der Bartholomäusnacht die Feindschaft der Guisen wider die Hugenotten: so machte sich auch jetzt der lang verhaltne Groll der Irländer durch einen ähnlichen Gesammtmord Luft.

Eine Verschwörung, an deren Spitze Roger Moore, Phelim O Neale und andre standen*), brach im October des Jahres 1641 aus. Nachdem die Veranstaltungen im Geheimen getroffen worden, nahm die Verfolgung zuerst in der nördlichen Landschaft Ulster einen schrecklichen Anfang. Die protestantischen Einwohner wurden entweder ergriffen und umgebracht, oder nackt aus ihren Wohnungen getrieben, wo man sie auf freiem Felde dem Ungestüm der Witterung preisgab. Viele kamen jämmerlich auf offner Landstraße um, indem sie vor Hunger und Kälte hinsanken. Andre verkrochen sich in Wäldern und Morästen. Ihr Vermögen ward eine Beute der Plünderer. Die Stadt Lurgan, welche sich auf die bestimmte Bedingung hin ergab, daß den Einwohnern kein Leid geschehen solle, erfuhr dasselbe Schicksal, welches Naarden im

*) Siehe Gordon history of Ireland T. I. p. 373 ff. Die übrigen waren Cannor Mac Guire, Hugh Byrne, James Dillon, Turlaugh O Neale (Bruder Phelims), Philipp Reily, Hugh Mac-Mahre u. a.

niederländischen Krieg erfahren hatte. Alle Bewohner wurden treulos niedergemetzelt. Ein Aehnliches geschah in drei umliegenden Pfarrgemeinden*). Mit ausgesuchter Schadenfreude wurden die Gefangenen auf alle mögliche Weise zu Tode gequält. Oefter sperrte man einige zusammen in ein Haus oder Schloß ein, das man anzündete, oder man trieb sie Heerdenweise an Flüsse und gab sie den Wogen preis. So wurden einst 190 Personen auf einmal von einer Brücke herabgestürzt. Irische Priester ermunterten die Menge zu jeglicher Grausamkeit, und Frauen vergaßen die zartern Regungen der Natur und ihres Geschlechtes. Selbst Kinder zückten den Dolch auf wehrlose Gefangene. Von Ulster aus verbreitete sich die Empörung auch in die angränzenden Landschaften, Leinster und Connaught, wo dieselben Auftritte sich wiederholten. Das sogenannte katholische Heer, welches Roger Moore befehligte, und das sich auf 20,000 Mann verstärkt hatte, rückte auf Dublin los und übte viele Greuel und Verwüstungen in der Umgegend. Die Stadt ward muthig vertheidigt und endlich durch englische Hülfe von der See her befreit. An 40,000 Protestanten kamen in dem Aufstande um, nach der geringsten Berechnung**).

Das fürchterliche Ereigniß des irischen Blutbades war von wichtigen Folgen für die weitere Geschichte des Protestantismus in England und die Regierungsgeschichte Karls I. Die mißtrauischen Puritaner, welche den König schon längst einer Hinneigung zum katholischen Glauben beschuldigt hatten, griffen diese neue Thatsache mit leidenschaftlicher Begierde auf, um den König selbst als den geheimen Anstifter des Blutbades zu bezeichnen, und dieß wurde später mit ein Grund zu seiner Verdammung. Der Papst dagegen, Urban VIII., sah auch in diesem Ereigniß, wie einst seine Vorfahren in der Bluthochzeit, eine heroische That zur Ehre Gottes und gab den Irländern zur Belohnung dafür und zur Aufmunternng ihres fernern Widerstandes einen Ablaßbrief, in dem er sie nicht nur von allen bisher begangenen Sünden freisprach, sondern auch von allen denen, die sie noch in Zukunft während

*) Das Einzelne bei Gordon a. a. O.

**) Milton giebt die Zahl auf 200,000 an, siehe Kortüm S. 383. Anmerkung 81. und vgl. Gordon S. 412.

des Ketzerkrieges begehen würden *). Uebrigens ist die Ermordung der Protestanten in Irland die letzte Gewaltthat, die von katholischer Seite ausging in dem Kampfe der Religionen während unsers Zeitraums. Leider müssen wir aber auch noch des Blutes erwähnen, das der protestantisch-puritanische Eifer hat fließen lassen, um an den frühern Verschuldungen der bischöflichen Partei furchtbare Rache zu nehmen. Dahin gehört die Hinrichtung des Erzbischofs Laud im Jahr 1645 und die des unglücklichen Königs selbst im Jahr 1649.

Laud **) war, wie Sie sich erinnern, gemeinschaftlich mit dem Grafen von Strafford gefangen genommen worden. Der Hauptvorwurf, den man ihm machte, war seine Hinneigung zum Katholicismus. Selbst das ward ihm zum Verbrechen angerechnet, daß er den Papst nicht für den Antichrist halten oder ihn nicht ausdrücklich als solchen bezeichnen wollte. Laud verantwortete sich gegen alle ihm gemachten Vorwürfe auf würdige Weise, indem er die ungerechten Beschuldigungen eben so bestimmt ablehnte, als er von der andern Seite seine gemäßigten Grundsätze in Beziehung auf die katholische Kirche bekannte. Er leugnete nicht, daß die Wiedervereinigung mit ihr ihm ein angenehmer und tröstlicher Gedanke wäre, doch nur im Fall, daß diese Wiedervereinigung ohne Beeinträchtigung der Wahrheit geschehen könne. Die presbyterianischen Geistlichen ermangelten dagegen nicht am heiligen Weihnachtsfeste 1644, durch Aufbieten ihrer Redekunst das Parlament gegen Laud zu stimmen, welches endlich auch das Todesurtheil über ihn aussprach. Die Begierde, sein Blut fließen zu sehen, war so groß bei einigen Bürgern Londons, daß sie ihre Läden schlossen und nichts mehr verkaufen wollten, bis die Gerechtigkeit erfüllt, d. h. bis des Erzbischofs Haupt gefallen sei ***). Laud benutzte die kurze Frist, die ihm noch vergönnt war, zur Vorbereitung auf seinen Tod und durch die Abfassung seiner eignen Lebensbeschreibung. Der einzige Geistliche, der ihn besuchen durfte, stand unter puritanischer Aufsicht. Heiter und gestärkt ging Laud zum Blutgerüste,

*) Kortüm S. 190. 91. Das Breve ist vom Mai 1643.

**) Vgl. über ihn Carwithen, history of the Church of Engl. p. 439 ss. und den brittischen Plutarch. Bd. 3.

***) Carwithen a. a. O. S. 440. nach J. Walton.

von dem herab er noch Folgendes sprach *): „Der gegenwärtige Augenblick eignet sich zwar nicht zu einer Predigt; doch will ich mit einer Stelle der heiligen Schrift beginnen: (mit der Stelle Hebr. 12, 1. 2.) „„Lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampfe, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender unsers Glaubens, welcher, da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldete er das Kreuz, und achtete der Schande nicht, und ist gesessen zur Rechten auf dem Stuhle Gottes."" Auch mein Kampf ist ein langer Kampf gewesen, und wie ich in diesem Kampfe aufgesehen habe auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, das weiß er selbst am besten. Aber nun bin ich am Ende des Kampfes und hier finde ich das Kreuz, den Tod der Schande, aber ich will die Schande nicht achten; auch Jesus achtete ihrer nicht um meinetwillen. Ich gehe schnell durch das rothe Meer und schon setze ich den Fuß an dessen Ufer in der Hoffnung, daß mich Gott ins Land der Verheißung bringe; denn das war der Weg, auf dem er sein Volk führte. Vorher setzte er das Passah ein, ein Lamm, das mit bittern Kräutern gegessen wurde; auch ich will die bittern Kräuter essen und der Hand nicht zürnen, die sie gesammelt hat; ich will nur aufsehen auf den, der dies alles geordnet, und unter dessen Leitung alles steht; Menschen können ja keine andere Macht über mich haben, als die ihnen von oben gegeben worden. Zwar ist mir dieser Durchgang nicht angenehm und ich habe Gott gebeten, daß er den Kelch möge von mir nehmen; aber ich weiß, daß der Gott, dem ich diene, mich auch aus diesem blutigen Meere befreien kann, wie er die drei Männer im Ofen rettete. Sie wollten das Bild nicht anbeten, das der König hatte setzen lassen, und ich will die Meinungen nicht anbeten, die das Volk festsetzen will. Ich will den Tempel und die Wahrheit Gottes nicht verleugnen, noch dem Geblöke der Kälber, die Jerobeam gemacht hat, nach Dan und Bethel folgen. Und da dieses Volk jetzt auf das Elendeste verführt wird, so möge Gott ihm seine Augen öffnen nach seiner Barmherzigkeit, damit es den Weg finde; denn in diesen Tagen leitet ein Blinder den andern, und beide werden, wenn sie

*) Nach dem brittischen Plutarch III. S. 201 ff.

so fortfahren, in die Grube fallen. Was mich betrifft, so bin ich — und ich bekenne es mit aller Demuth — ein höchst strafbarer Sünder vor Gott, und ich hoffe auf seine Barmherzigkeit gleich allen übrigen Sündern. Aber unter meinen vielen Uebertretungen habe ich, ob ich gleich alle Winkel meines Herzens durchsucht habe, nicht eine gefunden, die nach den Gesetzen dieses Königreichs den Tod verdient hätte. Allein ich zürne deshalb meinen Richtern nicht. Verschiedene Männer sind diesen Weg gegangen, Johannes der Täufer, der h. Stephanus und der heilige Cyprian, Bischof von Karthago. Nicht, daß ich mich mit der Heiligkeit solcher Männer vergleichen möchte, aber ihr Beispiel sei mein Trost. „„Ich hätte — so beschuldigt man mich — das Papstthum wieder einführen wollen."" Ihr wißt, was die Pharisäer wider Christum sagten, daß wenn man ihn gewähren lasse, die Römer kämen, Land und Leute zu nehmen. Nun seht, das gerechte Gericht Gottes: Jesus wurde gekreuzigt aus Furcht, daß die Römer kämen; aber Gott strafte nun die Juden mit eben dem, das sie fürchteten. Die Römer kamen wirklich und brachten Unheil über ihr Land. Ich bitte Gott, daß nicht Aehnliches diesem Reiche begegne wegen des Papstthums; denn der Papst hat seit der Reformation nie eine so gute Erndte gehabt als eben jetzt wegen der vielen Secten und Trennungen, die unter uns herrschen. Auch unser König, den ihr beschuldigt, das Papstthum einführen zu wollen, ist, so weit ich seine Gesinnung kenne, ein eben so guter Protestant, als irgend ein Mensch in diesem Königreich *). Einst blühte die Kirche Englands und war für andere benachbarte Kirchen, wenn Ungewitter sich über sie erhoben, eine Zuflucht. Aber jetzt stürmt über sie selbst ein Ungewitter daher, und Gott allein weiß, ob und wie es vorüber gehen wird. Und was noch schlimmer ist, als der Sturm von außen, sie ist einer Eiche gleich, die mit Keilen von ihrem eignen Stamme in Stücken zerspaltet wird, und bei jeder neuen Spaltung dringt auch neuer Unglaube und neue Unheiligkeit ins Mark des Baumes ein. Wir haben das Wesen der Religion verloren, und halten uns zu sehr bei den

*) Hier folgt noch eine Ermahnung rücksichtlich des Mißbrauchs der Parlamente, die wir übergehen, so wie wir die Rede überhaupt in etwas abgekürzter Gestalt geben.

Meinungen auf, und die Kirche, welche durch alle heimliche Künste der Jesuiten nicht umgestürzt werden konnte, ist nun durch uns selbst in die größte Gefahr gekommen. Was mich betrifft, so ward ich in dem Schooße der Kirche von England geboren und getauft. Ich habe mich zu dieser Kirche bekannt während meines ganzen Lebens, und thue es auch jetzt, da ich zum Tode gehe. Jetzt ist wahrlich nicht der Zeitpunkt, sich zu verstellen oder vor Gott zu heucheln. Aber ich behaupte im Angesicht Gottes und seiner heiligen Engel, daß ich mich niemals bemüht habe, weder die Gesetze des Landes, noch die Religion umzustoßen.... Doch genug! Ich vergebe der ganzen Welt, allen und jedem bittern Feinde, die mich verfolgt haben. Ich bitte demüthig, daß mir erst Gott und dann jeder Mensch vergeben möge, den ich entweder beleidigt habe oder der von mir beleidigt zu sein glaubt. Herr vergieb du mir, und ich bitte um Vergebung von ihm. Dieß ist noch mein herzlicher Wunsch; vereinigt euer Gebet mit dem meinigen."

Nach vollendetem Gebete näherte er sich dem Blocke, legte selbst sein Kleid ab, und sprach: Des Herrn Wille geschehe! Er selbst gab mit den Worten: Heiliger Jesu nimm meinen Geist auf! dem Scharfrichter das Zeichen, wenn sein Haupt fallen sollte. — Laud wird uns geschildert *) äußerlich als ein Mann von kleiner Statur, aber einem gesunden und festen Körper; er behielt seine muntere Lebhaftigkeit noch auf dem Blutgerüste. Von seinen geistigen Eigenschaften wird sein schneller Verstand und seine achtungswerthe Sittlichkeit gerühmt. Seine grausame Strenge gegen die Puritaner haben wir erwähnt, und wir finden auch jetzt keinen Grund sie zu entschuldigen. Die Kunst, dem Volke sich beliebt zu machen, verstand er gleichfalls nicht, und so fiel er denn recht eigentlich als ein Märtyrer des bischöflich aristokratischen Systems, das er den republikanischen Bewegungen gegenüber mit aller Kraft der Ueberzeugung vertheidigt hatte, ein Opfer seiner eignen Einseitigkeit und der blinden Wuth einer fremden. Es liegt allerdings etwas Demüthigendes darin für den Protestantismus (in wiefern auch er eine menschliche Form ist), daß er in seiner damaligen Erscheinung nicht frei war von den Brandflecken eines den

*) Nach Dr. Heylin im brittischen Plutarch S. 201.

Gegner bis zum Tode verfolgenden Religionshasses. Nicht allein im Getümmel der Schlachten, wo die Menschlichkeit sich leichter vergißt, sahen wir auch protestantische Kämpfer grausame Rache nehmen an den Papisten; sondern mit eben dem kalten Blute, mit dem die römischen und spanischen Inquisitoren ihre Opfer schlachteten, sahen wir auch protestantische Glaubensgerichte über solche den Stab brechen, die einer andern Religionsform huldigten, als der von ihnen gebilligten. Wie sehr wird dadurch das Märtyrthum der protestantischen Kirche getrübt! Welche bittere und traurige Erfahrungen waren nöthig, bis der Glaube der Protestanten in diesem so wichtigen Stücke der Gewissensfreiheit aus den Stricken eines gefährlichen Traumes sich losgewunden hatte und von dem drückenden Alp des Fanatismus befreit, neu aufathmete zu einem eignen, klaren Bewußtsein seiner selbst. Welche harte Schule, welche herbe Kreuzprobe mußte er noch zu seiner eigenen Demüthigung in dieser Beziehung durchmachen, von welchen Schlacken sich noch reinigen, wenn er wirklich in seinen Lehren und Grundsätzen, in seinen Einrichtungen und Sitten der reine Ausdruck der Christusreligion sein wollte!

Das letzte Opfer, das wir noch zu betrachten haben (ach! wäre es das letzte Opfer überhaupt, aber es ist nur das letzte unsrer Periode) ist Karl I. selbst. Seine unglückliche Führung des Krieges gegen die kirchlichen und politischen Parteien im Reich*), seine vergeblichen Friedensunterhandlungen, seine Gefangenschaften, seine Fluchten, sein endlicher Prozeß gehören einer weitern Geschichte seiner Person und seines Reiches an. Uns genügt zu wissen, daß auch er als ein Opfer jenes verkehrten Protestantismus fiel, der zugleich in der Unabhängigkeit von aller gesetzlichen Einrichtung, in der Umkehr aller bestehenden Verhältnisse das Heil sucht. Neben der noch immer gemäßigtern Partei der Presbyterianer hatte sich im Verlaufe des Streites die der Independenten, zu welchen Cromwell gehörte, und die der Gleichmacher (Levellers) gesellt, deren Grundsätze die des entschiedensten politischen und religiösen

---

*) Entscheidend war die Schlacht von Naseby Juni 1645, durch Fairfax gewonnen.

Radicalismus waren *). Und diese Parteien waren es besonders, welche den politischen Haß mit dem religiösen verbindend, den König aufs Blutgerüst brachten.

Lassen Sie uns jetzt bloß noch bei den letzten Momenten Karls I. verweilen. So viele Fehler sich Karl auch während seiner Regierung hatte zu Schulden kommen lassen, so würdig zeigte er sich in seinem Ende. Als er vergebens gegen die Gültigkeit eines Parlaments protestirt hatte, das nicht, wie es die Verfassung erfordert, von allen Ständen vertreten, sondern nur das Gebilde einer Faction war, vernahm er sein Todesurtheil mit ruhiger Fassung. Die letzten Stunden, die ihm vergönnt waren, brachte er im Gebet zu und im Gespräche mit Juxon, dem würdigen Bischof von London. Auch nahm er Abschied von seinen Kindern den 30. Januar 1649 **), an seinem Todestage, empfing von dem Bischof das heilige Abendmahl und trat dann, begleitet von eben diesem Bischof und einem Obersten, den Weg zum Schaffot an, indem er selbst seine Begleiter ermunterte, die Schritte zu beschleunigen, „damit er bald die irdische Krone gegen die himmlische vertauschen könne." Auf dem Gerüste angelangt, redete er zum Volk, und bezeugte, wie es auch früher Laud gethan, seine Anhänglichkeit an das reine Christenthum, das er auch darin beweise, daß er seinen Gegnern zu verzeihen wisse. Auch über den ihm Schuld gegebenen Hochverrath vertheidigte er sich kurz und bündig. „Ich sterbe, so schloß er, als Christ, im Glauben der englischen Kirche, wie er uns von den Vätern überliefert wurde; ich habe eine gute Sache und einen gnädigen Gott, mehr will ich nicht sagen." Mit Hülfe des Bischofs und des als Boots-

*) Die Independenten (Congregationalisten), gestiftet von Johann Robinson aus Norfolk um 1604, schlossen sich in ihren Grundsätzen an die Anhänger des Robert Brown an († 1630). Sie verwarfen gänzlich den Begriff der Kirche und erklärten jede einzelne Gemeinde für eine selbstständige Republik. Viele wanderten nach Nordamerika aus. Uebrigens lagen sie mit den Presbyterianern selbst im Streit. Beide wurden aber wieder von den Levellers angegriffen, welche die kirchliche Gleichheit auch auf Gleichheit der Rechte und des Vermögens ausdehnten. Dazu kamen noch andere Parteien, wie die der Erastianer, Wiedertäufer u. s. w. Vgl. Kortüm S. 198 ff. S. 230. und Neal, history of the Puritans. Lond. 731. 4 Bde.

**) Vgl. Kortüm S. 257 ff. (nach Whitlock und Rushworth).

knecht vermummten Scharfrichters rüstete er sich zum Empfange des tödtlichen Streiches, untersuchte selbst den Block, ob er feststehe und legte sein Haupt drauf. „Es giebt nur noch einen kurzen, aber schmerzlichen Gang, rief der Bischof, er wird euch von der Erde zum Himmel tragen; ihr eilet einer herrlichen Krone entgegen." Ein Hieb trennte das Haupt vom Rumpfe. In tiefem Schweigen stand das Volk da. Viele eilten, ihre Tücher in das Blut zu tauchen, wie es auch bei dem Tode Egmonts geschehen. Die königliche Leiche ward in den Palast zurückgetragen, einbalsamirt, in einen bleiernen Sarg gelegt und den 9. Februar zu Windsor in einem Gewölbe der Kirche von etlichen Edelleuten in der Stille beigesetzt. Die Inschrift des Sarges lautete einfach: König Karl 1649.

Wir sind somit an den Schluß unsers ersten Abschnittes gelangt, welcher die äußere Geschichte des Protestantismus, d. h. die Geschichte seiner Ausbreitung und der erlittenen Verfolgungen bis auf die Zeiten des dreißigjährigen Krieges und des westphälischen Frieden enthalten sollte, wobei wir jedoch auch schon Einiges mit berühren mußten, was der innern Geschichte der Kirche angehörte; denn nur dadurch konnte jene äußere Geschichte für uns Bedeutung erhalten, daß wir auch hier zugleich in dem Körper den waltenden Geist mit schauten, und durch seine von vielen Leiden entstellten Züge hindurch auf den Grund einer nach immer größerer Klarheit und Festigkeit ringenden Seele zu dringen versuchten. Nun aber wird für uns die fernere Aufgabe eintreten, das innere Leben der protestantischen Kirche selbst, namentlich die Entwicklung der Lehre nach ihren verschiedenen Seiten hin, näher kennen zu lernen und damit auch die Geschichte andrer Religionsparteien zu vergleichen.

Zwar haben wir noch nicht alle einzelnen Länder betrachtet, in welchen die Reformation sich weiter verbreitete und in welchen sie mit Gewalt gehemmt wurde. Von ihren Schicksalen im höhern Norden, so wie in Polen, Ungarn und Siebenbürgen haben wir noch nicht geredet, auch nicht von den Versuchen, in Italien ihre Grundsätze einzuführen. Selbst des eignen engern Vaterlandes haben wir noch nicht gedacht.

Allein theils werde ich das, was ich Ihnen hierüber schuldig

geblieben bin, bei andern Gelegenheiten nachzuholen suchen*), theils ist es auch nicht nothwendig, den Blick überall hin, bis an die äußersten Grenzen Europa's zu tragen, um auch dort nur wieder Aehnliches zu finden, was wir schon bisher im Herzen desselben und zwar in großartigern Bildern geschaut haben, als wir es dort finden würden. Es ist ihnen vielleicht schon so vorgekommen, daß sich vieles in unsrer Darstellung wiederholt habe, und in der That sieht sich manches sehr ähnlich von dem, was mehr oder weniger gleichzeitig in Frankreich, in den Niederlanden, in England und Schottland geschehen ist. Ueberall erst kleine Anfänge von wenigen, die sich entweder durch eignes Nachdenken und Schriftforschen oder angeregt durch die Zeitverhältnisse, namentlich durch die von Luthern in Deutschland ausgegangene Bewegung, in Kampf einließen mit der bestehenden Geistlichkeit nnd der römischen Kirche; dann Gegenwirkung mit Gewalt, Ketzergerichte, Hinrichtungen einzelner Märtyrer; sodann auf einer weitern Stufe Religionskriege und politische Parteiungen, mit menschlicher Leidenschaft von beiden Seiten vermischt und endlich zuletzt entweder Sieg des Protestantismus in den einen, oder seine Niederlage in den andern Gegenden. Sowohl die einzelnen Märtyrergeschichten, als die einzelnen Vorfälle, die blutigen Auftritte, die Schlachten und Tumulte sehen sich, wenn Sie wollen, einander ziemlich gleich, und auch in den persönlichen Charakteren lassen sich viele Aehnlichkeiten nachweisen. Aber so wie bei einer massenweisen Betrachtung der Natur sich uns erst nur große Gruppen gleichartiger Gegenstände darstellen, bei welchen aber, so wie wir sie genauer betrachten und unter einander vergleichen, doch wieder eine große Verschiedenheit sich offenbart, so dürfte sich uns auch bei einer genauern Vergleichung der bisherigen Geschichten ein ziemlicher Unterschied bemerkbar machen in Betreff der Art, wie die Reformation aufgenommen wurde in den verschiedenen Ländern und wie ihre Sache geführt ward, so wie auch der Erfolg selbst ein verschiedner ist.

Fassen wir jetzt noch einmal kurz das Ergebniß der bisher behandelten Ereignisse zusammen, so ergiebt sich uns folgendes Bild.

*) So die Geschichte des Protestantismus in Italien und in Polen bei der Geschichte der Unitarier, und das Schweizerische bei der Betrachtung der katholischen Kirche, namentlich beim Leben des Carlo Borromeo.

In Frankreich fanden wir einen reichen, bildsamen Stoff freisinniger, religiöser Ideen. Der Geist eines Calvin, der selbst diesem Lande entstammte, schien sich eine kühne Bahn brechen zu wollen. In vielen ernster gestimmten Gemüthern fand die Predigt des Evangeliums Anklang, und an dem Hause Navarra hatte der Protestantismus einen äußern Halt. Der verständig praktische, leicht bewegliche Geist der Franzosen schien ordentlich drauf angewiesen, mit einer Religion sich zu befreunden, die auf der einen Seite ein heilsames Gegengewicht zu dem natürlichen Leichtsinn, auf der andern Seite aber auch einen mächtigen Hebel der in eben diesem Volke ruhenden edlern Kräfte dargeboten hätte. Was wäre — so erlaubt sich die menschliche Kurzsichtigkeit, freilich nur von ihrem beschränkten Standpunkte aus, zu fragen — was wäre aus diesem Volke geworden, wenn der Sinn für Freiheit, für großartige Unternehmungen, und der persönliche Muth, der es unter den Völkern der neuern Geschichte auszeichnet, eine tiefere Grundlage erhalten hätten an der Religion des gereinigten Evangeliums; wenn eine dieser Religion angemessene tiefsinnigere Philosophie, wie sie auch noch später von einzelnen geübt ward, diese Ideen verarbeitet und ihnen jenen markigen Stempel aufgedrückt hätte, wie ihn z. B. ein du Plessis Mornay den Ideen seiner Zeit aufdrückte? — Was wäre, fragen wir noch einmal, aus diesem Volke geworden, wenn der mit dem Protestantismus Hand in Hand gehende Schulunterricht und eine gründliche, durch alle Klassen sich verbreitende christliche Bildung von unten herauf, die Grundlage seiner Civilisation geworden wäre, deren es sich wohl jetzt rühmt, aber deren Ruhm ein höchst verdächtiger bleibt in den Augen jedes tiefer Blickenden. So aber schien es nicht beschlossen im Willen der Vorsehung. Es siegte — nicht sowohl der Fanatismus, als die kluge Berechnung des Verstandes. Sie war es, welche die Gegenpartei in immer gesteigertem Verhältniß bis zu den Greueln der Bluthochzeit hingetrieben hatte, sie war es aber leider! auch, welche Heinrich IV. bei seinem Uebertritte mehr oder weniger leitete. Und so blieb denn bei der wachsenden Aufklärung, hinter welcher Frankreich nie zurückblieb, (wenn es die Ausbildung des Verstandes und die Schärfe des Witzes galt) nur die traurige Wahl übrig zwischen einer den geistigen Bedürfnissen des Volkes wenig angemessenen und darum zur leeren

Form herabgesunkenen Religion oder jener flachen Aufklärerei, die **mit** dieser Form die Sache selbst verwirft, weil sie sie in keiner andern als in **dieser** Form kennt, und die daher Christenthum und Priesterthum, Religion und Bigotismus vermengt und in einer traurigen Freigeisterei, im Hinwegsetzen über alles Heilige den Vorzug philosophischer Bildung sieht. Zwar in dem Jansenismus regte noch einmal der ernstere religiöse Geist seine Schwingen; aber es waren dunklere Schwingen, als die des calvinischen Adlers, und auch sie wurden gelähmt. Vergebens suchte die Bildung im Zeitalter Ludwigs XIV. den Mangel an tieferer Religiosität zu ersetzen, und aus dem sich immer schrecklicher anhäufenden Verderben ging statt der Reformation die Revolution hervor. Erst jetzt, nach langen, bittern Erfahrungen, nach vielfachen Kämpfen, deren Ende wir noch nicht sehen, erst jetzt scheint, angeregt durch den so lang im Hochmuth verkannten Geist der deutschen Bildung, auch für Frankreich eine Krisis sich vorbereiten zu wollen, welche nach 3 Jahrhunderten den bessern Genius wieder wecken dürfte, der damals schon das Heil zu bringen nahe war, aber nach einer Reihe trauriger Begegnungen wieder verschwand.

Wenn so in Frankreich der Protestantismus zur Zeit noch unterlag, und noch späterhin neue Niederlagen erhielt, so sahen wir dagegen in den nördlichen Landschaften der Niederlande, die sodann als die vereinigten Staaten zusammentraten, den Protestantismus durch Abschüttlung des spanischen Joches zu kirchlicher und politischer Selbstständigkeit gelangen. Aber noch ist seine Geschichte für uns nicht vollendet. Noch schließt die neue Pflanzung einen bittern Samen der Zwietracht in sich, den wir in der Geschichte der Lehrstreitigkeiten werden aufgehen sehn, und noch bedurfte es manche Kämpfe, bis die reformirte Kirche neben der lutherischen zu einem ruhigen, erfreulichen Dasein gelangte. Der Charakter der Niederländer deutschen Stammes schien indessen besonders dazu berufen, das ruhig reflectirende, das verständig sittliche Element des Protestantismus aufzufassen, wie es denn auch wirklich später in der arminianischen Kirche heraustrat. — Hier einigte sich der Protestantismus mit biederem Gewerbsfleiß und gab auch der Kunst eine mehr prosaische, als ideale Richtung.

Einen eignen Weg ging die Reformation in Brittanien. Wie ihr Ursprung in England von Anfang an durch Fremdartiges getrübt

war, so schien sie nun auch ferner dazu genöthigt, in ihrer bischöflichen Verfassung und in ihrer halbkatholischen Liturgie eine den freien Gang der Entwicklung hemmende, alterthümliche Rüstung nachzuschleppen, die zu dem Kampfe nicht immer paßte, den sie zu führen berufen war. Die Halbheit auf der einen Seite rief den radicalen Gegensatz auf der andern hervor. Wenn irgendwo, so sehen wir hier den Protestantismus in zwei Richtungen zerfallen, die beide sein Wesen nur unvollkommen und unbefriedigend darstellen: hier ein Stehenbleiben auf halbem Wege und ein allmäliges Erstarren in Formen, dort ein schroffes Verachten der Form, das selbst wieder nur in eine entgegengesetzte Förmlichkeit und Buchstäblichkeit ausartete, und durch eigene Engherzigkeit die andere zu überbieten suchte. Wenn wir den brittischen Nationalcharakter mit dem französischen vergleichen, so finden wir jenen allerdings weit mehr als diesen vom kirchlichen Geiste durchdrungen; ja aufs Innigste mit ihm verwoben. Aber die Art, wie das englische Staatsleben mit dem Kirchenleben verbunden ist, deutet auch wieder mehr auf die Form hin, als auf den Geist. Eine lebendige und eben darum freie Durchdringung der Elemente, so daß Politisches und Religiöses jedes seinen eignen Kreis ausfüllte und doch wieder beides im höhern Einklang zusammen wirkte, ist auch hier noch nicht zu Stande gekommen. Noch immer machen sich die Nachwehen fühlbar von dem unnatürlichen Verhältniß, in das die bischöfliche Gewalt zur englischen Kirchenverfassung trat, und von der Verkehrtheit, womit sie dem katholischen Irland aufgedrungen wurde. Und noch jetzt ist der Kampf derselben Principien noch nicht ausgekämpft, der zu den Zeiten Elisabeths und der Stuarts geführt wurde. — Noch ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, in Frankreich das in den Materialismus versunkene Heidenthum, noch in England das in der Form erstarrte Judenthum zu bekämpfen, ehe das Christenthum als die Blüthe der ächten Bildung sich aufthun und alle Verhältnisse mit seinem wohlthätigen Strahl beleuchten, mit seiner Kraft durchdringen, mit seiner Milde verklären wird. Wenn wir nun zum Schlusse mit diesen Reformationsgeschichten fremder Länder unsre deutsche und schweizerische Reformation vergleichen, so weit uns dieselbe noch erinnerlich ist, so dürfen wir, ohne uns der Parteilichkeit schuldig zu machen, offen

bekennen, daß die Art, wie die Kirchenverbesserung bei uns zu Stande gekommen, im Vergleich mit jenen Ländern, etwas Schönes und Großartiges voraus hat. Sie ist mehr aus einem Gusse, mehr von innen heraus gewirkt, als von außen hereingebracht, sie ist ursprünglicher und darum frischer. Die einfache Macht des Wortes tritt reiner hervor und die äußere Gewalt kommt erst später hinzu. Hier, wo die Reformation zuerst ihre Wurzeln geschlagen, hat sie auch am Reinsten den eigentlichen reformatorischen Charakter bewahrt, und wenn sie auch späterhin mit Fremdartigem, Politischem sich gleichfalls vermengt hat, so tritt dieses doch nicht so störend in den Vordergrund, wie dieß in den Ländern der Fall ist, die ihre Kirchenverbesserung erst von außen her empfingen, wo sie dann mehr einem Funken glich, der in das Haus geworfen, als dem Feuer, das auf dem stillen Heerde desselben genährt wurde. Wenn wir nun aber fragen, ob die Reformation in dem Lande wo ihr Heerd stand, in dem Vaterlande eines Luthers und Zwingli sich auch ihrem Geiste gemäß erhalten habe, ob hier der Protestantismus in schöner, naturgemäßer Entwickelung fortgeschritten sei, als ein Muster, nach dem sich die andern hätten bilden können, so stellt sich die Sache freilich wieder anders; und wir müssen dann wieder zur Ehre der andern Länder sagen, daß in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, ungeachtet der vielen Ausartungen, da noch ein frischerer Geist sich zeigte, wo die Gluth der Verfolgung die Waffen des Religionskampfes härtete, als da, wo bei scheinbar äußerem Frieden die innern Zänkereien über die Lehrsätze der Kirche zu ähnlichen, ja zu noch empörendern Grausamkeiten führten, als sie dort geübt wurden. Geistlose und langweilige Lehrstreitigkeiten sind es leider! welche wir von nun an auf dem fruchtbaren Boden der deutsch-protestantischen Kirche wuchern sehen, und diese sind es auch, mit welchen wir in der nächsten Stunde unsern zweiten Abschnitt beginnen werden, der die innere Geschichte des Protestantismus uns vorführen soll. Wenn wir denn aber auch genöthigt sein werden, durch den Heidenvorhof eines wilden Gezänkes hindurch dem Heiligthum uns zu nähern, so lassen wir uns darum doch nicht abhalten, die Ueberreste dieses Heiligthums auch unter dem Schutte aufzusuchen, unter dem es wie begraben lag. Indem wir den Verirrungen, denen wir be-

gegnen, den Spiegel der Wahrheit entgegen zu halten gedenken, hoffen wir, in diesem Spiegel auch das reine Urbild zu erblicken, von dem die Zerrbilder ausgegangen sind, das Urbild, nach dessen Verwirklichung wir alle noch streben, und von dem sich keiner rühmen darf, es in seiner ungetrübten Reinheit, in den Tiefen der eignen Seele erfaßt und bewahrt zu haben.

Zwölfte Vorlesung.

Innerer Zustand der protestantischen Kirche in Deutschland. Das alte und neue Kurhaus, Jena und Wittenberg. Agricola. Amsdorf und Major. Strigel und Flacius. Osiandrischer Streit. Hartes Verfahren der Obrigkeiten. Erneuerung des Sacramentstreites in Bremen und der Pfalz. Heidelberger Katechismus. Kryptocalvinisten. Peucers Schicksale. Concordienformel.

Wir beginnen mit der heutigen Stunde den zweiten Abschnitt unsrer Aufgabe, welcher die innere Geschichte des Protestantismus zu betrachten hat, die Entwicklung des Glaubens und der Lehre, und damit finden wir uns zunächst wieder auf den Boden von Deutschland und zwar vor allem in das engere Vaterland Luthers versetzt, in welchem bald nach dem Tode, ja zum Theil schon während der Lebzeit des großen Reformators die Streitigkeiten ausbrachen, die sich dann weiter über die Kirche verbreiteten.

Wir müssen auch hier mit wenigen Zügen erst die politischen Verhältnisse berühren, weil diese auch auf den innern Streit der Parteien nicht ohne Einfluß geblieben sind. Wir wissen, daß die Lehre Luthers sich von Wittenberg aus über Deutschland verbreitet hatte, und daß die Kurfürsten von Sachsen aus der ernestinischen Linie die mächtigen Beförderer der Reformation wurden, während Herzog Georg von der albertinischen Linie als Gegner derselben aufgetreten war. Allein Herzog Moritz von Sachsen,

der Brudersohn Georgs, war gleich seinem Vater Heinrich dem protestantischen Glauben ergeben, so daß nunmehr beide Fürstenhäuser sich zur augsburgischen Confession bekannten. Gleichwohl hatte Moritz an dem schmalkaldischen Bunde der protestantischen Fürsten keinen Theil genommen, er hatte vielmehr im Heere des Kaisers wider dieselben gekämpft, und es dahin gebracht, daß ihm auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 die Kurwürde übertragen wurde, welche der unglückliche Kurfürst Johann Friedrich, sein Vetter, in Folge des übelgeführten Krieges verlor. Eben so erhielt nun der neue Kurfürst Moritz den größten Theil der Erbländer seines arm gewordenen Verwandten, der sich überdieß seit der übel ausgefallenen Schlacht von Mühlberg in kaiserlicher Gefangenschaft befand. So ging denn auch Wittenberg, der stolze Sitz des Lutherthums, an die albertinische Linie über. Die Universität blühte in gleichem Glanze fort, ja sie hob sich dergestalt, daß sie im Jahr 1561 gegen dritthalbtausend Studierende zählte *). Zur Entschädigung für das Verlorene richtete Johann Friedrich in den reizenden Thälern der Saale eine neue Universität auf, die Universität Jena 1547, welche bald mit tüchtigen Lehrern ausgestattet als eine bedenkliche Nebenbuhlerin neben Wittenberg sich erhob, wenn sie auch mit einer geringern Anzahl von Studierenden sich begnügen mußte. Die Eifersucht zwischen dem alten und neuen Kurhaus auf der einen, so wie zwischen den Universitäten Wittenberg und Jena auf der andern Seite trug manches zu den theologischen Irrungen bei, die wir zu betrachten haben. Die Lutheraner hatten sich nun einmal gewöhnt, den Geist Luthers fast eben so an den Lehrstuhl Wittenbergs gefesselt zu sehen, als die Päpste den Geist der Apostel an den Stuhl Petri zu Rom. Welche Schmach war es nun für diese hochberühmte Stadt, wenn es sich zeigen ließ, daß sie dem strengen Lutherthum abtrünnig geworden sei, und welcher willkommene Anlaß für die neue Universität Jena, sich als die unüberwindliche Burg des Lutherthums darzustellen. Nicht mehr an den Ort schien jetzt der Geist Luthers gebunden, sondern vielmehr an das alte Kurhaus der

*) Nach Vogt, Herzog Albrecht von Preußen und das gelehrte Wesen seiner Zeit in Raumers hist. Taschenbuch. Jahrgang 2. 1831. Seite 266.

ernestinischen Linie. Mit diesem wanderte gleichsam der Schatten Luthers in die Verbannung nach Jena, und schleuderte von da die Bannstrahlen seines Zornes auf das abtrünnige Wittenberg. In der That warfen sich sowohl der Kurfürst Johann Friedrich der Aeltere, als sein Sohn Johann Friedrich der Jüngere zu den eifrigsten Vertheidigern der alten, lutherischen Rechtgläubigkeit auf und bemühten sich, da es ihnen an äußern Mitteln gebrach, sich Ansehn zu verschaffen, um so mehr durch ihre theologische Richtung eine eigene Staatspartei zu bilden *), worin sie besonders an dem Kanzler Christian Brück einen eifrigen Rathgeber und an mehrern ihrer Jenenser Theologen nur allzu willfährige Werkzeuge hatten. Noch lehrte und lebte in Wittenberg der alte Philipp Melanchthon, der schon längere Zeit durch seine Nachgiebigkeit und Friedfertigkeit sich den Tadel der strengen Lutheraner zugezogen hatte, und auf den nun ihr Haß in immer reicherem Maße sich entleerte. Es war um so kränkender für den altersmüden, tiefgebeugten Mann, daß mehrere seiner ehemaligen Schüler die ersten Steine gegen ihn erhoben. An ihrer Spitze stand Matthias Flacius Illyricus in Magdeburg, welche Stadt sich gleichfalls durch ihren Eifer für das reine Lutherthum und durch ihre Anhänglichkeit an das alte Kurhaus auszeichnete.

Ehe wir nun den streitigen Lehrpunkten selbst näher treten, müssen wir uns noch einmal die Hauptlehren des Protestantismus vergegenwärtigen, deren verschiedenartige Auffassung, deren Mißverstand und Uebertreibung zu den Streitigkeiten geführt hat. Wir müssen diese Lehren aus der Lage des damaligen Kampfes selbst begreifen und uns daher nicht wundern, wenn gewisse Lehrbestimmungen mit einer Schärfe und Entschiedenheit aufgestellt wurden, die uns vom Standpunkte der heutigen Bildung aus als einseitige Fassung der allseitigen Wahrheit des Christenthums erscheinen können. Dieß war besonders der Fall mit der Lehre vom Menschen, von der Sünde und Gnade, von der Freiheit und Vorherbestimmung. Da in die katholische Kirche allmälig eine grobe Werkheiligkeit eingedrungen war, also daß die verblendeten Menschen glaubten, durch äußere Leistungen, durch Fasten, Wallfahrten und

*) Siehe Menzel IV. S. 67.

dergleichen den Himmel zu versöhnen, ja da es endlich so weit gekommen war, daß man die Sünden um Geld abkaufte, was war da natürlicher, als daß die Reformatoren ihren Zeitgenossen die Augen darüber öffneten, welche morsche Stütze diese sogenannten guten Werke dem von der Sündenschuld gepeinigten Gewissen darböten; was war zweckmäßiger und redlicher zugleich, als daß sie, die falsche Spur einer verderblichen Tradition verlassend, wieder auf die Bibel, besonders auf das N. T. zurückgingen und aus den Worten Jesu und den Schriften des Apostels Paulus vor allem den Ungrund aller äußern Werkheiligkeit darstellten? Nicht aber nur die gröbere Werkheiligkeit des Aberglaubens, auch die feinere des religiösen Unglaubens, die mit ihrer kalten philosophischen Tugend, mit ihrer eingebildeten Selbstgerechtigkeit den Himmel zu verdienen wähnte, straften sie Lügen, mit dem klaren Worte Gottes in der Hand, welches alle Menschen und auch die besten, unter die Sünde beschlossen erklärt, damit Gott sich aller erbarme.

Das Gefühl des menschlichen Elendes, welches durch das überhandnehmende Verderben der Kirche auch in den Einzelnen zu seiner Reife gekommen war, rief auch zugleich wieder das Gefühl der erbarmenden Gnade Gottes in Christo hervor, und dieß waren die beiden Grundgefühle des religiösen Lebens der Reformatoren. Es waren dieß gleichsam die beiden Angeln, auf denen sich die protestantische Theologie hinfort bewegte: die Lehre von der Sünde auf der einen, die Lehre von der Gnade auf der andern Seite. Die Reformatoren hatten hierin einen andern Standpunkt ihrer Zeit gegenüber, als die ersten Vertheidiger des Christenthums im heidnischen Zeitalter, so viel Aehnliches sie auch sonst wieder mit ihnen haben. Es handelte sich nicht darum, aus den Werken der Schöpfung das Dasein eines einigen und lebendigen Gottes nachzuweisen, auch nicht die Thatsache zu erhärten, daß der Messias erschienen sei im Fleisch, daß Christus der Gottmensch sei; denn daran glaubte ja auch die katholische Kirche, und so blieb der Glaube der ersten Jahrhunderte, wie er sich auf den Concilien ausgesprochen hatte, die gemeinsame Grundlage beider Lehrsysteme, des katholischen wie des protestantischen. Hingegen wiederholte sich jene große Streitfrage, die zu Anfang des 5. Jahrhunderts

die abendländische Kirche bewegt hatte, als Pelagius auf der Seite der menschlichen Willensfreiheit, Augustin ausschließlich auf der Seite der Gnade stand. Wie damals, so drängten sich jetzt wieder die schwierigen Räthsel hervor, in deren Lösung man so leicht auf der einen oder andern Seite das Maß überschreitet, entweder, daß man den Menschen durch Uebertreibung seiner freien Willenskraft von seinem Zusammenhang mit der göttlichen Heilsordnung loslöst, oder daß man ihn durch Uebertreibung des ihm anhaftenden Verderbens zu einer durch die Sünde also verhärteten, todten Masse herabwürdigt, daß er von sich aus keiner bessern Regung mehr empfänglich ist. Ein unbefangener Bibelforscher wird gestehen müssen, daß beide Uebertreibungen dem klaren Buchstaben sowohl als dem Geiste des Evangeliums widersprechen, da dieses in seinen sittlichen Anforderungen an uns überall einen freien Willen voraussetzt, aber auch auf jeder Seite die Schwäche und Ohnmacht dieses Willens uns zu Gemüth führt, wenn nicht Gott mit seinem lebendigmachenden Geiste die Herzen reinigt, wenn er nicht durch die sündenvergebende Gnade das Gewissen beruhigt und durch seinen höhern Beistand das Streben des Menschen unterstützt. Wie nun freilich beides sich durchdringe, das Menschliche und das Göttliche, in welchem Grad und Maße sich die eigne Kraft thätig oder leidend verhalte, darüber giebt uns weder die Vernunft, noch die Offenbarung einen der menschlichen Wißbegierde genügenden Aufschluß. Aber das konnte auch nicht in den Absichten einer Offenbarung liegen, deren Zweck schon erreicht war, wenn dem Menschen nur die Mittel an die Hand gegeben wurden, durch deren redliche Anwendung er gewiß sein kann, seine Seligkeit für Zeit und Ewigkeit zu schaffen. Treue Benützung aller natürlichen Kräfte, womit der Schöpfer uns ausgerüstet hat und demüthige Anerkennung, daß alles, was wir Gutes haben und erstreben, nicht unser eigenes Werk, nicht unser Verdienst sei, sondern ein Werk Gottes in uns, wofür wir ihm unaufhörlich danken sollen — das ist für jedes gesunde Auge und für jedes gesunde Herz die Heilslehre, die ihm aus der Bibel entgegenspringt, wenn jenes Auge nicht absichtlich nur für die eine Seite dieser Lehre geschärft, für die andere geschlossen ist.

Betrachten wir nun mit derselben Unbefangenheit, mit der

wir die Schriftlehre betrachten sollen, auch die Lehre unsrer Reformatoren, so dürfen wir uns nicht verhehlen, daß sie durch den damals herrschenden Kampf gar leicht nach der Seite hingetrieben werden konnten, welche aus Eifer, die Nothwendigkeit der Gnade festzuhalten, dem Menschen die natürliche Willensfreiheit zum Guten in dürren Worten abspricht. Gleichwohl konnten die Reformatoren bei ihrem praktischen Sinne nicht umhin, auch wieder ein Geringes von Empfänglichkeit im Menschen zuzugeben, an welches die Gnade ihre heilsamen Wirkungen anknüpft, und besonders war es Zwingli, der in dieser Beziehung weniger streng als Luther und Calvin auf der Seite Augustins stand. Auch muß man sagen, daß, wo die protestantische Lehre dem Menschen die Fähigkeit zum Guten abspricht, sie eben dieses Gute selbst in seiner höchsten Bedeutung faßt, d. h. in seiner Vollendung, so daß an diesem Maßstabe der ungetrübten Heiligkeit Gottes gemessen, die Tugenden des natürlichen Menschen allerdings nur als gleißende Laster erscheinen mußten. Auch Melanchthon hatte sich in der ersten Begeisterung für die neue Lehre des Heils auf Behauptungen hinführen lassen*), deren tiefere Wahrheit sich zwar unter gewissen Voraussetzungen und Verständigungen rechtfertigen läßt, die aber doch auch gar zu leicht mißverstanden werden können, wenn man die geläufigen Begriffe dazu mitbringt, wie sie zu allen Zeiten unter der Mehrzahl der Menschen geherrscht haben; weßhalb auch die Reformatoren selbst sich genöthigt sahen, die Folgerungen abzuweisen, die ein roher Verstand oder ein rohes Gemüth aus solchen Behauptungen ziehen konnte. Ja, Melanchthon fand sogar in seinen reifern männlichen Jahren nöthig, durch mildernde Erklärungen diesem Mißverstand zuvorzukommen, aber eben damit verdarb er es bei denen, welche den Buchstaben der Lehre höher stellten, als deren Geist, und denen an der äußern Orthodoxie mehr gelegen war, als am wahren Heil der Kirche. — Doch nicht Melanchthon allein, auch der strenge Luther sah sich bisweilen genöthigt, dem Mißverstande vorzubeugen, der mit einer einseitig gefaßten Gnadenlehre getrieben werden konnte. „Sehr Viele," sagt er an einem Orte*), mißbrauchen heut zu Tage die christliche

*) In der ersten Ausgabe der loci.
**) Siehe Raumers Gesch. III. S. 271. (nach Seckendorf III. 187.)

Freiheit und rufen Gnade! Gnade! als sei es nicht mehr nöthig, Gutes zu thun und Uebels zu leiden. Diese machen aus der Gnade einen Uebermuth, das heißt eine Willkür, das zu thun, was ihnen behagt, und aus der Vergebung der Sünden eine Erlaubniß zu sündigen." Wenn daher etwas, scheint mir, zum Beweis des menschlichen Verderbens dienen kann, so ist es grade das, daß auch die Erkenntniß dieses Verderbens, daß auch die Heilslehre selbst, welche aus diesem Verderben erretten sollte, mißbraucht werden konnte, wie alles Heilige. Und so finden wir es denn schon in den Zeiten der Reformation. Kaum war die Werkheiligkeit der Katholiken zurückgedrängt, so that sich eine neue Werkheiligkeit auf, die Werkheiligkeit des Glaubens oder vielmehr des äußern Bekenntnisses, der Orthodoxie. Oder war es nicht auch eine todte Werkheiligkeit eben so gut, als die, welche man mit der Messe, dem Fasten und den Wallfahrten trieb, wenn sich nun viele überredeten, schon die bloße verständige, äußerliche Aneignung des Lehrbegriffes und die Vertheidigung desselben mit dem Munde und der Feder mache das wahre Christenthum aus? Konnte nicht an die Stelle des pharisäischen Tugendstolzes eben so gut ein pharisäischer Glaubens- und Wissensstolz treten? Und wirklich brüsteten sich viele ordentlich mit ihrer Rechtgläubigkeit und glaubten dadurch sich ein nicht geringes Verdienst zu erwerben, daß sie die heilsamen Wahrheiten, die nur so lange Wahrheit bleiben, als sie mit dem frommen Gemüth gefaßt werden, zur Carricatur verzerrten und am Ende die vernunftwidrigsten Behauptungen an die Stelle der reinen Schriftlehre zu setzen sich erkühnten.

Lutherischer als Luther selbst zu sein, das schmeichelte der Eitelkeit der Nachbeter, die seine Größe nicht erreichen konnten, oder es war auch wieder eine wirkliche Aengstlichkeit und ein pedantischer Kleinigkeitsgeist, welche bei den Bessergesinnten den Mangel der Genialität zu ergänzen suchten. So hatte schon zu Luthers Zeiten Johann Agricola von Eisleben behauptet, daß das Gesetz überhaupt keine Bedeutung mehr für den Christen habe, und auch die Sittengebote desselben ihn nichts mehr angingen, denn das Gesetz „gehöre aufs Rathhaus, nicht in die Kirche." Nicolaus Amsdorf, Professor zu Jena, trieb den evangelischen Satz von der Unverdienstlichkeit der guten Werke so weit auf die Spitze

daß er behauptete, die guten Werke seien schädlich zur Seligkeit, während Georg Major meinte, daß sie nützlich seien. — Gegen Victorin Strigel in Jena, der zwar annahm, daß der Mensch durch die Erbsünde im höchsten Grade verdorben sei, aber doch noch einen Punct offen lassen wollte, an welchen die göttliche Gnade sich anknüpfen könne, behauptete der schon genannte Flacius, die Erbsünde mache die eigentliche Substanz des Menschen aus, d. h. er bestehe durch und durch aus Erbsünde, sei gleichsam die personificirte Erbsünde selbst. Aber auch daran hatten die Anhänger dieses Eifrers noch nicht genug. Sie suchten den Meister noch zu überbieten, und trieben es zu der Behauptung, daß die Erbsünde auch der gläubigen Christen als ein unaustilglicher Krankheitsstoff in ihren Leichnamen sitzen bleibe bis zum Tage der Auferstehung*). Durch solche Uebertreibungen wurde der evangelischen Wahrheit gewiß kein Dienst geleistet, und mit Recht mußten am Ende die besonnenern Katholiken fragen: wohin eine solche Lehre führe? Ja, es darf uns nicht wundern, wenn sogar Protestanten von hellem Geiste wieder zur katholischen Kirche zurückkehrten, weil sie bei dieser einseitigen Richtung sich nicht befriedigt fanden**). In der That gerieth man auf diesem Wege, wie ein neuerer Geschichtschreiber***) richtig bemerkt „aus dem löblichen Bestreben, den Menschen vom Hochmuth auf eigene Verdienste und der äußern Werkheiligkeit abzubringen, in eine verwirrte Entgegensetzung des Religiösen und Sittlichen, und öffnete so der Verzweiflung, der kein Christ mehr preisgegeben werden sollte, nur eine andere Thüre."

Wäre es nur bei den Schulstreitigkeiten geblieben, so hätte dieß weniger auf sich gehabt, allein nicht nur wurden diese dürren und stachligen Hülsen der Schultheologie dem Volke von der Kanzel herab statt der gesunden Frucht evangelischer Lehre aufgeschüttet, so daß auf die Zeit der geistigen Fülle eine jämmerliche

*) Menzel V. S. 81. 82. Man nannte sie die Cadaveristen, und in der That ward unter ihren Händen das Wort des Lebens zum Cadaver!

**) So Wicel und Thamer. Auch zur Hebung der Universität Jena trug der Streit keineswegs bei; im Gegentheil verlor dadurch die Universität so sehr, daß sie sich im Jahr 1564 nur auf 500 belief, eine sehr geringe Zahl, im Vergleich mit Wittenberg. Siehe Vogt a. a. O.

***) Raumer a. a. O. S. 269.

Hungersnoth einzubrechen drohte, sondern die christliche Liebe wurde auch so weit verletzt, daß die gehässigsten Verdächtigungen, die schmählichsten Beleidigungen, ja die härtesten und grausamsten Verfolgungen daraus erwuchsen. Es kann nicht unsre Absicht sein, diese unerbaulichen Streitigkeiten, deren Verlauf der gelehrte Theolog allerdings kennen muß, hier ins Einzelne zu verfolgen; wohl aber will ich einzelne Züge herausheben, die uns auch von der Art, mit der gekämpft wurde, einen Begriff geben können. Das Schimpfen war eine Kunst, die manche blinde Anhänger Luthers ihm besser ablernten und worin sie ihn um so leichter übertrafen, je weiter sie hinter seiner klaren Frömmigkeit und seinem Tiefsinn zurückstanden. Nicht nur in den sächsischen Landen, sondern auch in dem Herzogthum Preußen und anderwärts regte sich derselbe Geist der Unruhe und der dogmatischen Tobsucht. In Königsberg hatte Andreas Osiander dadurch Streitigkeit erregt, daß er die Rechtfertigung des Sünders vor Gott und seine Heiligung miteinander vermengt, während Luther sie als zwei gesonderte Dinge von einander geschieden hatte, da die Heiligung erst eintreten könne, wenn die Rechtfertigung geschehen sei. Gegen diesen Osiander ließ sich nun Andreas Mörlin in einer Predigt also aus:*) „Osianders Gerechtigkeit ist ein Traum, und möchte ich wohl wissen, ob man sie [von hinten oder von oben] durch einen Filzhut eingießen oder eintrichtern solle. Eine solche Gerechtigkeit ist weder im Himmel, noch auf Erden. Pfui dich, du schwarzer Teufel mit deiner Gerechtigkeit, Gott stürze dich in den Abgrund der Höllen. Hole der Teufel diese Gerechtigkeit, ich will sie nicht holen.“ In diesem Tone ging die Predigt fort, wie denn überhaupt die gemeinsten Schimpfwörter nicht zu gering waren**), den Gegner damit zu bezeichnen. Man kann sich denken, wie diese Predigtweise auf die Stimmung des Volkes wirkte. Dieses war so erbittert auf Osiander, daß sich das Gerücht verbreitete, er stehe mit dem Teufel im Bunde. Wer zu Osiandern in die Predigt ging, setzte sich der Gefahr aus, daß man auf der Straße mit Fingern

*) Menzel IV. S. 319. (nach Salig.)

**) So nannte Osiander einen seiner Gegner einen groben Tölpel und den andern einen unverschämten Esel, der statt Seelenhirte ein Sauhirte sei. Raumer a. a. O. S. 272.

auf ihn zeigte, ihm nachschrie, oder gröbere Zeichen des Mißfallens von sich gab*). Endlich kam es so weit, daß man den Kirchgängern Osianders nichts mehr abkaufen oder verkaufen wollte. Der lutherische Papst Mörlin aber schloß eigenmächtig alle die vom Abendmahl und vom Taufstein aus, die er für Anhänger Osianders hielt, und als ihm der Herzog Albrecht solches verwies, so wiegelte er das Volk auf, indem er es in einer Predigt also anredete**): „Thut dazu, liebe Kindlein! und leidet diesen Greuel nicht länger im Lande. Thut dazu, nicht um eurer, sondern um der kleinen Kinder willen, die noch in der Wiege liegen, [und um derer Willen, die ihr noch in den Lenden traget,] daß sie nicht von dieser teuflischen Ketzerei vergiftet werden. Es wäre euch tausendmal nützer, daß ihr im Blute watetet bis über die Kniee, daß der Türke vor die Stadt käme und euch alle ermordete, ja, es wäre euch selbst nützer, daß ihr Juden und Heiden wäret, als daß ihr solches leidet; denn ihr seid ebensowohl mit dieser Lehre verdammt, als die Heiden. Ich will euch gewarnt haben, wer sich noch will warnen lassen. Welcher aber nicht will, der fahre hin zum Teufel. Ich darf sie nicht erst dem Teufel übergeben; denn sie sind schon zuvor sein, alle, welche diese Lehre annehmen. Und ich will es wieder öffentlich anzeigen, daß ich derselben keinen, der die Lehre annimmt oder in seine Predigten geht, zu dem Sacrament gehen lassen will, sie mögen hinlaufen, wo sie hin wollen. Ihr sollt sie auch nicht grüßen, keine Gemeinschaft mit ihnen haben, sondern sie fliehen, als wären sie die Teufel selbst." — Und fragt man sich nun, weßhalb vereiferte sich denn der zornige Mann also, so betraf es eine feine und subtile Lehrbestimmung im Artikel der Rechtfertigung, deren Unterscheidendes das heutige Geschlecht kaum zu fassen den Scharfsinn haben möchte, wenn dieser nicht durch besondere Fachstudien dazu geübt ist***). Damals aber war alles Theolog, wie heut zu Tage alles Politiker ist. Es schienen sich

*) vor ihm ausspuckte.

**) Nach Menzel a. a. O. S. 322.

***) In einigen Gegenden freilich, wo die theologische Zanksucht auf ähnliche Weise unterhalten wird, wie damals, mag eine Ausnahme von unsrer Behauptung stattfinden. Aber in solchen Exasperationen können wir kein „lebendiges Christenthum" erkennen.

jene Zeiten des 4. und 5. Jahrhunderts zu wiederholen, wo man, nach dem Zeugnisse der Kirchenlehrer, in Constantinopel nicht über die Straße gehn, sich kein Bad bestellen, keine Semmel kaufen oder Münze wechseln konnte, ohne in die Streitigkeiten über das Gezeugtsein des Sohnes und über das Verhältniß der göttlichen Natur zur menschlichen in Christo hineingezogen zu werden *). So jetzt in dem Streit über Rechtfertigung und Heiligung.

Man hat unserm Zeitalter häufig den Mangel an Kirchlichkeit, und wohl nicht immer mit Unrecht vorgeworfen, und es ist immer ein schlimmes Zeichen, wenn die weltlichen Interessen so sehr vor den geistlichen vorwiegen, daß man unbekümmert ist um die Fassung der Glaubenswahrheiten. Eine solche Zeit läuft immer Gefahr, eine Beute zu werden von jedem Wind der Lehre, und in dieser Hinsicht verdient die rege Theilnahme der ältern Zeiten an dem, was die Kirche bewegte, unsre Achtung. Aber das religiöse, das praktisch-christliche Interesse, welches die Seele des Volkslebens ist, darf nicht verwechselt werden mit dem bloß theologischen. Es ist schon schlimm genug, wenn solche Zänkereien die Wissenschaft verdunkeln; wo sie aber einmal in das Volksleben eingedrungen sind und den Samen des Unfriedens in den Familien ausstreuen oder gar den Geist der Empörung nähren, da sind sie eben so gefährlich, als die unnützen politischen Händel. So wenig diese dem Staat helfen und gute Bürger ziehen, so wenig nützen jene der Kirche und so wenig ziehen sie gute Christen.

Man verwechsle doch ja nicht den Kampf um den Glauben mit dem bloßen Meinungskampfe. Wir haben in einer Reihe der vorigen Stunden gesehen, wie zwar auch das neuerweckte religiöse Leben im Zeitalter der Reformation häufig die Familien entzweite und sogar manche auf den Scheiterhaufen brachte, und wir wurden dabei an das Wort erinnert, daß der Herr nicht gekommen sei den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Aber dort galt es den letzten Grund der religiösen Ueberzeugung, dort hieß es in der That (wenigstens in den meisten Fällen): Wer Vater oder Mutter mehr liebet, als mich, der ist mein nicht werth, oder

*) Siehe Ullmanns Gregor von Nazianz. S. 159. und Neanders Chrysostomus Bd. II. S. 118.

wer Sohn oder Tochter mehr liebet, als mich, der ist mein nicht werth. Aber hier galt es nicht das innere Leben, nicht den Grund der Seligkeit, es galt den äußern Lehrbegriff, die äußere Schaale; nicht das Wort Gottes, das klar für jeden redet, der es in sich aufnehmen will, sondern es galt die künstlich ausgeheckte Menschenlehre, und es gehörte ein gutes Maß von Eigensinn und Verblendung dazu, in diesen äußern Bestimmungen das einzige Heil zu finden. Möchten wir doch dieß zu allen Zeiten beherzigen, wenn ähnliche Streitigkeiten in der Kirche wieder auftauchen! Es giebt einen gewissen Punkt, wo die Wahrheit sich scheidet vom Irrthum und von der Lüge, und diesen kann jeder, wenn auch nicht immer mit dem Verstande, doch mit dem Herzen erkennen. Auf dem soll man festhalten, und soll sich das nicht rauben lassen weder durch List, noch durch Gewalt. Dafür auf Tod und Leben zu kämpfen, ist keine Schwärmerei, ist vielmehr Pflicht des heiligsten Gehorsams. Aber was diesen Punkt nicht berührt, was der wandelbaren Meinung angehört, darin lassen wir doch jedem seine Freiheit. Wer hier alles gleichmäßig bestimmen, alles mit Gewalt in dieselbe Form hineinzwängen will, dem wollen wir zwar das Zeugniß lassen, daß er eifere, aber er eifert mit Unverstand.

Bei dem bloßen Eifern mit Worten, bei geistlichen Bannsprüchen und öffentlichen Verunglimpfungen ließ man es jedoch nicht bewenden: häufig war Absetzung, Verbannung, Kerker das Loos derer, deren Partei bei Hof unterlag, und es wiederholten sich bei dem angemaßten Recht der Fürsten, in Glaubenssachen zu entscheiden, dieselben Auftritte, wie sie sich in den Streitigkeiten der alten Kirche gezeigt hatten, daß heute eine Partei als die rechtgläubige und vom Hofe geschützte ihr Haupt erhob, welche morgen wieder als eine ketzerische verfolgt, der andern Platz machte. Bei den Reibungen der beiden Fürstenhäuser in Sachsen geschah es dann gewöhnlich, daß die, welche aus den chursächsischen Landen verbannt wurden, im herzoglich Weimarischen ihre Anstellung fanden und umgekehrt*). — Grade so war es im römischen Reich zu der Zeit, als der eine Kaiser im Morgenland, der andere im Abendland regierte und oft beide ein verschiednes theologisches System befolgten.

---

*) Raumer a. a. O. S. 268. Anm..

Auch stimmte die Art der Procedur keineswegs zu der sonstigen Hochachtung vor dem geistlichen Stande. Wer der Irrlehre angeklagt war, wurde als der gemeinste Verbrecher behandelt. So wurden Victorin Strigel und Pfarrer Hugel zu Jena, welche sich der Lehre des Flacius widersetzt hatten, laut herzoglichem Verhaftbefehl*) Nachts überfallen, aus ihren Betten geholt, halb nackt auf einen Wagen gesetzt und unter vielen Mißhandlungen zuerst nach Leuchtenburg und dann nach dem Grimmensteine geführt. Die Frau des Victorin Strigel, die sich der Gefangennehmung ihres Mannes widersetzen wollte, ward aufs Roheste von den Kriegsknechten mißhandelt; Spieße und Flintenläufe ihr auf die Brust gesetzt und die gröbsten Flüche und Beschimpfungen gegen sie ausgestoßen. Indessen hielten einige hundert Reiter und Hakenschützen die Stadt besetzt, um die Studenten im Zaum zu halten. Die Wittenberger trauerten über das schnöde Verfahren, und stellten Gebete für die Gefangenen an. Aber das alles war noch nichts gegen den Ausgang des Osiandrischen Streites in Preußen. In Folge desselben wurden der Hofprediger Johann Funk, (Osianders Schwiegersohn) und noch andere vom Gerichte der Schöppenmeister zum Tode verurtheilt und auf offnem Markt enthauptet, wozu das von den Predigern fanatisirte Volk die Lieder sang: „Nun bitten wir den heilgen Geist“ und: „Du werthes Licht, gieb uns deinen Schein**).“ Am meisten Aufsehn erregte neben den erwähnten Streitigkeiten der noch immer fortdauernde Streit über das Abendmahl. Nicht genug, daß die Verschiedenheit der Auffassung dieser Lehre eine Trennung zwischen den sogenannten Lutheranern und Reformirten veranlaßt hatte — auch mitten in der lutherischen Kirche selbst wurde jetzt ein heftiger, ja blutiger Streit geführt. Wir wissen, wie wenig Nachgiebigkeit Luther in diesem Puncte gezeigt hatte. Noch bei Luthers Lebzeiten war Melanchthon etwas versöhnlicher, und als Calvin endlich eine Ausdrucksweise gefunden hatte, welche dem Glauben an die geistige Gegenwart Christi im Abendmahl sein Recht ließ, ohne darum diesen Glauben ins Leibliche und Materielle herabzuziehn, so zeigten

*) Vom 24. März 1559. Siehe Menzel S. 170. und Vogt a. a. O. S. 285.
**) Menzel S. 333.

sich allmälig auch andere lutherische Theologen geneigt, an diese vermittelnde Form sich anzuschließen. Aber eben dieß erregte einen gewaltigen Lärm unter den Eifrern für das reine Lutherthum, da Luther selbst noch kurz vor seinem Tode die Lehre der Reformirten als eine lügnerische und teuflische Lehre bezeichnet hatte*). Wie hartherzig und unchristlich sogar Regierungen gegen ihre protestantischen Glaubensbrüder aus der calvinischen Schule verfuhren, davon nur Ein Beispiel**). Eine Anzahl französischer und niederländischer Familien (175 Seelen stark), die wegen des protestantischen Glaubens aus ihrem Vaterland nach England geflüchtet waren, wo sie unter Eduards VI. Regierung Schutz fanden, wurden unter der katholischen Maria auch von dort vertrieben und flüchteten nach dem Continent, in Begleitung ihres Predigers Johann a Lasco, eines gelehrten Polen. Sie landeten in Dänemark mitten im härtesten Winter. Kaum aber hatten sie den Fuß ans Land gesetzt, und von dem König Audienz erhalten, als sie bald auch den unwiderruflichen Befehl erhielten, sich wieder einzuschiffen und sich an der Küste von Deutschland aussetzen zu lassen. Dringend flehten die Vertriebenen mit ihren Weibern und Kindern, doch wenigstens den Winter über im Lande bleiben zu dürfen. Umsonst! Sie wurden mit Gewalt fortgeschafft, ja bei Lebensstrafe ihnen gedroht, sich wieder an der dänischen Küste blicken zu lassen, selbst wenn sie durch einen Sturm dahin verschlagen werden sollten. Aber in Deutschland angelangt erfuhren sie dieselbe Behandlung. In Wismar und Rostock, in Lübeck und Hamburg ward ihnen angedeutet, daß sie ihre Wanderung sogleich fortsetzen müßten, ja, in Hamburg wurde allen Bürgern bei schwerer Strafe verboten, einen der Exulanten in ihr Haus aufzunehmen. Und fragen wir nach dem Grunde? — so schallt es von den Küsten Dänemarks und Deutschlands wieder: „Sacramentirer!

*) Besonders war es der Prediger Westphal in Hamburg, der mit Ungestüm über Calvin herfiel.

**) Siehe die interessante Darstellung von Utenhoven: Simplex et fidelis narratio etc. Bas. 1560 im Auszuge bei Planck, Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs Buch VI. Cap. 2. S. 36 ff. und bei Menzel a. a. O. S. 119 ff. Wenn auch, wie Planck andeutet, der Bericht einseitig lautet, so wäre doch schon an der Hälfte des Erzählten genug, um ein Bild von der Stimmung zu geben, die damals herrschte.

Ketzer!" Und wer war es wohl, der Regierung und Volk gegen sie aufhetzte? Niemand anders, als die Prediger, welche das Wort der Liebe verkünden sollten. Sie waren es, welche die Ansteckung, die diese Leute mit sich brächten, ärger als die Pest fürchteten; sie waren es, welche alles anwandten, die noch menschlicher gestimmten Magistrate dahin zu bewegen, daß sie die bewilligte Frist des Aufenthalts noch abkürzten, und ihnen am Ende als Geächteten Land, Luft und Wasser verweigerten*).

Nach solchen Vorgängen kann man sich wohl denken, wie die ihrer Amtsbrüder angesehen wurden, die selbst zu der calvinischen Lehre hinneigten. In Bremen war ein Prediger, Namens Hardenberg, ein vertrauter Freund Melanchthons. Dieser wurde, weil er sich in der Lehre vom Abendmahl an die calvinische Deutung anschloß und von keiner andern Autorität, als der der heiligen Schrift wissen wollte, von seinem Gegner Tilemann Heßhus, einem strengen Eifrer, der eben seiner Streitsucht wegen bereits aus der Pfalz verwiesen worden war, von seiner Stelle vertrieben. Auch die Schullehrer, die der Hardenbergischen Meinung verdächtig waren, wurden ohne Weiteres ihrer Aemter entsetzt, und die Bürger, die Hardenbergs Predigten besuchten, weder zum heiligen Abendmahl noch zu Pathenstellen zugelassen. Es kam darüber zu weitläufigen, Streitigkeiten zwischen Geistlichkeit, Magistrat und Bürgerschaft. Als der Bürgermeister Büren von Bremen sich von den geistlichen Gewalthabern nicht wollte einschüchtern lassen, forderten ihrer zwölf den Abschied und ein großer Theil ihrer Anhänger folgte ihnen nach. Ein förmlicher Kreuzzug ward gegen das ketzerische Bremen beschlossen. Hamburg und Lübeck kündeten der Bundesstadt alle Handelsverbindungen auf. Danzig legte Beschlag auf alle bremer Schiffe und Waaren, und mehrere Stände der niedersächsischen und westphälischen Kreise sperrten den bremischen Bürgern ihr Gebiet. Endlich wurde der Streit 1568 durch Vergleich beigelegt, aber die Theologen fuhren fort, die Stadt Bremen als calvinistisch zu

*) Auch dazu liefert uns die ältere Kirchengeschichte eine lehrreiche Parallele. So wurde während des monophytisischen Streites im 5. Jahrhundert den ägyptischen Holzhändlern die Landung in Tyrus verweigert, aus Furcht, daß sie die Ketzerei einschleppen möchten. Siehe Neanders Kirchengeschichte II. 3. S. 1133.

verschreien, bis endlich wirklich der offene Calvinismus daselbst die Oberhand erhielt und das Lutherthum verdrängte.

Ein ähnliches Schicksal wie in Bremen hatte die lutherische Lehre in der Pfalz. Auch dort hatte der genannte Tilemann Heßhus für die Lehre geeifert, daß der wahre Leibe Christi in, mit und unter dem Brote des Abendmahls enthalten sei. Als sich ihm ein andrer Theologe, der Diaconus Wilhelm Klebitz entgegensetzte und die calvinische Lehre einer bloß geistigen Gegenwart Christi im Abendmahl vertheidigte, so kam es so weit, daß beide Kämpfer nach vergeblicher Warnung, den öffentlichen Streit darüber fallen zu lassen, des Landes verwiesen wurden. Auch hier hatte der unerbauliche Streit sich in das Volks= und Familienleben eingeschlichen, so daß die Anhänger der einen Meinung denen der andern sogar die Herberge in den Wirthshäusern versagten *). Der Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz ließ sich darauf von Melanchthon ein Gutachten ausstellen, das ziemlich nach der calvinischen Seite hinneigte, und nach einer in Heidelberg gehaltenen Disputation siegte wirklich der Calvinismus. Friedrich III. stellte somit auch im Aeußern den reformirten Gottesdienst an die Stelle des lutherischen, indem er Altäre, Taufsteine, Orgelspiel und andere äußerliche Dinge abschaffte, welche die Lutheraner stehen gelassen hatten, und den beiden calvinisch gesinnten Theologen Zacharias Ursinus und Caspar Olevianus den Auftrag ertheilte, einen neuen Katechismus zu fertigen, in welchem dann die protestantische Lehre nach calvinischen Grundsätzen vorgetragen wurde. Es ist dieß der berühmte pfälzische oder Heidelberger Katechismus, der ein so großes Ansehn in der reformirten Kirche erhielt, daß er fast in alle Sprachen übersetzt und bis auf die neuesten Zeiten herab als Grundlage des christlichen Religionsunterrichtes gebraucht wurde. Diese Trennung des Kurfürsten von der Ausburgischen Glaubensverbindung und sein Uebertritt zur schweizerischen Lehre machte großes Aufsehn **). Eine Fluth von Schriften ergoß sich gegen die gefährliche Neuerung, und auf dem Reichstag von Augsburg 1566 suchten sogar die nächsten Verwandten des Kurfürsten, die strenge Lutheraner waren,

*) Menzel S. 146.
**) Siehe Menzel S. 165.

es dahin zu bringen, daß er vom Reichsfrieden ausgeschlossen würde.

Allein auch in Sachsen, dem Vaterlande des eigentlichen Lutherthums, trat der Streit über das Abendmahl zu den bisherigen Streitigkeiten über Gesetz und gute Werke, über Gnade und freien Willen. Die Anhänger Melanchthons wurden als geheime Calvinisten (Kryptocalvinisten) beschuldigt, und dieser krypto-calvinistische Streit gab zu den grausamsten Verfolgungen Anlaß. Das Haupt der gemäßigten Partei in Wittenberg war der Schwiegersohn Melanchthons, Caspar Peucer, ein Mediciner, der aber eben so eifrig die Theologie betrieb, als die eigentlichen Theologen von Beruf. Von dem Kurfürsten August von Sachsen, dessen Leibarzt er war, wurde er mit großer Auszeichnung behandelt, und gewann allmälig einen großen Einfluß auf die Schule zu Wittenberg. Kühn gemacht durch das Vertrauen, das er genoß, traten er und seine Anhängar erst verdeckt und dann immer offener mit ihren, dem calvinischen Lehrbegriff zugewandten Meinungen hervor. Es gelang ihnen in der That, die strengen lutherischen Zeloten zu vertreiben, wobei sie jedoch immer den Kurfürsten in der Meinung zu erhalten wußten, daß sie das wahre Lutherthum verkündeten. Als nun aber endlich bei der wachsenden Kühnheit dieser Partei dem getäuschten Kurfürsten die Augen drüber aufgingen, daß Peucer und sein Anhang nichts andres im Sinn hätten, als wirklich die calvinische Lehre vom Abendmahl an die Stelle des reinen Lutherthums zu setzen, da trat auch an die Stelle der bisherigen Gunst die empfindlichste Rache.

Wenn nämlich Kurfürst August bisher den Peucer begünstigt hatte, so geschah es immer in der Meinung, daß dieser für das wahre Lutherthum kämpfe und bloß dem Irrthum der Unverständigen entgegenarbeite; denn also äußerte sich der Kurfürst, „daß wenn er auch nur eine calvinische Ader im Leib hätte, er wünsche, daß der Teufel sie ihm ausreißen möge“ *). Wie groß war nun sein Schrecken, als er erfuhr, daß der schlaue Peucer ihn selbst an den Abgrund der gräulichen Irrlehre geführt habe. Der Zorn des Fürsten traf außer Peucern auch den Kanzler Cracov, den

*) Raumer a. a. O. S. 276.

Kirchenrath Stößel und den Hofprediger Schütz. Sämmtliche wurden verhaftet, ihre Papiere in Beschlag genommen und ein förmlicher Criminalproceß gegen sie eingeleitet. Auch den übrigen Lehrern zu Wittenberg wurde eine Erklärung abgefordert, und wer keine genügende gab, ward abgesetzt oder gleichfalls verfolgt. Vier Mitglieder der theologischen Facultät in Wittenberg *) wurden, weil sie mit ihrer Antwort zögerten, verhaftet und als Staatsverbrecher mit einer Wache von 50 Soldaten nach der Pleißenburg abgeführt, später aber aus dem Lande getrieben. Am Härtesten verfuhr man mit dem Kanzler Cracov, der so lange gefoltert wurde, bis er endlich an den Folgen des peinlichen Verhörs im Kerker starb. Der Commandant der Festung, der ihm Schreibmaterialien geliefert hatte, wurde mit Staupenschlag aus der Stadt gejagt. Der Prediger Stößel ward gleichfalls auf der Festung Senftenberg so lange gemartert und ihm so sehr zugesetzt, daß er in ein heftiges Fieber verfiel, welches mit Wahnsinn und einem verzweifelten Tode endete.

Am längsten aber wurde Peucer umhergezogen. Erst ward er nach dem Schlosse Rochlitz gebracht und schmachtete daselbst, nachdem man ihm gleichfalls mit der Folter gedroht hatte, im Kerker. Als Kaiser Maximilian II. **) im Jahr 1575 den Kurfürsten in Dresden besuchte, bat er um Loslassung des Gefangenen, den er zu seinem Leibarzt machen wollte. August erwiderte: „Ich selbst kann seiner Hülfe nicht entbehren.“ Und auf des Kaisers weitere Frage, warum er denn denselben gefangen halte, da er ihm auf diese Weise nicht helfen könne, antwortete der Kurfürst: „Weil ich nur solche Diener gebrauchen will, die in der Religion nur das glauben und bekennen, was ich glaube und bekenne, und unter sich alle einträchtig im Geiste und im Glauben sind.“ Maximilian entgegnete mit mildem Ernste: „Das maße ich mir nicht an, und will noch darf ich solches mir vornehmen, da ich keine Macht über die Gewissen habe, und niemanden zum Glauben zwingen darf.“ So antwortete der katholische Kaiser einem lutherischen Fürsten und war in diesem Stück protestantischer gesinnt, als dieser. (Und wirklich gebrauchten auch sowohl Ferdi-

*) Widebram, Cruziger, Pezel und Moller. Siehe Menzel S. 455.
**) Nach Menzel S. 461. ff.

nand I. als Maximilian II. unbedenklich protestantische Aerzte *), eine Unbefangenheit, zu der sich damals kaum ein protestantischer Fürst einem Katholiken, geschweige denn einem Reformirten gegenüber, erhoben hätte!) Peucer blieb in der Gefangenschaft. Seine Gattin durfte er seit seiner Verhaftung nicht mehr sehen. Sie starb unter der Zeit. Er selbst wurde immer härter behandelt. Alle Mittel zum Schreiben wurden ihm entzogen, alle Bücher weggenommen, selbst die Bibel ward ihm nicht vergönnt. Ein Jahr nach dem andern saß er so in einem dumpfen, schmutzigen Kerker, dessen Kosten sein Vermögen verzehrten, mit der Aussicht auf immerwährende Dauer desselben, und gepeinigt von der Sorge für seine verwaisten, in die Welt hinausgestoßenen Kinder, so daß unter dem fortwährenden Kummer sein eigner Körper zum Leichnam abgezehrt wurde. Aerger verfuhren dort wahrlich die katholischen Inquisitoren nicht mit ihren Opfern, als diese orthodoxen Lutheraner mit ihren verdächtigen Glaubensbrüdern! Und diesen traurigen Sieg des Lutherthums ließ der eitle und schwachmüthige Kurfürst noch durch eine Denkmünze feiern **), in welcher Christus siegend dargestellt wird über den Teufel und die Vernunft. Daß die Vernunft unterlag in diesen Kämpfen, war allerdings nur zu wahr; ob aber der Sieg ein Sieg Christi gewesen, möchte eine andre Frage sein. Als Peucer lange genug im Kerker zu Rochlitz geschmachtet hatte, wurde er nach Zeiz ***) und von da nach Leipzig in die Pleißenburg geführt. Von Krankheit darnieder gedrückt, schmachtete er nach dem Genuß des Sacramentes. Aber wie durfte man dieß einem Manne reichen, der nach den Vorstellungen der Orthodoxen das Sacrament gelästert hatte! Die Theologen, die sich deßhalb zu ihm ins Gefängniß verfügten (Andreä und Selnecker), suchten ihm einen schimpflichen Widerruf seiner Lehre zu entlocken, und als er in diese Zumuthung nicht einstimmen wollte, erhielt er endlich die eines spanischen Inquisitors würdige Antwort †), man werde schon Mittel dazu finden, und wenn es auch glühende Zangen sein sollten! — Statt der

*) So den Protestanten Krato siehe Menzel V. 63.

**) Ueber die geschmacklose Anordnung der Symbole siehe Menzel S. 464.

***) Menzel S. 540. ff.

†) Die Antwort gab Dr. Rauscher.

Bibel, die er wiederholt verlangte, wurde ihm bloß ein Abdruck der unter der Zeit von den Orthodoxen verfaßten Concordienformel gebracht, und so das Menschenwort statt des Wortes Gottes ihm aufgedrungen. Peucer aber, aller Schreibmittel beraubt, bereitete sich aus Bier und verbrannter Brotkruste eine Tinte, riß dann die Kiele aus einem Gänseflügel, der ihm zum Abkehren der Spinneweben gegeben worden war, (die Noth macht erfinderisch) und schrieb auf das ihm verhaßte Buch sein Bekenntniß und die Geschichte seiner Leiden nieder. Das Sacrament wurde ihm fortwährend verweigert. — Der Schloßhauptmann schlug sogar vor, dem Gefangenen auf den Fall des Todes ein Eselsbegräbniß angedeihen zu lassen, und selbst ein hochpreisliches Consistorium mißrieth diese letzte Grausamkeit nur darum, weil die Katholiken Aehnliches gegen rechtgläubige Protestanten vornehmen möchten, meinte aber doch, es könne nichts schaden, wenn der Kurfürst ihm wenigstens damit drohe, daß, wenn er stürbe, er nicht neben andern ehrlichen Christen begraben werden solle. Peucer genas jedoch von seiner Krankheit. Wiederum vergingen fünf Jahre seiner Gefangenschaft, ehe der Kurfürst seiner wieder gedachte. Endlich ließ ihm dieser wieder ein Bekenntniß abfordern. Als aber Peucer standhaft blieb, rührte endlich diese Standhaftigkeit den Kurfürsten und er fing an auf seine „Pfaffen" zu schelten, „die ihn ganz ungewiß gemacht hätten, von Tag zu Tag etwas Neues schmiedeten und ihn aus einer Irrlehre in die andere lockten;" dennoch blieb Peucer gefangen. Es war besonders die Kurfürstin Anna, welche Peucern aus verschiednen Gründen haßte und die geschworen hatte, so lang sie lebe, solle er nicht frei werden. Nun aber wurde die Kurfürstin krank und reiste auf den Rath der Aerzte mit ihrem Gemahl ins Schwalbacherbad. Als die hohen Herrschaften durch Leipzig kamen, wurde der gefangene Peucer durch den Schloßhauptmann auch um seine Meinung gefragt. Peucer mißrieth den Gebrauch des Bades mit den Worten, „die, welche den Herrschaften dieß gerathen hätten, schickten sie beide in den Tod." — Sie reisten aber dennoch (denn der ketzerische Arzt mußte auch in diesem Falle unrecht haben) kamen aber beide schwer erkrankt wieder, und mußten so wenigstens dem Scharfblick des Arztes Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sie auch den Theologen in ihm als einen

Irrgeist schmähten. In der Nacht auf den 1. Oct. 1585 träumte der Gefangene, daß der ganze Hof in einem prachtvollen Leichenbegängniß an ihm vorüberziehe und daß er selbst dazu läute. Auf einmal riß der Glockenstrang, und Peucer erwachte mit den Worten des Psalmisten: Der Strick ist entzwei, und wir sind frei. In derselben Nacht, da Peucer träumte, war die Kurfürstin gestorben; doch ging die Prophezeihung des Traumes in Beziehung auf seine Gefangenschaft noch nicht in Erfüllung. Bald darauf aber verheirathete sich der sechzigjährige Kurfürst wieder mit der dreizehnjährigen Prinzessin von Anhalt, der Tochter des Fürsten Joachim Ernst, derein Gegner jener übertriebenen Orthodoxie war, und auf sein Verwenden und noch mehr auf das der jungen Braut wurde endlich Peucer aus einer zwölfjährigen Gefangenschaft befreit. Die Orthodoxen waren wüthend drüber, und als Gegenstück gegen die früher erwähnte Denkmünze erschien jetzt eine andere, auf welcher das kurfürstliche Ehepaar als Adam und Eva dargestellt wurde, in dem Augenblick, wie das Weib dem Manne den Apfel reicht, mit der Unterschrift: „Adam durch der Eva Rath — Gottes Gebot übertrat.“ Bald drauf starb der Kurfürst selbst den 11. Febr. 1586. Peucer erschien am Todestage des Fürsten zum erstenmal wieder im Lande der Lebendigen, in der Kirche von Zerbst, mit den langen Haaren, wie sie ihm im Gefängniß gewachsen waren, verrichtete unter einem Strom von Thränen den Gottesdienst und dankte Gott für das Ende seiner Leiden, unter denen bei allen Verunglimpfungen und Mißhandlungen sein ächter Christenglaube, das Vertrauen zu Gott und das Vertrauen in den Sieg der Wahrheit nicht erschüttert worden war. — Aber noch nahm der unselige Streit kein Ende, und auch das Mittel, das man zur Beseitigung desselben anwandte, diente nur dazu, neue Kämpfe herbeizuführen. Von den angesehensten Theologen Deutschlands war nämlich unterdessen allerlei versucht worden, die in der Kirche herrschenden Streitfragen aufs Reine zu bringen. Ein Mann war er besonders, der sich als Vermittler auszeichnete, der Kanzler der Universität Tübingen Jacob Andreä. Er war eines Schmiedes Sohn von Waiblingen und wurde daher auch von seinen Gegnern schimpfweise der Schmidlin genannt. Dieser setzte alles in Bewegung, der deutsch-protestantischen Kirche eine

von ihm geschmiedete Form aufzudringen, die er für die geeignete hielt, allen Streitigkeiten ein Ende zu machen. Er knüpfte einen weit verbreiteten Briefwechsel an, reiste an allen Höfen umher, schrieb Bücher in der Sache und betrieb mehrere Zusammenkünfte der sächsischen und der auswärtigen Theologen zu Maulbronn, zu Torgau und endlich im Kloster Bergen bei Magdeburg. Hier erst gelang es nach mehrern Versuchen, eine Formel zuwege zu bringen, die unter dem Namen der Eintrachts= oder Concordienformel ans Licht trat *). Diese Formel war nun keineswegs geeignet, die Eintracht wirklich zu befördern (weßhalb sie auch die Gegner die zwieträchtige Eintracht nannten) **) denn sie enthielt meist jene schroffen Bestimmungen, welche die übertriebene Partei der strengen Lutheraner den mildern Anhängern Melanchthons gegenüber vertheidigt hatte. Aber mit Gewalt sollte nun ein Werk durchgesetzt werden, das so viele Mühe und unsägliche Kosten verursacht hatte ***). Alle Prediger und Schullehrer mußten dieselbe unterschreiben, und wer sich weigerte, ward abgesetzt; weßhalb denn besonders die Pfarrsfrauen ihren Eheherrn, wenn sie mit der Unterschrift zaudern wollten, zugerufen haben sollen: „Schreibt, lieber Herr, schreibt — auf daß ihr bei der Pfarre bleibt!" Und wirklich ließen sich manche aus Rücksicht für Weib und Kinder bewegen, ihre Unterschrift zu einer Formel zu geben, die sie im Herzen mißbilligten. Ein einziger Pfarrer und zwei Schullehrer hatten den Muth, die Unterschrift zu verweigern †). Gleicherweise wie in Sachsen wurde diese Formel, die man mit Recht einem papiernen Papste verglichen hat, im Brandenburgischen, im Braunschweigischen, in Lüneburg, Mecklenburg, Oldenburg, Würtemberg, der Markgrafschaft Baden und mehreren Reichsstädten durchgesetzt, und die Heuchelei sogar dadurch befördert, daß im Brandenburgischen zur Beschwichtigung der Gewissen hinzugesetzt wurde, die Geistlichen

---

*) in ihrer vollendeten Gestalt 1580, unter dem Titel: Concordia, christliche, wiederholte, einmüthige Bekenntniß nachbenannter Kurfürsten, Fürsten und Stände Augsb. Conf. und derselben zu Ende des Buchs unterschriebenen Theologen Lehre und Glaubens u. s. w.

**) Concordia discors (Hospin.)

***) Achtzigtausend Thaler wurden allein vom Kurfürsten von Sachsen, vierzigtausend vom Herzog von Braunschweig und Lüneburg drauf verwendet, siehe Walch. Introd. in libr. symb. p. 732.

†) Menzel S. 508.

sollten nur unterschreiben, es stehe ihnen darum doch frei, zu denken und zu lehren, was sie wollten *). Edler zeigten sich andere in ihrem Widerspruch. Der Landgraf Wilhelm von Hessen, die Herzöge von Pommern, der Herzog von Holstein, der Fürst Joachim Ernst von Anhalt (der nachmalige Schwiegervater des Kurfürsten von Sachsen), so wie noch einige kleinere Fürsten und Städte, unter ihnen besonders Magdeburg und Nürnberg, weigerten sich standhaft, an dieser Tyrannei der Gewissen theilzunehmen. Am Heftigsten aber gab der König Friedrich II. von Dänemark, der Schwager des Kurfürsten, seinen Unwillen drüber zu erkennen, indem er die zwei Prachtexemplare der Concordienformel, welche ihm seine Schwester, die Kurfürstin Anna schickte, sogleich ins Feuer warf. Gewiß, Luther hätte es auch so gemacht; denn so hartnäckig er auch in seinem Kampfe gegen Zwingli war, und so sehr scheinbar das ganze Werk der Aufrechterhaltung seiner Lehre und der Verherrlichung seines Namens galt, so würde er gewiß nie zu solchen Maßregeln gestimmt haben. Zu deutlich hatte er sich ja dagegen erklärt, daß man sich ihm nach Lutheraner nenne; zu sehr widersprach auch das Ganze den Absichten der Reformation. Diese wollte ja die Kirche Christi wieder erlösen aus der Macht der Menschensatzung, indem sie die heilige Schrift als die alleinige Richtschnur der Lehre aufstellte. Und nun wohin war man in einem halben Jahrhundert gekommen? Dahin, daß zuerst die Augsburgische Confession, welche nur der Ausdruck des gemeinsamen Glaubens sein sollte, so weit derselbe damals erforscht worden war, eine auf alle Zeiten bindende Kraft erhielt, dahin, daß nun auch dieser Buchstabe der Augsburger Confession nicht mehr genügte und daß man somit wieder einen neuen Buchstaben aufstellte in der Concordienformel und so das eine Bollwerk der Kirche durch das andere zu decken glaubte. Statt daß diese kirchlichen Confessionen oder symbolischen Bücher, wie man sie auch nannte, nach der heiligen Schrift geprüft werden sollten, wozu man vom Grundsatz des Protestantismus aus das vollste Recht hatte, wurden jetzt diese von Menschen verfaßten und unter mancherlei erschwerenden Umständen erschienenen Bücher die Gesetzbücher des protestanti-

*) Menzel (nach Hospin.) S. 510.

schen Glaubens, nach welchen man allein die Schrift auslegen, ja von denen man auch dann nicht abweichen durfte, wenn die heilige Schrift das klare Gegentheil lehrte *). Welchen Einfluß dieß auf die ganze protestantische Theologie hatte, kann auch der abnehmen, der nicht Theologe von Beruf ist. Man denke sich einen von hohen und dumpfen Mauern umschlossenen Kirchhof, auf welchem die einen bemüht sind, die Denkmäler der Reformatoren aufzuputzen und aufzuschmücken und wo möglich noch einige Schnörkel an ihnen anzubringen, die andern aber in den Todtengebeinen herumwühlen und sich gelegentlich damit bewerfen, so hat man ein ziemlich anschauliches Bild von der scholastischen Dogmatik und Polemik der Zeit nach ihrer Schattenseite. Doch dürfen wir über der Schattenseite auch das Licht nicht verkennen, das mitten durch die Nacht hindurch leuchtete, ja wir müssen vielmehr den tüchtigen Leistungen alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, die aus der strengen Schule dieses dogmatisch-polemischen Zeitalters hervorgingen. So wenig als an den Werken der alten Scholastiker, so wenig darf man auch an den bändereichen dogmatischen Werken jener Zeit den eisernen Fleiß, die strenge Methode, den künstlichen Scharfsinn und die Zähheit der Consequenz unbewundert lassen. Wir dürfen nur auf den Titelblättern jener Bücher die Bildnisse der Verfasser betrachten in ihren langen Bärten und steifen Halskrausen, mit ihren gefalteten Stirnen und ihren gewaltig durchdringenden Blicken, um, wenn auch nicht eine unbedingte Ehrfurcht, doch einen gewissen Respect zu empfinden, den auch die einseitige Tüchtigkeit in irgend einem Fache uns abnöthigt. Aber freilich bedauern wir denn auch die herkulische Mühe, die auf die äußere Hülle und Schaale verwandt worden, während der Kern so oft unbeachtet blieb. Gottlob ging aber auch dieser Kern selbst nicht ganz verloren. Manche fromme Gemüther wußten sich denselben auch unter dieser Form zu nutzen zu machen, ein doppelt erfreulicher Beweis von der Unverwüstlichkeit der Wahrheit! Andere dagegen suchten ihn wieder in andern Formen und Verhüllungen auf, und so wie schon im Mittelalter neben der unfruchtbaren Scholastik sich eine tiefsinnige Mystik aufthat, so finden wir auch in diesem Zeitalter

*) Der Streit über quatenus und quia.

diese Geistesrichtung wieder. Ehe wir jedoch auch sie betrachten, werden wir in der nächsten Stunde noch einiges Weitere von den Streitigkeiten sowohl in der lutherischen, als in der reformirten Kirche zu erzählen und uns einstweilen damit zu getrösten haben, daß wenn auch bei der Gebrechlichkeit der Menschen die Macht des Irrthums und des Hasses groß, doch bei der nie schlummernden Kraft Gottes die Macht der Wahrheit und der Liebe noch unendlich größer ist.

Dreizehnte Vorlesung.

Ueber den psychologischen Eindruck der Streittheologie jener Zeit. Stellung der baselschen Kirche zu der lutherischen und reformirten. Erzbergerscher Streit und ähnliche. Weitere Folgen der Concordienformel. Fortsetzung der kryptocalvinistischen Unruhen. Streit über Exorcismus. Proceß und Hinrichtung Krells. Der Streit über die Gnadenwahl in den Niederlanden. Gomarus und Arminius. Dorbrechter Synode. Oldenbarneveld's Tod. —

Wenn wir den Eindruck, welchen die Geschichte der Streitigkeiten in der lutherischen Kirche nach der letzten Vorlesung auf uns gemacht hat, mit dem vergleichen, den die früher betrachteten Verfolgungen der Protestanten in den verschiedenen Ländern auf uns machten, so dürfte sich bei einigem Nachdenken Folgendes daraus ergeben:

So gräulich und entsetzlich auch die Verfolgungen sind, die von der katholischen Kirche gegen die Protestanten ausgingen, so geben sie uns doch ein großartigeres geschichtliches Bild, als die in ihren Grundsätzen nicht minder grausame Unduldsamkeit der Protestanten gegeneinander; sie lassen eine ernstere, feierlichere Stimmung in uns zurück, als diese. Woher kommt dieß?

Es mag zum Theil daher kommen, daß wir es dort mit größern Staaten, mit Frankreich, England und den weitschichtigen Staaten Philipps II. zu thun hatten, während wir hier auf die schmalen

Grenzen kleiner deutscher Fürstenthümer und die engen Mauern reichsstädtischer Gemeinwesen uns gebannt sehen. Aber das ist es nicht allein. Dieselben kleinen Fürstenthümer sind es ja, dieselben Reichsstädte, in denen wir ein halbes Jahrhundert zuvor das große Drama der Reformation sich zuerst enthüllen sahen, und jene engen Formen der deutschen Reichsverfassung verliehen sogar dem Bilde einen eigenthümlichen Reiz. — Es muß also noch etwas anders sein, was uns anwidert bei diesen Zänkereien und was neben der Trauer über die menschliche Verirrung, zugleich in uns den Eindruck des Lächerlichen, des Verzerrten und Fratzenhaften hervorbringt, dessen wir uns kaum erwehren können. Es scheint mir dieß in einem doppelten Umstand zu liegen, einmal darin, daß der Gegenstand, um welchen gestritten wird, ein geringfügiger ist, während er dort ein großer und wichtiger war, und zweitens darin, daß die Personen, welche den Streit führen, sich in einem fortwährenden Widerspruch mit ihren eignen Grundsätzen oder mit den Grundsätzen über die Religion befinden, die sie bekennen. Diesen beiden Gedanken lassen Sie uns einen Augenblick unsre Aufmerksamkeit schenken.

Schon das, daß der Gegenstand, um welchen gestritten wird, ein so geringfügiger ist in Vergleichung mit dem, um den es sich früher handelte, bringt nach allen Gesetzen der Erfahrung — Seelenkunde, die Wirkung des Lächerlichen oder des Komischen (im Gegensatz des Tragischen) hervor. Es ist dieß in allen Gebieten so, wo wir einer großen Kraftanstrengung um eines kleinen Zweckes willen begegnen. In jenen Glaubenskämpfen, die wir früher betrachteten, da handelte es sich um den von Jahrhunderten her vererbten Glauben der Väter auf der einen, und um die Wiederherstellung des reinen Gotteswortes auf der andern Seite; das war ein Kampf auf Leben und Tod, und auch die blutigsten Auftritte, wie die der Bartholomäusnacht, weckten in uns die heiligsten Gefühle des Ernstes, der Wehmuth oder eines gerechten Zornes. Der Gegenstand, das fühlen wir gar zu wohl, würde sich niemals von einer komischen Seite behandeln lassen, ohne das christliche, ja das allgemein menschliche Gefühl aufs Tiefste zu verletzen; auch für die Kunst ist der Gegenstand ein tragischer, ein hoch-erhabener, idealer. Er nimmt unser Innerstes in Anspruch

und regt die verborgensten Gefühle des Herzens auf. Nicht so bei den Zänkereien der Lutheraner und Reformirten untereinander. Hier wird das Heilige nicht selten zur Karrikatur. Bloß scherzen läßt sich freilich nicht über die Sache, eben weil sie in ihrer Grundlage zu heilig ist, und doch liegt bei der ungeschickten Art, in der wir die Kämpfer sich bewegen sehen, neben dem Aerger, den wir empfinden, auch der Reiz, den Kampf von seiner kleinlichen und somit von seiner lächerlichen Seite zu fassen. Der Eindruck, den wir empfinden, ist daher ein gemischter, ein tragikomischer, und hat viel Aehnliches mit dem Eindruck, den wir da empfinden, wo ein ernster Gegenstand auf eine plumpe, lächerliche Weise erzählt wird, wie dieß bei der Travestie der Fall ist. Was aber noch ferner dazu beiträgt, diesen Eindruck zu erhalten, ist der Gegensatz, in welchen sich die Kämpfer zu ihren eignen Principien stellen. Wenn wir einen Philipp von Spanien und einen Alba als Würgengel einherschreiten sehen, das neugeborene Kindlein zu ersticken, so ergreift uns ein mächtiger Schauer, aber unser Mund verzieht sich zu keinem Lächeln; nicht die leiseste Anwandlung des Scherzes berührt die mächtig ergriffene Seele. Als tragische Personen schreiten sie über die Bühne der Weltgeschichte. — Oder wenn in den frühern Zeiten des Mittelalters der Papst seinen mächtigen Bannstrahl über die Länder schleudert und diese in geistlicher Dürre unter dem Interdicte seufzen, womit der Zorn des Kirchenfürsten sie heimsucht, so läßt sich auch dieser großartigen Verirrung der menschlichen Gewalt wenigstens eine erhabene Seite abgewinnen, und wir zittern, wenn wir uns in die Zeit hineinversetzen, gleichsam selbst mit vor den Bannstrahlen des Vaticans.

Wenn wir nun aber nach den großen, thatenreichen Kämpfen der Reformation aus dem Schooße der protestantischen Kirche selbst kleine Päpstchen aufsteigen sehen, die, während sie den Mann auf dem Stuhle Petri zu Rom als den Antichrist verschreien, in der Aufgeblasenheit ihres geistlichen Stolzes ein Aehnliches beginnen wie er, und dazu auf eine viel armseligere und kleinlichere Weise, so tritt uns unwillkürlich ein Bild entgegen, das abermals ein Gemisch von Betrübniß und Lächerlichkeit statt der mächtigen oder erhabenen Empfindungen in uns aufregt. Aus der heroischen Gigantenwelt, die in ihrem Hochmuthe den Himmel stürmt und

endlich von der höhern Macht besiegt in ihre Trümmer zerfällt, sehen wir uns in das Reich der Pygmäen versetzt, welche den Streit mit den Kranichen führen — und die höhere Stimmung des Ernstes ist dahin.

Diese psychologischen Bemerkungen*) glaubte ich sowohl Ihnen, als mir schuldig zu sein, um die Streitigkeiten, womit wir uns in der letzten Stunde beschäftigten und deren Fortsetzung wir nun erwarten, aus einem richtigen Gesichtspunkte zu beurtheilen. Man würde nämlich die höhere Absicht dieser Schilderungen verkennen, wenn man glauben wollte, ich hätte die einzelnen grellen Züge derselben bloß der Belustigung wegen angeführt. Sie dienen mit zur Charakteristik des Ganzen, und wenn uns auch hie und da neben dem gerechten Aerger, den wir empfinden, ein Lächeln abgenöthigt werden sollte, so hoffe ich, daß dieß nicht dem Ernste schaden wird, womit die Geschichte der Kirche Christi auch in ihren weniger günstigen Entwicklungsperioden betrachtet werden muß. So lange wir nur nicht über den aufsteigenden Schaumblasen, in denen das laute und verkehrte Leben der Welt gaukelt, den tiefern Grund vergessen, auf den wir stets zurückzukehren uns bemühen werden, so lange wird auch in solchen Betrachtungen des Einzelnen keine Gefahr für unser tieferes religiöses Leben sein, es wird vielmehr auch aus *ihnen* geläutert und gehoben hervorgehn.

Wenn es nun auch mit zu dem Zwecke dieser Vorlesung gehörte, das, was zunächst in unsrer vaterländischen und vaterstädtischen Geschichte sich ereignet hat, in die Darstellung des Allgemeinen hineinzuziehn, so darf ich, indem ich den Faden der Streitigkeiten über das Abendmahl und über die Einführung der Concordienformel in Deutschland, womit wir uns in der letzten Stunde beschäftigt haben, wieder aufnehme, *eines* Streites nicht unerwähnt lassen, der unsre basler Kirchengeschichte im Engern berührt und der uns ähnliche Auftritte vor Augen führt, wie wir sie in Bremen, in der Pfalz, in Sachsen und anderwärts gefunden haben.

---

*) — die ich auch rein als psychologische Observation hinstelle, und auf die ich bloß ein *ästhetisches* Urtheil gründe, ohne damit eine *moralische* Würdigung auszusprechen; denn allerdings ist darum der Fanatismus, der einen großartigern ästhetischen Eindruck macht, keineswegs *vor* dem andern gerechtfertigt: die sittliche Mißbilligung bleibt in beiden Fällen dieselbe.

Es ist vielleicht den wenigsten von Ihnen bekannt, daß unsre baselsche Kirche in den damaligen Zeiten auf dem Punkte war, von ihrer Verbindung mit den übrigen schweizerisch-reformirten Kirchen losgerissen und dagegen in das deutsch-lutherische Kirchenverband hineingezogen zu werden; denn so wie es in der lutherischen Kirche solche gab, welche im Geheimen zur reformirten Lehre hinneigten, so gab es auch umgekehrt in der reformirten Kirche solche, welche heimlich dem Lutherthum ergeben waren. Unter diese gehörte ein baselscher Antistes, der Nachfolger des Oswald Myconius, Simon Sulzer, der eine weite Verbindung mit den damaligen Hauptanführern der lutherischen Partei unterhielt und recht eigentlich dran arbeitete, die sogenannte Concordienformel, das gemeinsame Bekenntniß der Lutheraner, auch in Basel einzuführen, während er den Beitritt Basels zu dem helvetisch-reformirten Bekenntniß (1566) auf alle Weise zu hintertreiben wußte *). Simon Sulzer war ein geborner Haslithaler **) und ein Freund des verstorbenen Myconius, der schon zu seiner Zeit an Vereinigung der Lutheraner und Reformirten gearbeitet hatte, ohne jedoch dem Lutherthum so weit nachzugeben, als es Sulzer that ***). Nachdem Sulzer erst eine Predigerstelle zu St. Peter bekleidet hatte, folgte er den 3. Januar 1553 dem Myconius in der obersten Pfarrstelle und in der damit verbundenen theologischen Professur. Daneben stand er aber auch im Dienste des lutherischen Markgrafen Karl II. von Baden, dem er in der Einrichtung des dortigen Kirchenwesens behülflich war. Schon in Beziehung auf den äußern Gottesdienst suchte nun Sulzer die streng reformirte Form desselben, wie sie sich von den Zeiten Zwinglis und Oekolampads her erhalten hatte, der lutherischen näher zu bringen. Er war es z. B., welcher das Orgelspiel, das auch bei uns unterblieben war, wieder einführte; eben so rührt das feierliche Geläute, das wir noch jetzt an den hohen Festtagen haben, das Läuten der sogenannten Papstglocke von den Zeiten Sulzers her. So unschuldig diese Aenderung war, ja so sehr sie vielleicht (in Beziehung auf die Or-

*) Vgl. über den ganzen Streit meine Geschichte der Entstehung und der Schicksale der ersten basler Confession (Basel 827.) S. 87 ff.
**) der (uneheliche) Sohn des Propsts von Interlachen.
***) Vgl. Kirchhofers Schrift über Oswald Myconius.

gel) zweckmäßig genannt werden darf, so sehr erbitterte sie damals die streng Reformirten. Man höre darüber nur den Chronisten Wurstisen, der sich in seiner Schrift vom Münster (S. 32. 33.) also vernehmen läßt. „Es ist 1561, fing man an nach der Predigt widerum zu orgeln so aus Anregen Doctoris Sulceri geschehn, welcher sich in allweg bearbeitet, diese reine, wohl reformirte Kirche den sächsischen (in welchen nicht nur die Orgeln, sondern auch Bilder, Altäre, Kerzen, Chorhemden und andere Ueberbleibende des Papstthums noch bräuchig) gleichförmig zu machen. Dergestalt ist diese unerbauliche Papstleier in eine wohl reformirte Kirche eingeschlichen. Mit solchen nichtigen Elementen gehn wir um, da wir uns vielmehr bemühen sollten, Aufsehens zu haben, daß die Lehre in der Kirche nach Gottes Wort gestimmt wäre und die Pfeifen unseres Lebens in rechter Harmonie gingen. Gott gebe, daß es nicht Vorboten seien des wieder hinein lauernden Papstthums!"

Ueber das Läuten der großen Glocke sagt er Folgendes. „Als man am nächsten Weihnachttag im Jahr 1565 hören wollte, wie die (bisher übliche) Glocke*) gegen die Papstglocke einen Klang hätte, erwischet solchen Anlaß der Simon Sulzer, Pfarrherr im Münster, und verschuffe, daß man forthin an hohen Festtagen, zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten diese zween großen Kübel zusammen läuten sollte, welches zuvor seit unserer christlichen Reformation nicht bräuchig gewesen." —

Wahrlich, wenn Sulzer nichts Schlimmeres gethan hätte, als was ihm der entrüstete Wurstisen Schuld giebt, so könnten wir nur die Befangenheit des letztern bedauern, der in seiner kahlen Verständigkeit Orgelton und Glockenklang so wenig zu würdigen weiß, daß ihm dabei nur die Leiern und die Kübel einfallen.

Allein wir werden diesen Eifer begreifen, wenn wir die Absichten Sulzers, auch die Lehre zu verfälschen, genauer werden kennen gelernt haben.

Unsere baselsche Kirche hatte in der That das Glück gehabt, bei dem unseligen Streit über das Abendmahl bald den richtigen Ausdruck zu finden, der eben so weit entfernt ist von jener bloß nüchternen Auffassung des Abendmahls, die nichts anders als eine

*) Die Mußglocke oder Heinrichsglocke.

geschichtliche Erinnerung drin sieht, als auch von jener abergläubischen Verehrung des Sacramentes, die in den äußern Zeichen selbst die leibhaftige Gegenwart Christi mit Hand und Mund zu berühren glaubt. Wie schön und einfach drückt sich unsre Confession *) drüber aus, wenn sie sagt, daß zwar die äußern Zeichen, unter welchen Christus vorgebildet werde, Brod und Wein bleiben, daß aber „Christus selbst sei die rechte Speise der Seele" durch den wahren Glauben an ihn, den Gekreuzigten; „also daß wir (geistig) mit seinem Fleisch und Blut gespeist und getränkt werden, so daß er in uns lebt und wir in ihm." Nur den Gläubigen ist er gegenwärtig, „nicht aber eingeschlossen in des Herrn Brot und Trank, sondern sitzend zur Rechten Gottes, von wo er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten."

Aber eben diese, in ihren Grund-Zügen von Oekolampad verfaßte und bald nach dessen Tode eingeführte basler Confession war dem lutherisch gesinnten Sulzer und einigen seiner Collegen anstößig, weßhalb sie auch die weitere Verbreitung derselben zu verhindern suchten. Außer Sulzer waren es nämlich noch der Pfarrer Koch zu St. Peter und der Pfarrer Füglin zu St. Leonhard, welche die lutherische Lehre vom Abendmahl von einer wirklichen leiblichen Genießung Christi in demselben zur öffentlichen Kirchenlehre zu erheben sich bemühten. Darüber kam es zu Streitigkeiten im Jahr 1570. Der Diaconus Heinrich Erzberger zu St. Peter glaubte sich den Umtrieben dieser Herrn widersetzen zu müssen und hielt deßhalb am heiligen Weihnachtfeste eine Predigt, worin er sich darüber bitter beklagte, daß man von der reinen Lehre Oekolampads abgewichen sei. Darüber ward er von seinem Pfarrer Koch zur Rede gestellt und bald drauf mußte er sich vor den Deputirten und der versammelten Geistlichkeit, endlich vor Rath verantworten. In der von Erzberger verfaßten Beschreibung der Sache kommen eine Menge naiver Züge vor, die uns freilich von dem guten collegialischen Vernehmen der damaligen Geistlichen nicht das erfreulichste Bild geben, die wir aber hier als zu weit führend übergehen müssen **). Fast alle Amtsgenossen

*) Erste basler Confession in ihrem 6. Artikel.

**) Sie finden sich in der oben angeführten Geschichte der basler Confession ausführlich mitgetheilt.

Erzbergers waren durch den Antistes eingeschüchtert; bloß der Pfarrer Brandmüller von St. Theodor stand auf seiner Seite, der jedoch zuletzt nachgab. Mit Erzberger aber wußte man es dahin zu bringen, daß er endlich wegen seiner treuen Anhänglichkeit an das reformirte Glaubensbekenntniß von seiner Stelle verdrängt ward und darauf im Unmuthe die Stadt verließ, worauf er sich nach Paris begab, und wie wir bei einem frühern Anlaß gesehn haben, nur mit Mühe dem Blutbade der Bartholomäusnacht entrann. Wie unbrüderlich übrigens auch bei diesem Anlaß der sulzersche Anhang gegen die reformirten Glaubensgenossen gesinnt war, gab sich daraus zu erkennen, daß Füglin sich der Aufnahme der französischen Emigrirten mit eben dem Eifer widersetzte, mit welchem die Lutheraner in Dänemark und Norddeutschland die geflüchteten Calvinisten von ihren Küsten abhielten*). Doch nur bis zu Sulzers Tode dauerte der lutherische Paroxysmus in Basel. Zur förmlichen Annahme der Concordienformel kam es nicht. Unter Sulzers Nachfolger, dem Antistes Jacob Grynäus kam alles wieder in den alten Stand und das baselsche Glaubensbekenntniß gelangte zu neuem Ansehn. Ja, es fehlte von nun an nicht an Streitigkeiten mit den benachbarten Lutheranern im Badenschen, mit denen man zu Sulzers Zeiten in gutem Vernehmen gestanden hatte. Auch Grynäus hatte früher als Pfarrer von Rötelen dem Lutherthum gehuldigt. Seitdem er sich aber nun entschieden der reformirten Lehre zugewandt hatte, zog er sich und der baselschen Kirche den Haß seiner frühern Amts- und Glaubensgenossen zu. Es gehört mit zur Charakteristik der Zeit, daß sogar Gelegenheitspredigten der unschuldigsten Art zu polemischen Ausfällen benützt wurden. So machte eine in Wyl gehaltene Hochzeitspredigt großes Aufsehn. Da der Bräutigam ein Badenser (somit ein Lutheraner), die Braut aber eine Baslerin war**) und mehrere ihrer reformirten Verwandten sich in der Kirche befanden, so be-

*) Auch die Hoftheologen Andreä und Selnecker gaben in ihren Berichten an den Kurfürsten August von Sachsen zu verstehn, daß sie die in der Bluthochzeit gefallenen Reformirten keineswegs für Märtyrer, sondern für bloße Aufrührer hielten, die das Blutbad als gerechte Strafe ihrer Schuld sich zugezogen hätten; siehe Menzel V. S. 40.

**) Eine geborne Brandin. Vgl. die Geschichte der basler Confession S. 151. 152.

nützte der Superintendent Weininger, der die Predigt hielt, diesen Anlaß, seinem Eifer Luft zu machen. — Es ist schwer zu errathen, wie man eine Traurede einrichten konnte, um kirchliche Streitigkeiten aufzurühren. Aber was konnte man damals, ja was konnte man zu allen Zeiten nicht aus einem biblischen Texte machen, wenn man sich einmal über die Bedenklichkeit wegsetzte, persönliche Leidenschaft an die Stelle der christlichen Ermahnung treten zu lassen? Das Gleichniß, wonach Christus dem Bräutigam und die Kirche seiner Braut verglichen wird, gab dem Prediger Anlaß, von der geheimnißvollen Verbindung Christi mit den Gläubigen im Abendmahl zu reden, und so wurde aus der Hochzeitpredigt eine polemische Abhandlung. Wie man in spätern Zeiten des 18. Jahrhunderts die tiefern Geheimnisse des Glaubens dadurch zu umgehn suchte, daß man an den hohen Festtagen von den Pflichten des geselligen Lebens und den häuslichen Tugenden handelte und Christum bei Seite ließ, so verfiel man damals in das entgegengesetzte Extrem und setzte das christliche Leben hintan, vor lauter Eifer für die Reinheit der Lehre. — Die basler Theologen nahmen übrigens diese Predigt sehr übel und verklagten den Superintendenten bei dem Markgrafen von Baden, Georg Friedrich; auch ließen sie es ihrer Seite nicht an Gegenschriften fehlen. Doch, wir kehren nach dieser Abschweifung in unser heimisches Gebiet, zu der Geschichte der Streitigkeiten in Deutschland zurück.

Weit entfernt, daß durch die Concordienformel die Eintracht wäre hergestellt worden, dauerten die Zerwürfnisse in der lutherischen Kirche fort und nahmen sogar eine ernstere, tragische Gestalt an. Unter dem sächsischen Kurfürsten Christian I., dem Sohne des Kurfürsten August, erhielt wider alles Erwarten die gemäßigte wittenbergische Schule wieder einen bedeutenden Einfluß, besonders da der Kanzler Nicolaus Crell dieselbe begünstigte. Nun trat eine Reaction ein. Strenge Lutheraner wurden ihrer Stellen mit derselben Willkür entsetzt, mit der man früher die Reformirten vertrieben hatte, und um dem Volke die neue Lehre genehm zu machen, wurde eine eigene Ausgabe der Bibel veranstaltet, deren Anmerkungen im Sinne Calvins waren *). Zugleich

*) Die sogenannte Crellische (rebellische) Bibel, deren Druck jedoch nicht vollendet wurde.

wurden einige lutherische Gebräuche *) untersagt, namentlich der Exorcismus oder die förmliche Austreibung des Teufels bei der Taufe, den die lutherische Kirche beibehalten, die reformirte aber von Anbeginn verworfen hatte **). Dieß erregte aber großen Unwillen. In Dresden folgte ***) ein Fleischhauer den Pathen, welche sein Kind zur Taufe trugen, mit dem Beil in die Kirche, und drohte dem Geistlichen den Kopf zu spalten, wenn er nicht ordentlich taufen werde, was diesen so in Schrecken setzte, daß er, dem obrigkeitlichen Gebot zuwider, den Exorcismus verrichtete. In Zeiz mußten sich die Prediger durch die Flucht retten, um vor der Wuth des Volkes sicher zu sein. — Crell war es auch, der den Kurfürsten bewog, den Hugenotten unter Heinrich IV. Hülfstruppen zu schicken, während früher diese Hülfe von lutherischer Seite stets verweigert worden war, weil man die Reformirten für Ketzer und Aufrührer zugleich hielt. Aber nach eben dieses Kurfürsten Tod, 1591, änderten sich die Verhältnisse wieder zu Gunsten der Lutheraner. Noch am Tage vor dem Leichenbegängniß Christian I. wurden der Minister Crell und die ihm ergebenen Prediger verhaftet; doch ließ man die letztern noch vorher die Leichenpredigt halten. Der Leipziger Prediger Gundermann, der sich erst durch die Flucht hatte retten wollen, wurde auf die Pleißenburg geführt, und bloß die Sorge für seine Frau, die ihrer Niederkunft nahe war, bewog ihn, ein Bekenntniß zu unterschreiben, das er im Herzen mißbilligte. Aber die in der Angst ihm abgedrungene Nothlüge half ihm nicht. Die Frau hatte sich unterdessen entleibt und er verfiel drüber in Wahnsinn †). So groß war die Wuth des aufgeregten Pöbels gegen die des Calvinismus verdächtigen Personen, daß sie sich sogar auf die Leichen erstreckte ††).

*) Z. B. das Anzünden der Lichter auf dem Altar. — Gegen dieses polterte in Torgau der kryptocalvinistische Prediger Mento Gongref mit der Drohung, daß dem, der die Lichter wieder anzündete, die Hand verdorren solle; auch „sollen ihn die Lichter noch in der Sterbestunde auf die Seele brennen," siehe Grulich, Torgauer Denkw. S. 84.

**) Uebrigens bemerkt Menzel mit Recht, wie es eigentlich zuerst die melanchthonianisch-gesinnten Adiaphoristen waren, die diesem Gebrauch das Wort redeten, während grade nachher ihre Gegner sich zu Vertheidigern desselben aufwarfen.

***) Menzel V. S. 180. (nach Weck, Beschreibung von Dresden S. 313.)

†) Menzel V. 185.

††) Ebend. S. 192.

Am Tage der Beerdigung des Dresdner Hofpredigers Schütz, eines Kryptocalvinisten, sammelte sich das Volk vor dessen Hause, warf die Fenster ein und verlangte mit großem Geschrei, die Leiche solle unter dem Galgen verscharrt werden. Nur mit Mühe konnte man dieselbe auf einem Karren nach dem Kirchhof schaffen. Einem Musiker der kurfürstlichen Kapelle sollte gleichfalls das ehrliche Begräbniß verweigert werden, weil er calvinisch gesinnt und ohne Zuspruch eines lutherischen Geistlichen gestorben war. Der unglückliche Leichnam wurde wirklich in aller Stille von vier Taglöhnern nach der Begräbnißstätte für Verbrecher getragen. Aber auch daran hatte das Volk noch nicht genug. Ein Haufe von Fleischer- und Schmiedeknechten fiel über die Träger her, schlug den Sarg auf und ließ an der Leiche des Calvinisten seine Wuth aus.

Zu argen Auftritten kam es um dieselbe Zeit in Leipzig. Einige daselbst wohnende Schweizer gaben einem ihrer Landsleute, dem Professor Huber aus Wittenberg zu Ehren ein Gastgebot *), den 14. Mai 1593. Ueber Tische kam es zu theologischen Disputaten und endlich zum Handgemenge, wobei sogar ein lutherisch-gesinnter Professor die Drohung ausstieß, dem Huber das Messer in den Leib zu stoßen **). Huber verließ die Gesellschaft und klagte deßhalb beim Rath, erhielt aber keinen Bescheid. Bald wurde die Sache zum allgemeinen Stadtgespräch. Auf den Märkten und in den Collegien fand man einige Tage drauf Zettel ausgestreut: „Wer ein rechtes lutherisches Herz habe, solle des Abends acht Uhr auf dem Markt erscheinen und das Haus des Calvinisten Weinhausen (so hieß der Gastgeber) stürmen helfen; kein gut lutherischer Bürger werde sich dawider gebrauchen lassen.“ Hierauf versammelte sich am Abend des 19. Mai der Pöbel vor dem Hause und trieb die ganze Nacht über den gräulichsten Unfug, bis endlich am Sonntag Morgen, als es eben in die Kirche läutete, die förmliche Erstürmung und Plünderung des Hauses erfolgte. Ein schönes Gemälde von Dürer, die Passion darstellend, das dem Hausbesitzer gehörte, wurde bei diesem Anlaß nebst vielen Geräthschaften zer-

*) Ob es der Samuel Huber aus Bern gewesen, der überhaupt durch seine Streitsucht viel Aergerniß anrichtete, sagt Menzel nicht bestimmt.

**) Johann Major und Johann Müller hießen die Gegner, die Drohung kam vom letztern.

trümmert, anderes als Beute weggeschleppt. Mit den gestohlenen Pfannen und Kesseln wurde vor den Häusern der Calvinisten eine Spottmusik aufgeführt, und der Sonntag durch wüstes Toben entheiligt. Vergebens wandte sich der Rath an die übrige Bürgerschaft, damit sie mit Hülfe der Waffen dem Unfug steuern helfe. Die Antwort lautete: „Die Bürger wollten keine Calvinisten schützen helfen; vielmehr solle der Rath dieselben noch vor Sonnenuntergang aus der Stadt schaffen, dann würden sie thun, was gehorsamen Bürgern gebüre." Der schwache Rath ließ sich wirklich in das Begehren des souveränen Volkes ein, und bat um drei Tage Aufschub. Nun wurde ein Verzeichniß der des Calvinismus verdächtigen Personen (eine förmliche Proscriptionsliste!) angefertigt, und alle mußten noch bei Sonnenschein die Stadt verlassen. Erst jetzt wurde dem Plündern Einhalt gethan. Freilich wurden hinterher die ärgsten Rädelsführer gestraft, ja einige sogar hingerichtet. Aber einer der letztern gestand, er würde sich nicht haben so weit hinreißen lassen, wenn ihn nicht der Herr Bürgermeister, der mit meheren Rathsherrn aus dem Fenster der Hofgerichtsstube dem Spectakel zugesehen, durch beifälliges Lachen dazu ermuntert hätte.

Doch ich will durch die Darlegung solcher Züge von Rohheit und Fanatismus Sie nicht länger ermüden. Aehnliches hat sich ja auch zu unsern Zeiten, wenn auch nicht in diesen grellen Formen ereignet, doch in der Lust des Pöbels sich kundgegeben, nicht bloß trauliche Gastmähler, sondern sogar religiöse Versammlungen anders Gesinnter durch wilden Lärm und durch persönliche Beleidigungen zu stören. Die That bleibt dieselbe, ob sie aus Eifer für die Rechtgläubigkeit oder zur Ehre der Aufklärung geschieht, und wahre Christen haben eine solche Pöbelhaftigkeit zu allen Zeiten verabscheut.

Wir haben jetzt bloß noch den blutigen Ausgang zu berichten, welchen der über den Kanzler Crell verhängte Proceß nahm. In diesen wurden auch politische Puncte verflochten, und namentlich wurde dem Beklagten die Kriegshülfe, die er den reformirtgesinnten Hugenotten verschafft hatte, zum Staatsverbrechen gemacht; dazu aber auch seine eigene theologische Gesinnung. Crell wurde zum Tode verurtheilt. Auf diesen Ausgang war er nicht gefaßt. Der

lutherische Beichtvater, der ihm zugeschickt wurde, begann damit, ihm folgende Schilderung eines Calvinisten oder Sacramentirers zu machen, vor der wir als Reformirte allerdings zurückschaudern müßten, wenn nur das Drittel davon nach der Wahrheit gezeichnet wäre: „Derselbige ist ein Mensch, der weder Glauben noch Vertrauen auf Gott und sein Wort setzt, der aufgeblasen von der Meinung besonderer Heiligkeit, Weisheit und Gelehrsamkeit alle, die ihm nicht beipflichten, verachtet und verläumbdet, der Christo als Menschen seine göttliche Majestät entzieht, ihn neben oder nur um einige Stufen über die Engel und die Seligen stellt, der die Allmacht und Wahrheit Christi läugnet, dem Nestorianismus, Arianismus, Mahomedanismus und dem Heidenthum Thore und Thüren aufthut, Obrigkeiten und andere Leute betrügt, sich und die Seinigen dem Verderben des Leibes, des Lebens und der Seele preis giebt, Königreiche, Fürstenthümer und Städte mit Feindseligkeiten, Aufständen, Kriegen und Blutvergießen erfüllt, überall die heilsame Eintracht stört, heimtückisch und hinterlistig gegen Einfältige handelt, Wahres verläugnet und Falsches vorspiegelt, seine Lehren mit dem Winde wechselt, auf den weltlichen Arm sich verläßt, dem Fleische der Welt, nicht dem Fleische Christi sich weiht, und nur auf Gelegenheiten durchzuschlüpfen und wieder emporzukommen lauert. Allhier hat der Herr Doctor eine artliche Beschreibung eines heimlichen und öffentlichen Calvinisten. Ist nun der Herr ein Calvinist, dafür er männiglich gehalten wird, als trifft ihn auch diese Beschreibung, sie gehet ihn auch an, und vermöge derselben ist er nicht so unschuldig, als er sich machet. Ist derowegen unser aller treuer Rath, daß er dem Exempel Achans folge, Gott die Ehre gebe und was er Böses gethan, ansagen thue.“ Dieser Eingang war nicht geeignet, Crells Vertrauen zu erwecken. Er bat den Prediger, er möge ihn mit solchen Reden verschonen und ihn dafür trösten und stärken, was seines Amtes sei. Dieser aber hörte nicht auf ihn zu bearbeiten, und obwohl Crell sich keinen Widerruf abnöthigen ließ, so wurde doch das allgemeine Sündenbekenntniß, das er im Angesicht des Todes von Herzen ablegte, als Widerruf gedeutet. Kranken Leibes wurde nun der Gefangene, nach genossener Communion, aus seinem Bette auf einen Stuhl gehoben und in seinem Schlafpelze

vor das Gericht getragen. Es wurde ihm keine Verantwortung gestattet, sondern sofort der Stab über ihn gebrochen, und nach den damals üblichen Formen, die Bänke des Gerichts umgestürzt *), worauf Crell, in Begleitung des Geistlichen auf seinem Stuhle nach dem Judenhof getragen ward, wo die Blutbühne aufgeschlagen war. Crell betete mit lauter Stimme: „Vater, der du mich geschaffen, Jesus Christus, der du mich erlöset, heiliger Geist, der du mich geheiligt, ich überantworte dir, was du mir in diesem Leben zugestellt hast, daß du es aufnehmest und wieder empfahest.“ Nach diesem Gebet fiel sein Haupt. Der Scharfrichter zeigte dasselbe dem umstehenden Volk mit den Worten: „Das war ein calvinischer Streich; seine Tafelgesellen mögen sich vorsehen; denn man schonet allhier keinen.“ Auch auf dem Richtschwert waren die Worte eingegraben: „Hüte dich, Calviniste!“ Der Leiche wurde indessen ein ehrliches Begräbniß gestattet, wobei jener Geistliche, dessen furchtbare Schilderung eines Calvinisten wir eben gehört haben, die Leichenrede hielt. Auch diese ist charakterisch und bezeichnet den hierarchischen Geist, der aus der katholischen Kirche sich auch in die protestantische wieder eingeschlichen hatte. Hütet Euch, (so schloß die Predigt) hütet Euch, ihr Weltlichen, daß ihr Gottes Engel, Legaten und Botschafter weder mit Worten, noch mit Werken antastet. Wer sie antastet, der tastet seinen Augapfel an, der kann nicht viel leiden. Daher lasset euch gesagt sein, was jener christliche Herr sagte: Ich will lieber den römischen Kaiser, als einen Diener Christi zum Feinde haben. Warum? Wenn ich einen Kaiser erzürne, so habe ich einen schlechten (bloßen) Menschen wider mich; wenn ich aber einen treuen Diener Christi wider mich habe, so habe ich auch Gott wider mich.“ **) —

Traurig wenden wir unsern Blick von der durch solche Strei-

---

*) Doch nicht mit dem sonstüblichen Zetergeschrei, siehe Menzel.

**) Folgende Liederverse mögen die Stimmung des Volkes noch deutlicher bezeichnen:

Also ist kund und offenbar,
Daß der Teufel die Pfaffen reitet gar,
Denn um den Ehrgeiz und Gewinn
Geben sie sich dem Teufel hin.
Ein frommer Priester das nicht thut,
Wagt eher Leib und Gut.

tigkeiten zerrütteten lutherischen Kirche und sehen uns nach der von ihr tödtlich gehaßten Schwesterkirche der Reformirten um. Aber auch hier finden wir, leider! Aehnliches wieder. Zwar haben wir diese Kirche in verschiedenen Ländern noch im Kampfe nach außen hin erblickt, verfolgt von der päpstlichen Partei. Aber kaum erholte sie sich vom Kampfe, als sie gleichfalls die Waffen gegen die eigenen Glaubensgenossen erhob. Ohne der kleinern dogmatischen Zänkereien zu erwähnen, die um diese Zeit auch die reformirte Kirche behelligten, (und wovon uns der Erzbergersche Streit zu Anfang dieser Stunde ein Beispiel gegeben hat), versetzen wir uns jetzt in die Niederlande, wo bald nach dem Tode Wilhelms von Oranien unter seinem Sohne Moritz ein großer Kampf der Geister ausbrach, der die ganze protestantische Kirche in Bewegung setzte, und der bei aller Härte, womit er geführt ward, wenigstens das vor den Streitigkeiten in Deutschland voraus hat, daß er wieder eine großartigere Gestalt annimmt. Es ist dieß der Streit über die Gnadenwahl.

Diese Lehre ist es bekanntlich, welche nächst der Lehre über das Sacrament des Altars den Unterschied zwischen der lutherischen und der reformirten Kirche mit begründen half. So streng auch die orthodoxen Lutheraner den Bestimmungen Augustins über das Verderben des Menschen und die Erbsünde anhingen, so sehr sie auch dem natürlichen Menschen alle Freiheit zum Guten abzusprechen geneigt waren (so daß die Concordienformel geradezu behauptet, der Mensch verhalte sich Gott gegenüber in Beziehung auf

---

Erhalt' uns Herr bei deinem Wort,
Und steur' der Calvinisten Mord,
Durch Christum deinen lieben Sohn,
Die dein Allmacht nicht wollen han,
Sie haben auch die Tauf geschändt,
Den Exorcismus davon getrennt,
Und sein gelaufen Tag und Nacht,
Bis sie es ha'n zu Weg gebracht.

Durch Peucerum, den Calvinist,
Hab'n sie die Sache angericht,
Und haben sich von uns getrennt,
Siehe, wie der Teufel die Leut verblendt.

Ein ähnliches Lied wurde über Crell verfertigt (siehe Menzel a. a. O. S. 225.)

seine Wiedergeburt wie ein Klotz oder Stein), so sehr vermieden sie doch die nothwendig aus dieser Annahme fließende Folgerung, daß hiermit Gott allein es sei, der den Menschen zum Guten bestimme, und daß auch die Bösen darum verdammt seien, weil sie Gott in dieser Verdammniß gelassen, ihnen seine erbarmende Gnade entzogen habe. Consequenter dachten hierin die Reformirten, an deren Spitze der scharfsinnige Calvin stand. Auch sie gingen, wie die Lutheraner, von der gänzlichen Verdorbenheit des Menschen aus, machten aber darum auch das Heil des Menschen ausschließlich abhängig von der göttlichen Gnadenwahl, die sich bloß derer erbarme, deren sie sich erbarmen will, die Uebrigen dem Verderben überlasse.

Es war dieß in der That eine harte Lehre. Das Harte lag nicht sowohl darin, daß der Mensch sein Unvermögen bekennen und seine Rettung allein der Gnade Gottes verdanken solle. Diese Demüthigung des menschlichen Stolzes, dieses Niederschlagen aller eignen Ansprüche, dieses Bekenntniß einer gänzlichen Abhängigkeit von Gott — war richtig gefaßt, dem Geiste des Christenthums vollkommen gemäß und trug zu allen Zeiten die heilsamsten Früchte des christlichen Gehorsams. Das Gefühl, unverdienter Weise von Gott so hoch geliebt und begnadigt worden zu sein, konnte in dem wahrhaft Wiedergeborenen unmöglich Stolz oder Sicherheit erzeugen, vielmehr mußte es die reinste Gegenliebe, die uneigennützigste Begeisterung für alles Gute und eine ernste, heilige Stimmung der Resignation hervorbringen, wie sie die der eignen Kraft und Weisheit vertrauende menschliche Moral nicht zu geben vermag. Aber darin lag das Harte, daß man eine Lehre, die nur für den wahrhaft Wiedergebor'nen vorhanden, die nur der Ausdruck seiner selbstgemachten geistigen Erfahrung ist, zu einem abstracten, trokkenen Verstandessatze ausbildete, den man wie andere Verstandessätze mit mathematischer Evidenz zu beweisen suchte. Darin lag das Harte, daß man, statt dem Geist dieser Lehre gemäß, mit Furcht und Zittern sein eignes Heil zu schaffen, sich zum Richter über das Schicksal andrer aufwarf und „freventlich über sie urtheilte*);" weßhalb auch die helvetische Confession, die an diese

*) Nach einem liturgischen Ausdruck unsrer Kirche.

Lehre sich anschließt, sehr besonnen vor einem solchen unbesonnenen Urtheil warnt und dem christlichen Bruder anräth, sich und jeden andern Bruder einstweilen für erwählt zu halten, Gott aber das Urtheil über die einzelnen*) zu überlassen. Für rohe Gemüther und herzlose Denker war es aber gleich schwer, auf der rechten Linie sich zu halten. Jene verfielen bald in den gefährlichen Schwindel, sich gehen zu lassen, weil sie ja doch nichts zu ihrer Erwählung beitragen könnten, diese geriethen in die Vermessenheit, Gottes Rathschlüsse ergründen zu wollen, oder wie eine Schrift aus jener Zeit sich naiv genug ausdrückt „mit ihrer Vernunft in den Himmel zu klettern und allda in einem sonderlichen Register oder in Gottes geheimer Kanzlei und Rathstuben zu erforschen, wer da zum ewigen Leben versehen sei oder nicht, da doch Gott das Buch des Lebens versiegelt hat, daß ihm wohl keine Creatur hineingucken wird**)." — Darum möchte ich die Lehre von der Erwählung einer zarten Pflanze vergleichen, die nur in dem guten Boden eines feinen frommen Herzens gedeiht und Frucht schaffet, aus diesem Boden aber herausgerissen und in das systematisch geordnete Kräuterbuch der Schultheologie eingetragen, ihre Farbe verliert und statt ihres belebenden Duftes einen widrigen Modergeruch verbreitet, ja, die für den Ungeweihten sogar eine gefährliche Giftpflanze werden kann, aus der er, statt einer heilsamen Arznei, sich und den übrigen Verderben bereitet.

Den Beleg zu dieser Behauptung geben die Streitigkeiten, die wir nun zu betrachten haben.

Auf eben der Universität Leyden, welche ihre Gründung dem Muthe der Bürger verdankte, womit diese in den Zeiten der spanischen Verfolgung die Stadt vertheidigt hatten, brach der wüthende Sturm aus, der die reformirte Kirche auf eine gefährliche Klippe hinaustrieb, von der sie nur mit Gottes Hülfe wieder gerettet werden konnte. Es lehrten auf dieser Universität zu Anfange des 17. Jahrhunderts zwei Männer, welche bald als die Anführer zweier Parteien in dem Kampfe erscheinen. Gomarus hieß der

*) Conf. helv. 2. Cap. 10.

*) Siehe Conf. Sigismundi bei Winer, comparative Darst. des Lehrbegriffs S. 46. neue Ausg. S. 91. und bei Augusti libri symb. etc. p. 383.

eine, Arminius der andere. Beide waren durch die calvinische Schule hindurchgegangen*); aber in der Folge milderte sich die Lehre des Arminius so weit, daß sie dem strengen Gomarus mißfiel. Arminius wich überhaupt darin von den meisten Theologen der damaligen Zeit ab, daß er den kirchlichen Bekenntnißschriften kein bindendes Ansehn zugestehen wollte, sondern sich einzig an die heilige Schrift hielt, und daß er eben deßhalb auch alle die Bestimmungen verschmähte, welche eine überfeine Kirchenlehre in die einfachen Aussprüche derselben hineingezwängt hatte. Es kam darüber zu weitläufigen Streitigkeiten, und auf mehrern holländischen Synoden**) wurde die Sache ohne Erfolg behandelt. Aber bereits hatte sich die Leidenschaft der Gemüther gesteigert und Parteinamen blieben nicht mehr aus. Arminius, von Natur ein friedliebender Mann, kränkte sich sehr wegen der Wendung, die dieser Streit genommen. „Ach, meine Mutter!“ rief er aus, „warum hast du mich zur Zwietracht geboren. Ich habe nicht Unrecht gethan, und doch reden alle Menschen Böses von mir.“ Seine Gesundheit wurde mehr und mehr angegriffen. Er starb im Jahr 1609, seine Anhänger dauerten aber auch nach seinem Tode fort. Sie hießen Arminianer oder Remonstranten. Den letztern Namen erhielten sie davon, daß sie bald nach dem Tode des Arminius, im Jahr 1610 den Staaten von Holland eine Vorstellung (Remonstranz) eingaben, die aus fünf, die Gnadenwahl betreffenden Artikeln bestand, worin sie zwar die calvinische Lehre von der Vorherbestimmung annahmen, aber sie nur dahin beschränkten, daß sie behaupteten, Christus sei zur Erlösung aller Menschen gestorben (während die Gegner annahmen, er habe sich nur für die Auserwählten geopfert) und daß sie diese Gnade weder für eine unwiderstehliche, noch für eine unverlierbare halten wollten, sondern so viel zugaben, daß der Mensch sich vermöge seiner Freiheit gegen den Gnadenruf verhärten, und auch, wenn er bereits die Gnade erlangt habe, wieder aus dem Gnadenstand herausfallen könne.

---

*) Arminius hatte in Marburg, Basel und Genf studiert. In Basel unter Grynäus, in Genf unter Beza; letzterer entließ ihn mit guten Zeugnissen.

**) Zu Rotterdam (1605), zu Gokrum (1606), im Haag (1607), zu Delft und Dordrecht (1608); siehe Graf, Beiträge zur Kenntniß der Geschichte der Synode von Dordrecht. Basel 825. S. 4. 5.

Sie wollten damit die Vorstellung einer äußerlichen, mechanischen Wirksamkeit der Gnade entfernen und die sittliche Freiheit nicht ganz untergehen lassen. — An der Spitze der Remonstranten stand Simon Episcopius (Bischof), ein Schüler des Arminius, und bald gesellten sich noch andere bedeutende Männer, als Uytenbogart, Grotius, Oldenbarneveld zu dieser Partei. In den Provinzen entstanden bedeutende Unruhen. Die Obrigkeiten vertrieben die orthodoxen Prediger, und im Ganzen zeigte sich die vorherrschende Stimmung des Volkes den Remonstranten günstig. Bald nahm auch hier die Politik ihren Theil an den kirchlichen Streitigkeiten, indem die freisinnigern Republikaner es mit den Arminianern hielten, die Gegner aber dem Statthalter Moritz schmeichelten. Dieser schien erst von dem Streite wenig Notiz nehmen zu wollen. „Ich bin ein Soldat, meine Herrn!" sagte er einmal zu den Abgeordneten der Provinz Seeland, „dieß sind theologische Sachen, die ich nicht verstehe und um die ich mich nicht bekümmere*)." Aber bald änderte er seine Gesinnung, besonders nachdem er die politisch gefährliche Richtung bemerkt hatte, welche der Streit bei der allgemeinen Aufregung der Gemüther zu nehmen drohte. Nichts reizte ihn mehr zum Widerstand, als daß der greise Oldenbarneveld der Arminianer sich annahm. Oldenbarneveld, jetzt in seinem 76. Lebensjahre**), hatte seit frühester Jugend seinem Vaterland in Krieg und Frieden gedient und ehrte auch in Moritz den Sohn seines noch größern Vaters. Als aber dieser darauf ausging, sich unumschränkte Macht in dem jungen Freistaate zu verschaffen, da fand er an Oldenbarneveld einen entschiedenen Vertreter der Rechte seines Vaterlandes. Als nun die Anhänger des Gomarus eine allgemeine Synode verlangten, auf der sie die arminianische Lehre niederzudrücken gedachten, widerrieth Oldenbarneveld die Anstellung einer solchen Synode, als der Gewissensfreiheit zuwiderlaufend. Aber Moritz fand sich eben dadurch nur um so mehr in seinem Vorsatz bestätigt, dieselbe anzuordnen, und durch ihr Organ die aufkeimende Freiheit der Gedanken und Bestrebungen mit Gewalt zu unterdrücken. So ward

*) Siehe Graf S. 9.

**) Vgl. Raumer III. S. 205.

denn, nachdem verschiedene andere Zusammenkünfte den Frieden nicht hatten zuwegebringen können, unterm 25. Juni 1618 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Dordrecht ausgeschrieben. Noch während der Zubereitung zu ihr wurden die Häupter der arminianischen Partei, Oldenbarneveld und Hugo Grotius verhaftet; Uytenbogart hatte die Flucht ergriffen. Die Synode selbst ward den 13. November eröffnet. Sie wurde nicht nur von holländischen, sondern von den reformirten Theologen Deutschlands, Englands und der Schweiz besucht, so daß sie auch in ihrer Bedeutung als eine Generalsynode sich heraushob, wie die Geschichte der protestantischen Kirche sonst keine aufzuweisen hat. Die französischen und brandenburgischen Theologen erschienen nicht, weil ihnen von ihren Fürsten die Erlaubniß dazu auch mit aus politischen Gründen verweigert ward. Aus der Schweiz bezogen die Synode Antistes Breitinger von Zürich, Rütimeier von Bern und Sebastian Beck, Doctor und Professor der Theologie zu Basel*), nebst dem Pfarrer Wolfgang Meyer zu St. Alban. Den Vorsitz der Versammlungen, welche bis um die Mitte Januars öffentlich gehalten und auch von Frauen besucht wurden, führte Johann Bogermann, ein heftiger Feind der Remonstranten, ein Mann, dessen Gesinnung gegen Andersgläubige schon daran mag erkannt werden, daß er ein Buch geschrieben hatte, worin er das Recht vertheidigte, Ketzer am Leben zu strafen. Neben großer Härte wurde ihm von seinen Gegnern schmuziger Geiz vorgeworfen und sogar von ihm behauptet, er habe die holländische Regierung um 377 Gulden betrogen**). Jedenfalls war sein Benehmen auf der Synode ein willkürliches und gewaltsames. Episcopius und die übrigen Prediger der Remonstranten wurden nicht als Mitglieder, sondern als Angeklagte vor die Synode geladen, und als sie gegen dieses Verfahren protestirten, wies man ihnen die Thüre. Die Synode verurtheilte sie als Störer der öffentlichen Ruhe, als Irrlehrer, Religionsverderber

*) Dr. Beck hatte auch in der Folge einen solchen gewaltigen Respect vor der Synode, daß er sie nur die heilige Versammlung (sacrosancta synodus) nannte und jedesmal dabei sein Sammetkäppchen lüftete. Vgl. Graf a. a. O. S. 114., welche Schrift überhaupt manche interessante Specialität enthält und uns zugleich einen Blick in die nichts weniger als immer ernste Stimmung der versammelten Väter thun läßt.

**) Graf (nach Arnold) S. 80.

und Urheber ärgerlicher Spaltungen. Sie setzte ihrem gemäßigten Lehrbegriff die schroffsten Bestimmungen hinsichtlich der Gnadenwahl entgegen, und wer diese nicht annehmen wollte, der mußte sich darauf gefaßt halten, von Amt und Brot, von Haus und Hof vertrieben ins Elend zu wandern.

Den 6. Mai 1619 wurden in der großen Kirche der Stadt Dordrecht unter zahlreichem Zulauf des Volks und nach vorhergegangenem Gebet des Präsidenten, die Beschlüsse bekannt gemacht. Als Episcopius und seine Anhänger ihre Absetzungsurtheile vernahmen, antworteten sie, „sie dankten Gott und Jesu Christo, würdig erfunden zu werden, um der Wahrheit willen Schmach zu leiden; die Synode würde vor Gottes Gericht einst Rechenschaft über ihr Betragen ablegen müssen; sie wünschten, daß die Väter nie solche Richter finden möchten, als sie sich gegen die Arminianer gezeigt hätten.“ An 200 Prediger und viele Schullehrer*) verloren ihre Stellen, weil sie ihren Nacken nicht unter das Joch der Synode beugen wollten. Ein Organist sagte, man solle ihm die Beschlüsse in Musik setzen, so wolle er sie auf der Orgel spielen; aber mit gutem Gewissen unterzeichnen könne er sie nicht**). Den 9. Mai hielt die Synode ihre letzte Sitzung. Ein Gastmahl mit Gesang und Saitenspiel, das die Gegenwart vieler Frauen verschönern half, machte der Herrlichkeit des Ganzen ein Ende. Jeder der anwesenden Theologen ward überdieß mit einer goldnen Schaumünze beschenkt, ohne die Taggelder, die sie bezogen. In traurigen Gegensatz trat zu diesem Jubel der Abzug der vertriebenen Remonstranten von Heerd und Vaterland, die theils mit Spott verfolgt, theis mit Thränen des Mitleids nach dem Hafen begleitet wurden, wo sie sich einschifften. In England nahm sich ihrer der Bischof Laud an; mehrere Engländer gaben ihnen Jahrgelder. Längere Zeit hielten die im Lande Zurückgebliebenen in Wäldern, in Scheunen oder Kellern ihren Gottesdienst, wurden aber von da aufgescheucht und den Mißhandlungen der Soldaten preisgegeben, nicht anders als in den spanischen Zeiten geschehen war. Erst später gelang es den Vertriebenen wieder, ihre Haushaltung und ihren Gottesdienst unverkümmert im Lande aufzurichten. Im Jahr

*) Raumer III. S. 208.
**) Graf S. 28.

1626 wurden ihnen Kirchen zu Rotterdam und 1630 zu Amsterdam gewährt und in letztrer Stadt erhielten sie ein Gymnasium. Die Remonstranten, welche recht eigentlich den gemäßigten, besonnenen Protestantismus repräsentiren, zeichneten sich fortwährend durch Gelehrsamkeit und eine milde Frömmigkeit aus, während die Strenge des dordrechtischen Lehrbegriffes wenig zum Heil der Kirche beitrug und endlich von selbst nachließ.

Traurig ist es aber, wie der große Theil eines Volkes, das noch kurz zuvor selbst so muthig für die Gewissensfreiheit gekämpft hatte, sich von seinen blinden Führern in ein ähnliches System hineinleiten ließ, wie das spanische, und daß der Sohn eines Wilhelm von Oranien dieselben Grundsätze unterdrücken half, für die sein Vater und seine Oheime ihr Blut verspritzten.

Wir haben noch das blutige Ende Oldenbarnevelds nicht betrachtet, welches in der Geschichte dieser Streitigkeiten ein ernstes Seitenstück bildet zu der Hinrichtung Crells in dem kryptocalvinistischen Streit. Beide Processe haben viel Aehnliches miteinander, indem die Beschuldigung politischer Vergehungen mit dem Vorwurf der Ketzerei sich auf eine solche Weise vermischt, daß die Todesstrafe den Augen der meisten als eine doppelt verdiente erscheinen mußte. Den 12. Mai empfing Barneveld das Todesurtheil*). Das Erste war, daß er sich theilnehmend nach dem Schicksal seiner Leidensgefährten, Grotius und Horgenberts erkundigte, von dem wir an einem andern Orte zu reden gedenken. Tags darauf bestieg der 71jährige Greis, auf seinen Stab gestützt, das Blutgerüste. „Gott, was wird aus dem Menschen!" so sprach er mit zum Himmel gerichtetem Blicke, und bezeugte dann, wie er stets nur das Wohl seines Vaterlandes gesucht habe, und wie er unschuldig sterbe. Prinz Moritz aber sah von ferne durch ein Glas der Hinrichtung eines Mannes zu, der dem Haus Nassau-Oranien die wichtigsten Dienste geleistet hatte. Dieß empörte viele Gemüther, und man hielt das Beispiel Nero's dagegen, von welchem Tacitus**) berichtet, daß er zwar Verbrechen befohlen, aber ihrer Vollziehung doch wenigstens nicht zugeschaut habe.

---

*) Vgl. Luden, Hugo Grotius S. 148 ff.
**) Agricola 45. Vgl. Luden S. 149.

Hören wir noch zum Schlusse den Brief, welchen der Gemordete an die Seinen hinterließ*): „Sehr liebe, geliebte Hausfrau! Kinder, Schwiegersöhne und Enkel! Ich grüße euch allesammt sehr freundlich. In diesen Stunden empfange ich eine sehr schwere und traurige Zeitung, daß ich alter Mann für alle meine Dienste, die ich dem Vaterlande so viele Jahre lang treu und redlich bewiesen... mich vorbereiten muß, morgen zu sterben. Ich tröste mich in Gott dem Herrn, der ein Kenner der Herzen ist und alle Menschen richtet, und bitte euch dasselbe zu thun. Ich habe meinen Herrn, den Ständen von Holland, Friesland und Utrecht aufrichtig, fromm und treu gedient und gerathen, um sie vor allem Aufruhr und Blutvergießen zu bewahren, womit sie so lange bedroht wurden, und eben so habe ich mich bemüht, daß in den Städten Hollands jeder möge beschirmt, niemand beschädigt werden. Lebt miteinander in Liebe und Frieden. Bittet für mich Gott den Allmächtigen, daß er uns Alle gnädiglich in seinen heiligen Schutz nehme. Aus meiner Kammer der Betrübniß, den 12. Mai 1619. Euer sehr lieber Mann, Vater, Schwiegervater und Großvater Johann von Olden Barneveld."

Diese einfachen Worte, ohne allen Prunk einer in theologischen Redensarten sich bewegenden Frömmigkeit, zeigen uns, wie die wahre Religion zu allen Zeiten das Gemüth fest macht gegen die Pfeile der Bosheit und die Versuchungen der Welt. Sie enthalten kein Glaubensbekenntniß in künstlichen Worten und Begriffen, und doch sind sie ein Bekenntniß des ächten Glaubens; denn sie sind der Ausdruck einer Gott ergebenen, tugendhaften Gesinnung. Sie enthalten, (wenn Sie wollen) nicht einmal einen bestimmten christlichen Lehrsatz, im engern Sinn des Wortes, und doch sagt uns unser Innerstes: so konnte nur ein Christ reden und schreiben im Angesichte des Todes. Wenigstens für mein Gefühl (ich gestehe es) hat dieser einfache, rührende Brief mehr Werth, als die weitschichtigsten Abhandlungen über Glaubenssätze von Männern, die durch ihre rohe Leidenschaft bewiesen, daß sie den Geist der christlichen Lehre nicht verstanden. Gleichwie der Thau auf das dürre Land fällt, so richten die wenigen, aber

*) Raumer a. a. O. S. 212.

kräftigen Worte des Weisen, zumal wenn sie aus einem edeln Herzen stammen, zu allen Zeiten wieder die Gemüther auf und zeugen mächtig von der nie alternden Kraft der Wahrheit. Zum Glück war es nur eine vorübergehende Verirrung, in welche die protestantische Kirche der Niederlande sich durch falschen Eifer hatte verlocken lassen. Bald verließen die Niederländer die in Dordrecht betretene Bahn, „und gaben früher als irgend ein anderer Staat das große Beispiel einer allgemeinen, friedlichen Duldung aller Religionsparteien*).

So haben wir denn die hauptsächlichsten Streitigkeiten der lutherischen und reformirten Kirche mit einander betrachtet, wie sie vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges die Geister bewegt haben, und leicht könnten wir uns daraus zum Schlusse verleitet fühlen, das geistige Gut, welches die Reformation uns gebracht, sei am Ende nicht so hoch anzuschlagen, da es zu solchen Ausartungen geführt habe. Aber wir dürfen nur etwas genauer die Lehre der Reformatoren mit der ihrer nächsten Nachfolger vergleichen, um das Voreilige eines solchen Schlusses einzusehen. Was dort *Geist* und *Leben* war, das wurde erst unter den Händen blinder Nachbeter zur geisttödtenden Form; was in *ihrem* Munde die höchste Bedeutung hatte für die Zeit, das wurde in dem Munde der blinden Zionswächter zum Wahnsinn, bisweilen zur Lästerung. Mit den Feinden wäre der Protestantismus bald fertig geworden; aber sein größtes Uebel war die unglückliche Wuth seiner Freunde. Aber wenn gerade *der* Körper der gesunde ist, der nach den heftigsten Fieberanfällen sich doch wieder erholt, weil die Natur noch hinlänglich Lebensstoff vorfindet, den sie zur Gegenwirkung verwenden kann, so zeugt die Geschichte dieser Streitigkeiten noch mehr als die der äußern Verfolgungen von der Gesundheit der protestantischen Lehre und der auf sie gebauten Kirche: denn weit entfernt, daß die gemachten Erfahrungen dahin geführt hätten, nun auch die Grundlehren des Protestantismus selbst als unhaltbar aufzugeben (obwohl man dieß in einem spätern Zeitalter der Aufklärung aus entgegengesetztem Mißverstande versucht hat), ist die ächte Wissenschaft der Theologie durch viele Kämpfe dahin gelangt und wird

*) Raumer a. a. O. S. 213.

mit Gottes Hülfe immer mehr dahin gelangen, das Wesen vom Falschen, die oben auf schäumende Uebertreibung von der tiefern Grundlage zu unterscheiden und, während sie jene verwirft, nur um so fester an dieser zu halten, weil sich aus ihr noch immer das Leben erzeugt, das aus der unversieglichen Quelle des Lichtes stammt.

Vierzehnte Vorlesung.

Ueber das Wesen der Mystik und des Mysticismus. Rückblick auf die ältere Geschichte. Caspar Schwenkfeld. Theophrastus Paracelsus. —

Wie der einzelne Mensch, wenn sein Leben in eine von Stürmen bewegte Zeit fällt, darin eine süße Befriedigung findet, daß er in die stille Bucht der innern Welt sich zurückzieht, so geziemt es auch der historischen Betrachtung im Großen, von dem äußern bewegten Schauplatz der Begebenheiten den Blick zu lenken in die Gemüther der Menschen; denn auch was da vorgegangen, in dieser geheimen Werkstätte der menschlichen Thaten und Unternehmungen, gehört mit dem vollesten Rechte der Geschichte der Menschheit an; auch da begegnen uns große und reiche Thatsachen, auch da ein anhaltendes, mächtiges, oft verworrenes Ringen und Streben. Unberechenbare, gewaltige Kräfte sind es, welche im Zustand der Zwietracht und des Kampfes begriffen, die Herrschaft sich streitig machen, bis endlich eine die Oberhand gewinnt und das Zepter führt über die übrigen. Besonders aber liegt es in unsrer Aufgabe, die wir die Geschichte der religiösen Entwicklung eines Zeitalters betrachten wollen, diesen innern Vorfällen des Lebens noch sorgsamer nachzugehn, als die Weltgeschichte es sich gestattet.

Wir haben zwar schon in den beiden vorigen Stunden die innere Geschichte der Kirche zu betrachten begonnen; aber auch bei diesen Betrachtungen wurden wir wieder aufs Aeußere hingezogen, weil eben die Angelegenheiten des geistigen Lebens selbst

auf eine äußerliche und weltliche Weise geführt wurden, und wenn wir glaubten, mit unserm Eintritt in das innere Heiligthum der Kirche der Geschichte der Verfolgungen und politischen Bedrückungen überhoben zu sein, so fanden wir uns getäuscht, indem wir ähnlichen Scenen aufs Neue im Schooße der protestantischen Kirche selbst begegneten. Die Hinrichtungen Crells und Oldenbarnevelds erinnerten uns an die Scheiterhaufen, womit der katholische Fanatismus die Protestanten verfolgt hatte, und wir konnten nicht umhin, dasselbe, was wir an den Gegnern des reinen Evangeliums verabscheuten, an den inconsequenten Bekennern desselben mit verdoppeltem Nachdruck zu rügen. Nachdem wir nun aber auch diese unerbaulichen Streitigkeiten für eine Zeitlang hinter uns haben, treten wir jetzt näher heran an das Herz des kirchlichen Lebens, um seine Pulsschläge zu beobachten mitten unter den Mißhandlungen, die sich der Leib der Gemeinde von innen und außen mußte gefallen lassen. Es sind bald die heftigeren Zuckungen eines mächtig erregten Gefühls, bald die sanftern Wellenschläge eines in Gott beruhigten und beseligten Gemüthes, die uns begegnen. Durch die Erscheinungen des Mysticismus werden wir uns hindurchzuarbeiten haben zu den klarern und gesundern Aeußerungen des praktisch christlichen Lebens, an denen es auch in dieser Zeit nicht gefehlt hat. Die heftigern Stürme haben wir hinter uns; noch gilt es, durch einige Nebel hindurch uns zu winden, und dann wird im Sonnenscheine vor uns liegen das fruchtbare und gesegnete Feld der evangelischen Kirche mit den verschiedenen Männern, die darauf gearbeitet haben. Es ist schon früherhin erwähnt worden, daß, wie im Mittelalter der trockenen Scholastik sich eine tiefsinnige Mystik entgegenstellte, ein Gleiches auch in den Zeiten nach der Reformation der Fall gewesen sei; und mit dieser Erscheinung des Mysticismus in der evangelischen Kirche werden wir uns vorerst zu beschäftigen haben.

Dazu werden aber einige Vorerinnerungen über das Wesen der Mystik und des Mysticismus nothwendig sein, wenn wir nicht Gefahr laufen sollen, eine gar zu unbestimmte Vorstellung zu dieser historischen Betrachtung hinzuzubringen und so die reine historische Auffassung durch vorgefaßte Meinungen uns trüben zu lassen. Was ist nicht alles schon Mystik und Mysticismus genannt wor-

den! Welche Thorheiten und Verkehrtheiten sind nicht schon mit eben demselben Namen bezeichnet worden, mit dem man sich hinwiederum nicht scheute, die Aeußerungen des lebendigen Christenthums, ja die Aeußerungen eines tiefern religiösen und poetischen Gemüthes überhaupt zu bezeichnen! Während die einen sich vielleicht etwas drauf zu gut thun, zu den Mystikern gerechnet zu werden, weil es ihrer Eitelkeit schmeichelt, zu den tiefer Eingeweihten zu gehören, der großen Menge nüchterner Verstandesmenschen gegenüber, fliehen andere so sehr auch nur den Schein des Mysticismus und lassen sich von dem Schreckbilde dieses Namens so sehr einnehmen, daß sie jeder Betrachtung geflissentlich aus dem Wege gehen, welche die Geheimnisse des natürlichen oder des geistigen Lebens berührt.

Wenn wir einmal gestehen müssen, daß der Mensch ein vielseitig ausgestattetes Wesen ist, welches eben so wohl fühlt, als denkt, eben sowohl ahnt, als schaut, ja dessen Denkkräfte selbst wieder auf die verschiedenste Weise sich äußern können, bald mehr mit dem Gemüthsleben vermischt, bald mehr von demselben abgezogen: so werden wir auch zugeben müssen, daß die Richtung des Geistes, die man gemeiniglich die mystische zu nennen pflegt, wenigstens einen Anhaltpunkt in der menschlichen Einrichtung selbst habe, und daß es wohl eher eine würdige Aufgabe der Vernunft sein dürfte, diese Richtung in ihrem Zusammenhange mit andern Richtungen zu begreifen, ihr ihre Stelle anzuweisen, sie wo es noth thut, zu beschränken und zu leiten, als von vorneherein über sie den Stab zu brechen.

Das Streben nach Erkenntniß der innern Welt, die in seinem Herzen sich offenbart, so wie der äußern Welt, die ihn umgiebt und auf seine Sinne wirkt, ist dem Menschen tief eingepflanzt. Zu allen Zeiten hat es sich kundgegeben, aber nicht immer auf dieselbe Weise. Der Verstand des Menschen ist es, der die einzelnen Erscheinungen der Natur beobachtet, sie unter einander vergleicht, und indem er das Gleichartige derselben zusammenfaßt und das Ungleichartige aussondert, auf Gesetze stößt, nach denen die Natur sich bewegt, sich fortpflanzt, sich ergänzt. Auf der mühsamen Leiter der Beobachtung, des Versuchs, der Berechnungen, der Schlüsse steigt der menschliche Geist von Sproße zu Sproße;

mit jedem neuen gelungenen Versuche gewinnt sein Tritt neue Sicherheit, und jedes neugefundene Gesetz ist ein wiederholter Triumph für die in ihm wirkende und schaffende Kraft des Verstandes. So hat sich die Wissenschaft allmälig emporgehoben vom Niedern zum Höhern, und so ist sie dahin gelangt, die Bahn des Himmels zu durchmessen und die Gesetze zu bestimmen, wonach die Weltkörper sich anziehn und abstoßen, wonach sie aufeinander wirken, wonach sie sich mischen und zu neuen Gestaltungen verbinden. So thut sich vor unserm erstaunten Blicke auf das weite Gebiet der Naturforschung, welches der menschliche Geist seit Jahrtausenden durchschritten hat, und in welchem er wieder die einzelnen Felder der Sternkunde, der Erdbeschreibung, der Physik und Chemie u. s. w. abgesteckt hat. Aber mit diesem Forschen nach den Gesetzen der Natur begnügte sich der menschliche Geist nicht. Er that einen Blick in sich selbst und fand, wie in einem Spiegel, die geistige Welt als ein Abbild der irdischen in der Tiefe seines Wesens wieder. Und doch wieder fand er bei allem Zusammenhang des Leiblichen und Geistigen eine merkliche Verschiedenheit des äußern und des innern Lebens; er fand in sich ein Gesetz der Freiheit, gegenüber dem Gesetz der Nothwendigkeit und der Gebundenheit in der Natur. Es genügte ihm nicht von den Denkkräften Gebrauch zu machen, die in ihm lagen, um der Natur ihre Gesetze abzulauschen: die eigene Denkkraft selbst unterwarf er der Untersuchung, und es trat die Aufgabe der Vernunft ein, über sich selbst klar zu werden; und diese Aufgabe zu lösen, versuchte die Philosophie, wie sie sich ihrer spätern Entfaltung zufolge, bald als Seelenkunde (Psychologie) im Allgemeinen, bald als Denklehre (Logik), bald als die Lehre von den Gesetzen des menschlichen Fühlens, Handelns und Wirkens (als Aesthetik und Ethik) kundgab. Endlich aber war es außer der Natur, die den Menschen umgiebt, und außer dem eignen Geist, der in ihm denkt und wirkt, ein höheres Drittes, das über der Natur und über dem Menschen waltet, und in dessen geheimnißvollem Schooße die Grundkraft aller Dinge ruht, von dem alles stammt und alles zeugt, und in dessen Willen die Gesetze, die wir finden, ihre höchste Gewähr haben. Daß auch nach diesem unbekannten Dritten der menschliche Geist von je geforscht, bezeugt der Apostel, wenn er

sagt, daß die Menschen „den Herrn gesucht hätten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten," wie er denn nicht ferne sei von einem jeglichen unter uns. — Bei diesem Streben des menschlichen Geistes, die Natur, sich selbst und Gott zu erkennen, finden wir nun aber, daß verschiedene Wege eingeschlagen wurden, und was wir heut zu Tage Wissenschaft nennen, ist erst eine Frucht vielfacher Anstrengungen, ein abgeleitetes, der Natur und dem Geiste künstlich abgewonnenes, nicht ein ursprünglich gegebenes Erbtheil der Menschheit. Von unserm heutigen wissenschaftlichen Standpunkt aus verlangen wir mit Recht in allen Gebieten des Denkens und des Forschens eine gewisse Gesetzmäßigkeit, ein gründliches, von sichern und ermittelten Thatsachen ausgehendes, von ruhiger Prüfung geleitetes, methodisch fortschreitendes Verfahren, wobei die willkürlichen Einfälle einer regen und lebendigen Einbildungskraft in ihre Schranken gewiesen und selbst die geistreichsten Ahnungen und Vermuthungen so lange dahin gestellt bleiben müssen, bis sie durch die Erfahrung und genaue Beobachtung bestätigt sind. Namentlich gilt dieß von den Naturwissenschaften. Man würde den mit Recht als einen Phantasten bezeichnen, der mit dichterischer Gabe ausgestattet, die Stufen, auf denen die gesetzmäßige Forschung sich emporgearbeitet hat, muthwillig überspringen und wunderliche Einfälle von geheimnißvollen Kräften und Beziehungen an die Stelle des reiflich Erwogenen setzen wollte. Aber so war es nicht und so konnte es nicht sein in der frühern Zeit, als auch die Naturwissenschaft noch in ihrer Kindheit war. Wenn wir sagen, in ihrer Kindheit, so sagen wir damit nichts Verächtliches. Wem wäre nicht die Zeit der Kindheit eine schöne, eine blüthenvolle, reich begabte Zeit? Wie in der Kindheit des einzelnen aber die Phantasie, d. h. jene Geistesgabe vorherrscht, welche die unmittelbaren Eindrücke der Sinnlichkeit in farbige Bilder faßt und diese einstweilen an die Stelle setzt, welche später die bestimmtern, aber trocknern Begriffe einzunehmen berufen sind, so ersetzte auch bei den alten Völkern eine unmittelbar schauende und schaffende Phantasie die ruhigere Thätigkeit des Verstandes, obwohl dieser selbst, im Dienste der Phantasie, keineswegs müßig blieb, sondern schon damals erstaunenswerthe Kenntnisse zum Dasein bringen half. So wird ja die Sternkunde der Chaldäer, die Weisheit der Aegypter

und der alten Indier noch jetzt sogar von vielen als Zeugniß einer tieferen Erkenntniß angeführt, hinter der die unsrige in ihrer Nacktheit und Nüchternheit weit zurückstehe. Mag auch dieses Urtheil übertrieben sein und mögen wir also auch immerhin zugeben, daß jenes Vorherrschen der Einbildungskraft auf die Erkenntniß der reinen Wahrheit trübend eingewirkt habe, so daß z. B. die Astronomie mit dem Aberglauben der Astrologie sich vermischte, wie dann auch später die Chemie unter den Händen der Araber im Mittelalter als wundersüchtige Alchimie auftrat, mit der sich die im Dunkeln tappende Magie und Aehnliches verband: so werden wir denn doch uns hüten, mit einem Hochmuth, der uns übel anstehen würde, auf alle diese Versuche herab zu schauen, und lieber würden wir in zweifelhaften Fällen dem Beispiele des klaren und bescheidnen Sokrates folgen, der *) von den Schriften eines alten Naturphilosophen, des Heraklit aus Ephesus, den man seiner Schreibart wegen den Dunkeln nannte, urtheilte, was er in demselben verstanden habe, sei vortrefflich, und daraus schließe er, daß auch das, was er nicht verstanden, der Forschung eines tiefern Geistes würdig sein müsse. Wenigstens werden wir gestehen müssen, daß so sicher und empfehlenswerth auch der Weg einer ruhig und gesetzmäßig fortschreitenden Erfahrung ist, es doch auch wieder die von allem Zwang der Methode sich losreißenden Geistesblicke einzelner Denker waren, welche nicht selten das Dunkel der Wissenschaft erleuchteten, und an denen sich selbst wieder ein neues und klareres Licht entzündet hat. So klug und zweckmäßig wir es ferner finden mögen, daß die Forschung der Wissenschaft sich eben den Gebieten zuwende, die aller bisherigen Erfahrung nach dem menschlichen Auge zugänglicher sind, als jene dunklern Gebiete, welche man nicht unpassend die „Nachtseite der Natur" genannt hat, so können wir uns doch nie ganz jenes Triebes erwehren, auch dahinein einen Blick zu wagen, wohin die strenge Wissenschaft mit ihren sorgfältigen Beobachtungen, ihren schulgerechten Beweisen, ihren bündigen Schlüssen uns entweder gar nicht oder nur von ferne zu folgen vermag; denn so sehr auch das große Gebiet der Natur ausgebeutet ist durch die Macht des Wissens, so bleibt

*) Nach Diogenes Laertius II. p. 93. (Amst. Ausg.)

doch noch immer auch auf ihr das dunklere Gebiet der Ahnung übrig, in welches sich hinein zu wagen für viele ein unwiderstehlicher Reiz liegt. Ueber dem schon ermittelten Zusammenhange der Naturwesen unter sich, ahnen wir gerne einen noch geheimnißvollern Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt, und wenn wir auch nicht die Kühnheit unsrer Vorfahren besitzen, in solchen Dingen zuzugreifen und eine Theorie darüber aufzustellen (obwohl man ja auch in neueren Zeiten Aehnliches wieder versucht hat), so ergehen wir uns doch gerne in diesem Zaubergarten der Phantasie und brauchen dabei bloß die Vorsicht, daß wir, um unsere Besonnenheit zu bewahren, eine schärfere Grenzlinie zwischen dem Gebiet der Dichtung und der Wahrheit ziehen, als es zu jener Zeit geschah, wo beides mehr ineinander überfloß. —

Wenn wir nun schon auf dem Gebiete der Natur das Dunkle und Geheimnißvolle wenigstens als ein Problem stehen lassen, ohne der Wissenschaft vorzugreifen, die vielleicht noch manches in ihren hellern Kreis ziehen wird, das jetzt im bloßen Dämmerlichte uns erscheint (man denke nur an die Lehre vom Magnetismus!) so werden wir um so leichter darüber uns vereinigen, daß in dem Wesen des Menschen selbst, in den Tiefen seines Geistes sich Kräfte und Triebe regen, die man schwerlich nach denselben Gesetzen messen und bestimmen kann, nach denen wir die bloß endlichen Verrichtungen unseres Verstandes etwa in der Mathematik begreifen. Wer vermag es im Allgemeinen schon die Gefühle genügend zu erklären? Vielleicht der Dichter eher als der Philosoph. Aber auch der Dichter drückt sich nur in Bildern aus, und wir selbst müssen wieder seine Sprache uns auslegen, wenn wir sie verstehen wollen. Auch der Philosoph kann uns das Verständniß über das Wesen des Gefühls erleichtern, indem er es scheidet von anderm, und indem er unser Nachdenken auf den innersten Kern unseres Wesens zurücklenkt. Aber erschöpfen in Formeln und Ausdrücken kann er das Wesen des Gefühls nicht, und er wird seine Aufgabe noch am Besten lösen, wenn er uns gerade dieses Unerschöpfliche, Unerklärliche als ein solches zum Bewußtsein bringt, und uns zur Anerkenntniß desselben nöthigt. Am Schwierigsten läßt sich aber das religiöse Leben des Menschen, sein Verhältniß zu Gott oder auch das innerste Verhältniß

zu sich selbst, (das Selbstbewußtsein, das mit dem Gottesbewußtsein in uns so innig zusammenhängt), auf eine dem bloßen Verstande einleuchtende Weise erklären. Die frommen Zustände, deren wir theilhaft werden, sind von der Art, daß wir zwar wohl durch ein verständiges Nachdenken (Reflexion) ihres Inhaltes uns bewußt werden können, immerhin aber lassen sie sich mehr erfahren, als beschreiben, mehr im Gemüthe sich hegen, pflegen und bewegen, als in feste, starre Begriffe sich fassen. Unsre Sprache, die zunächst aus der Sinnenwelt stammt, und die uns nur Zeichen an die Hand giebt, welche wir uns selber wieder auf einem andern Wege deuten müssen, reicht nicht hin, alles in eins zu fassen, und je feiner und eigenthümlicher die Anforderungen des Gefühls an die Sprache sind, desto spröder und ungelenker gebährdet sich diese. Die Bildlichkeit des Ausdrucks hindert oft die Klarheit und führt Nebenvorstellungen mit sich, welche wir gerne abwehren möchten; während umgekehrt dann wieder eine gar zu bildlose, (wie man zu sagen pflegt) abstracte Sprache häufig des Lebens, der Anschaulichkeit und der rechten Eindringlichkeit ermangelt. Die Religion hat ihre eigene Sprache, die nur dem Religiösen, dem Gleichfühlenden verständlich ist, und deßhalb kann es kommen, daß derselbe Ausspruch, der dem trocknen Verstandesmenschen als Thorheit erscheint, einen tiefern Gehalt in sich schließt, an welchem der Gleichgesinnte, weit entfernt sich zu stoßen, vielmehr sich erbaut. Gleichwohl hat die Religion auch wieder ihr gemein verständliches Gebiet, und es wäre schlimm, wenn die gegenseitige Mittheilung des religiösen Lebens auf eine dunkle Hieroglyphensprache beschränkt bliebe. Da müßte die religiöse Denkweise eines jeden einzelnen sich auf sich selbst zurückziehn, und keine Mittheilung des innern Lebens nach außen wäre dann mehr möglich. Der einseitige Mysticismus führt auch wirklich leicht zu dieser Absonderung von der Gemeinschaft und zur Verschlossenheit. Es liegt daher im Interesse aller wahren Religion, daß ein gemeinsames religiöses Sprachgebiet ermittelt werde, das dem Verstand wie dem Gemüth gleichmäßige Befriedigung verstattet, auf dessen gemeinschaftlichem Grunde die Erbauung stattfinden kann, und es ist daher wohl eins der hauptsächlichsten Verdienste des Christenthums, daß durch die deutlichen Offenbarungen desselben, wie

sie uns in der Sprache der Bibel entgegentreten, ein Sprachgebiet sich aufgethan hat für alle Zeiten, das sich zwar an die Bildlichkeit des morgenländischen Ausdrucks von der einen Seite anlehnt, von der andern aber wieder den höchsten und tiefsten Gedanken einen Ausdruck verleiht, der der Würde des Gegenstandes eben so angemessen ist, als der natürlichen Fassungskraft des Menschen. Auf diesem biblischen, zugleich reinmenschlichen Sprachgebiete des Christenthums findet gewiß eher eine gemeinsame Verständigung über religiöse Dinge statt, als in den Schulen der Philosophen oder in irgend einer Geheimlehre der alten Priester-Religionen. Das Mysterium des Christenthums unterscheidet sich eben darin von den alten Mysterien der heidnischen Völker, daß es zwar auch ein Geheimniß ist für den, der kein empfängliches Herz ihm entgegenbringt, daß es hingegen sich gar wohl mittheilen läßt an alle verschiednen Bildungsgrade und so ein Licht wird, das alle erleuchtet, die sich von ihm wollen erleuchten lassen.

Nach dieser Vorbemerkung dürfte es wohl bald entschieden sein, inwiefern das Christenthum selbst seiner ganzen Beschaffenheit nach eine Art von Mysticismus sei, wie viele haben behaupten wollen? Nennen wir Mysticismus alles, was eine Beziehung zu den geheimen, unerklärlichen Trieben der menschlichen Seele, eine Beziehung zum Uebersinnlichen und zum Unendlichen hat, alles was über die gemeine Begreiflichkeit hinausgeht, so müssen wir allerdings sagen, das Christenthum ist Mysticismus, und wir müssen uns dann gefallen lassen sammt und sonders unter die Mystiker gerechnet zu werden, sobald wir Christen sein und heißen wollen. Ich glaube aber doch, daß man damit dem Begriffe des Mysticismus eine zu weite Ausdehnung giebt, und wenn wir auch über Worte nicht streiten wollen, so dürfen wir doch wenigstens das behaupten, daß es in der Geschichte des Christenthums noch eine besondere Richtung giebt, die wir im engern Sinne mit dem Namen des Mysticismus bezeichnen, ohne daß wir sagen dürften, sie sei ein und dasselbe mit dem Christenthum überhaupt. Besser werden wir sagen, das Christenthum schließe, wie eine jede Religion, mystische Bestandtheile in sich, weil es in der geheimen Grundkraft unsrer Seele wurzelt, und diese mystischen Bestandtheile seien von den einen mehr, von den andern weniger aufgegriffen

und bald auf eine geschicktere, bald auf eine ungeschicktere Weise mit dem übrigen Seelenleben in Verbindung gebracht worden. Will man z. B. die Vorliebe, mit welcher ein frommes Gemüth bei den Geheimnissen der Religion verweilt, während andere vielleicht mehr an dem gemeinsam Verständlichen sich erbauen, oder mehr das praktisch Sittliche auffassen, will man, sag' ich, das innigere Vertiefen in die christliche Gefühlswelt, das höhere Erglühen der Andacht, das tiefere sich Versenken in die Liebe Gottes — das nicht allen gleichmäßig gegeben ist und auch nicht für alle taugt — Mystik nennen, so können wir uns eine sehr reine christliche Mystik denken, wie sie in der Seele eines Johannes sein mußte und wie sie in manchen Seelen gewohnt hat, die den stillen Bund des Herzens mit Gott in reiner Demuth und Liebe bewahrt haben. Von dieser edlern Mystik aber müssen wir dann die Entartungen derselben unterscheiden, die bald in größerm bald in geringerm Maße in der Geschichte der christlichen Kirche uns begegnen.

Diese Entartungen der Mystik, die wir dann lieber, zum Unterschiede von derselben, Mysticismus nennen, zeigen sich uns besonders nach zwei Seiten hin, nach der Seite der Erkenntniß und nach der Seite des Gefühls hin, oft aber auch vermischt. Es ist eine Entartung der Mystik nach der Seite der Erkenntniß hin, wenn das Wesen der Religion, das doch neben der geheimnißvollen auch seine verständliche Seite hat, absichtlich nur als ein Mysterium gefaßt, ihre Aussprüche in ein geheimnißvolles Dunkel von bildlichen Redensarten gehüllt und die Ergründung dieser dunkeln Seite zur ausschließlichen Beschäftigung des Geistes gemacht wird. Daraus entsteht dann leicht ein dumpfes Brüten, ein unklares, das einfache Verständniß der Religion verwirrendes Grübeln, das am Ende sich in Dunst und Nebel verliert und in Beziehung auf das Leben der Gemeinschaft eine unselige Sprachverwirrung herbeiführt. Wer sich dieser speculativen Mystik oder der Theosophie hingiebt, läuft Gefahr, den natürlichen Standpunkt der Dinge sich so zu verrücken, daß zuletzt sein eigner Verstand in Verrückung geräth; er verzehrt seine Kraft, die er aufs Leben anwenden sollte, in nutzlosen Träumereien und verdirbt sich den Sinn und Geschmack für die einfachen Eindrücke

alles menschlich Wahren und Guten. Ja, leicht bemächtigt sich eines solchen der Schwindelgeist des Hochmuthes, der auf die ihm vermeintlich zutheil gewordene höhere Erleuchtung sich stützend, auf die Menge derer herab sieht, die mit ihrem gesunden Verstande und einfachen Gemüthe an seine Höhe nicht heranzureichen vermögen. Auch die christliche Wahrheit ist dann seinem verwöhnten Geschmacke bald nicht mehr inhaltsreich genug, und er legt somit willkürlich in ihre Aussprüche hinein, was seine überreizte Phantasie ihm eingiebt; statt die dunklern Stellen der Schrift nach den hellern zu erklären, kehrt er das Gesetz der gesunden Auslegung dahin um, daß er auch den einfachsten Wortverstand zur geheimnißvollen Allegorie umdeutet und zu einem willkürlichen Symbole seiner Ideen stempelt. Mit diesem speculativen Hochmuthe verbindet sich dann auch leicht die Verwegenheit, auch in einzelnen Fällen das Unbestimmbare bestimmen, die Zukunft der Dinge durch künstliche Berechnungen herausbringen und den Rathschluß Gottes durch geheime Künste ergründen zu wollen. Nicht nur wirft sich eine solche verwöhnte Theosophie mit Vorliebe auf das Apokalyptische in der heiligen Schrift, sondern sie bemächtigt sich auch nicht selten der Naturwissenschaft zu ihrem Zwecke. Wenn nämlich auch eine klare und gesunde Vernunft in dem äußern Naturleben Sinnbilder des Geistigen und Göttlichen findet, so begnügt sich der Mystiker nicht bei dieser dichterischen, sinnbildlichen Auffassung, sondern durch gewaltsame Sprünge sucht er Erde und Himmel zu vermählen. Auch an dem Buche der Natur deutet er wie an dem der Offenbarung herum, und wie er sich dort über die Gesetze der Sprache und des Denkens hinwegsetzte, so setzt er sich hier über alle sinnliche Erfahrung und Beobachtung hinweg. In den Sternen und im Glanz der Metalle liest er den Willen Gottes statt im Gewissen und in der Schrift, und in den geheimen Kreisen von Ziffern und Figuren glaubt er den Geist des Weltalls bännen zu können, damit er ihm Rede stehe und den Zauber der Endlichkeit ihm löse. Die furchtbarste Entartung eines solchen Mysticismus ist die, wenn er aus der ursprünglichen Gottesandacht überschlägt in jene frevle Gottesvergessenheit, die, weil sie vergebens Gott seine Geheimnisse abzuringen versucht hat, nun mit der dunkeln Macht des Bösen selbst einen Bund einzu-

gehen wähnt und mit dem Fürsten der Finsterniß gemeinsame Sache macht, um die Natur zu bewältigen und in ihre verschlossenen Schatzkammern zu bringen. Diese letztere Entartung des Mysticismus hat sich besonders auch in dem Zeitalter gezeigt, mit dem wir es hier zu thun haben, wie aus der bekannten Geschichte des Doctor Faust und andrer sogenannten Schwarzkünstler, Goldmacher und Adepten hervorgeht.

Verschieden von dieser Entartung der Mystik nach der Seite der Erkenntniß hin, ist die andere mehr religiöse nach der Seite des Gefühls hin. So wenig wir der Stärke und Innigkeit religiöser Empfindungen ein Ziel setzen können, wo sie sich von selbst ergiebt, und so wenig wir das Vorwalten des innern Menschen vor dem äußern eine falsche mystische Richtung nennen möchten, da sie vielmehr das Zeugniß einer wahrhaft-geistigen Gesinnung ist, so gewiß ist, daß die künstliche Erregung solcher Gefühle und der übertriebene Werth, den man ihnen als Gefühlen beilegt, auf gefährliche Abwege führen kann. Auch auf diesem Wege kann sich krankhafter Ueberreiz, fleischliche Genußsucht, geistlicher Hochmuth oder eine erheuchelte Demuth und Inbrunst erzeugen. Jenes Ringen und Kämpfen der Seele nach höherer Vollkommenheit, jenes Streben nach Einigung mit Gott, jenes selige Leben, dessen der Christ schon hienieden fähig werden kann durch die geistige Gemeinschaft mit dem Erlöser, wie leicht kann es, wenn es verlassen wird von dem nüchternen Geiste der Zucht und der christlichen Weisheit, eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen und die Gestalt einer selbst erwählten und darum verwerflichen Heiligkeit annehmen!*) Die Geschichte des Klosterlebens giebt vielfache Belege dazu. Doch genug von dem Wesen der Mystik überhaupt und ihren möglichen Entartungen. Wir treten jetzt nach dieser Abschweifung wieder auf den historischen Boden, und erlauben uns auch hier einige vorläufige Bemerkungen über frühere Richtungen der Mystik, ehe wir die Männer genauer betrachten, die im 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts unter diesem Namen vorkommen. Wir haben schon bemerkt, daß es eine reinere christliche Mystik giebt, und diese hat zu allen Zeiten unter den frömm-

*) Auf die Verwandtschaft des Mysticismus und Pelagianismus haben schon andere hingedeutet.

sten und gelehrtesten Männern ihre Jünger gehabt, und manche der sogenannten Mystiker haben durch ihre lebendige, innige Frömmigkeit diesen Namen sich zugezogen, der ihnen als ein Ehrenname bleiben soll. Aber früher schon hatte der in den Zeiten des Exils genährte orientalische Mysticismus des Judenthums, verbunden mit einer schon entarteten griechischen Philosophie einen Einfluß auf die christliche Erkenntniß geübt und jene phantastische Denkweise erzeugt, die unter dem Namen des Gnosticismus bekannt ist. Als dieser aber von dem auf Geschichte gegründeten, positiven Kirchenglauben allmälig war überwunden worden, so zog sich auch später noch *) ein mystischer Faden durch die Geschichte der christlichen Glaubenslehre hindurch, an welchen sich so manches anreihte, was in den Bestimmungen der Kirchenlehre keinen Platz fand. Je trockener diese Bestimmungen wurden unter den Händen der Scholastiker, desto stärker trat von der entgegengesetzten Seite das Bedürfniß hervor, die gefühlvolle Seite der Religion in ihrer bildlichen Sprache herauszukehren. Oft brach diese gewaltsam hervor und erzeugte neue Secten, die wegen ihrer Schwärmerei, oft aber auch wegen ihres lebendigern Christenthums verfolgt wurden. Reines und Unreines mischte sich oft auf wunderliche Weise, so daß es schwer ist, an solchen Erscheinungen alles gut zu heißen, noch schwerer, alles an ihnen zu verdammen. Endlich trat im 15. Jahrhundert der Geist der Mystik in erleuchteten Lehrern auf, die bei allen Mängeln ihres Systems doch eine wunderbare Wirkung auf die Gemüther hervorbrachten, den Geist wieder aufs Innere hinlenkten und einen glühendern Glaubenseifer, eine lebendigere Liebe erzeugten, als der herkömmliche Vortrag einer vererbten Kirchenlehre es vermochte. Wie dieser Geist der Mystik in den Schriften eines Tauler, eines Suso u. a. der Reformation vorarbeiteten, habe ich schon bei meinen Vorträgen über die Reformationsgeschichte gezeigt. An diesen Schriften hatte Luthers Geist sich genährt, seine Sprache sich gebildet. In ihnen fand seine ernste Stimmung sich angesprochen, und manches, was durch sie war angeregt worden, ging auch in seine Lehre über. Gleichwohl kann man nicht sagen, daß Luther und die Reformatoren

*) z. B. in den Schriften des falschen Dionys.

eigentliche Mystiker gewesen seien. Schon zu Luthers Mystik bildete sein klarer Verstand und sein praktischer Sinn, seine Lebensfrische ein heilsames Gegengewicht. Noch weniger waren Melanchthon, Zwingli und Calvin dem Mysticismus ergeben, da bei ihnen der Verstand noch mehr vorherrschte, als bei Luthern. Dagegen war es allerdings eine stärkere Hinneigung zum Mysticismus, und zwar zum falschen Mysticismus, welche bei den Wiedertäufern sich kundgab, indem diese dem äußern Wort der Schrift die innere Offenbarung entgegenstellten, auf außerordentliche Entzükkungen sich beriefen und über die Vorgänge der innern Welt auf eine dunkle und verworrene Weise sich ausdrückten. Neben den Wiedertäufern war es besonders zu Luthers Zeiten noch ein Mann, der zwar nicht in allen Beziehungen zu den Mystikern gerechnet werden kann, aber dessen gutmüthige Schwärmerei doch immer einen mystischen Anstrich hatte, Caspar Schwenkfeld, mit dessen Lehren wir uns hier zuerst bekannt machen wollen.

Caspar Schwenkfeld, geb. 1490, stammt aus dem schlesischen Geschlechte derer von Ossik (im Herzogthum Liegnitz). Bei dem Ausbruche der Reformation in Deuschland trat auch er auf die Seite der Gegner Roms und der römischen Kirche. Allein die Art, mit welcher Luther reformirte, schien ihm nicht die geeignete. Auch er nahm, wie noch manche andere denkende Männer seiner Zeit, Anstoß an der ausschließenden Entschiedenheit, womit die Lehre von der Rechtfertigung vorgetragen wurde, indem er glaubte, daß der so nöthige Eifer in guten Werken dadurch leicht gehemmt werden könne. Auch die ausschließliche Hinweisung der Reformatoren auf die Bibel als auf das äußere Wort konnte ihm nicht genügen, da er vielmehr der Meinung war, daß auch das innere Wort mitwirken müsse zur Erleuchtung des Menschen, und daß ohne dieses innere Wort das äußere ein todter Buchstabe bleibe, eine Behauptung, die selbst Luthern nicht fremd war, die aber, so viel Wahres auch ihr zum Grunde liegt, leicht zur Herabsetzung des äußern Wortes und zur Einsetzung menschlicher Träume an die Stelle der Offenbarung mißbraucht werden konnte. — Als der Streit über das Abendmahl ausbrach, trat Schwenkfeld weder auf Luthers, noch ganz auf Zwinglis Seite, sondern bildete sich seine eigne Ansicht, die aber von Luthern gleichfalls

mißbilligt, ja als eine höchst anstößige und gefährliche verworfen wurde *). Mit seiner Ansicht vom Abendmahl hing auch die mystische Vorstellung zusammen, welche sich Schwenkfeld von dem Körper Christi machte. Während nämlich die orthodoxe Kirche schon in den ältesten Zeiten daran festgehalten hatte, daß Jesus, obwohl er Gottes Sohn gewesen, dennoch einen wirklichen, menschlichen Leib gehabt habe, und daß also sein leibliches Dasein nicht seiner Gottheit, sondern seiner Menschheit angehöre, so suchte Schwenkfeld die Meinung zu verbreiten, daß Jesus auch dem Fleische nach aus Gott geboren sei, daß er, wie er sich ausdrückte, ein „vergottetes, glorificirtes Fleisch" gehabt habe, und daß man deßhalb auch Christum nach dem Fleische nicht eine Creatur (ein Geschöpf) nennen dürfe. Er vernichtete also, indem er die Gottheit Christi festhielt, seine wahre Menschheit, welche die rechtgläubige Lehre gleichfalls festgehalten wissen will, und verfiel dadurch in einen Irrthum, der Christum dem menschlichen Brudergeschlecht entzieht und die Bande löst, die ihn als den Menschensohn mit der sichtbaren Natur verbanden (Doketismus). Daß das Menschliche überall durch das Göttliche geheiligt und verklärt werden sollte und daß eben diese Durchdringung des Göttlichen und Menschlichen in Christo verwirklicht erschien, das war zu allen Zeiten der tröstliche und erhebende Glaube des Christenthums, und hätte Schwenkfeld mit seinem glorificirten Fleische Christi nichts anders sagen wollen, als dieses, so würde er damit — freilich auf eine etwas unklare Weise — eine Wahrheit ausgesprochen haben, an der kein Christ zweifeln wird. Allein darin lag das Falsche seines Mysticismus, daß er das Göttliche und Menschliche, das zwar für einander da ist, durcheinander vermengte, das Göttliche zusehr ins Fleisch herabzog, oder auch das Fleischliche wieder auf eine solche Weise in das Göttliche sich verwandelt dachte, daß eins durch das andere mehr getrübt und verwirrt, als daß eine schöne Harmonie beider erzielt wurde. Diese unbefugte Vergötterung der Materie, dieses Niederreißen aller Schran-

*) Bekanntlich kehrte Schwenkfeld den Satz: „Dieß ist mein Leib," dahin um, daß er den Leib des Herrn zum Subject und das „dieß" (das Brot) zum Prädicat machte, als ob Christus habe sagen wollen: Mein Leib ist das Brot des Lebens (Joh. 6, 51.) — Luther wurde auch gegen ihn sehr heftig und nannte ihn gewöhnlich Stenkfeld.

ken zwischen dem Leiblichen und Geistigen, dem Göttlichen und Menschlichen, dieses Untereinandermengen des Theologischen und Physikalischen, diese Gleichmacherei von Gott und Natur, die man Pantheismus oder die Vergötterung des Welltalls nennt, ist aber ein charakteristisches Merkmal fast aller Theosophen und Mystiker, und was wir hier bei Schwenkfeld nur zunächst in Beziehung auf die Lehre von Christo finden, nämlich die Vermengung des Gottlebens und des Naturlebens, das finden wir bei andern, wie bei Paracelsus, Valentin Weigel und Jacob Böhm im Allgemeinen wieder. Die Verbindung der Theologie mit der Naturphilosophie führte von selbst auf diese Vermengung, und man hat sich daher auch nicht zu verwundern, wenn bei dem allgemeinen Hange zur Alchimie, zur Astrologie, Necromantie und ähnlichen Künsten die Naturwissenschaft und Arzneikunde der damaligen Zeit in einer viel engern Verwandschaft zur Theologie stand als in der heutigen, und so ist es auch nicht ein Theologe, sondern ein Physiker und Mediciner, mit dem wir die Reihe der eigentlichen Mystiker dieser Periode beginnen. Der Mann, den ich meine, Theophrastus Paracelsus, hat für uns noch ein näheres Interesse dadurch, daß er längere Zeit in Basel sein Wesen trieb. Daß er aber dem äußern Bekenntniß nach Katholik war, hindert uns nicht, ihn hier mit aufzuführen, da sein mystisches System mehr noch in der evangelischen Lehre, als in der katholischen zu wurzeln schien und auch mehr Anklang bei den Protestanten, als bei den Katholiken fand.

Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim ist der gewaltige Name des Mannes, der in der Geschichte der Naturwissenschaften und der Heilkunde, wie in der Geschichte der Mystik eine merkwürdige Stellung einnimmt*). Ob er, wie gewöhnlich angenommen wird, von Einsiedeln, oder, wie Haller behauptet, aus dem Kloster Appenzell gebürtig sei, kann uns gleichgültig sein. Die Zeit seiner Geburt fällt ins Jahr 1493. Paracelsus wurde früher von andern theils von Gelehrten, theils aber auch von herumziehenden

*) Siehe über ihn besonders Sprengel, Gesch. der Arzneikunde Bd. III. und Athenae rauricae Bas. 778 p. 170. Rixner und Siber, Beitr. z. Gesch. der Physiologie war mir nicht zur Hand.)

Zigeunern und Marktschreiern in die Geheimnisse der Alchimie eingeweiht und machte viele Reisen. Er sah Deutschland, Italien, Frankreich, Spanien, die Niederlande, Polen, Siebenbürgen, Dänemark und Schweden. Ja, selbst in die Mutterländer der geheimen Weisheit, nach Aegypten und Arabien soll ihn der Durst nach Wissenschaft und die ihm eigene Ruhmbegierde geführt haben. Sein Ruf als Arzt und Wunderthäter verbreitete sich weit umher, und von diesem Rufe getragen, ja von dem frommen und weisen Oekolampad selbst empfohlen, setzte er sich 1521 bereits in Basel fest, wo er Lehrvorträge über Physik und Chirurgie hielt. Er hatte sich bald eines großen Zulaufs zu erfreuen, wozu auch der Umstand beitragen mochte, daß er, gegen die damalige Gewohnheit der Gelehrten, seine Vorträge deutsch hielt und — was zu allen Zeiten hier und da Gewohnheit war, die bisherigen Systeme herabsetzte. Die gefeierten Namen Hippokrates und Galenus entkleidete er ihres bestechlichen Glanzes, und verbrannte sogar die Werke des letztern, so wie die des berühmten arabischen Arztes A v i c e n n a, öffentlich. Daß er in zehn Jahren kein Buch in die Hand genommen und seine ganze Liberei nicht aus sechs Blättern bestehe, dessen pflegte er sich als eines geniellen Vorzugs vor andern zu rühmen*). Auch soll er behauptet haben, seine Schuhriemen und seine Mütze seien gelehrter, als die berühmtesten Aerzte, und sein Bart habe mehr Erfahrung als alle Akademieen**). Angesehene Männer, wie Froben und Erasmus zogen ihn zu Rath. Eine Hauptcur machte er aber an einem damals in Basel residirenden Domherrn, Cornelius (Conrad?) von Lichtenfels***); doch dießmal zog ihm seine Kunst nicht Gunst, sondern die Ungnade des basler Magistrats zu. Er hatte sich nämlich von dem Domherrn zum Voraus auf den Fall des Gelingens seiner Cur ein Honorar von 100 Gulden ausgebeten. Der Wiedergenesene zeigte sich jetzt nicht mehr geneigt, die Summe zu bezahlen†), und Paracelsus nahm ihn vor Gericht.

---

*) Siehe Sprengel S. 343.

) Siehe Sprengel S. 345. und **Ochs, Geschichte von Basel V. S. 750.

***) Vermittelst dreier Pillen des von ihm gerühmten Laudanum.

†) Nicht besser hatte es ihm der Markgraf Philipp von Baden gemacht s. Sprengel a. a. O. 343.

Dieses fand den Preis zu hoch und setzte ihn herab. Darüber ward aber der Wunderdoctor so entrüstet, daß er auf die Regierung schimpfte, und auf den Rath seiner Freunde die Stadt verließ, ehe er noch für seine Schmähungen zur Verantwortung gezogen werden konnte. Er zog sich nun ins Elsaß zurück, änderte jedoch öfter seinen Aufenthalt und starb zuletzt troß des Lebenselixirs, dessen er sich rühmte, in Salzburg 1541 an einem Fieber. Seine Habe vermachte er den Armen. Es wird ihm vorgeworfen, daß er sich im Leben stark dem Trunk ergeben und eine schmuzige, liederliche Knaben-Haushaltung geführt habe. Es kann unsre Absicht nicht sein, aus den zehn großen Quartbänden seiner deutschen Werke, die hier gedruckt sind, dasjenige mitzutheilen, was der mystischen Betrachtung und Behandlung der Natur angehört. Daß er auf die drei Principien Schwefel, Salz und Quecksilber das Geheimniß alles Lebens gründete, mag genügen, uns eine Vorstellung von seiner alchimistischen Weisheit zu geben. Aber die Art, wie er die Theologie mit einmischte und wie er die christlichen Glaubenslehren auf seine Naturbetrachtung anwandte, darf von uns nicht übergangen werden.

Schon die Stellung, welche er der Religion oder Theologie neben der Physik, Astronomie und Alchimie anweist, indem er sie im Verein mit diesen drei Wissenschaften als Grundsäule der Medizin aufführt, läßt uns erwarten, welchen Einfluß dieselbe auf sein System gehabt habe. Wir würden dem Manne unrecht thun, wenn wir behaupteten, er habe die Religion absichtlich zu nichtswürdigem Aberglauben mißbraucht, wie es so viele andre Nekromantiker und Astrologen der damaligen Zeit thaten. Vielmehr eifert er ernstlich gegen den Frevel, den diese trieben, und schreibt ihre Werke dem Teufel zu*). „O du großer Erznarr," ruft er aus, „der du solchen greiflichen Lügen glaubst — ein Gaukelsack (ist es) und ein Theriakskram, womit man den Zuschauern das Maul aufsperrt, die Augen verblendet und das Geld aus dem Seckel lockt, und doch alles nicht eines Pfennigs werth ist." Gleichwohl übt er dieselben Künste und ist so stolz darauf, daß er

*) So in der Schrift de occulta Philosophia im IX. Theil seiner Werke. Basler Ausg. 1591. S. 331.

die, welche ihm keinen Glauben beimessen*), den Juden und Pharisäern vergleicht, die die Wunder Christi verachtet hätten. Sonach war er in einem argen Selbstbetrug befangen, daß er das, was er an andern verdammte, selber übte. Eben so verwarf er den Glauben an den unbedingten Einfluß der Gestirne, in wiefern dadurch die Allmacht Gottes beschränkt und der Mensch unter ein blindes Schicksal gestellt wurde, ob er gleich wieder eine von Gott selbst geordnete Constellation annahm und sich in die Berechnung derselben einließ. Hören wir ihn selbst, wie er sich über das Verhältniß der geheimen Naturkräfte zur göttlichen Urkraft und das Verhältniß der Gestirne zur göttlichen Vorsehung ausspricht**).

„Wenn man fragt: was hat dieß Kraut für eine Kraft? und man sagt, es hat die Kraft, so muß man bedenken, wer ist der, der ihm die Kraft gegeben hat? So wird niemand gefunden, der das vermög', als allein Gott. Darum so fließen alle natürlichen Dinge aus Gott und sonst keinem andern Grund. Nun werden sie alsdann natürlich geheißen; denn aus dem nimmts der Mensch, daß sie natürlich sind, darum, daß sie wachsen. Nun wie kann aber Gott natürlich sein? Die Ding, die sind sein; das Kraut hat er geschaffen, aber die Tugend (Kraft) darin nicht; denn eine jegliche Tugend (Kraft) ist ungeschaffen, das ist, Gott ist ohn' Anfang und nicht geschaffen. So sind alle Tugenden und Kräfte in Gott gewesen vor Himmel und Erde, und ehe alle Ding geschaffen sind worden, da Gott ein Geist war und schwebete über den Wassern; das ist, da Gottes Geist, über die Wasser gegangen. Auf solches hin mag niemand sagen, daß die Tugend der Dinge, ihre Kraft natürlich sei, sondern übernatürlich ohn' End und Anfang. Von dem sie gekommen sind, zu dem gehen sie wieder, so Himmel und Erde zergehen wird."

Er denkt sich mithin die Kraft der Dinge nicht als eine endliche Kraft, die mit den Dingen selbst wird und vergeht, sondern als ewig in Gott vorhanden, als von ihm ausfließend und zu ihm zurückkehrend. Man nennt dieses System der unendlichen Kraft-Ausflüsse aus der Gottheit und der Zuflüsse zu ihr das Emanationssystem, welches schon die alten Gnostiker, Manichäer und

*) ib. p. 337.
**) Liber phil. de vera influentia rerum a. a. O. S. 133.

andere Secten in Umlauf brachten und wodurch die Lehre von einem selbstständigen, über die Welt erhabenen Gott, Schöpfer und Regierer häufig getrübt wurde; denn denkt man sich die Kräfte gleich ewig mit Gott, so ist klar, daß Gott nicht mehr der Schöpfer derselben, sondern nur die belebende Grundkraft ist — ein gefährlicher Irrthum! Paracelsus denkt sich diese Kräfte als persönliche Wesen, er belebt diesem Systeme gemäß das ganze Weltall mit einer Anzahl von Lebensgeistern, die fast zu einer heidnischen Vielgötterei hinführen. In der Luft herrschen die Sylvanen, im Wasser die Nymphen oder Undinen, im Feuer die Salamander*). Sie sind die Hüter der verborgenen Schätze und greifen vielfach in die Schicksale der Menschen ein.

Was das Verhältniß der Gestirne zur göttlichen Vorsehung betrifft, so spricht er sich auf eine Weise aus, die auf den ersten Augenblick den Aberglauben zu entfernen scheint, wenn er sagt**): „Das Gestirn im Himmel hat der Dinge nichts in ihm, hat nicht der Nessel zu geben, daß sie brennt u. s. w. Nicht aus den Planeten, nicht aus den zwölf Zeichen, nicht aus den andern Sternen, sondern aus Gott geht die Kraft hervor. Bei ihm und nicht bei den Sternen liegt die Austheilung dieser Kräfte. Gott ist der Schmied, und setzet keinen Statthalter, als die vermeinte Astronomia und Sternenguckerei sammt etlichen Büchern der Philosophie ausweiset. Also weiter, daß ein Mensch geschickt ist, aus wem ist es? Aus dem Gestirn? nein! denn wenn es aus dem Gestirn wär', so wäre er ein Sohn des Gestirns. Und Christus heißt ihn einen Sohn des Menschen, nicht des Gestirns, darum er sich auch selbst Sohn des Menschen nennt und nicht der Sonne Sohn, was doch ganz abgöttisch und falsch wäre. Auch Adam war ein Sohn Gottes und nicht der Sterne u. s. w."

Auch die Berufung der Apostel und die Auszeichnung so vieler großer Männer in der Geschichte will Paracelsus nicht von den Gestirnen abhängig gemacht wissen, sondern allein von Gott. Gleichwohl redet er wieder davon, wie der Himmel mit seinen Gestirnen die Dinge „koche," die Gott anordne, und wirft dann in diesen mystischen Tiegel wieder alles Mögliche hinein, so daß

*) Siehe Sprengel S. 362.
**) de vera influent. p. 136 ff.

man am Ende in der That nicht mehr weiß, wer der Koch ist. Der ganze Läuterungsproceß der Welt erscheint ihm nämlich unter dem Bilde einer alchimistischen Scheidung, wobei das Feuer der Gestirne bald in höherm, bald in milderm Grade thätig ist. So bedurften z. B. die Propheten und Patriarchen keiner Constellation*), sondern die Hand Gottes selbst hat sie „gekocht;" eben so bedurften die Apostel dieses Kochens und Läuterns nicht, da (nach seinem Ausdruck) der Sohn Gottes sie selbst „gekocht hat." Die übrigen aber müssen durch diesen chemischen Proceß des Kochens hindurch. Das Göttliche und Gottverwandte muß vermöge dieses Processes als das reine Gold ausgeschieden werden, das Uebrige bleibt als unreiner Niederschlag zurück. Hören wir darüber unsern Adepten selbst**): „Sucht doch ein Imme das Honig aus der Blumen und thut der Blumen kein Schaden; kann das die Imm, so soll der Mensch das viel mehr können und wissen, aus den Stätten und Orten das Perlein herauszusaugen, und Gott loben, daß er den Unflath, darin es liegt, davon kann scheiden und den Unflath liegen lassen. Dann ob gleichwohl der Hüttenrauch bei'm Gold ist, so läßt man doch darum nicht davon; das Gold muß rein und sauber werden, und der Wust muß hinweg, also mit dem Silber auch. Nun was ist das alles, als allein: ist etwas Gut's an einem Ort, so ist's aus Gott; ist nun Sach, das Böses dabei ist, als Hüttenrauch, Mercuri, Arsenic, Opperment und dergleichen, so thu's daraus. Man läßt's darum nicht ungesucht."

Dieß führt uns auf die Lehre des Paracelsus von der Natur des Menschen. Daß der Mensch eine Wiederholung der Welt im Kleinen sei, ist eine Beobachtung, die fast so alt ist, als die Menschengeschichte selbst, und daher haben nicht bloß Mystiker, sondern auch besonnenere Denker den Menschen eine kleine Welt (Mikrokosmus) genannt. Aber auch dieser einfache Satz ist von der Mystik dahin entstellt worden, daß man den unläugbaren Zusammenhang des menschlichen Organismus mit dem Universum auf eine bilderreiche, phantastische Weise darstellte und statt die näherliegenden Berührungspunkte des Menschen mit der Außenwelt

*) de influent. S. 145. 146.
**) de infl. 157.

zu erforschen, nach fern liegenden Beziehungen griff. Außer dem Einfluß der Gestirne, wovon wir eben geredet haben, gehört dahin der Einfluß der Metalle, der Elemente und selbst der thierischen Körper. Ueber alle diese Dinge weiß uns Paracelsus viel Wunderliches zu berichten. Die einfache Wahrheit, daß der Mensch aus einem Höhern und einem Niedern, aus Seele und Leib besteht, schmückt er dahin aus, daß er von einem siderischen (gestirnlichen) oder astralischen Leibe des Menschen redet, den er vom gemeinen Leib wieder unterscheidet und sonach den Menschen aus drei Theilen bestehen läßt, oder daß er den figürlichen Ausdruck, der Mensch bestehe aus Thier und Engel, dahin ausdehnt, daß er ein wirkliches Thier in dem Menschen thätig sein läßt, das mit den übrigen Thieren des Feldes und dem Gevögel unter dem Himmel in einem geheimen Rapport steht. So trägt der Unmäßige einen Wolf, der Zornige einen Bären, der Listige einen Fuchs in sich u. s. w. aber dieß sind dem Paracelsus keine bildliche Redensarten, sondern thatsächliche Erscheinungen*). Nicht nur die gröbere Sinnlichkeit gehört nach Paracelsus dem Thier in uns an, sondern auch alle Kunstfertigkeiten, die der Mensch dem Thiere abgelernt hat, da ja auch diese noch nicht im Stand sind, dem Menschen zum Bewußtsein seines göttlichen Wesens zu bringen. Selbst die Vernunft, welche sonst den Menschen vom Thiere unterscheidet, gehört nach Paracelsus zur thierischen Natur, indem er mit dem Worte „Vernunft" nicht sowohl die Kraft, das Uebersinnliche zu vernehmen, als vielmehr den der Endlichkeit zugekehrten, im Irdischen sich bewegenden Verstand meint, wie die meisten Mystiker diese Verwechslung von Vernunft und Verstand begehen. Ueber die Verwandtschaft der Thierwelt zur Menschenwelt wollen wir ihn in seiner Sprache hören**). „Ein (und derselbe) Stern regiert den Wolf im Walde und den Wolf im Menschen; ein Stern den Mörder im Wald d. i. den Bären, und also auch den Bären im Menschen; und viehisch ist die Vernunft, die sich den Thieren vergleicht," (d. h. die nicht über das Thier hinausgeht, sich den Thieren gleichstellt). „Was aber in ihm ist, das nicht hineingeht (das ist was nicht von außen

*) Ganz Aehnliches finden wir schon bei den Gnostikern. Siehe das System des Basilides bei Neander, gnost. Systeme S. 54. 55.

**) Vom Fundament der Weisheit und Künste. Opp. T. IX. p. 445.

in ihn kommt) das ist über das Aeußere des Viehes; denn es ist ein Theil englisch." — „Der ist noch nicht weise, der wohl bauen kann, er ist ein Vieh, und ist nichts höher, denn daß ein Storch mehr Kunst brauchet zu seinem Nest, denn eine Taube. So viel ist er mehr, als ein Storch gegen eine Taube; sind beide nichts denn ein Vieh. Der wohl singen kann, ist nichts als ein Vieh, er ist gleich als eine Nachtigal über den Raben; sind beide Vieh und Vögel. Der wohl schwatzen kann, ist nichts anders denn ein Thier, ist gleich als ein Specht oder ein Kranich; sind beide Thiere, und wie sich die gradiren durch einander, also auch im Menschen einer besser, einer lieblicher, einer zorniger, einer grimmiger, und sind alle viehische Wesen und Eigenschaft, darin dem Menschen kein Lob zu geben, sondern allein dem Vieh und dem Thier, das in ihm ist. Ihr Lob und ihr Zucht und ihr Ehr' ist nicht Gottes, sondern ein viehisch Lob." — „Gott aber (fährt Paracelsus fort) hat mehr aus dem Menschen gemacht, das ist, daß er nicht viehisch sein soll, sondern ein Mensch. Was thierisch an ihm ist, das wird alles von dem äußern Thier genommen, vom Himmel*) und den vier Elementen, die sind alle tödtlich. Der Mensch aber hat einen Vater, der ist ewig, dem soll er leben und nicht dem Thier."

Abgesehen von der eigenthümlichen und uns etwas derb klingenden Ausdrucksweise des Mannes, kennen wir dieser Stelle ein tiefere christliche Wahrheit nicht absprechen; denn auch nach der christlichen Lehre fällt ja alles dem natürlichen Menschen und dem Fleisch anheim, was nicht vom Geiste Gottes gewirkt ist. Alle sogenannten Talente und Fertigkeiten stellen den Menschen nicht auf seine wahre Höhe, die ihn vom Thier unterscheidet, so lang er nicht sittlich geadelt, oder geistig wiedergeboren ist, eine Wahrheit, die auch unserer Zeit gilt, wo so oft das Abrichten zu äußrer Fertigkeit mit der menschlichen Erziehung verwechselt und über der bloßen Cultur die wahre innere Bildung vernachlässigt wird. Aber wenn wir uns dann in den Schriften des Paracelsus nach einer auch nur halbweg klaren Vorstellung von jenem Höhern umsehn, das den Menschen zum Menschen macht, das ihn seiner gött-

*) Unter dem Himmel versteht er nicht den Begriff des Uebersinnlichen, den sogenannten empyreischen, sondern den astronomischen Himmel.

lichen Bestimmung näher führt, so finden wir uns überall verlassen. Da leuchtet nicht der wohlthätige Stern, der die Weisen des Morgenlandes nach dem bescheidenen Bethlehem führte; sondern da funkelt es durcheinander von Sternschnuppen und Irrlichtern und unfreundlichem Geisterspuk. Nur selten blitzt ein reinerer Funke hindurch, der zu Gott leitet, aber nirgends baut sich eine Himmelsleiter, auf der sich auch nur einigermaßen fußen ließe. Wir haben somit in dem Mysticismus des Paracelsus ein Beispiel jener Ausartung der Mystik in eine neugierige Speculation, welche die Religion mehr zur Sache des höhern Wissens, als des praktischen Lebens macht und das wahrhaft Erbauliche derselben in einem schweflichten Dunstkreis von magischen Formeln erstickt. Paracelsus war zwar kein Theologe von Beruf; aber das allein kann den Mangel seines religiösen Systems uns nicht erklärlich machen, da ja auch andere Nichttheologen, zumal in jener Zeit, ein Bedeutendes aus dem Schatz ihres Herzens beigetragen haben zur Förderung der christlichen Wahrheit. Es scheint ihm wirklich an einem speciellern christlichen Interesse gefehlt zu haben; dieses spielt nur eine höchst untergeordnete und zweideutige Rolle. Das Religiöse und Christliche, das wir bei ihm finden, schien mehr in der Zeit, der er angehörte, als in ihm zu liegen, mehr zufällige Form seiner Philosophie, als die Grundlage derselben. Sein eitler, hochmüthiger Geist, sein unordentlicher Lebenswandel, sein Durst nach Gold hinderten ihn wohl an der Empfänglichkeit für die wahren Ideen und für die lebenswirkende Kraft des Christenthums, wozu vielmehr eine demüthige Hingebung und ein einfacher, kindlicher Sinn gehört. Paracelsus steht hierin auf einer Linie mit so manchen andern, die das Wissen aufgebläht hat und von denen der Apostel sagt, daß sie immer lernen, aber nie auslernen, d. h. vor lauter Suchen und Speculiren nie zur Erkenntniß jener einfachen Wahrheit gelangen, von der Christus sagte, daß sie der Vater nicht den Weisen der Welt, sondern den Unmündigen geoffenbart habe.

Fragen wir endlich noch nach der besondern Stellung, die Paracelsus zum Protestantismus eingenommen, so ist auch das merkwürdig, daß die große Erscheinung der Reformation, in die sein Leben fiel, ziemlich unbeachtet an ihm vorüberging. Daß ihn Oekolampad den Baslern empfohlen haben soll, läßt weiter

auf kein innigeres Verhältniß beider Männer schließen. Ueber Luthern urtheilte er in seinem Hochmuth, daß dieser nicht werth sei, ihm die Schuhriemen aufzulösen, und daß, wenn er anfangen wolle zu reformiren, so wolle er den Papst und die Reformatoren erst recht in die Schule führen*). Von der andern Seite aber war er keineswegs ein gläubiger Katholik, wandte auch seinen Mysticismus (so viel mir bekannt ist) nicht an zur Stützung der katholischen Lehre, was ihm ein Leichtes gewesen wäre; sondern im Gegentheil kommen in seinen Schriften mehrere Stellen vor, worin er den Aberglauben seiner Kirchgenossen bekämpft. So schrieb er ein Buch wider die Gelübde**), die er als eine Erfindung des Antichrists beschreibt, ein anderes wider die abergläubische Verehrung der Heiligen und eins über die Ceremonien***), welche sämmtlich einen reformatorischen Anstrich haben und auch in einer weniger mystischen Sprache abgefaßt sind †).

Eben so wenig aber als Paracelsus ein rechtgläubiger Katholik war, eben so wenig stimmte sein System mit der orthodoxen protestantischen Theologie überein; denn darin, daß er nach der thierischen Natur in dem Menschen einen Samen des Göttlichen, etwas Engelgleiches annahm von Natur, entfernte er sich bedeutend von denen, welche im Sinne der Kirche ein gänzliches Verderben des Menschen behaupteten. Hingegen lehnten sich an seine Behauptungen die der folgenden Mystiker in der evangelischen Kirche an. Indessen können wir seine Erscheinung nur als eine vorbereitende auf diese spätern Erscheinungen betrachten, indem er die Form zu einer theologischen Denkweise zubereitet hat, in welche andere, mehr christlich gestimmte Gemüther den tiefern Gehalt ihres innern Lebens niederlegten. Mit diesen Männern und ihren Lehren, namentlich mit Valentin Weigel und Jacob Böhm werden wir uns in der folgenden Stunde zu beschäftigen haben.

*) Sprengel a. a. O. S. 354.

**) Liber philophiae de votis alienis im IX. Bd. der deutschen Werke.

***) De auctoritate Sanctorum, de superstitionibus et ceremoniis.

†) Andere seiner theologischen Werke, z. B. sein Commentar über den Brief Judä sind mir nicht zu Gesicht gekommen.

Funfzehnte Vorlesung.

Valentin Weigel (Esaias Stiefel. Ezechiel Meth. Robert Fludd) und Jacob Böhm.

Wir haben uns in der vorigen Stunde mit dem Wesen der Mystik und des Mysticismus beschäftigt. Wir haben gesehn, wie die Neigung, das Geheimnißvolle zu ergründen, tief in der Natur des Menschen wurzelt und wie diese Neigung durch wissenschaftliche Methode nothwendig beschränkt werden muß, wenn nicht eine ungemessene Phantasterei an die Stelle besonnener Forschung treten soll. Wir haben aber auch anerkannt, wie bei allen Fortschritten der Wissenschaft doch auch noch viel Dunkles übrig bleibe, das der der Wissenschaft voraneilenden Ahnung einen weiten Spielraum läßt, und daß wenigstens im Gebiete der Dichtung die Phantasie ein Recht haben müsse, auch diese geheimnißvollen Saiten anzuschlagen, vorausgesetzt daß die Verwirrung von Dichtung und Wahrheit möglichst vermieden werde. Besonders aber suchte ich darzuthun, daß das religiöse Leben des Menschen Beziehungen in sich fasse, die sich schwerlich in bloßen Verstandesbegriffen darstellen lassen, und daß somit das religiöse Gefühl sich eine eigne Sprache schaffe, die nur dem Religiösen selbst verständlich ist. Wir haben darum auch derjenigen religiösen Richtung ihr volles Recht widerfahren lassen, die überwiegend nach der Seite des Gefühls hinneigt, so lange sie nur einer klaren Verständigung über diese Gefühle sich nicht entzieht, so lange sie nicht in förmliche Einseitigkeit ausartet. Wir haben sodann diese Einseitigkeit selbst näher beleuchtet, und gezeigt, wie der Mysticismus auf zwei Abwege gerathen kann, wovon der eine mehr in der Verwirrung der menschlichen Erkenntnißkräfte, der andere mehr in der Ueberspannung und Ueberreizung des Gefühls besteht, und haben die Gefahr angedeutet, welche damit für das wahre religiöse und christliche Leben verbunden ist. Endlich sind wir dann zur

Geschichte des Mysticismus übergegangen und haben uns zuletzt mit dem System eines Mannes beschäftigt, der in dem kühnen Streben, der Natur ihre Geheimnisse abzulocken, auf mancherlei sonderbare Behauptungen geführt wurde, dabei aber auch wohl einzelne Blicke in das Wesen des Geistes that, die gegenüber einer verdorrten und verschrumpften Begriffstheologie immer noch von einigem Leben zeugten. Paracelsus gehört indessen weder der Geschichte des Protestantismus noch der des Katholicismus, sondern vielmehr der Geschichte der Mystik überhaupt an, indem das Confessionelle keinen Einfluß auf sein System übte. Auch war er weniger Theosoph, als Naturphilosoph, da bei ihm das Religiöse mehr nur im Dienst des Natürlichen stand, während bei seinen Nachfolgern eher umgekehrt die natürliche Seite des Systems mehr der Theologie dienen mußte.

Valentin Weigel und Jacob Böhm — sind die beiden Männer, an denen wir jetzt den Mysticismus der evangelischen Kirche oder die Theosophie genauer kennen lernen sollen.

Valentin Weigel, geb. 1533 zu Hayn im Meißnischen, bekleidete seit 1567 die Pfarrstelle zu Tschopau, in derselben Gegend, und starb eben daselbst nach einer Wirksamkeit von 21 Jahren im Jahr 1588. Während seines Lebens gab Weigel keinen Anstoß mit seinen Lehren; er genoß vielmehr das Lob eines frommen, andächtigen Predigers *). Seine Vorliebe zur Mystik hatte er bloß dadurch kundgegeben, daß er das auch von Luthern hochgeschätzte Büchlein von der deutschen Theologie mit einer Vorrede herausgab. Nicht ohne inneres Widerstreben hatte er auch die Concordienformel nnterschrieben **); er schien aber wenig Werth auf die gelehrte Behandlung der Theologie zu legen, wie sie damals betrieben wurde. Ihn reute die Mühe, die Arbeit und das Geld, welche auf die vielen theologischen Werke verwandt würden, und meinte, es möge einer über diesem Studium fast krank und unsinnig werden und graue Haare drüber bekommen, ohne dadurch näher zu Christo geführt zu werden. — Nach seinem Tode gerieth

*) Vgl. über ihn Walchs Einl. in die Religionsstreitigkeiten der evangelisch-lutherischen Kirche. Bd. IV. S. 1028. ff. und Planck, Geschichte der prot. Theol. S. 72. ff.
**) Walch S. 1027.

ein Cantor von Tschopau auf den Gedanken, den schriftlichen Nachlaß Weigels durch den Druck herauszugeben. Die Schriften erschienen zu Magdeburg (oder Halle) unter dem erdichteten Namen Neustadt. Unter ihnen haben die Kirch- und Hauspostille und eine andere Schrift mit dem Titel: „Der güldene Griff, d. i. Anleitung, alle Dinge ohne Irrthum zu erkennen," das meiste Ansehn erlangt. —

Weigel stimmte darin mit Schwenkfeld zusammen, daß er neben der Bibel, welche die protestantische Kirche als die einzige Richtschnur des Glaubens aufstellte, zugleich ein inneres Licht annahm, ohne welches das Verständniß der Bibel uns dunkel bleibe, eine Behauptung, die selbst Luther hie und da geäußert hatte, und welche später von den Quäkern einseitig herausgehoben wurde. Bei dem überwiegenden Hange zur Buchstäblichkeit, wie wir ihn bei den Orthodoxen der damaligen Zeit gefunden haben, darf es uns nicht wundern, wenn sich auch solche Stimmen erhoben, die dieser Aeußerlichkeit gegenüber das Innere, wenn auch mit Vernachläßigung des Aeußern, heraushoben. Die Behauptung, daß die wahre Erleuchtung in religiösen Dingen nicht nur von dem richtigen grammatischen und logischen Verständniß der Bibel abhange, sondern daß ein dem Göttlichen verwandter Geist in uns das Göttliche, das von außen an uns kommt, sich aneignen, und gleichsam in Saft und Blut verwandeln müsse, ist an und für sich eine so vernünftige und dem ächten Geiste der Religion so vollkommen angemessene Behauptung, daß die Verkennung derselben, die leider! zu allen Zeiten geherrscht hat, nur zu bedauern ist; denn die Bibel selbst versichert uns ja, daß der Buchstabe tödte, der Geist aber lebendig mache; Christus selbst sagt, „meine Worte sind Geist und Leben," und weist uns überall an die innere Erfahrung, an die Stimme des Gewissens, ob er gleich auch sagt, „forsche in der Schrift." In der ganzen katholischen Kirche hatte sich auch von Anbeginn an der Glaube erhalten, daß der Geist Gottes, der aus der Schrift redet, auch fortwährend in der Kirche thätig sei, daß er noch immer in die Wahrheit leite, und diese Behauptung war an sich so vollkommen richtig, daß die angesehensten Kirchenlehrer ihr beitraten. Erst als die katholische Kirche angefangen hatte, willkürliche Menschen-

satzung neben die Schrift zu stellen und auch das für Aussprüche des göttlichen Geistes auszugeben, was sogar gegen die Aussprüche der heiligen Schrift war und dem Geiste des Christenthums widersprach, war es nöthig, auf die frühesten geschriebnen Urkunden des Christenthums, auf die ältesten Zeugnisse des Geistes zurückzugehn, und diese allein festzuhalten, der verderbten Ueberlieferung gegenüber. Das thaten denn die Reformatoren. Statt nun aber aus dieser wieder neu eröffneten Quelle des geschriebenen Wortes Gottes den frischen Geist des Lebens zu schöpfen und das daraus Geschöpfte selbst wieder geistig und lebendig zu verarbeiten, wie es die Reformatoren selbst thaten oder wenigstens versuchten, klammerte sich der spätere Protestantismus mit einer falschen Aengstlichkeit an den Buchstaben der Schrift an, und behandelte die Bibel ungefähr wie ein menschliches Gesetzbuch, wo man bald vornen, bald hinten aufschlägt, um den Willen des Gesetzgebers zu erfahren, ohne daß dieser Wille in seiner Zusammenstimmung mit den innersten Bedürfnissen unsers Geistes gefaßt wurde. Die aufs Aeußerste getriebene Ansicht von dem Verderben des Menschen und seiner natürlichen Unfähigkeit, das Gute zu erkennen, die Annahme, daß seine Vernunft in Beziehung auf die Lehre des Heils eine stockblinde sei, mochte zum Theil ohne es zu wollen, diese rein äußerliche Verfahrungsweise begünstigen. Um so weniger haben wir uns aber dann zu wundern, wenn nun einzelne — und das waren gewiß die geistigern Menschen — wieder in den eigenen Busen griffen und auf die Stimme lauschten, die auch von da und nicht bloß von der Blattseite des geschriebenen Buches aus an uns ergeht, und in den fleischernen Tafeln des Herzens, von denen der Apostel redet, eben sowohl zu lesen sich bemühten, als in den ehernen Tafeln des Gesetzes oder gar auf den papierenen der kirchlichen Bekenntnißschriften. Freilich war aber auch bei diesem Forschen nach dem innern Worte Gottes eine nicht geringe Gefahr vorhanden, von der richtigen Spur der gesunden Gotteserkenntniß sich zu verlieren und auf gefährliche Abwege zu gerathen. „Traut nicht, hieß es auch hier, einem jeglichen Geiste, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott seien?" — Und an was sollte man die Geister prüfen? Woran sollte man erkennen, ob die Stimme in uns wirklich eine Stimme Gottes, oder ob sie nicht

vielmehr die Stimme des Eigenwillens, der fleischlichen Weisheit sei? — Hier trat nun wieder das äußere, das geschriebene Wort des Evangeliums in seine heiligen Rechte ein, und so sehr die irrten, welche glaubten, man könne ohne Rücksicht auf die innere Stimme des Herzens, aus den heiligen Büchern eine schon äußerlich fertig gemachte Wahrheit schöpfen, eben so sehr hatten die recht, welche behaupteten, man müsse auch das innerlich Erfahrene und Gegebene an dem geschriebenen Worte Gottes messen und prüfen *). Mochte auch wieder das Verständniß dieses geschriebenen Wortes selbst mehr oder weniger von der innern Verfassung und Stimmung des Gemüthes abhangen, so ließ sich doch ohne absichtliche Selbsttäuschung das klar Ausgesprochene nicht hinwegdeuten, und eine Verständigung war bis auf einen gewissen Grad für jeden möglich, der sich wollte zurechtweisen lassen. In der Schrift war also die heilige Schranke gegeben für alle sich selbst überlassene Schwärmerei des Gedankens. Aber eben diese Schranke wurde von den Mystikern häufig übersprungen. Sie begnügten sich nicht damit, das innere Wort neben das äußere zu stellen, es gleichsam nur als den tiefern Wiederhall dessen zu betrachten, was in der äußern Offenbarung laut und vernehmlich uns verkündet wird; sondern sie stellten es nicht selten über die Schrift und setzten sich über die Aussprüche derselben in hochmüthigem Selbstvertrauen hinweg.

Ob und in wie weit nun dieß auch Weigel gethan habe, kann ich in Ermanglung der nöthigen Quellen, nicht vollständig beurtheilen **). Doch wenn wir einige seiner Aeußerungen darüber vernehmen, so scheinen diese hauptsächlich gegen die falsche äußere Buchstäblichkeit gerichtet; und wenn sie auch an den eben bezeichneten Irrthum streifen, so müssen wir nur bedenken, daß der Irrthum jener auf ihre Rechtgläubigkeit pochenden Buchstabenmenschen nicht geringer war. So sagt Weigel unter anderm ***):

*) Richtiger wird die heilige Schrift, insofern sie geschriebenes Wort ist, als die Norm des Glaubens (regula, κάνων), denn als die Quelle desselben bezeichnet; obwohl sie es auch mit ist.

**) Es stand mir bloß die Postille zu Gebot; den güldnen Griff konnte ich nicht auftreiben und mußte mich auf die Mittheilungen daraus beschränken, welche Walch a. a. O. giebt.

***) Postille Th. II. S. 61. 62. und Walch 1044.

„Das ist gewiß, wir müssen vom heiligen Geist, von der Salbung in uns gelehret werden; sonst ist alles umsonst, was man auswendig lehret oder schreibet. Wir müssen alle von Gott gelehrt werden; von innen muß herausquellen die Erkenntniß in dem Gegenwurf, und nicht vom Buch hineingetragen werden; denn dasselbe hält nicht Stich." — Auch schien die Lehre Weigels darauf hinauszukommen, nicht darum sei etwas wahr, weil es in der Bibel stehe oder weil es ein Apostel gesagt habe, sondern darum stehe es in der Bibel, und darum werde es von dem Apostel gelehrt, weil es wahr und göttlich sei. — „Es ist nicht genug, sagt er *), sprechen, dieser ist ein solcher Mann gewesen; er hat den heiligen Geist gehabt, er kann nicht irren... Was ist Kephas? Wer ist Paulus? spricht der Apostel. Wer ist dieser oder jener? Menschen sind sie. Gott, Gott, Gott ist es allein, der den Glauben wirket und Urtheil giebt zu prüfen alle Geister und Schriften." — Hiemit unterwirft Weigel allerdings die heilige Schrift dem Urtheil Gottes in uns, d. i. dem innern Worte, der innern Stimme. Ob er aber damit gemeint habe, auch das Einzelne der Schrift müsse den Aussprüchen des innern Wortes unterworfen und darnach erst geprüft oder gedeutet werden, oder ob er bloß meinte, unser Inneres müsse uns allerdings Zeugniß geben von der Göttlichkeit der Schrift im Allgemeinen, vermag ich nicht zu entscheiden. Im letztern Fall müßten wir ihm Recht geben; denn wenn wir nicht irgendwie oder irgendwo einen innern Prüfstein in uns trügen, an dem wir die Wahrheit einer Offenbarung erkennen, so könnte man uns ja eben so gut jedes andere Buch als die Bibel aufdringen. Aber nach andern Aeußerungen zu urtheilen, scheint Weigel noch weiter gegangen zu sein und z. B. die Bücher der heiligen Schrift am meisten geschätzt zu haben, die seiner mystischen Richtung am meisten zusagten; so nannte er die Offenbarung Johannis, welche grade Luther minder hochgestellt hatte, „das allervornehmste Buch und den Kern der ganzen heiligen Schrift **)." So mag also Weigel allerdings die bloße subjective Stimmung mit dem Worte Gottes in uns

*) Im güldnen Griff. C. 19. (nach Walch).
**) Nach Walch S. 1045.

verwechselt haben, grade wie andere den handgreiflichen (positiven) Buchstaben mit dem Worte Gottes außer uns verwechselten.

Wie die Mystiker in der Lehre von der Schrift sich der Aeußerlichkeit derer entgegensetzten, welche die Offenbarungen Gottes sosehr in den Buchstaben der Bibel einschlossen und ihn auch damit abschlossen, daß sie jede weitere Erleuchtung des Menschen auf innerlichem und geistigen Wege für Schwärmerei hielten, so setzten sich auch die Mystiker jener äußerlichen Ansicht von der Schöpfung entgegen, wonach Gott zwar einmal Himmel und Erde geschaffen hat, nun aber mit der Welt in keine lebendige Berührung mehr tritt, sondern sie gleichsam, wie der Künstler die von ihm gefertigte Maschine, ihrem Schicksal überläßt. Wie schon Paracelsus annahm, daß Gott selbst durch die Kraft in den Dingen wirke und so der zeitlichen Schöpfung eine ewige Schöpfung entgegensetzte, so lehrte auch Weigel Aehnliches; wobei er sich freilich wie dieser auf eine Weise ausdrückte, die leicht den Begriff der Schöpfung ganz aufhob und die Welt Gott gleichstellte. Eine solche pantheistische Aeußerung Weigels ist folgende *): „Was Gott schaffet, das ist er selber; und Gott schaffet nichts, denn das er selber ist; so macht er auch nichts anders, denn das er selber ist, das ist alle Dinge; denn er ist alle Dinge." — So war auch seine Vorstellung von der Beschaffenheit des Menschen der des Paracelsus ähnlich. Auch er ließ, wie P., den Menschen aus drei Theilen, aus Leib, Seele und Geist bestehn; der Leib ist von den Elementen, die Seele aus dem Gestirn, (entsprechend dem siderischen Leib des P.) der Geist aber aus Gott selbst. — Aehnlich mit Schwenkfeld nahm er auch einen göttlichen Leib Christi an, den er neben seinem eigentlichen irdischen Leib besessen habe, und andres der Art mehr. —

So wenig als die Mystiker mit dem äußerlichen Begriff der Offenbarung und der Schöpfung sich begnügten, so wenig mit dem äußerlichen, bloß historischen Begriff der Erlösung. Sie meinten, daß das, was einmal äußerlich durch Christum geschehen sei, nun sich auch innerlich in jedem Menschen wiederholen müsse, und gaben den biblischen Redeweisen von einem Sterben mit Christo und einem

*) Oeffent. Bekennt. c. 18. bei Walch 1049. u. tabern. Mos. ebend.

Auferstehen mit ihm einen viel buchstäblichern Sinn, als die sonst buchstäblichen Orthodoxen. So sagt Weigel *): „Christi Tod und Auferstehung hilft keinem nicht von außen an; ein jedes muß es in ihnen haben; denn zu gleichem Tod sind wir mit Christo getauft und durch die Taufe mit ihm begraben. — Ein trefflicher Irrsal ist es bei den falschen Christen, daß sie einen andern lassen das Gesetz thun, leiden und sterben, und sie wollen ohne Buße sich behelfen mit der bloß (von außen) zugerechneten Gerechtigkeit **). Nein, in der Wahrheit, es hilft nichts von außen an; spring hoch oder nieder, das Leben Christi in dir muß es thun, der in dir wohnende Christus, nicht der, der außer dir bleibt." Das bloße sich Verlassen auf Christi Verdienst ohne eigene Anstrengung nennt er „ein Zechen auf seine Kreiden ***)."

Auch rücksichtlich der Gnadenmittel konnte sich Weigel nicht mit den gewöhnlichen Vorstellungen vom Gebet, dem Genuß der Sacramente u. s. w. begnügen. Das äußerlich gesprochene Gebet war ihm nur eine Stütze der Schwachen; das rechte Gebet bestand ihm im gänzlichen Versenken der Seele in Gott. Er nimmt hier drei Stufen von Betern an: „Die Anfangenden" sagt er †), „bitten mit dem Munde, auch etlichermaßen mit dem Herzen, welche oft nicht wissen, was sie beten; als etliche Kranke bitten um Gesundheit, etliche Arme bitten um Reichthum, und wissen nicht, daß sie oftmals die Verdammniß bitten: solche Anbeter fallen oftmals in große Sünde und verhindern ihr Gebet selber. — Die Zunehmenden im Glauben (die zweite Stufe) bitten mit Herz und Mund zugleich, gebens Gott anheim; wie er's gebe und mache, soll es ihnen lieb sein, sie beten um Geduld in Armuth, Krankheit, im Elend und hüten sich vor Sünden, so viel sie mögen. — Die Vollkommenen (und dieß ist die Stufe, welche Weigel selbst erreicht zu haben glaubte) bedürfen keines Mundgebetes, sie beten im Geiste und in der Wahrheit; da ist eine ganze Ergebung und Aufopferung ihrer selbst, in ge-

*) Postille Th. III. S. 15. 16. bei Walch 1054.

**) Wörtlich: mit der imputativa justitia. Auch in den folgenden Anführungen geben wir (unbeschadet der Treue) die eingemengten lateinischen Brocken deutsch wieder.

***) Postile S. 235.

†) Siehe Kirch- oder Hauspostile S. 67.

lassener Gelassenheit; ihr Geist wird ganz gesenket in die Gottheit, und in einem Augenblick bekommen sie Erleuchtung von Gott; denn sie beten nicht um ein Stück Brot oder um ein Paar Stiefeln oder um ein Hemde, sondern sie suchen allein das ewige Gut, und das andere wird ihnen zugeworfen." — Diese Vollkommenheit hat freilich etwas Schönes, aber auch ihr Gefährliches. Wer kann sagen, er bedürfe des Mundgebetes nie und in keiner Lage? und wer bedürfte nicht auch der Bitte um das tägliche Brot? Hier gehen die Forderungen der Mystik über die des Evangeliums hinaus, indem sie das Unmögliche, Unnatürliche verlangen. Den Gebrauch der Sacramente verwarf Weigel nicht geradezu, wie andere Mystiker thaten. Daß ihm aber die bloße Wassertaufe und die äußere Communion nicht genügen konnte, sondern daß er nur die als wahre Christen erkannte, welche vermöge der Geistestaufe wiedergeboren sind und welche Christi Leib und Blut geistig in sich aufnehmen, ja daß er namentlich mit andern Mystikern die Liebe über alles hochstellte, durch die wir alle Gebote erfüllen können, wird man ihm schwerlich, als Schwärmerei anrechnen wollen. In solchen Hinweisungen auf das Innere lag gerade das heilsame Gegengewicht, welches die Mystik gegen die äußere Scholastik der todten Begriffstheologie bildete, und so muß man auch das Hinüberschwanken auf die entgegengesetzte Seite den damaligen Mystikern zu gut halten. —

Freilich konnte dann auch das Mißverständniß und die Uebertreibung nicht immer ausbleiben. Die Sprache der Mystiker glich einer Flamme, die sich schwer bezähmen und bewachen läßt, und die leicht weiter um sich griff, als zur Erwärmung der Gefühle nöthig war. An die Stelle der letztern trat bei vielen Erhitzung der Phantasie, und die Fieberglut des entzündeten Gehirns mußte die reinere Glut des Herzens ersetzen. So wurde ein Leser der Weigelschen Schriften, ein gewisser Esaias Stiefel von Langensalz, der mehrere Traktätchen verfaßte, beschuldigt, sich selbst für den Herrn Christum ausgegeben zu haben, was ihm eine harte Gefangenschaft zuzog*). Andere Schwärmer, wie Ezechiel Meth verfielen auf ähnliche Behauptungen, wie sie schon bei den Wie-

*) Vgl. Walch S. 1065. und Planck S. 85.

derkäufern zur Zeit der Reformation im Schwange waren. Auch über Deutschland hinaus verbreitete sich der Hang zur Mystik, und in England trat unter verschiedenen Formen Robert Fludd in die Fußtapfen des Paracelsus. Noch mehr Aufsehen aber, als Valentin Weigel und sein ganzer Anhang machte in Deutschland der berühmte Mystiker und Theosoph Jacob Böhm. Dieser merkwürdige Mann ist geboren 1575 zu Altseidenburg, einem Marktflecken in der Oberlausitz *). Seine Aeltern waren arme Bauersleute, denen der Knabe in ihren Geschäften an die Hand ging, indem er das Vieh hütete. Schon hier war die Phantasie des sich selbst überlassenen Knaben thätig und ließ ihn in wunderlichen Gesichten Dinge schauen, die seine Anhänger später nicht unterließen als Beweise seiner göttlichen Berufung geltend zu machen, während seine Feinde sie eben so entschieden für absichtlich erlogene Mährchen erklärten. Wir werden am Besten thun, ihre äußere Wahrheit auf sich beruhen zu lassen.

Mit einem dürftigen Lese- und Schreibunterricht versehen, trat der junge Böhm in Görlitz bei einem Schuster in die Lehre. Auch hier hatte er einst eine Vision. Als er sich nämlich allein in der Bude des Schusters befand, kam ein fremder Mann, der ein Paar Schuhe kaufen wollte. Der Lehrling, der in der Abwesenheit des Meisters nicht gern etwas verkaufte, suchte sich dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, daß er für die Schuhe einen übermäßigen Preis forderte, in der Hoffnung, der Käufer werde sich zurückziehen. Dieser zahlte aber ohne Weitres die verlangte Summe und nahm die Schuhe mit sich. Kaum war er zum Laden hinaus, als Böhm die Worte hörte: Jacob! komm' heraus! — Jacob gehorchte, wiewohl mit erschrockenem Herzen. Da sah er denselben Herrn, der die Schuhe gekauft hatte, mit funkelnden Augen vor sich stehen, und dieser sagte: „Jacob; Jacob, du bist klein; aber du wirst groß und ein ganz andrer Mann werden, so daß die

*) Vgl. über ihn (außer Walch und Planck) Adelung, Geschichte der menschlichen Narrheit im 2. Band. Franz Horn, Geschichte der Beredtsamkeit I. S. 236 ff. Menzel, Geschichte der Deutschen Bd. VI. Wullen, Jacob Böhms Leben und Lehre Stuttg. 836. und auch besonders den Artikel von Rätze in der Hall. Encyklopädie unter: Böhm. Für die Lehre, außer Wullen, Umbreit, Jacob Böhme Heidelb. 835. und Baurs christl. Gnosis S. 557 ff.

Welt sich über dir verwundern wird. Sei also fromm, fürchte Gott und ehre sein Wort. Besonders lies gern in der heiligen Schrift, worin du Trost und Unterweisung finden wirst; denn du wirst viel Noth, Armuth und Verfolgung leiden müssen. Aber sei getrost und bleibe beständig; denn du bist Gott lieb, und er ist dir gnädig."

Böhm führte hinfort eine eingezogene Lebensweise und ward von seinen Mitgesellen nicht selten wegen seiner Frömmigkeit verspottet. Nach überstandner Lehrzeit begab er sich auf die Wanderschaft, erwarb sich dann 1594 in Görlitz das Meisterrecht und heirathete die Tochter eines dortigen Fleischhauers. Aber schon auf seiner Wanderschaft hatte Böhm fortwährend den religiösen und philosophischen Ideen nachgehangen, wie sie durch Paracelsus, Weigel u. a. hie und da verbreitet waren, in seiner eigenthümlichen Geistesstimmung aber eine tiefere Nahrung fanden. Schon hier war er einst, wie er sich ausdrückt, „durch den Zug des Vaters in dem Sohne dem Geiste nach in den heiligen Sabbath und Ruhetag der Seele versetzt worden, worin er sieben Tage lang in höchster göttlicher Beschaulichkeit verweilte." Auch als Schustermeister setzte er dieses beschauliche Leben fort, und auch die Visionen stellten sich von Zeit zu Zeit wieder ein. Eine der merkwürdigsten war die, welche er im Jahr 1600 im 25. Jahre seines Alters hatte, wo er durch den Anblick eines zinnernen Gefäßes „als eines lieblichen jovialischen Scheines," von einem Strahl des höhern Lebens sich ergriffen und in „das Centrum der geheimen Natur sich hineinversetzt" glaubte. Man muß sich dabei erinnern, daß die Natur der Metalle in dem System der Mystiker eine wichtige Rolle spielte, um zu begreifen, wie der Anblick eines zinnernen Gefäßes, das uns alle sehr kalt lassen würde, eine solche Wirkung auf Böhms Einbildungskraft hervorbringen konnte. Zu diesen Visionen kam der Umgang mit einigen Aerzten, welche gleichfalls den geheimen Wissenschaften ergeben waren und durch ihre gelehrtere paracelsische Sprache auf Böhms Ausdrucksweise einigen Einfluß übten. Genug, Böhm fühlte sich ums Jahr 1610 angeregt, als Schriftsteller auf diesem Gebiete aufzutreten. Das erste Werk, das er ans Licht treten ließ, führte den Titel: „Morgenröthe im Aufgang, das ist die Wurzel oder Mutter der Philosophiae,

Atrologiae und Theologiae aus rechtem Grunde, oder Beschreibung der Natur, wie alles gewesen und im Anfang worden ist, wie die Natur und Elementa creatürlich worden sind, auch von beiden Qualitäten, bösen und guten; woher alle Ding seinen Ursprung hat, und wie es jetzt stehet und wirket, und wie es am Ende der Zeit werden wird, auch wie Gottes und der Höllen Reich beschaffen ist, und wie die Menschen in jedes creatürlich wirken; alles aus rechtem Grunde und Erkenntniß des Geistes im Wallen Gottes mit Fleiß gestellet durch Jacob Böhmen in Görlitz im Jahr Christi 1612, seines Alters 37 Jahr, Dienstag im Pfingsten."

Anfänglich war es Böhms Absicht nicht, die Schrift drucken zu lassen, sondern ein ihm befreundeter Adliger (Karl von Enderen), dem er sie mittheilte, ließ sie durch Abschriften vervielfältigen, und von diesen Abschriften fiel eine dem Pastor Primarius von Görlitz, Gregorius Richter in die Hände. Dieser war ein strenger lutherischer Orthodox, ein arger und gewaltiger Poltrer. Daß ein ungelehrter Schuster es wage, von seinem Leisten weg in die Theologie zu pfuschen, erschien dem gelehrten Manne als ein gräulicher Eingriff in die gelehrte Zunftgerechtigkeit. Er unterließ nicht, seinen Eifer dagegen auf der Kanzel laut werden zu lassen, ja er bedrohte Görlitz mit dem Schicksal von Sodom und Gomorrha, wenn es einen solchen Irrlehrer länger in seinen Mauern dulde. Der Magistrat, der sich sofort in die Sache mischte, forderte Böhm die Handschrift seines Werkes ab, verwahrte sie unter Schloß und Riegel auf dem Rathhause und untersagte ihm das Bücherschreiben, dem Pastor aber das Poltern auf der Kanzel. Beide gehorchten jedoch nur für einige Zeit. Böhm nahm sich zwar ernstlich vor, nichts mehr zu schreiben; aber diesen Entschluß seines „äußern Menschen," mußte er, wie er sich selbst ausdrückt, an seinen „innern Menschen" gefangen geben. Auch munterten ihn viele bedeutende Personen, namentlich mehrere Adlige auf, sein Talent nicht zu vergraben, und als das lässig betriebene Schusterhandwerk endlich aufgegeben werden mußte, unterstützten ihn diese vornehmen Gönner hinlänglich genug, als daß er nicht von nun an seinem Schriftstellerberuf mit ungestörter Muße hätte nachleben können. So folgten seit dem Jahre 1619 seiner Morgenröthe im Aufgang noch mehrere andere Schriften, unter denen

sein „Weg zu Christo" eine der berühmtesten ist. Aber um so grimmiger brach nun auch der Zorn des Primarius Gregorius Richter wider ihn aus. Eine Privatangelegenheit half diesen Zorn erhöhen, und dient zugleich dazu, uns einen Beweis von der niedrigen Gesinnung dieses Zeloten und von dem sittlichen Zustande der Zeit überhaupt zu geben. Ein junger Bäcker, ein Verwandter Böhms, hatte kurz vor Weihnachten von dem Prediger einen Thaler entlehnt. Diese Schuld hatte er nach dem Feste wieder abgetragen und aus Dankbarkeit einen „Striezel" (Butterwecken) als Geschenk beigefügt, in der Meinung, daß ihm der Pastor die Zinsen erlassen werde. Aber der Pastor verlangte zu dem Striezel auch noch die Zinsen, die der Thaler in vierzehn Tagen getragen hatte, und dräuete dem armen Schuldner mit dem göttlichen Fluche, wenn er dieselben nicht erlege. Böhm wollte sich des unglücklichen Verwandten, der an seiner Seligkeit zu zweifeln anfing, annehmen und machte dem Prediger deßhalb einen Besuch, um ihn zur Nachsicht zu bewegen. Dieser aber war so ungehalten auf Böhm, daß er in lautes Toben und Schelten ausbrach, und den Pantoffel auf ihn schleuderte. Böhm in aller Gelassenheit hob den Pantoffel auf, stellte ihn zu des ergrimmten Mannes Füßen, und verabschiedete sich mit den Worten: „Herr, zürnet nicht, ich thue euch kein Leid, seid Gott befohlen." Aber die feurigen Kohlen, welche Böhm durch dieses Benehmen auf des Pastors Haupt sammelte, erglühten statt in Schaam nur in erhöhtem Zorn und schlugen vollends in Flammen aus, als Richter den Sonntag drauf wieder die Kanzel bestieg. Da nannte er Böhmen öffentlich einen Aufrührer, einen unruhigen, leichtfertigen Mann und Ketzer, einen Tumultuanten und Resistenten des heiligen Predigtamts u. s. w. und forderte den Magistrat und die Bürgerschaft von Görlitz auf, das Rachschwert wider ihn zu ergreifen, damit Gott nicht Ursache habe, „in seinem Zorn die Stadt versinken zu lassen, gleichwie geschehen den Aufrührern, die dem Moses widerstanden." Böhm stand während der ganzen Predigt an einen Pfeiler gelehnt der Kanzel gegenüber. Nach vollendetem Gottesdienst, als das Volk sich verlaufen hatte, trat er noch in der Kirche zu dem Prediger, der mit dem Capellan gegenwärtig war, und bat ihn bescheiden, ihm seine Missethaten zu nennen, damit er sich bessern könne.

Der Prediger aber antwortete ihm: „Hebe dich weg von mir, Satan! trolle dich in den Abgrund der Höllen mit deiner Unruhe! kannst du mich nicht zufrieden lassen? mußt du mich hier beschimpfen und molestiren? siehst du nicht, daß ich ein Geistlicher bin und in meinem Amt gehe?" Böhm erwiderte, er bitte ja nur, ihm zu sagen, was er ihm zu leide gethan, und bat den Capellan, ihm bitten zu helfen. Aber der Primarius rief seinem Bedienten zu, er solle die Stadtknechte holen, um den Bittenden in den Thurm zu werfen; doch suchte dieß der Capellan zu verhindern. Böhm ging schweigend nach Hause. Aber des andern Tages versammelte sich der Magistrat, um über den Vorfall zu richten. Böhm sowohl, als der Pastor wurden vorgeladen. Der erstere erschien als ein gehorsamer Bürger, betheuerte aber, nicht zu wissen, womit er den Prediger beleidigt hätte. Der stolze Primarius aber, von dem Böhm nachwärts sagte, „er habe unter dem Purpurmantel Christi des Satans Hammer getragen*)," gerieth über die Einladung in gewaltigen Zorn. „Er habe, ließ er den Rathsherrn sagen, auf ihrem Gerichts- und Rathhause nichts zu thun; was er zu sagen habe, das sage er an Gottes Statt von der Kanzel, da sei sein Rathstuhl und Professionbank; was er da gesagt habe, dem sollen sie nachkommen und den leichtfertigen, losen, verwegenen Ketzer der Stadt verweisen, auf daß er nicht mehr dem heiligen Predigtamt widerstehe und die Strafe Korach, Dathan und Abiram über die ganze Stadt bringe." Diese Antwort erschreckte die Rathsherrn dergestalt, daß sie aus Furcht vor der „Vehemenz" ihres Predigers auf der Kanzel, seinem Begehren willfahrteten und den armen Schuster durch die Gerichtsdiener aus der Stadt bringen ließen. Nur wenige Mitglieder des Raths widersetzten sich der heillosen Menschenfurcht und verließen unwillig die Versammlung. Böhm gehorchte ohne Widerrede auch dem ungerechten Beschluß seiner Obrigkeit. Er bat nur, noch einmal in sein Haus gehen zu dürfen und die Seinigen mitzunehmen, oder wenn dieß nicht sein könne, sie wenigstens zu trösten. Aber auch diese Bitte wurde ihm abgeschlagen. Er habe gehört, hieß es, daß er stracks vom Rathhause mit Schimpf und Spott zur

*) Wullen S. 31.

Stadt hinaus geleitet werden sollte. Dieß geschah auch wirklich. Doch bald besann sich der Rath eines Bessern, und der Verbannte konnte vor Ablauf von 24 Stunden wieder mit Ehren in die Stadt zurückkehren*). Auch jetzt noch hatte Böhm manche Anfechtungen zu erdulden. Auf den Ruf einiger Freunde hatte er sich nach Dresden begeben, aber auch dahin verfolgte ihn die Rache des Gregorius Richter. Er bewirkte, daß Böhm vor das dortige Consistorium beschieden wurde. Eine Prüfungsbehörde von Theologen und Mathematikern wurde niedergesetzt, unter welcher sich auch der durch seine Orthodoxie berühmte Hoe von Hoheneck befand. Die versammelten Geistlichen behandelten jedoch den seltsamen Mann mit weit mehr Achtung und Schonung, als der görlitzer Priester. Der berühmte Dogmatiker Johann Gerhard erklärte, „er wolle die ganze Welt nicht nehmen und den Mann verdammen helfen," worauf ein andrer eben so gelehrter Mann (Dr. Meisner) erwiderte, „Ich auch nicht, Herr Bruder! wer weiß, was darhinter steckt? Wie können wir urtheilen, was wir nicht begriffen haben, noch begreifen können, ob es recht, schwarz oder weiß sei. Gott bekehre den Mann, so er irret, und erhalte uns bei seiner göttlichen Wahrheit, er gebe uns dieselbe je länger je besser zu erkennen, auch Sinn und Muth, sie auszusprechen und Vermögen, sie fortzupflanzen." Ein Beweis, daß nicht alle Orthodoxen der damaligen Zeit dieselbe unduldsame Sprache führten, sondern daß grade die Angesehensten und Gelehrtesten unter ihnen noch billiger urtheilten, als der Haufe der Schreier**). Wenige Zeit nachher starb das Haupt der letztern, Gregorius Richter; bald drauf aber auch unser Böhm selbst, der wieder nach Görlitz zurückgekehrt war. Sein Ende war erbaulich. „Nun fahre ich ins Paradies," das waren seine letzte Worte. Aber auch noch in den Tod verfolgte ihn der Eifer einer beschränkten Glaubensdespotie.

*) Adelung sucht die ganze Geschichte von der Verweisung und Zurückberufung Böhms zu bezweifeln, doch nur aus Gründen einer ziemlich subjectiven (innern!) Kritik. —

**) Adelung zweifelt auch an der Richtigkeit dieses von Frankenberg, dem Freunde Böhms, herrührenden Berichts über das Examen. Der Verfasser des Aufsatzes in der Encykl. vermuthet, daß die Sache bei einem Abendessen abgemacht worden sei. Vgl. jedoch Planck, Gesch. der prot. Theol. S. 83., der sich nach einer ruhigen Prüfung der Zeugen in der Hauptsache für das Factum ausspricht.

Weder der neue Primarius Niclaus Thomas, noch der Geistliche, der ihm auf das Sterbebette das heilige Abendmahl gereicht hatte, wollten ihm die Leichenpredigt halten, und als der letztere von dem Rathe dazu gezwungen ward, hob er seine Rede damit an, zu bekennen, daß er lieber einem zu Gefallen zwanzig Meilen weit gegangen wäre, als diese Predigt zu halten. Seine Freunde ließen ihm ein mit mystischen Figuren ausgeziertes Kreuz setzen; dasselbe ward aber vom Pöbel beschmuzt und endlich zerschlagen. Abraham von Frankenberg, einer der Hauptanhänger Böhms, giebt uns von dem merkwürdigen Manne folgende Schilderung: „Seine äußere Leibesgestalt war verfallen und von schlechtem Ansehn, kleiner Statur, niedriger Stirn, erhabenen Schläfen, etwas gekrümmter Nase, grauen und fast himmelbläulich glänzenden Augen, kurzem, dünnen Barte, kleinlautender Stimme, doch aber holdseliger Rede, züchtig in Geberden, bescheiden in Worten, demüthig im Wandel, geduldig im Leiden und sanftmüthig von Herzen." Er starb im November des Jahres 1624.

Seine Schriften erhielten wie die Schriften Weigels, ja noch mehr als diese, einen zahlreichen Anhang von Verehrern; man nannte ihn schlechthin den deutschen Philosophen (Philosophus teutonicus); aber auch an Gegnern fehlte es nie. Bis auf die neuesten Zeiten herab finden wir die Urtheile über ihn sehr getheilt. Als der Eifer der Orthodoxen nachließ, fielen die Männer der Aufklärungsperiode eben so unbarmherzig über ihn her. Aber troz der Verketzerungen von beiden Seiten, hatte Böhm unter Hohen und Niedern, unter Gelehrten und Ungelehrten seinen Anhang. Während hier in einem abgelegenen Bergdorfe eine stille Separatistengemeinde beim nächtlichen Schein der Lampe um das vererbte Familienexemplar der Böhmischen Schriften in aller Andacht sich versammelt, erklärt dort ein begeisterter Jünger der neuern philosophischen Schule vom Katheder her, daß von dem großen Plato bis zu Meister Hegel herab keiner würdig sei, des tieffsinnigen Schusters Schuhriemen zu lösen. Aber nicht Mystiker und Naturphilosophen allein verkündeten eifrig sein Lob. Soll doch auch Lichtenberg, der keins von beiden war, Böhm für den größten deutschen Schriftsteller erklärt haben *) rücksichtlich der

*) Siehe Menzel VI. S. 25.

Kraft und Lebendigkeit seines Stils, wogegen dann freilich wieder ein andrer Gelehrter, der in der deutschen Sprachlehre längere Zeit als Autorität galt, Adelung, dem „Pechritter," wie er ihn verächtlich nennt *), die einzige Ehre anthat, daß er ihm in der Geschichte der menschlichen Narrheit eine der ersten Stellen einräumte.

Indem unsere Aufgabe nicht erheischt, zu zeigen, wie weit Jacob Böhm die Philosophie und die Sprache an sich gefördert, so verzichten wir auch darauf, ihm die Stellung anzuweisen, die er in der Entwicklungsgeschichte dieser Wissenschaften einnimmt. Wir haben bloß seine Bedeutsamkeit für die Geschichte der religiösen Entwicklung des deutschen Volkes, so wie seine Bedeutsamkeit für die Geschichte des Protestantismus überhaupt zu erwägen, und dabei werden wir die möglichste Unparteilichkeit zu beobachten suchen.

Ehe wir noch dem Inhalte der Böhmischen Lehre näher treten, muß sich uns schon das als eine erfreuliche Wahrnehmung herausstellen, daß der Mysticismus der damaligen Zeit bei allen Verirrungen, die ihm anhaften mochten, doch einen hohen Grad von Duldsamkeit erblicken läßt, der Intoleranz der Zeit gegenüber. Mag es auch sein, daß gedrückte Parteien oft nur so lange die Duldsamkeit predigen, bis sie selbst die Unduldsamkeit gegen Andersdenkende ausüben können, so kann ich mir doch nicht wohl denken, daß der Mysticismus, wie er sich in den Schriften eines Weigel und Böhm ausspricht, je unduldsam gegen andere geworden wäre, er hätte sich denn selbst verleugnen müssen. Eben das Bekenntniß, daß die Sache der Religion nichts Aeußerliches sei, daß sie sich somit auch nicht mit äußrer Gewalt erzwingen lasse, mußte jeden Versuch fern halten, durch Gewaltsmittel auf die Ueberzeugung anderer wirken zu wollen. Es giebt freilich außer dieser groben Unduldsamkeit noch eine feinere, eine Unduldsamkeit des Herzens, die zwar nicht zu Feuer und Schwert greift, die aber im Stillen gegen die Andersdenkenden das Urtheil der ewigen Verdammniß ausspricht und ihnen durch ihr ganzes Betragen zu erkennen giebt, daß sie die Irrenden für verloren

---

*) Adelung a. a. O. S. 225.

halte. In einen solchen geistlichen Hochmuth verfielen allerdings manche Mystiker; doch glaube ich, daß Böhm seiner Anlage nach auch davon ferne war, wenn er auch hie und da in seinen Urtheilen über Andere sich zu weit führen ließ. Gesetzt daher auch, er sei in vielen Dingen ein Schwärmer gewesen, so schwärmte er auf seinen Kopf, und diese gutmüthige Schwärmerei ist gar sehr zu unterscheiden von dem ungeistlichen Eifer des Fanatismus, der in Ermanglung der innern Kraft und Befriedigung nach außen wüthet. Auch in dieser praktischen Beziehung bildete der Mysticismus einen wohlthätigen Gegensatz sowohl gegen die päpstliche Kirche der damaligen Zeit, als auch gegen die lutherische und reformirte Orthodoxie, wie wir sie in den frühern Stunden kennen gelernt haben. Es mag Ihnen daher zu einem nicht geringen Vergnügen gereichen, einige Aeußerungen Böhms über die Gewissensfreiheit zu vernehmen, die uns Zeugniß geben von seiner ächt protestantischen Gesinnung in diesem so wichtigen Puncte.

„O ihr blinden Menschen *), lasset ab vom Zanke und vergießet nicht unschuldig Blut, und verwüstet darum nicht Land und Städte nach des Teufels Willen und Gutdünken; sondern ziehet an den Helm des Friedens und gürtet euch mit Liebe gegeneinander und braucht euch der Sanftmuth. Lasset ab von Hoffart und Geize, mißgönne keiner dem andern seine Gestalt, lasset euch das Zornfeuer nicht anzünden, sondern lebet in Sanftmuth, Keuschheit, Freundlichkeit und Reinigkeit: so seid und lebet ihr alle in Gott."

An einem andern Orte **):

„Darum ist es ein Unbilliges, daß die Welt also tobet, schändet und schmähet, so sich die Gaben Gottes in dem Menschen ungleich erzeigen, und nicht alle einerlei Erkenntniß haben. Was kann ihm ein Mensch nehmen, so es nicht in ihm erboren wird, welches doch nicht in menschlicher Wahl stehet, wie er's begehret; sondern wie sein Himmel in ihm ist, also wird auch Gott in ihm offenbar: denn Gott ist nicht ein Gott der Zerstörung in der Geburt, sondern ein Erleuchter und Anzünder, und hat eine jede

*) Von den Principien des göttlichen Wesens Cap. 9. §. 16. vgl. Umbreit über Jacob Böhm. S. 33.
**) Theos. Sendbriefe, siehe Umbreit S. 37.

Creatur ihr eigen Centrum in sich, sie lebe gleich in Gottes Heiligkeit oder in Gottes Zorn; Gott will aber in allen Creaturen offenbar sein *)."

Wieder an einem andern Orte **):

„Wo man zum Schwert, zu Feuer und Verwüstung von Land und Leuten greift, da ist kein Christus, sondern des Vaters Zorn, und der Teufel ist Aufblaser. Denn das Reich Christi lässet sich nicht also finden, sondern in der Kraft, wie das Exempel der Apostel Christi ausweiset, welche nicht Rache lehrten, sondern ließen sich verfolgen und beteten zu Gott; der gab ihnen Zeichen und große Wunder, daß die Völker haufenweis zufielen; also wuchs die Kirche Christi mächtig, daß sie fast die Erde beschattete. Nun, wer ist dann der Verwüster derselben? Siehe, thue die Augen recht auf, es ist am Tage, und muß an Tag kommen, denn Gott will's haben um der Lilien willen; das ist der Gelehrten Hoffart." —

„Spricht auch ***) ein Kraut, Blume, Baum zum andern: „du bist sauer und dunkel, ich mag nicht neben dir stehen?" Haben sie nicht alle eine Mutter, daraus sie wachsen, also auch alle Seelen aus Einer, alle Menschen aus Einem? Warum rühmen wir uns Kinder Gottes, so wir doch unverständiger sind als die Blumen und das Kraut auf dem Felde? Ist's nicht auch also mit uns, daß Gott seine Weisheit in uns offenbaret? Gleichwie er die Tinctur der Verborgenheit in der Erde durch die Erde mit schönen Gewächsen offenbaret, also auch in uns Menschen; wir sollen uns vielmehr darüber erfreuen und uns herzlich lieben, daß Gott seine Weisheit in uns so vielfältig offenbaret. Der aber richtet und verdammet auf dem gottlosen Wege, welcher nur in Hoffart lauft, sich sehen zu lassen, der ist der Treiber zu Babel, ein drehend Rad, das nur Zank aufbläset."

Abermals an einem Orte †);

„Ich habe mit den Kindern Gottes wegen ihrer ungleichen Gabe keinen Zank; ich kann sie in mir alle einigen, ich gehe mit

*) Dieß galt ihm auch von Juden und Heiden, s. Umbreit S. 34.
**) Von den drei Principien Cap. 26. Umbreit S. 41.
***) Siehe Umbreit S. 50. (aus eben der Schrift).
†) Theos. Sendbriefe 12. Bf. §. 43. Umbreit S. 51.

ihnen nur aufs Centrum, so habe ich die Probam aller Dinge. (Merken wir's uns, aufs Centrum, auf den innersten Grund des Menschen sollen wir dringen, wenn es gilt, ihren Glauben zu beurtheilen, aufs Centrum, das ist die Proba aller Dinge!")

Ferner *):

„Träget doch eine Biene aus vielen Blumen Honig zusammen; ob manche Blume gleich besser wäre, als die andere, was fraget die Biene darnach? Sie nimmt, was ihr dienet; sollte sie darum ihren Stachel in die Blumen stechen, so sie des Saftes nicht möchte, wie der verächtliche Mensch thut? Man streitet um die Hülsen, und den edeln Saft, der zum Leben dient, lässet man stehen."

„Liebe Herrn und Brüder **), lasset uns Christo die Ehre geben, und uns untereinander freundlich mit züchtigen Worten und Unterweisung begegnen; thue einer dem andern seine Gaben in brüderlichem Willen dar: denn es sind mancherlei Erkenntniß und Auslegungen; so sie nur aus dem Sinne Christi gehen, so stehen sie alle in einem Grunde."

„Wir sollen uns wegen der ungleichen Gaben nicht verfolgen, sondern vielmehr in der Liebe untereinander erfreuen, daß Gottes Weisheit so unausschöpflich ist, und denken auf das Künftige, wie uns so wohl geschehen soll, wenn alle diese Wissenheit wird aus einer und in einer Seelen offenbar werden, daß wir alle Gottes Gaben erkennen und unsere Freude aneinander haben werden, und sich jeder des Andern Gabe erfreuen wird, wie die schönen Blumen in ihren unterschiedlichen Farben und Tugenden auf der Erden nebeneinander in einer Mutter sich erfreuen."

Diese Stellen, welche sich in der That auf einem damals noch von Ketzerblut getränkten Boden als liebliche Blumen ausnehmen und aus den zornigen Wolken eines verdüsterten theologischen Himmels als freundliche Sterne leuchten, mögen uns wohl einiges Zutrauen geben, der Lehre des Mannes einige Aufmerksamkeit zu schenken; und wenn wir denn auch unter seinen Gaben hie und da etwas finden werden, das uns weniger an-

*) Aus eben diesen Briefen b. Umbreit S. 56.
**) Von der Gnadenwahl Cap. 13. Umbreit S. 59.

spricht, so wollen wir auch hier seine Mahnung nicht vergessen — „auf das Centrum zu dringen."

Daß Jacob Böhm auf das äußere Gerüste der theologischen Gelehrsamkeit wenig Werth legen mußte, weil er eben darin eine Quelle der Intoleranz sah, können wir ihm bei den traurigen Erfahrungen, die er an den Orthodoxen seiner Zeit gemacht hatte, nicht verdenken, wenn er auch bisweilen, wie die meisten, die durch die Kraft des eignen Genie's sich emporgehoben haben, die Bedeutung der Wissenschaft zu tief herabsetzen mochte. Damit hing auch der geringe Werth zusammen, den er überhaupt auf den Buchstaben legte, weßhalb er, ähnlich wie Schwenkfeld, Weigel u. a. Mystiker, gleichfalls das innere Wort über das äußere stellte und sich gelegentlich sehr derb über die ausdrückte, welche meinten, aus Büchern, und wäre es auch aus dem Bibelbuche selbst, die Gottseligkeit erlernen zu können. „Es ist nicht genug," sagt er*), „daß du alle Bücher auswendig lernest, und wann du Jahr und Tag stündest, und läsest alle Schriften und könntest gleich die Bibel auswendig, so bist du damit nichts besser vor Gott, als ein Sauhirte, der diese Zeit die Säue gehütet hat, oder ein armer Gefangener in der Finsterniß, der des Tages Licht dieser Zeit nicht gesehen hat."

An einem andern Orte**) heißt es:

„Ob nun zwar die Vernunft***) nur schreiet: Schrift und Buchstaben her! so ist doch der äußere Buchstabe allein nicht genug zu der Erkenntniß; wiewohl er der Anleiter des Grundes ist; es muß auch der lebendige Buchstabe, welcher Gottes selbstständiges ausgesprochenes Wort und Wesen ist, in der Leiterin des ausgesprochenen Wortes im Menschen selber eröffnet und gelesen werden, in welchem der heilige Geist der Leser und Offenbarer selber ist."

Aehnlich wie Weigel, so unterscheidet auch Böhm überall das historische Christenthum von dem innern; und das erstere hat nur Bedeutung, wenn es im letztern sich wiederholt. „Das

*) Vom dreifachen Leben des Menschen Cap. 7. Umbreit S. 53.
**) Von der Geburt und Bezeichnung aller Wesen. Umbreit S. 66.
***) Unter Vernunft kann Böhm hier nicht das speculative Vermögen verstehen, sondern (wie aus dem Zusammenhang hervorgeht) die todte, mechanische Gelehrsamkeit, den verständigen Positivismus.

Reich Christi," sagt er *), „wuchs nicht allein in der Kraft, sondern meistentheils in der Historien...., und als nun die historische Christenheit neben den rechten Christen wuchs, so stund das Scepter allein bei den Gelehrten, die erhoben sich und machten sich mächtig, und der Einfältige gab ihnen alles recht." — In seinem Eifer gegen dieses bloße historische Aneignen des Christenthums und gegen den Autoritätsglauben läßt er sich dann allerdings zu harten Behauptungen hinreißen, die nicht immer zu der von ihm gepriesenen Duldsamkeit stimmten, und mit dem Ausdruck „Larvenpfaffen, Baalspfaffen," womit er die Diener der sichtbaren Kirche bezeichnete, und wobei er freilich zunächst Männer wie den Hauptpastor Richter im Auge haben mochte, mußte er auch manchen würdigen Mann kränken und seine Wirksamkeit über die Gebür herabsetzen. So verkannte er z. B. ganz die weise Beschränkung des menschlichen Fürwitzes von Seiten gewissenhafter und bescheidener Theologen, welche dem Grübelgeist damit Einhalt thaten, daß sie behaupteten, Gottes Wesen sei unergründlich. Er sah darin nur strafbare Trägheit und Dumpfheit des Geistes. „Unsere Theologi" sagt er**), „legen sich mit Händen und Füßen dawider, ja mit ganzem Vermögen, mit Verfolgung und Schmähen, daß man nicht soll forschen vom tiefen Grunde, was Gott sei, man soll nicht in die Gottheit grübeln und forschen. So ich soll deutsch davon reden, was ist's aber? Ein Koth und Unflath ist es, daß man den Teufel verdecket und die inficirte Bosheit des Teufels im Menschen zudecket, daß man beides, den Teufel, den Zorn Gottes und die unartige böse Bestia im Menschen nicht kenne." Allein Böhm verwechselt hier offenbar, wie alle Mystiker und speculativen Köpfe seiner Art, die eigentliche praktische Gotteserkenntniß, wie sie uns durch Schrift und Gewissen gegeben ist und wie sie allein zur Erkenntniß des Heils frommt, mit jenem neugierigen Wissen um des Wissens willen, das den Menschen so oft statt in die rechte Demuth des Geistes zu einem anmaßlichen Hochmuthe führt. Dieser Mangel an Bescheidenheit und ächter Philosophie führte ihn grade in der Lehre von Gott auf ähnliche Irrthümer, wie wir sie schon bei Paracelsus und Weigel kennen

*) Von den drei Principien Cap. 26. Umbreit S. 42. und 43.
**) Von den Principien des göttlichen Wesens Cap. 3. Umbreit S. 63.

gelernt haben; d. h. auch er streifte an den Pantheismus, indem er (was ihm immerhin als Verdienst mag angerechnet werden) einer todten, mechanischen Auffassung der göttlichen Dinge gegenüber eine tiefere und lebendigere Ansicht zu begründen sich bestrebte.

Der gewöhnlichen Ansicht, nämlich welche Gott außer der Welt, hoch über den Sternen sucht, setzte Böhm überall die Ansicht entgegen, welche Gott im Innern wiederfindet, und dieser Gott in uns war ihm die Hauptsache. Hören wir ihn selbst *).

„Du darfst nicht sagen: wo ist Gott? Höre du blinder Mensch, du lebest in Gott, und Gott ist in dir, und so du heilig lebest, so bist du selber Gott; wo du nur hinsiehest, da ist Gott.“ Die Worte: „so bist du selber Gott,“ sind nun allerdings der Mißdeutung fähig, und wir merken es wohl, wie gar nöthig bei aller Achtung vor der mystischen Tiefe Böhms die Behutsamkeit in der Würdigung seiner Schriften sei. — Weiter fährt er fort: „Wann du die Tiefe zwischen Sternen und Erden ansiehest, wolltest du sagen: Das ist nicht Gott, oder hie ist nicht Gott? O du armer verderbter Mensch, laß dich unterweisen; denn in der Tiefe über der Erden, da du nichts siehest und erkennest und sprichst: Da ist nichts — daselbst ist gleichwohl der Lichtheilige Gott in seiner Dreifaltigkeit, und wird allda erboren, wie in dem hohen Himmel über dieser Welt.“

An einer andern Stelle heißt es **):

„Gott ist im Himmel, und der Himmel ist im Menschen, will aber der Mensch im Himmel sein, so muß der Himmel im Menschen offenbar werden.“

Und wieder an einem andern Orte ***):

„So wir nun wollen unser Gemüth erheben und forschen nach dem Himmel, da Gott innen wohnet, so können wir nicht sagen, daß Gott allein über den Sternen wohnet, und also eine Veste um sich habe geschlossen, da niemand hinein käme, es würde ihm denn aufgethan, welcher Gedanke die Menschen fast narret; oder aber auch können wir nicht sagen, wie etliche vermeinen, Gott der Vater mit dem Sohne sei also im obern eingesperrten Himmel

*) Aurora Cap. 22. §. 46.
**) Theos. Sendbfe. 12. Bf. Umbreit S. 57.
***) Von den drei Principien Cap. 7. Umbreit S. 72.

mit den Engeln, und regiere also allhier in dieser Welt nur mit dem heiligen Geist, welcher vom Vater und Söhne ausgeht. Diese Gedanken alle haben noch keine rechte Erkenntniß von Gott, denn also wäre Gott zertheilet und wäre umfaßlich gleich der Sonnen, welche hoch über uns schwebet, und ihre Kraft und Licht zu uns schießt, daß also die ganze Tiefe licht wird und überall wirket*)." —

Wir haben vorhin eine Stelle angeführt, in welcher Böhm den Menschen selbst Gott nennt, wenn er vom göttlichen Leben durchdrungen ist. An andern Stellen sucht er jedoch diesem Mißverstand zu begegnen und sich vor dem Vorwurf des Pantheismus oder der Gleichstellung von Gott und Creatur zu reinigen**).

„Man muß allezeit, sagt er, die Menschheit und die Gottheit unterscheiden und den menschlichen Willen von Gottes Willen..... Wir sind wohl seine lieben Kinder, aber aus dem Etwas gezeugt...; greife ein jeder in seinen Busen und schaue sich doch, was er sei, und denke ja nicht, daß er Gott gleich sei oder Gott selber sei: eine Offenbarung Gottes sind wir wohl, als das Instrument seiner Harmonie, wir sind seine Pfeife, dadurch er pfeifet." — Man muß sich überhaupt hüten (so scheint es mir wenigstens), eine durchgehende Consequenz in den Schriften der Mystiker zu suchen. Eben weil sie die Worte nicht abwägen und häufig der Bilder sich bedienen, begegnet es ihnen auch, daß sie in einen Ausdruck bald mehr bald weniger hineinlegen. Alles ist auf den unmittelbaren Eindruck, auf Phantasie und Gefühl berechnet, daher das Schlagende, das Ueberraschende ihrer Behauptungen, das oft grade durch den scheinbaren Widerspruch einen Reiz für den forschenden Geist in sich schließt, weiter zu dringen und den Widerspruch zu heben. — Zu allen Zeiten hat diese glühende, flackernde und aufblitzende Schreibart, wie sie auch heute wieder bei Vielen zur Mode werden will, ihre Liebhaber gefunden, wie ja auch die verwöhnten Gaumen die gewürzte Speise der einfachen Leibeskost vorziehen. Aber wie man nach einiger Sättigung von jener gerne wieder zu dieser zurückkehrt, so dürfte auch in den An-

*) Vgl. auch 177 Fragen von göttlicher Offenbarung, Umbreit S. 77.
**) Von dem Irrthum der Secten Stiefels und Meths, bei Umbreit S. 81. 82.

gelegenheiten des Geistes die klare, besonnene Sprache, wenn sie nur mit dem rechten Ausdruck des Gefühls begleitet ist, auf die Länge einen reichern und sicherern Segen stiften. Dieß soll uns aber nicht abhalten, das Gute zu erkennen, das die Mystik zu ihrer Zeit gewirkt hat, um so mehr, da durch sie vorzüglich die Bahn gebrochen wurde, auf welcher wir dann auch wieder eine besonnenere Gotteslehre mit dem Leuchter des Heils und der Palme des Friedens werden einherwandeln sehen.

Sechszehnte Vorlesung.

Noch etwas über Böhm und seine Schriften. Johann Arnd und das wahre Christenthum.

Es bleibt uns in der heutigen Stunde noch einiges von der Lehre Jacob Böhms zu betrachten übrig, mit dessen Persönlichkeit wir uns in der vorigen bekannt gemacht haben. Es würde uns zu weit führen, einen vollständigen Abriß seines mystischen Systems zu geben, manches darin würde uns auch unverständlich sein, und ich traue mir weder das Geschick zu, noch maße ich mir den Beruf an, der Deuter der geheimen Zeichen zu werden, mit denen er an dem einen Orte seine tiefern Geistesblicke, an dem andern wieder seine wunderlichen Träume und Einfälle auf eine vielleicht ihm selbst nicht immer verständliche Weise kundgab. Wir können seine physikalischen Irrthümer, seine fabelhaften Naturbilder, seine paracelsischen Phantasiesprünge in das Geisterreich, seine metallischen und astronomischen Berechnungen mit dem ganzen wunderlichen Apparate derselben ruhig bei Seite liegen lassen, und uns allein an das halten, was mit dem christlichen Leben überhaupt und der protestantischen Theologie der damaligen Zeit insbesondere in genauerer Verbindung steht. In dieser Beziehung haben wir bereits in der vorigen Stunde einen Mann an ihm kennen gelernt, der durch seine freisinnigen Ideen über die Verschiedenheit der re-

ligiösen Denkweise und durch die daraus herfließende Duldsamkeit sich über die meisten seiner Zeitgenossen erhob und von dieser Seite dem Protestantismus Ehre machte. Auch darin hat er sich uns des protestantischen Geistes würdig gezeigt, daß er jede äußere Autorität von sich wies und über den bloßen Buchstaben zur geistigen Auffassung der Glaubenswahrheiten sich zu erheben strebte.

Von der andern Seite freilich durften wir uns auch die Gefahr nicht verhüllen, in die er bei diesem Streben gerieth, weil er, bei dem Mangel an Bildung und Anleitung, eines sichern Führers entbehrte und so bisweilen im Vertrauen auf den kühnen Flug seines Geistes zu Aeußerungen gelangte, von denen er sich selbst wieder in andern Momenten zurückwandte. So haben ihn Viele des Pantheismus, d. h. einer Gleichstellung von Gott und Natur beschuldigt, wodurch der Schöpfer in die Creatur hinabgezogen und seine persönliche Selbstständigkeit gefährdet wird. Wir haben aber gesehen, wie er sich gegen diesen Vorwurf zu verwahren wußte, und wir dürfen auch wirklich nicht glauben, daß es je seine Absicht war, den Unterschied von Gott und Welt ohne Weiteres aufzuheben; vielmehr wollte er — und das mit Recht — den lebendigen Gott nicht aus seiner Schöpfung verbannen, er wollte ihn nicht, wie den Künstler, der außer seinem Werke steht, nur von oben herab müßig zusehn lassen, ohne lebendig in den Geschöpfen zu wirken. Diese letztere Vorstellung ist in der That eine todte Vorstellung von Gott, so verbreitet sie auch ist*), und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die, welche ihr huldigen, sogleich mit dem Vorwurf des Pantheismus bei der Hand sind, sobald jemand Gott auch in der Welt sucht und nicht bloß über ihr. In den Augen dieser Nüchternen und Beschränkten wäre auch der Apostel Paulus ein Pantheist gewesen, wenn er sagt: „In ihm leben, weben und sind wir," und der Apostel Johannes, wenn er spricht: „Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm."

Das Richtige, wozu auch die Bibel uns anleitet, ist aber das, daß wir beides anerkennen, ein höchstes Wesen, das selbstständig über der Welt waltet (so weit in geistigen und göttlichen

*) Man nennt sie im Gegensatz gegen die pantheistische die deistische.

Dingen von einem „Ueber" die Rede sein kann), das aber auch wieder in der Welt sich lebendig offenbart, und eben so wohl aus dem Thautropfen und dem Blumenkelche zu uns redet, als aus dem Sternenhimmel. Eben so ist es im Geistigen und Sittlichen. Es ist ein höchster, selbstständiger Wille über uns, der sich uns als der heilige Wille des obersten Gesetzgebers und Richters ankündigt, und der im geschriebenen Worte und in der Geschichte der Menschheit zu uns redet. Aber derselbe Gott, der über uns waltet, unsre Schicksale regiert, und von außenher uns seinen Willen kundgiebt, derselbe wohnt auch in uns, und wir haben (auch nach den Aussprüchen der Schrift) Theil an seinem Wesen: „denn wir sind göttlichen Geschlechts."

Wenn nun dem Mysticismus ein Vorwurf gemacht werden soll, so ist es allerdings der, daß die Mystiker einseitig nur den Gott, der in uns ist, herausheben und darüber die andere Seite vernachlässigen. Für unser religiöses und sittliches Leben sind aber beide Betrachtungsweisen wichtig. Das einemal ist es der Abstand zwischen Gott und uns, der uns zur demüthigen Anbetung seines Wesens führt; das andremal ist es das Gefühl der Verwandtschaft mit ihm, das uns in einem edeln Stolz über uns selbst, über die Beschränktheit unseres endlichen Seins erhebt und uns Vertrauen einflößt in den Sieg des Geistes über das Fleisch, der ewigen Idee über die zeitliche Form derselben.

Mit der Frage über das Verhältniß Gottes zur Welt hängt eine andere alte Frage zusammen, mit der sich die Weisen aller Jahrhunderte, mit der sich aber besonders auch die Gnostiker in der frühern Zeit des Christenthums, die Mystiker in der spätern Zeit beschäftigten, und die der menschliche Geist noch nie vollkommen aufs Reine gebracht hat, ich meine die Frage nach dem Ursprung des Bösen, des Mangelhaften und Unvollkommnen in der Welt. Gott selbst zum Urheber des Bösen zu machen, widerspricht unserm Gefühl, und deutlich genug erinnert uns fortwährend unser Gewissen an die eigne Schuld des Menschen. Aber freilich wirft dann der Verstand wieder die Frage auf, wie Gott es zulassen konnte, daß der von ihm recht geschaffene Mensch in die Sünde fallen konnte? und daraus entsteht allerlei Verlegenheit. Will man die Schuld auf ein anderes böses Wesen außer uns, etwa

auf den Teufel werfen, so schiebt man die Frage nur weiter hinaus, indem es dann wieder unbegreiflich ist, wie Gott den Teufel fallen lassen konnte, da er zuvor ein Engel des Lichts war? Und so treibt man sich am Ende immer in einem Cirkel herum.

Das biblische Christenthum läßt sich in diese Fragen nicht ein. Es versichert dem Menschen, daß von Gott, als dem Urquell alles Guten, bei welchem kein Wechsel ist des Lichts und der Finsterniß, nur gute Gaben kommen, daß er, selbst unversuchbar zum Bösen, auch kein Versucher zum Bösen sei, sondern daß der Mensch versucht werde durch die eigne Lust. (Jac. 1, 13. 14.) Es versichert uns, daß der Inbegriff der Schöpfung an sich gut sei und nur in Uebel sich verkehre durch den Mißbrauch, daß aber denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. (Röm. 8, 28.) Es lehrt uns im Glauben über die Unvollkommenheiten dieser Welt uns erheben, indem es uns deutlich versichert, daß alle Trübsale dieser Welt nicht werth seien der Herrlichkeit, die einst an uns soll offenbar werden. Mit Christus, der die Welt überwunden und der unsterbliches Wesen ans Dasein gebracht hat durch sein Evangelium, soll der Christ das Böse in der Welt gleichfalls überwinden lernen und schon hier den Sieg feiern über Tod und Hölle.

Aber mit diesen einfachen praktischen Wahrheiten begnügte sich die menschliche Weisheit nicht, die immer wieder nach den entfernten und letzten Ursachen zu fragen sich erkühnte, statt die nächste Ursache durch Anwendung der dazu geeigneten, von Gott selbst uns dargebotnen Mittel aus dem Wege zu räumen. So geriethen schon die Manichäer in den ältesten Zeiten des Christenthums auf den Gedanken, daß neben Gott, als dem guten Grundwesen, sich noch ein anderes böses Grundwesen befinde, und daß sich so zwei einander entgegengesetzte feindliche Mächte die Herrschaft der Welt streitig machen. Sie erwogen aber nicht, daß durch die Annahme eines bösen Grundwesens die Allmacht Gottes beschränkt, ja seine Einheit aufgehoben wird, indem dadurch gleichsam zwei Götter entstehen, ein böser und ein guter Gott, wovon einer die Schranke des andern ist. Der manichäische Irrthum wurde von der Kirche verworfen, aber von mehrern Secten des Mittelalters

wieder erneuert, und auch späterhin waren es nicht selten die Mystiker, welche diese Zwieheit der Principien wieder aufgriffen.

Auch Jacob Böhm ist nicht ferne von dieser Ansicht. Indem er die Welt betrachtet, findet er in ihr einen ewigen Widerstreit der Kräfte, der durch alles sich hindurchzieht, durch die leblose Natur, wie durch die belebte, durch die Menschenwelt, wie durch das Geisterreich, und der nur an den äußersten Grenzen des Lichtreichs und des Reiches der Finsterniß sich bricht.

„Es ist nichts in der Natur," sagt er*), „da nicht Gutes und Böses innen ist, es wallet und lebet alles in diesem zwiefachen Trieb, es sei was es wolle, ausgenommen die heiligen Engel und die grimmigen Teufel; denn dieselben sind entschieden." Diesen Gegensatz des Lichts und der Finsterniß, des Süßen und des Sauren, der Milde und des Grimmes erklärt er sich nun durch verschiedene Mischung der Qualitäten und durch den Einfluß der Gestirne. Alle diese Gegensätze ruhen vereint in Gott. Auch das Böse ist ursprünglich in Gott, aber nicht als ein Böses; es wird erst böse durch den Abfall. So ist in Gott**) die „bittere Qualität" auch vorhanden, wie die süße, aber nicht auf Art und Weise, wie im Menschen die Galle. In ihm ist die Quelle des Zorns, aber der Zorn Gottes ist als göttlicher Ernst und Strenge, nicht als menschlicher Zorn zu fassen. Daß im göttlichen Leben schon die Gegensätze zu finden seien, die auch in der Welt auseinander treten, das weist Böhm, zwar nicht ohne Scharfsinn, aber auch nicht ohne Willkür an der christlichen Lehre von der Dreieinigkeit des göttlichen Wesens nach. In Gott dem Vater offenbart sich das Ernste und Strenge, im Sohn das Freundliche und Liebliche, und der Geist ist es, in welchem der Gegensatz beider sich wieder ausgleicht. Aber auch an dieser philosophischen Deutung der Dreiheit des göttlichen Wesens, in der man schwerlich die einfach biblische Lehre von Vater, Sohn und Geist wieder finden wird, genügt ihm nicht; sondern er führt seine Ideen noch weiter hindurch durch die mystische Siebenzahl von „Quellgeistern," die aus Gottes Wesen hervorquillen und von denen die verschiedenen „Qualitäten" ausfließen u. s. w., mit welchen Theorien

*) Aurora Cap. 2. §. 5. (S. 30.).
**) Ebend. §. 40.

er immer weiter über das in der Bibel Geoffenbarte hinausschreitet und so auch immer mehr von der praktischen Wahrheit der heilsamen Gotteslehre sich entfernt.

Besonders beschäftigt ihn der Abfall des bösen Geistes, den er als den König Lucifer bezeichnet. Auch hierin wagt sich Böhm auf ein weites Gebiet der Speculation hinaus. Was ist aber das Resultat davon, als daß er das böse Grundwesen aus dem Wesen Gottes sich hervorarbeiten und gleichsam einen Gott wider den andern streiten läßt; und mit diesem unerquicklichen Streite soll das Räthsel der Entstehung einer sichtbaren Welt, das Räthsel der Schöpfung gelöst sein? — Wen überfiele nicht ein unheimliches Gefühl, wenn er sich nach der mystischen Weltansicht Böhms die Schöpfung nicht mehr als ein Werk des guten Gottes allein, sondern als ein Product des Kampfes zwischen dem guten und dem bösen Grundwesen denken soll? „Wenn du ansiehest die Sonne und die Sterne," sagt Böhm*), „so mußt du nicht denken, das ist der heilige und reine Gott..., sondern sie sind die angezündete strenge Geburt seines Leibes, da Liebe und Zorn miteinander ringet." Ja, die Sterne sind ihm eben daraus entstanden, daß der Teufel das Haus Gottes angezündet hat, sie sind der Abglanz jenes Zornfeuers Gottes, das bis ans Ende der Welt glüht und die himmlischen Körper in unruhiger Bewegung umherwälzt. Eben so ist alles Bittere, alles Finstere, Kalte, alles Scharfe, Schroffe und Harte in der Natur, alles Giftige und Ekle eine Ausgeburt des Satan. — Schlangen, Kröten, Fliegen u. s. w. gehören dem dämonischen Reiche an. Donner, Blitz und Hagel sind höllische Gewalten. — Wie sehr durch eine solche mehr phantastische, als gemüthliche Naturbetrachtung die christliche Weltansicht getrübt und die Stimmung des Herzens verdüstert werde, ist leicht zu ersehen. Der Christ soll ja den Blick freudig zu den Sternen erheben, er soll auch im Ungewitter den Vater erkennen, der alles zum Besten lenkt, und kein Geschöpf soll er als ein unreines verachten, denn „die Erde ist des Herrn und was darin ist."

Wenden wir uns von dieser Schattenseite des Böhmischen

*) Aurora Cap. 24. §. 64. Vgl. Baur, Gnosis S. 578.

Mysticismus ab, und lassen wir ihn dagegen in seiner dichterischen Sprache uns das Leben der Engel beschreiben, was er wenigstens uns mit ebenso lieblichen Farben zu malen versteht, als er das Reich des Satan mit schwarzen Tinten aufträgt*). „Wem soll ich nun die Engel vergleichen? Den kleinen Kindern will ich sie recht vergleichen, die im Maien, wenn die schönen Röslein blühn, miteinander in die schönen Blümlein gehen und pflücken derselben ab, und machen feine Kränzlein daraus, und tragen die in ihren Händen und freuen sich und reden immerdar von der mancherlei Gestalt der schönen Blumen... und wenn sie heimkommen, so zeigen sie dieselben den Eltern und freuen sich, darob dann die Eltern gleich eine Freude an den Kindern haben, und sich mit ihnen freuen. Also thun auch die heiligen Engel im Himmel, die nehmen einander bei den Händen und spazieren in dem schönen Himmels-Maien, und reden von den lieblichen und schönen Gewächsen in der himmlischen Pomp (Herrlichkeit) und essen der holdseligen Früchte Gottes und brauchen der schönen Himmelsblümlein zu ihrem Spiel, und machen ihnen schöne Kränzlein und freuen sich in dem schönen Maien Gottes. Da ist nichts denn ein herzlich Lieben, eine sanfte Liebe, ein freundlich Gespräch, ein holdselig Beiwohnen, da einer immer seine Lust an dem andern siehet und den andern ehret. Sie wissen von keiner Bosheit oder List oder Betrug, sondern die göttlichen Früchte und Lieblichkeit sind ihnen alles gemein; einer mag sie gebrauchen, wie der andere; da ist keine Mißgunst, kein Widerwille, sondern ihre Herzen sind in Liebe verbunden. Daran hat nun die Gottheit ihr höchstes Wohlgefallen, wie die Eltern an den Kindern, daß sich ihre lieben Kinder im Himmel also freundlich und wohl gebährden; denn die Gottheit in sich selbst spielet auch also, ein Quellgeist in dem andern." — Gewiß verdient diese Stelle auch rücksichtlich der Sprache ihre Beachtung, indem sich uns in ihr die poetische Seite Böhms neben der speculativen auf eine so vortheilhafte Weise darstellt, daß wir uns fast mehr zu jener, als zu dieser hingezogen fühlen*). Doch lassen Sie

*) Aurora Cap. 12. §. 31.

**) In dieser Hinsicht kann ich nur den Wunsch unterstützen, den der tiefe Gemüthsdichter Gustav Schwab (in der Rec. von Wullen, Heidelb. Jahrb. Dec. 1836) ausgesprochen hat, daß uns bald, ohne Rück-

uns sein System noch etwas weiter verfolgen. Wenn die Engel bloß das Gute, die Teufel bloß das Böse darstellen, so ist dagegen in dem Menschen fortwährend derselbe Kampf des Guten und des Bösen, der in der ganzen Schöpfung ist; und hier zeigt nun Böhm, wie die Aufgabe des Menschen eben darin bestehe, sich loszuwinden aus der blinden Gewalt der Natur und mit dem göttlichen Lebensgeiste sich zu einen. Auch hierüber drückt er sich in Bildern aus. Das göttliche Ebenbild im Menschen vergleicht er einer reinen Jungfrau, und bringt damit die Erlösung durch Christum, als den Sohn der Jungfrau, in Verbindung. — Wir wissen schon aus der vorigen Stunde, wie wenig Böhm auf das bloße historische Christenthum hielt, wenn dasselbe nur als eine äußerliche Thatsache gefaßt und nicht als eine ewig sich wiederholende innere Geschichte der menschlichen Zustände begriffen wird*). Noch immer muß somit Christus in uns geboren werden durch die Jungfrau, noch immer in uns sterben, noch immer in uns auferstehen und seine Himmelfahrt noch immer in uns vorgehn. Hierin schließt er sich ganz an Weigel, und widersetzt sich eben so streng als dieser allen denen, welche auf die einmal geschehene Erlösung durch Christum sich verlassend, keiner innerlichen Buße mehr zu bedürfen glauben." Die gleißnerische Babel**) (so nennt er nicht etwa bloß die katholische, sondern auch die damalige lutherische Kirche) lehret jetzt, unsere Werke verdienen nichts, Christus habe uns vom Tode und der Höllen erlöset, wir müssen's nur glauben, so werden wir gerecht. Höre, Babel, der Knecht, der seines Herrn Willen weiß, und ihn nicht thut, soll viel Streiche leiden. Ein Wissen ohne Thun ist eben als ein Feuer, das da glimmet und kann vor Nässe nicht brennen. Willt du, daß dein göttlich Glaubensfeuer brennen soll, so mußt du dasselbe aufblasen, und aus des Teufels und der Welt Nässe ausziehen, du mußt

---

sicht auf Böhms System, eine poetische Blumenlese aus seinen Werken möchte gegeben werden, indem die Ausbeute vielleicht (ja gewiß!) noch reicher sein würde, als die philosophischen Ergebnisse seines Systems. „Vielen würde dieß einen Genuß bereiten, denen Böhme's Abstractionen unzugänglich sind, seine Bilder aber Labsal und Geistesnahrung wären."

*) Daß von da nur noch ein Schritt sei zu der neuerlich viel besprochenen mythischen Auffassung des Lebens Jesu, leuchtet ein.

**) Von der Menschwerdung Jesu Christi, 2. Th. Cap. 7. §. 15. Vgl. Umbreit S. 51.

ins Leben Christi eingehen; willt du sein Kind werden, so mußt du in sein Haus eingehen und sein Werk treiben, oder du bist draußen und ein Heuchler, der den Namen Gottes unnütz führet; anders lehrest du, anders thust du, und bezeugest also, daß Gottes Urtheil recht über dich sei. Oder was hat Gott für Gefallen an deinem Wissen, da du ein Schalk bleibest? Meinest du, er nehme deine Heuchelei an, daß du zu ihm schreiest: Herr gieb mir einen starken Glauben an das Verdienst deines Sohnes Christi, daß ich's von Herzen glaube, daß er für meine Sünde hat genug gethan! — Meinest du, das sei genug? o höre, nein! du mußt in Christi Leiden und Sterben eingehen und aus seinem Tode anders geboren werden, du mußt ein Glied mit und in ihm werden; du mußt den alten Adam stets kreuzigen und immer an Christi Kreuz hängen und mußt ein gehorsam Kind werden, das immer höret, was der Vater saget, und immer dasselbe wollen gerne thun. Ins Thun mußt du eingehen, sonst bist du eine Larve ohne Leben, du mußt mit Gott gute Werke der Liebe gegen deinen Nächsten wirken, deinen Glauben stets üben, und immer bereit sein zur Stimme des Herrn, wenn er dich heißet aus dem alten Pelz heimgehen in das reine Kleid. Siehe, ob du gleich auf diesen Weg trittst, so wirst du dennoch Schwachheit genug und viel zu viel an dir fühlen, du wirst noch zu viel Böses wirken*); denn wir haben einen bösen Gast in uns zur Herberge; es gilt nicht nur trösten, sondern wider denselben kämpfen, streiten, ihn stets tödten und überwinden; er ist ohne das immer zu stark und will das Oberregiment haben. — Christus hat wohl für uns und in uns den Tod zerbrochen und die Bahn in Gott gemacht; was hilft mich's aber, daß ich mich des tröste, und solches lerne wissen, bleibe aber im finstern Zorn verschlossen liegen, an der Ketten des Teufels gefangen. Ich muß in dieselbe Bahn eingehen, und in derselben Straße wandeln, als ein Pilgrim, der aus dem Tode ins Leben wandelt.

An einem andern Orte sagt er**):

„Der Mantel mit dem Leiden und der Genugthuung Christi,

*) In der That schließt der rechte Tugendeifer niemals die Demuth aus, was die einseitigen Glaubenseifrer bedenken sollten.

**) Theos. Sendbriefe 12. Bf. §. 61—64. Umbreit S. 56.

den man jetzt dem Menschen umdecket, wird manchem zum Strick und höllischen Feuer werden, daß man sich also nur will mit Christi Genugthuung kitzeln und den Schalk anbehalten."

Die Wiedergeburt war Jacob Böhm das Höchste im Christenthum; ein geheiligtes, geläutertes, mit Gott versöhntes Gemüth, das ging ihm über alles, und darin hatte auch vor allem jene Duldsamkeit ihren Grund, die wir in der vorigen Stunde an ihm gerühmt haben.

„Nicht allein um die Wissenschaft zanken (sollen wir)*), sondern ein neuer Mensch werden, der in Gerechtigkeit und Heiligkeit in Gott lebe. Man muß den Schalk austreiben und Christum anziehen, alsdann sind wir in Christo, und mit Christo in seinen Tod begraben, und stehen mit Christo auf und leben ewig in ihm. Was soll ich dann lang um das zanken, das ich selber bin?"

„Man findet**) die neue Wiedergeburt und den edeln Stein nicht im Streite, auch in keiner weisen Vernunft; du mußt alles, was in dieser Welt ist, es sei hochglitzend, wie es wolle, fahren lassen und in dich selber eingehen und nur deine Sünde, in der du gefangen bist, zusammen auf einen Haufen raffen und in die Barmherzigkeit Gottes werfen und zu Gott fliehen, und den um Verzeihung bitten und um Erleuchtung seines Geistes."

„Nicht lange disputiren, nur Ernst; denn der Himmel muß zerspringen, und die Hölle erzittern, und es geschieht auch."

Somit hätten wir die hauptsächlichsten Gedanken Böhms, so weit sie das christlich religiöse Leben betreffen, in wenigen Zügen kennen gelernt, und es bleibt uns nur noch übrig, die bisherigen zerstreuten Urtheile, die wir uns über ihn gebildet haben mögen, in eins zusammenzufassen.

Es konnte nicht meine Absicht sein, das Studium dieses Mannes und seiner Schriften in dem Grade wieder erwecken zu wollen, wie Einige durch übertriebene Lobpreisung seiner Geistestiefe und seiner Ideenfülle es zu beabsichtigen scheinen. In diesem Falle würde ich eher statt der Auszüge auf ihn selbst gewiesen haben. Ich bin aber überzeugt, daß ein zusammenhängendes

*) Ebend. Umbr. S. 56. 57.
**) Vom dreifachen Leben Cap. 7. Umbr. S. 55.

Studium der Werke Böhms nur dem von einigem Genuß und Gewinn sein kann, der in die Geschichte der Philosophie und der Sprache tiefer eingeweiht, und mit der nöthigen Schärfe des Geistes ausgerüstet ist, das Wahre vom Falschen zu scheiden. Noch viel weniger kann ich mir daher denken, daß durch die Verbreitung dieser und ähnlicher Schriften für ächte Volksbildung, wie unsre Zeit sie bedarf, etwas Gedeihliches gewonnen werden könnte. Dazu sind andere, verständlichere und, ich darf wohl sagen, bessere Schriften vorhanden. So wenig ich aber die Böhmische Theosophie unbedingt empfehlen möchte, weil neben der Erbauung, die sie stiften mag, auch viele Unklarheit und eine falsche Neugierde auf Kosten des praktischen Christenthums befördert wird, eben so wenig und noch weniger kann ich mich dem Urtheil derer anschließen, welche über den Schuster von Görlitz hochmüthig ihre Achseln zucken und ihn mit seinem ganzen Anhang ins Tollhaus verweisen. Wer wird dieß auch nach dem bisher Mitgetheilten noch thun wollen, ohne sich einer offenbaren Sünde schuldig zu machen? Gewiß, Böhm hatte einen tiefen Geist und ein reiches, Gott-inniges Gemüth. Sein Christenthum war ein lebendiges, sein Wandel ein reiner, und schon deßhalb nimmt er eine nicht geringe Stellung in der Geschichte des religiösen Denkens und Lebens ein, zumal in einer Zeit, die so viel dürres Gestrüppe auf dem theologischen Boden aufsprossen ließ. Aber mit seiner ganzen Erscheinung gehört er doch mehr eben dieser seiner Zeit an, und kann nur aus ihr ganz begriffen werden. Somit bedürfte das Meiste von dem, was er uns hinterlassen, einer Entkleidung und Sichtung, wenn es den Geschmack der jetzigen Zeit befriedigen und dem Geist unter allen Verhältnissen eine bleibende Nahrung geben sollte. Eine solche zeitgemäße Bearbeitung seiner und ähnlicher Schriften zum Behufe der christlichen Erbauung könnte allerdings Segen stiften, wenn sie mit dem rechten Sinn, mit dem rechten Takt und Geschick unternommen würde. Es müßte dabei das bloß Speculative, das Problematische vermieden und nur das herausgehoben werden, was unmittelbarer Ausdruck des frommen Gefühls und Ergebniß der innern Erfahrung ist.

Wir verlassen nunmehr das eigentliche Gebiet der Mystik, und sehen uns nach andern Erscheinungen in der protestantischen

Kirche um, welche zwar mit den eben betrachteten einige Verwandtschaft haben, doch aber nicht ganz derselben Kategorie angehören.

Der Uebergang von der mystischen Theologie zu einer lebendigen und erbaulichen Religionslehre ist ein fast unmerklicher, und die Grenze zwischen beiden läßt sich schwer bestimmen. Schon in den Zeiten vor der Reformation kann man jedoch die eigentlichen Mystiker, wie Tauler, Suso, Rusbroch unterscheiden von einem Thomas a Kempis, der sich zwar noch in manchen Dingen an die Sprache der Mystiker anschließt, aber doch mehr das Praktische, als das Beschauliche heraushebt. Unter diese erbaulichen, vorzüglich auf das fromme Leben dringenden Schriftsteller, die man zum Unterschiede von den Mystikern besser Asketen nennt, rechnen wir im 17. Jahrhundert vor allen Arnd und Scriver, zwei Männer, deren Werke noch bis auf den heutigen Tag als Erbauungsbücher in manchem christlichen Hauswesen sich erhalten haben, und deren Verdienst um die Menschheit nur der verkennen wird, dem das Höchste der Menschenbestimmung ein Fremdes geblieben. Da Scrivers Wirksamkeit größtentheils in die Zeiten nach dem 30jährigen Krieg fällt, so werden wir uns in unsrer Periode auf Johann Arnd beschränken müssen, dessen Bücher vom wahren Christenthum, wenn auch nicht ihrem Inhalt, doch ihrem Namen nach gewiß allen von Ihnen bekannt sind.

Johann Arnd*) wurde am Tage Johannis des Evangelisten 1555 zu Ballenstädt im Fürstenthum Anhalt geboren, wo sein Vater Jacob Arnd Hofprediger war. Die günstigsten Verhältnisse schienen auf die Ausbildung seines religiösen Sinnes wirken zu wollen, denn nicht nur waren Vater und Mutter selbst durch hohe Frömmigkeit ausgezeichnet, sondern auch das Leben am anhaltischen Hofe war im Vergleich mit dem Hofleben jener Zeiten ein musterhaftes zu nennen. Ja, der Fürst Wolfgang von Anhalt

*) Vgl. Freheri Theatrum viror. eruditione claror. p. 409. Arnold, Kirchen- und Ketzerhistor. I. II. Iselin, hist. Lex. Pahl über Johann Arnd, in Tzschirners Memorabilien, 3. Bds. 1. Stück. (Leipzig 1812). Schröckhs Kirchengesch. seit der Ref. IV. 451 ff. Horn, Gesch. der Poesie und Beredsamkeit der Deutschen I. S. 144 ff. Eine zusammenhängende Biographie ist mir nicht bekannt. Wie sehr wäre der Mann ihrer würdig!

verwaltete damals noch in der Mitte der Seinigen bisweilen das Amt des Predigers auf ächt patriarchalische Weise. Aber dieser günstige Himmel verdunkelte sich bald. Arnd verlor seinen Vater frühe, schon im achten Jahre, und es begann für ihn eine harte, auch durch körperliche Krankheiten erschwerte Zeit. Wie Luther, so nährte auch Arnd seinen Geist schon frühe an den Schriften der Mystiker, eines heiligen Bernhard, eines Johann Tauler, Thomas a Kempis und dem Büchlein von der deutschen Theologie. Immer mehr entwickelte sich in ihm die Vorliebe für geistliche Studien, weßhalb er denn auch den anfänglichen Vorsatz, sich der Heilkunde zu widmen, aufgab und sich der Theologie zuwandte. In einem Alter von 21 Jahren und in den folgenden bezog er mehrere der damals berühmtesten Hochschulen, unter andern auch Basel, wo er sich auch nach vollendeten Studien noch einige Zeit aufhielt, indem er einem polnischen Edelmann Privatunterricht ertheilte. Arnd war in seiner Jugend öfter in Lebensgefahr; so auch während seines Aufenthaltes in Basel, wo er einst beim Baden im Rheine fast ertrunken wäre, wenn ihm nicht ein herbeieilender Student zu Hülfe gekommen wäre.

Er bekleidete in der Folge mehrere Predigerstellen, und auch er wurde in den Streit hineingezogen, der damals die Kirche bewegte. Arnd war ein entschiedener Anhänger der lutherischen Lehre, und wir dürfen nicht glauben, daß er nur aus Anbequemung sich an die Augsburgische Confession, ja sogar an die Concordienformel angeschlossen habe, sondern gewiß that er beides mit voller Ueberzeugung. So gewiß nämlich viele der damaligen Theologen aus bloßer Streitsucht den Gegensatz gegen die Calvinisten auf die Spitze trieben, so viel Antheil auch die Politik und andre Menschlichkeiten an jenen Zänkereien hatten, so gut läßt sich auch denken, daß manche wohlgesinnte Gemüther aus treuer Anhänglichkeit an den Lehrbegriff ihrer Kirche mit in die Streitigkeiten verflochten wurden und vielleicht auf gewisse Bestimmungen einen größern Werth legten, als nöthig war, wobei ihr Verstand zwar in einem Irrthum befangen, aber ihr Herz rein sein konnte. Genug, Arnd wurde seiner entschiednen Anhänglichkeit an das Lutherthum wegen, namentlich darum, weil er den Exorcismus bei der Taufe nicht unterlassen wollte, von einer Pfarrstelle vertrie-

den*), die er in Paderborn bekleidet hatte, und begab sich darauf 1590 nach Quedlinburg, wo er 9 Jahre als Prediger an der St. Nicolauskirche diente. Hier erwarb er sich eine so große Liebe, daß, als er 1599 einen Ruf nach Braunschweig erhielt, die Bürger sich fast mit Gewalt widersetzten und die Kirche zu schließen drohten, wenn er die Abschiedspredigt halten wolle. Nur mit der größten Mühe gelang es ihm, nach langem Widerstreben der Aebtissin, der Obrigkeit und der Gemeinde, seinen Zweck zu erreichen**). — In Braunschweig ward ihm abermals das Leben durch Streitigkeiten verbittert. Später, vom Jahr 1608 an finden wir ihn in Eisleben (der Geburtsstadt Luthers) wieder, endlich vom Jahr 1614 ***) an als Superintendent zu Celle. Mehrere vortheilhafte Rufe, die noch weiter an ihn ergingen, schlug er nunmehr standhaft aus. Sein Name war so gefeiert, daß nicht nur viele hohe und gelehrte Personen mit ihm in Briefwechsel standen, sondern auch manchen eine Reise von 70 Meilen nicht zu groß war, um den frommen Mann von Angesicht zu sehen und mit ihm über die Angelegenheiten des eignen Herzens und des Reiches Gottes sich zu unterhalten. Scheuet ja auch der Wandrer in der Wüste den weiten Weg nicht, der ihn über die öden Steppen hin zur Quelle leitet. Eine solche Quelle des Lebens aber floß aus dem Schatze seines Gemüthes zu einer Zeit, da die Kirchenlehre so oft zur öden Wüste vertrocknet schien.

Den 3. Mai des Jahres 1621 hielt Arnd seine letzte Predigt über den Text: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden erndten." (Ps. 126.) Als er nach Hause zurückkehrte, sagte er seiner Gattin: „Heute habe ich meine Leichenrede gehalten." Wirklich fühlte er von da eine zunehmende Schwäche seines Körpers, und schon den 11. Mai erfolgte seine Auflösung. Seine letzten Worte waren: „Ich habe überwunden." Und in der That konnte der fromme Mann sein Sterben ein Ueberwinden nennen; denn an vielfachen Anfechtungen und Geduldsprüfungen hatte es ihm nie gefehlt. So streng auch Arnd der lutherischen Rechtgläubigkeit ergeben war, so konnte er es doch den übertriebenen Eifrern

*) Nach Horn war es der Bilderstreitigkeit wegen.
**) Horn S. 145.
***) Nach Andern von 1611.

der Partei nicht zu Danke machen. Schon das, daß er das Streiten um Glaubenssätze nicht zur Hauptsache seines Strebens und Wirkens machte und daß er die Mystiker achtete, wenn er auch nicht alles an ihnen guthieß, zog ihm vielfache Verdächtigungen zu, und noch nach seinem Tode wurde er mit Paracelsus, Weigel und Böhm in eine Linie gestellt, obwohl sich jedem Unbefangenen der Unterschied zwischen seiner Lehre und der der eigentlichen Mystiker dargeben mußte. — Nicht nur aber für einen Mystiker und Fanatiker, auch für einen Schwarzkünstler hielten ihn Einige und redeten ihm nach, er verstehe die Kunst, Gold zu machen. Und wirklich verstand Arnd diese Kunst. Nicht nur im geistigen Sinne schied er das reine Gold der Lehre von den Schlacken der Menschensatzung, sondern auch mit irdischen Gaben wußte er auf eine Weise hauszuhalten, die ihm bei einem dürftigen Einkommen noch immer genug übrig ließ, den Armen Gutes zu thun. So warf er das Beichtgeld, das er empfing, jedesmal in den Armenkasten, und dieß war es, was ihn ins Geschrei brachte, er könne Gold machen und besitze den Stein der Weisen *).

Von Arnds religiösen Schriften haben die schon genannten vier Bücher vom wahren Christenthum den ausgebreitetsten Ruf erhalten; sie sind fast in alle neuern Sprachen, selbst ins Malabarische übersetzt worden. Nächst ihnen ist das Paradiesgärtlein am bekanntesten, eine Art von Gebetbuch, in welchem das eigentlich Erbauliche noch mehr vor dem Belehrenden vorherrscht, und so auch die mystische Sprache noch auffallender als in den Büchern vom wahren Christenthum sich vernehmen läßt. Schon der Titel Paradiesgärtlein, wie auch die ähnlichen Titel einiger seiner andern Schriften, als: „Geistliches Brotkörblein," „Haus- und Herzkirch" u. s. w. erinnern an den Geschmack der Zeit und an die Vorliebe der Mystiker zu bildlichen Ausdrücken. Man würde aber Unrecht thun, durch diese Aeußerlichkeit sich von der nähern Bekanntschaft mit solchen Schriften abschrecken zu lassen. Vielmehr hoffe ich, manchen unter Ihnen einen Dienst zu erweisen, wenn ich auch aus Arnds Schriften Ihnen einige Proben mittheile. — Allerdings wiederholen sich bei

*) Siehe Iselin a. a. O.

ihm gewisse Gedanken, die wir schon bei Weigel und Böhm, ja sogar solche, die wir bei Paracelsus gefunden haben, wie denn überhaupt das Gepräge einer Zeit nicht sobald sich verwischt; aber wenn wir bei jenen die wahrhaft erbaulichen und fruchtbaren Gedanken aus einem Schwall von naturphilosophischen und mystischen Formeln herauslesen mußten, so kommen uns bei Arnd diese freundlichen Kinder seines Geistes wie von selbst entgegen und leiten, ohne alle Umwege durch den mystischen Irrgarten mit uns einzuschlagen, sogleich auf die rechte Spur, die zu dem Tempel einer geläuterten Andacht führt, an welchem die mystischen Verzierungen höchstens nur als Arabesken angebracht sind. Abgestreift ist von der Frucht die wunderliche Hülle, und der Kern liegt offen da zu jedermanns Genuß.

Auch Arnd stellt, wie Weigel und Böhm, das lebendige Aneignen des christlichen Geistes überall voran, und dringt somit auf die geistige Wiedergeburt. Ohne diese gilt auch ihm die äußere Rechtgläubigkeit eben so wenig als die äußere Werkheiligkeit, und auch die heilige Schrift und die heilige Geschichte sind ihm nur die Mittel, wodurch das innere Leben geweckt werden soll. Ohne diese Wirkung bleibt ihre Kenntniß fruchtlos.

„Aus Gott geboren sein," sagt der Verfasser des wahren Christenthums mit einer Beredsamkeit, die aus selbsteigener Erfahrung stammt*), „aus Gott geboren sein ist wahrlich kein Schattenwerk, sondern ein rechtes Lebenswerk. Gott wird nicht eine todte Frucht, ein lebloses und kraftloses Werk gebären, sondern aus dem lebendigen Gott muß ja ein lebendiger Mensch geboren werden. Und unser Glaube ist unser Sieg, der die Welt überwindet. Was nun überwinden soll, das muß eine mächtige Kraft sein; soll der Glaube der Sieg sein über die Welt, so muß er eine lebendige, obsiegende, thätige, wirkliche, göttliche Kraft sein; ja Christus muß es alles thun durch den Glauben."

„Es hat Gott**)," so spricht er sich ferner aus über den Gebrauch der Bibel, „es hat Gott die heilige Schrift nicht darum offenbart, daß sie auswendig auf dem Papier als ein todter Buchstabe soll stehen bleiben, sondern sie soll in uns lebendig werden

*) Buch I. S. 25. (nach der Straßb. Ausg. v. 1626).
**) S. 28. Ebend.

im Geist und Glauben, und soll ein ganzer innerlicher neuer Mensch daraus werden, oder die Schrift ist uns nichts nütze. Es muß alles im Menschen geschehen durch Christum, im Geist und Glauben, was die Schrift äußerlich lehrt. So findest du in der Geschichte Kains und Abels das, was in dir ist, nämlich den alten und neuen Menschen mit allen ihren Werken. Diese beide sind in dir wider einander; denn Kain will immer den Abel unterdrücken und erwürgen. Was ist das anders, denn der Streit zwischen dem Fleisch und Geist, und die Feindschaft des Schlangensamens und des Weibessamens? Die Sündfluth muß in dir geschehen und die böse Unart des Fleisches ersäufen; der gläubige Noah muß in dir erhalten werden; Gott muß einen neuen Bund mit dir machen und du mit ihm; das verworrene Babel muß in dir nicht aufgebaut werden mit seiner Pracht. Du mußt mit Abraham ausgehen von aller deiner Freundschaft, alles lassen, auch deinen Leib und (dein) Leben, und allein in dem Willen Gottes wandeln, auf daß du den Segen erlangest, ins gelobte Land und ins Reich Gottes kommest. — Du mußt mit Abraham streiten wider die 5 Könige, die in dir sind, nämlich Fleisch, Welt, Tod, Teufel und Sünde. Du mußt mit Lot aus Sodom und Gomorrha gehen, d. i. das ungöttliche Leben der Welt verleugnen u. s. w."

Auf ähnliche Weise redet er vom N. T. Auch hier muß alles, was sich äußerlich mit Christo erreignete, sich innerlich wiederholen.

„Wie Christus durch den heiligen Geist im Glauben von Maria leiblich empfangen und geboren, also muß er in mir geistlich empfangen und geboren werden, er muß in mir geistlich wachsen und zunehmen.... Ich muß mit seiner Taufe getauft werden, mit ihm sterben und auferstehen... denn: wer mit Christo nicht will der Sünde absterben, dem ist sein Tod nichts nütze, und wer nicht will mit Christo von Sünden auferstehen, dem ist seine Auferstehung nichts nütze. Wer nicht im himmlischen Wesen und Leben will wandeln, dem ist Christi Himmelfahrt nichts nütze*)."

„Christus selbst, der lebendige, ist das Buch, in dem wir lesen, woraus wir lernen sollen**)."

*) Buch I. S. 43.
**) Ebend. S. 89.

Auch die Wunder Jesu deutete Arnd allegorisch, wie schon vor ihm manche Kirchenväter, z. B. Origenes, ja wie selbst Luther gethan hatte, obwohl alle diese deßhalb nicht die Thatsachen selbst in Abrede stellten. So muß Christus die geistig Blinden sehend, die geistig Erlahmten stark und gesund machen und die geistig Todten vom Tode erwecken (Ebend. S. 31.). —

Während die blinden Streiter der damaligen Zeit so häufig Glauben und Werke auseinanderrissen, zeichneten sich die besonnenen und frommen Theologen, zu welchen Arnd gehörte, eben dadurch aus, daß sie das neue Leben, welches die christliche Heilslehre fordert, als ein unzertrennliches Ganze faßten. Auch Arnd ging vom Verderben der menschlichen Natur aus und schlug alle die Ansprüche nieder, welche die menschliche Selbstgefälligkeit zu machen pflegt. Die größten und herrlichsten Gaben sind ihm nichts, wenn sie nicht mit einer frommen Gesinnung gepaart sind, und wie Paracelsus, so sucht auch er in den äußern Kunstfertigkeiten nichts anders, als die natürlichen Triebe, die wir mit den Thieren und den übrigen Geschöpfen gemein haben, wenn sie nicht durch Religion geadelt sind.

„Gleich wie eine Blume, wenn sie noch so schön ist von Farbe, von Geruch und Geschmack und aber ein verborgenes Gift drin steckt (wie man derselben etliche findet), so ist doch ihre schöne Farbe, Geruch und süßer Geschmack dem Menschen nicht allein nichts nütze, sondern auch hochschädlich. Also ein Mensch, wenn er noch so schöne Gaben hat, und wenn's englische Gaben wären, und ist voll Hoffarth, eigner Ehre und Liebe, so sind dieselben nicht allein nichts nütze, sondern auch hochschädlich, denn alles was gut sein soll, das muß lauter und rein aus Gott gehen, und aus Gott kommen und sich in Gott enden; hat's einen andern Ursprung und Ende, so kann's nicht gut sein, denn Gott ist der Ursprung alles Guten. Ja, wenn der allerbegabteste Mensch nicht in täglicher Buße lebt und in Christo erneuert wird, der Welt absagt und alle dem, das er hat an Gaben, sich selbst verläugnet, sich selbst haßt und lauter und bloß an Gottes Gnade hängt, wie ein Kind an der Mutter Brust, so kann er nicht selig werden, sondern wird mit aller Kunst verdammt *).“

*) Vgl. Buch I. S. 171. u. 176.

Von diesem erhabenen Standpunkte aus hatte ihm auch die sogenannte Tugend keinen Werth, wenn sie nicht aus der innigsten Liebe zu Gott hervorging, weßhalb er auch einen Unterschied zwischen der christlichen und heidnischen Tugend machte, wie er von den meisten Theologen seiner Zeit gemacht wurde (Ebend. S. 145.). Aber so wenig Werth er auf die äußere Tugend setzte, eben so wenig Werth setzte er in einen bloß äußern, im trocknen Wissen bestehenden Glauben.

„Der Glaube," sagt er (Ebend. S. 112.), „ist kein bloßes Wissen, sondern eine fröhliche, freudige, lebendige Zuversicht, dadurch ich Gottes Allmacht an mir kräftiglich und tröstlich empfinde, wie er mich hält und trägt, wie ich in ihm lebe, webe und bin, daß ich auch seine Liebe und Barmherzigkeit an ihm fühle und empfinde." Daß ein solcher Glaube nicht ohne Werke bleiben könne, versteht sich von selbst."

„Aus diesem immer grünenden, lebendigen Geist Gottes müssen herfürblühen die christlichen Tugenden, daß der Gerechte grünet wie ein Palmbaum, und wächset wie ein Ceder auf dem Libanon, die der Herr gepflanzt hat" (Ebend. S. 121.).

Die Grundkraft aller christlichen Tugenden ist die Liebe. Das erkannte Arnd mit einer lebendigen Ueberzeugung, und im Loben und Preisen dieser Liebe und ihrer unendlichen Macht ist er unerschöpflich.

„Wenn es ein Mensch recht bedenkt," sagt er an einem Orte (Buch II. S. 154.), „so sind wir in Gottes Liebe eingeschlossen, gleich wie wir alle unter dem Himmel eingeschlossen sind, indem wir in Gott leben, weben und sind; denn gleich wie ein Mensch nirgend hinlaufen kann, der Himmel ist doch allenthalben um ihn, über ihm, unter ihm, zur Rechten, zur Linken, — also kann ein Mensch nirgend hinlaufen, die Liebe und Güte Gottes folget ihm doch nach, und rufet ihn durch alle Creaturen, ja durch sein eigen Herz und Gewissen und spricht: „Du liebes Kind! wo willt du dann hinlaufen? wo willt du hinfliehen, da ich nicht wäre? Führest du gen Himmel, so bin ich da, führest du in die Hölle, so bin ich auch da. Nähmest du Flügel der Morgenröthe und bliebest am äußersten Meer, so würde dich doch meine Hand daselbst finden. Darum komme zu mir, erkenne

meine Liebe und Gnade, damit ich dir in allen meinen Creaturen begegne."

„Die Liebe," sagt er ferner (Buch I. S. 144.), „ist das Gesetz der Natur, aus welchem dem menschlichen Geschlecht alles Gute entsteht und ohne welche es vergehen müßte; denn alles, was dem Menschen Gutes geschieht, das quillet und entspringet aus der Liebe."

„Des Menschen Herz (Ebend. S. 153.) ist also von Gott geschaffen, daß es ohne Liebe nicht leben kann; es muß etwas lieben, es sei Gott oder die Welt oder sich selbst. Dieweil nun der Mensch etwas lieben muß, so soll er das Allerbeste lieb haben, welches ist Gott selbst, und soll diesen Affect, welchen Gott in das Herz gepflanzet und durch den heiligen Geist angezündet hat, Gott wieder geben und bitten, daß er seine Liebe je mehr und mehr anzünde; denn Gott liebet dich erst und entzündet deine Liebe mit seiner Liebe; liebest du ihn aber wieder, so wirst du von ihm geliebt werden."

„Behalte die Wurzel der Liebe allzeit in dir durch den Glauben, so mag nichts denn Gutes aus dir gehen, und du wirst anfangen, die Gebote Gottes zu erfüllen, die alle in der Liebe beschlossen sind" (Ebend. S. 132.).

Man hat dem Mysticismus häufig vorgeworfen, daß er die geistliche Liebe zu einer Art von Gefühlsschwelgerei hat ausarten lassen, und es fragt sich, ob Arnd nicht vielleicht hierin seiner Zeit nachgegeben und sich in dieser Beziehung an die Schattenseite des Mysticismus angeschlossen habe. In dem bisher Mitgetheilten ist uns nichts der Art begegnet. Allerdings aber kommen in seinem Buch vom wahren Christenthum, und noch mehr in dem Paradiesgärtlein Stellen vor, wo das Verhältniß der Seele zu ihrem Bräutigam unter denselben Bildern ausgeführt wird, deren die Mystik von jeher in ihrer Sprache sich bediente. Wir würden indessen auf der Oberfläche stehen bleiben, wenn wir nicht hinter diesen im Geschmack der Zeit übermalten Stellen den tiefern Goldgrund zu erkennen vermöchten, auf den sie aufgetragen sind. Jedenfalls begnügt sich Arnd nicht mit diesen poetischen Ergüssen des Gefühls, sondern überall wird der genaue Zusammenhang der innigsten Gottesliebe mit der thätigsten Menschenliebe nachgewiesen,

so wie auch wieder der innige Zusammenhang dieser mit allen christlichen Tugenden, und eben dieß ist es, was die Schriften Arnds vor denen der gewöhnlichen Mystiker auszeichnet und sie fürs Leben so überaus fruchtbar macht.

„Wie in Christo zusammengefaßt ist Gott und Mensch (sagt Arnd) durch ein unauflösliches Band, also fasset die Liebe Gottes in sich die Liebe des Nächsten, und wie göttliche und menschliche Natur nicht können getrennt werden, also auch Gottes und des Nächsten Liebe."

„Darum hat auch Gott in der Schöpfung nicht mehr denn einen Menschen geschaffen, auf daß, weil alle Menschen von einer Wurzel entsprossen, sie sich auch desto mehr untereinander liebten, als Zweiglein eines Baumes*)."

Und so läßt Arnd aus dieser reinen Gottes- und Menschenliebe alle Tugenden von selbst hervorquellen. Er tritt zwar weniger in die einzelnen sittlichen Lebensverhältnisse ein, und moralisirt wenig, wie dieß überhaupt nicht im Geiste der asketischen Mystik lag; aber wo er diese Verhältnisse berührt, da zeigt er neben der religiösen Tiefe auch überall Welt- und Menschenkenntniß. So sehr er auch mit der protestantischen Kirchenlehre den Menschen für verdorben hält und untüchtig zum Guten, so bestimmt redet er doch an verschiedenen Stellen wieder von einem natürlichen Funken des Göttlichen im Menschen, den die Gnade zur lichten Flamme anfache, und so weiß er auch bei allem Unterschied, den er zwischen heidnischer und christlicher Tugend macht, die erstere zu schätzen, wo sie ihm begegnet. Diese moralische Fruchtbarkeit hat er mit Kempis gemein; nur hat er dieß als evangelischer Protestant vor ihm voraus, daß er nichts von jener klösterlichen Art an sich hat, wie wir bei Kempis sie finden. — Folgende Regeln eines christlichen Lebens, die er in seinem Buche aufstellt, mögen hier noch an ihrer Stelle stehen**).

„Ob du gleich nicht also vollkommen leben kannst, wie es Gottes Wort fordert, und wie du gern wolltest, so sollst du es doch wünschen; denn solche heilige Begierde gefällt Gott wohl, und Gott nimmt sie an für die That; denn er siehet das Herz

*) Siehe Buch I. S. 158. u. 59.
**) Buch I. S. 228 ff.

und nicht die Werke; doch sollst du allezeit dein Fleisch kreuzigen und nicht herrschen lassen."

„In allen Dingen, die du gedenkest, redest oder thust, siehe zu, daß du die Reinigkeit des Herzens bewahrest, dich nicht verunreinigest mit hoffärtigen Gedanken, Worten und Werken, mit Zorn und dergleichen fleischlichen und teuflischen Werken, denn dadurch wird dein Herz dem Satan aufgethan und Gott zugeschlossen."

„Die Freiheit deiner Seele befleiße dich zu erhalten, daß du dieselbe nicht durch unordentliche Begierde des Zeitlichen zum Knecht und Leibeignen der irdischen Dinge machest; denn es ist ja deine Seele edler, denn die ganze Welt; wie solltest du denn dieselbe den unedeln, nichtigen, zeitlichen Dingen unterwerfen und verkaufen, und dein Herz an das Nichtige hängen."

„Wenn dir Gott himmlischen Trost und Freude verleiht, so nimm dieselben mit demüthigem Dank an. Entzieht dir aber Gott seinen Trost, so wisse, daß die Tödtung des Fleisches besser sei, als die Freude des Geistes.... denn durch Trauern wird das Herz gebessert."

„Wenn du deinem lieben Gott nicht kannst so große und viele Opfer bringen, Andacht, Gebet, Danksagung, so bringe ihm, was du hast und vermagst, und dazu einen guten Willen und heilige Begierde, und wünsche, daß ihm dein Gottesdienst wohlgefallen möge...... Bitte aber deinen Herrn Christum Jesum, daß er alle deine Opfer und Gaben wolle vollkommen machen mit seinem vollkommnen Opfer; denn in ihm ist unsre Vollkommenheit, in uns ist's Stückwerk.... Gleichwie ein bloßes elendes Kind, wenn's nackt und unsauber ist, so ist's unlieblich; aber wenn man's schmücket und weiß anzieht, so gefällt's einem gar wohl. Also ist all dein Thun an sich selbst nichts, aber wenn's mit Christi Vollkommenheit geschmückt wird, so gefallen alle deine Werke Gott wohl."

„Alle deine Feinde und Lästerer sollst du lernen mit Wohlthat und Gütigkeit überwinden und versöhnen; denn mit Rachgier, Zorn und Widerschalten gewinnt man keinen Feind; in der Tugend ist der Sieg, nicht in dem Laster.... Gleichwie kein Teufel den andern austreibt, so wird auch kein Laster das andere ver-

treiben... Lasset euch nicht das Böse überwinden, sondern überwindet das Böse mit Gutem; das ist der Sieg."

„Wenn du siehest, daß ein Anderer von Gott eine Gabe hat, die du nicht hast, so neide ihn darum nicht und mißgönn' es ihm nicht, sondern freue dich des und danke Gott dafür."

„Die Sünde und das Laster in dem Menschen sollst du hassen als ein Werk des Teufels; aber nicht den Menschen selbst sollst du hassen, sondern dich über ihn erbarmen, daß solche Laster in ihm wohnen, und Gott für ihn bitten, wie der Herr Christus am Kreuz für die Uebelthäter gebeten hat."

„Ist dein Nächster gleich ein großer und schrecklicher Sünder, so gedenke nicht, daß du darum vor Gott besser seist; wer sich selbst dünkt, er stehe, mag wohl zusehn, daß er nicht falle."

Schon diese einzelnen abgebrochenen Sätze und Lebensregeln mögen beweisen, welcher gesunde Geist der christlichen Frömmigkeit in dem Buche weht. Kein Wunder, wenn das Volk begierig nach solcher Speise griff. Mochten immer die Schriftgelehrten ihren Bann dagegen schleudern, wie denn einer derselben (Lucas Osiander) das Buch vom wahren Christenthum ein „Buch aus der Hölle" nannte: es machte sich die Wahrheit von selber Bahn. Das verschriene Höllenbuch war in den Augen des Volkes sogar ein von Gott ausgezeichnetes Himmels- und Wunderbuch, von dem erzählt wurde, daß verschiedene Exemplare desselben bei verschiedenen Anlässen aus Feuers- und Wassersnoth wunderbar seien gerettet worden *).

Auch in neuern Zeiten fanden Arnds Schriften fortwährend einen Weg zu den Herzen einfach frommer Menschen, so daß sie noch heute in mancher alterthümlichen Familie zu der christlichen Hausbibliothek gehören, während die feiner gebildete Welt so oft an der viel dürftigern Speise, welche die modischen Andachtbücher ihr bieten, sich genügen läßt. Wie sollte sie es auch über sich bringen können, einen solchen alten Tröster **) zur Hand zu nehmen? Und gleich-

*) Siehe Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie Theil II. B. 17. Cap. 6.

**) Man gebraucht das Wort so häufig im Spott; hat es nicht auch seine ernste Bedeutung?

wohl frage ich, zu was wohl ein höherer Grad von Bildung gehöre, eine schon zurecht gelegte, breitgetretene Rede sich nothdürftig anzueignen, oder sich in fernliegende Zeiten und Personen zu versetzen und auch unter dem, was weniger für unsere Zeit sich eignet, das Gute und ewig Wahre mit richtigem Takte herauszufinden? Ich will darum nicht unbedingt denen beistimmen, welche die christliche Andacht allein von diesen älteren Büchern und von der in ihnen herrschenden Form abhängig machen wollen; denn eine jede Zeit bringt aus dem bessern Schatz ihres Wesens Gutes hervor. Ja, was ich vorhin bei Böhm bemerkte, das muß ich auch bei Arnd wiederholen: ich glaube nicht, daß mit dem bloßen mechanischen Abdruck und der quantitativen Verbreitung solcher Schriften für das Reich Gottes das gewonnen wird, was Viele davon zu hoffen scheinen. Ich möchte sogar zu bedenken geben, ob nicht die Breite und Weitschweifigkeit des Ausdrucks, wie sie der damaligen Zeit eigen war, den Schwung der Andacht eher hemme, als fördere, abgesehen davon, daß sich doch auch in Arnd manche Stellen finden, die an einer gewissen Unklarheit leiden und neben der Erbauung auch Irrthum aufkommen lassen. Auch hier möchte ich einem zweckmäßigen Auszug den Vorzug geben. Aber das glaube ich verlangen zu dürfen, daß ein jeder, der auf wahre Bildung, ja der auch nur auf einige Kenntniß der Geschichte Anspruch machen will, mit dem Leben und den Leistungen der Männer, welche in Zeiten der Noth das geistige Leben ihres Volkes bewahrt und gefördert haben, eben so wohl bekannt werden soll, als mit denen, die Städte eroberten oder neue Erfindungen brachten in den äußerlichen Dingen; daher ich auch keiner Entschuldigung zu bedürfen glaube, wenn ich mich länger, als Sie vielleicht erwarteten und vermutheten, bei solchen Heroen des Glaubens aufgehalten habe. Wenn es aber je einer Rechtfertigung bedarf, so sei es mir erlaubt, Ihnen zum Schluß der heutigen Betrachtung noch eine Stelle anzuführen aus dem Werk eines Mannes, der die sogenannte Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts herbeiführen half, und von dem sich also wohl nicht befürchten läßt, daß er mit einseitiger Vorliebe von diesem Zweig der Geschichte gehandelt habe. Thomas Abbt, in seinem berühmten Werke vom Verdienst, sagt in Beziehung auf die schrift-

stellerischen Verdienste Folgendes*): „Ganz oben an stelle ich die Erbauungsschriften, die mit einer wahren Salbung, d. h. nach dem Sinne der Religion zum Wohl der bürgerlichen Gesellschaft und zum Heil der Seelen, rührend für das Herz und einleuchtend auch für den gemeinsten Verstand geschrieben worden.... Von dieser Art sind die Schriften eines Arnd, eines Scriver und anderer. Diese Schriften liest der gemeine Mann, in diesen erbaut er sich. Sie und sein Morgen- und Abendsegenbuch (worüber schon so oft und so unvernünftig gespottet worden) haben dem Lande und dem Herrn gar häufig, ja vielleicht zu unzähligen Malen die wichtigsten Dienste geleistet. Wenn der Fürst oder seine Diener Bluthunde und Gelderpresser sind, wenn sie dem fleißigen Handwerker nicht nur seinen Sparpfennig, sondern auch seinen Zehrpfennig wegnehmen, was hält ihn denn von der Verzweiflung zurück? und o! was bewahrt denn diese Menschenquäler vor der gewaltthätigen Hand, die oft wie unsichtbar durch Wachen und Mauern durchgedrungen ist? was vor dem tödtlichen Blei, das durch die Luft zischet, wo es weder Wälle noch Waffen mehr von der Brust des Wüthrichs abhalten? — nichts als die Gottesfurcht, die in das Herz des gedrückten Bürgers und des geplagten Bauern hineingepredigt worden. Der arme Städter, der arme Landmann, nimmt ein Familienbuch in die Hände, und tröstet sich in solchen trüben Tagen aus dem faßlichen und rührenden Vortrage des Lehrers mit der Aussicht in ein ewiges Leben, mit der kurzen Dauer aller zeitlichen Leiden, und mit dem Versprechen, daß er einen Vater im Himmel habe, der ihm in seinen Zusagen besser Wort halten werde, als sein meineidiger Landesvater. Sein Abendsegen, den er mit seinem ganzen Hause liest, beruhigt ihn mit dem Schutze Gottes, in den er sich und alles, was ihm angehört, übergeben hat. Und indem er den Tag auch wieder mit dem Gebete anfängt, so kommt dadurch eine gewisse Ruhe in seine Leidenschaften, eine gewisse Gelassenheit in sein Thun, wodurch seine Nachbarn und seine Obern Sicherheit erhalten. Aber nicht nur Gelassenheit, auch Muth und Freudigkeit erwächst dadurch bei ihm... O ihr Herrn Moralisten, sammt und sonders,

*) S. 298. (Wiener Ausgabe 804).

ihr zierliche, witzige Schriftsteller, das thut ihr nicht; ihr Dichter, vom untersten Nachgedankenschmierer bis zu Young und Klopstock hinauf, das thut ihr nicht; ihr heiligen Redner, vom schön lallenden Candidaten bis zu Mosheim hinauf, das thut ihr nicht!"

So weit Abbt vom allgemein menschlichen, politisch geselligen Standpunct aus. Vergleichen wir damit das Urtheil eines andern Mannes, der zwar nicht jener Aufklärungsperiode angehörte, der aber ein halbes Jahrhundert nach Arnd eine ähnliche Stellung in der Kirche eingenommen, wie dieser, ich meine den frommen Philipp Jacob Spener, welcher über seinen Vorgänger sich also aussprach*): „Ich setze Lutherum billig vornen an, nachdem Gott durch ihn ein noch größeres Werk, so mehr in die Augen gefallen, ausgerichtet hat, als durch Arndtium, lasse ihm auch darin seinen Vorzug; aber dieser streicht ihm nahe, und weiß ich nicht, ob er nicht noch in seinen Schriften zu einem nicht geringern Werk als Lutherus mag von Gott bestimmt sein."

Diese Gleichstellung mit Luthern hat in der That etwas in sich, dessen Wahrheit sich von selbst empfiehlt. Wer mit Luthers kräftiger, bilderreicher Sprache vertraut ist, der wird in Arnd ein Aehnliches wiederfinden, obwohl Luther vielseitiger ist. Vor allem aber scheint Arnd darin Luthers Geist zu haben, daß er das Wort vom Glauben wieder in seiner apostolischen Lebendigkeit, nicht aber in der dogmatischen Erstorbenheit der Schultheologie auffaßt. Jene Streithelden allzumal, welche zur Erhaltung der äußern Rechtgläubigkeit so manche saure Mühe aufgewandt, so manche Nacht durchwacht, so manches Buch vollgeschrieben, so manche Lanze gebrochen, ja Verfolgungen deßwegen herbeigeführt und ausgestanden haben, jene Flacius, Hoe von Hoenegg und wie sie alle heißen, sie haben Luthers Werk weniger gefördert, als ein einziger Mann mit frommem Sinn und klarem Geiste. Ihre Werke leben höchstens noch in den Bibliotheken der Theologen oder modern auch dort unter Staub und Schutt begraben, ihre Namen prangen wohl noch in den Compendien und Tabellen der Kirchengeschichte,

*) Theol. Bedenken 3. Thl. S. 714. (in Rosenmüllers Beitr. zur Homiletik S. 13. Note).

aber sie haben keinen andern Klang, als den hohlen Klang eines Todtenschädels; während die Bäume, welche Arnd und nach ihm Spener pflanzten, immer wieder mit neuen Blüthen ausschlagen, wenn auch der Frost der Zeit hie und da über sie ergangen ist. Mit ihnen zugleich leben auch die frommen Liederdichter im Mund und Herzen des Volkes fort. Das sind die lebendigen Steine der Kirche, zu deren Aufbau übrigens jede Zeit das Ihrige beiträgt, — hier die Einen Heu und Stoppeln, dort die Andern Gold und Edelstein.

Siebenzehnte Vorlesung.

Reformatorische Wirkung der Wissenschaft. Johann Valentin Andreä und seine Schriften. Die Rosenkreuzer. Aus dem guten Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes. Die Christenburg.

Aus der Geschichte des Mysticismus haben wir in der vorigen Stunde den Schritt gethan in das Gebiet der asketischen, d. h. der praktisch erbaulichen Litteratur dieser Zeit, als deren Stellvertreter wir Johann Arnd gleichsam als den zweiten Thomas a Kempis betrachtet haben. Wir haben somit das Feld einer Wirksamkeit erreicht, die auch in jenen dürren Zeiten gesegnete Früchte trug; Früchte, an denen zwar auch die Mystik (ihrer bessern Bedeutung nach) einigen Antheil hat, ohne daß jedoch die weniger erfreulichen Auswüchse des falschen Mysticismus daran sich bemerkbar machten.

Wie nun aber in den Zeiten vor der Reformation neben der Mystik und der Asketik auch noch die Wissenschaft mitwirkte, eine bessere Zeit hervorzurufen, so daß Männer, wie Johann Wessel, Reuchlin, Valla, Erasmus auch ihren Antheil an dem reformatorischen Werke auf ihre Weise erhielten, so fehlte es auch

in den spätern Zeiten des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts nicht an Männern, welche vermöge eines angeborenen und ausgebildeten freien und hellen Blickes über manche Vorurtheile des Herkommens sich erhoben und so den protestantischen Geist, der sich wieder zu verlieren schien, in seiner ursprünglichen Frische zu bewahren, ja, da wo er bereits untergegangen war, ihn von den Todten herauf zu beschwören suchten. Auch diese Klasse von reformatorischen Geistern müssen wir jetzt betrachten.

Sie erinnern sich vielleicht noch, daß ich in meiner ersten, einleitenden Vorlesung bemerkte, wie der Protestantismus nach zwei Seiten hin sich ausgebildet habe, wovon ich die eine mehr in das Verneinen und Bestreiten des Unrechten und Unwahren, die andere mehr in das Bejahen der Wahrheit, in das Aufbauende, Schützende und Bewahrende gesetzt habe. Ich habe das Eine die negative, das Andere die positive Seite der Reformation oder des Protestantismus genannt. Die positive Seite hat sich uns nun vorzugsweise bei den Mystikern und praktisch frommen Asketen dargestellt; es bleibt uns nun aber auch die andere, mehr aufräumende, sichtende und prüfende Thätigkeit zu betrachten übrig, die zu jener eine nothwendige Ergänzung bildet. Am Schönsten ist es freilich, wenn beide Richtungen in einer Persönlichkeit sich durchdringen und in den Werken, die von ihr ausgehen, sich darstellen lassen, wie dieß bei Luther und den meisten Reformatoren der Fall ist. Aber bei der menschlichen Unvollkommenheit müssen wir Gott danken, wenn auch nur in den Einen die eine Seite, in den Andern die andere mit Entschiedenheit hervortritt; wobei ja nicht gesagt ist, daß die andere nothwendig schlummern oder gar nicht vorhanden sein müsse, wenn sie auch etwas zurücktritt. Auch die Mystiker verbanden ja mit ihrer positiven Thätigkeit eine verneinende, indem sie sich manchen Mißbräuchen und dem steifen Formenwesen widersetzten, und eben so bewahrten auch die Männer, die wir jetzt zu betrachten haben, mehr oder weniger den tiefern positiven Grund des Glaubens treu und fest in ihrem Gemüthe, wenn sie auch schärfer, als die bisher Genannten, die Rechte des Verstandes und der gesunden Einsicht geltend machten. Ja, wie es schon im Zeitalter vor der Reformation Männer gab, welche durch eine glückliche Harmonie ihres Geistes beides so voll=

kommen als möglich zu verbinden wußten, und während sie auf der einen Seite an die Mystiker sich anschlossen, doch auf der andern wieder an der beginnenden Aufklärung lebhaften Antheil nahmen (wie z. B. ein Johann Wessel), so bildete auch in dieser Zeit ein Valentin Andreä eine Ausnahme von den meisten seiner Zeitgenossen, indem er mit der einen Hand den Schutt der Vorurtheile hinwegräumte, und mit der andern an dem Tempel der Christenheit als ein weiser Künstler fortbaute, und somit das reinigende Handeln mit dem wirksamen, die schaffende Thätigkeit mit der zerstörenden, das Klare mit dem Tiefen, das Verständige mit dem Gemüthlichen und die Gediegenheit des sittlichen Ernstes mit dem scharfen Salz der Ironie und der Satire zu verbinden wußte. Mit ihm lassen Sie uns die Reihe der reformatorischen Geister beginnen, mit denen ich Sie in dieser und der folgenden Stunde bekannt zu machen gedenke. Vielleicht ist der Mann mehrern unter Ihnen selbst dem Namen nach unbekannt, und auch wirklich blieb längere Zeit sein Andenken so gut als begraben, bis zuerst wieder der so vieles anregende und belebende Herder die Aufmerksamkeit auf diesen seltnen Geist hinlenkte. Seitdem aber hat ein deutscher Theologe, der Prediger Hoßbach in Berlin, derselbe Gelehrte, dem wir auch eine gediegene Lebensbeschreibung Speners verdanken, das Leben des merkwürdigen Mannes ausführlicher beschrieben. An diese Beschreibung mich anlehnend, will ich es versuchen, denen, die den Mann schon näher kennen, sein Bild wieder in der Erinnerung aufzufrischen, die aber, die ihn noch nicht kennen sollten, mit ihm bekannt zu machen.

Johann Valentin Andreä, der Enkel jenes streitbaren Theologen, der die Concordienformel in Deutschland eingeführt hatte, ist geboren den 17. Aug. 1586 zu Herrenberg im Würtembergischen, wo sein Vater Pfarrer war. Als funfzehnjähriger Jüngling verlor er seinen Vater und zog mit seiner Mutter nach Tübingen. Sowohl in dem frühen Verwaistwerden, als auch darin, daß mancherlei äußere Unglücksfälle sein junges Leben bedrohten *), hat seine Ge-

*) „Auf dem Wege nach Tübingen hatte er das Unglück, bei einem verfehlten Sprung aus dem fahrenden Wagen mit beiden Füßen in das Rad zu kommen; aber wie schon einmal in seiner frühen Kindheit ein

schichte viel Aehnliches mit der des Johann Arnd, dessen Schriften in der Folge viel auf ihn wirkten.

Nach einem sechsjährigen Aufenthalt in Tübingen begab er sich mit einer Münze von zwölf Kreuzer Werth, die ihm seine arme Mutter zusteckte, auf Reisen, brachte ihr aber nach einigen Jahren mehrere hundert Gulden wieder zurück, indem er durch eine vortheilhafte Hofmeisterstelle bei zwei adligen Jünglingen sich jährlich hundert Philippsthaler verdient hatte. Noch einmal legte er sich jetzt und gründlicher als zuvor auf das Studium der Theologie in Tübingen, worauf er abermals den Wanderstab ergriff. Auf dieser Reise besuchte er auch die Schweiz und Genf. Diese christliche Republik, die von Calvin her eine strenge Sittenzucht bewahrte, wie sie in der lutherischen Kirche nie eingeführt werden konnte, machte einen starken Eindruck auf sein Gemüth. So fest er auch an seinem lutherischen Glaubensbekenntniß hing, so hinderte ihn dieß doch nicht, das Gute an der Schwesterkirche anzuerkennen, und redlich strebte er, obwohl vergeblich, Aehnliches im lutherischen Deutschland einzuführen. Nachdem er seine Jugendzeit noch ferner bald auf größern Reisen, die ihn auch nach Oestreich und Italien führten, bald im Umgange mit den gelehrten und frommen Theologen seines Vaterlandes zugebracht hatte, erhielt er im Jahr 1614 seine erste Stelle als Diaconus in Vaihingen, worauf er sich auch bald verheirathete. Schon von da beginnt Andreä's schriftstellerische Thätigkeit, welche besonders in genauer Beziehung zu dem damaligen Zustande der deutsch-lutherischen Kirche und Theologie stand.

Man würde sich eine falsche Vorstellung von der reformatorischen Thätigkeit Andreä's und ähnlicher Männer jener Zeit machen, wenn man glauben wollte, sie hätte darin bestanden, die mühsam aufgeführten Lehrgebäude der Väter auf einmal über Bord zu werfen, oder auch nur den Gehalt der kirchlichen Bekenntnisse im Einzelnen zu prüfen und alles auszuscheiden, was nicht aus der Schrift sich rechtfertigen ließ. Ob es ihnen zu der letztern Arbeit

---

schwer beladner Heuwagen über ihn hinweggegangen war, ohne ihn zu beschädigen, so entrann er auch dieser Gefahr dadurch, daß unvermuthet ein im Wege liegender Stein den Wagen hemmte. Doch wurden die Beine ihm etwas verdreht, und er behielt die Spuren davon bis an seinen Tod." Hoßbach S. 2.

an Unbefangenheit des Sinnes gebrach, will ich nicht entscheiden. Genug, Andreä blieb wie Arnd ein entschiedener Anhänger nicht bloß der Bibellehre, sondern auch der lutherisch-orthodoxen Lehre, wie sie weiland sein Großvater in der Concordienformel niedergelegt hatte. Aber worin er sich mit Arnd von den Zeitgenossen, und auch von seinem berühmten Großvater, unterschied, war das, daß er diese äußere Rechtgläubigkeit nicht für das Einzige nahm, was den Christen ausmacht, daß er das geistlose Nachbeten solcher Lehrformen für eben so schädlich hielt, als Ketzerei und Irrthum, und daß er den Reichthum des menschlichen Wissens auf eine sehr geschickte Weise mit jener ungelenken theologischen Schulbildung zu verbinden und überdieß durch den Geist einer gesunden Frömmigkeit die starre Form zu beleben wußte. Ohne sich einseitig an die Mystiker anzuschließen, nahm Andreä den frommen, erbaulichen Geist eines Arnd in sich auf, suchte aber zugleich auch durch Witz und durch das attische Salz der Satire, das er sich im Studium der Alten angeeignet, das Leben der Kirche und der Wissenschaft vor Fäulniß zu bewahren.

Hören wir, auf welche treffende Weise er den damaligen Disputirgeist der Theologen, den wir aus der Geschichte der Streitigkeiten selbst schon einigermaßen kennen, in folgendem Gespräche uns abschildert *).

„A. Sehr glücklich bin ich heute von einer großen Gefahr befreit worden. B. Wirklich? Viel Glück dazu! A. Ich danke dir, aber auch dem, durch welchen ich jetzt vorsichtiger glaube. B. Was heißt das? kannst du etwa auch unvorsichtig glauben? A. Sehr leicht; denn wenn ich grade einen Lehrsatz glaube, der mir sehr gesund und klar zu sein scheint, so kann ein Wörtchen darin sein, das die gefährlichsten Folgen hervorbringt. So kommt's, daß ich aus Unvorsichtigkeit gottlos glaube. B. Und so klagst du dich denn wohl der Gottlosigkeit an? A. Allerdings; daher sinne ich schon jetzt auf Formeln, um nachher so vorsichtig als möglich zu glauben. B. Ich, so sehr ich auch an euch die Schärfe des Disputirens und Unterscheidens billige, kann mich doch nicht zu jener Höhe des Genies erheben, sondern ergreife mit einfachem und

*) Aus dem Menippus, siehe Hoßb. S. 28.

fast bäurischem Glauben, was ich mit der Schrift übereinstimmen sehe, und ich bin nicht so ängstlich in Worten, daß ich daraus eine mir unbekannte Ketzerei fürchten sollte. A. Sieh' einmal, wie sorglos du bist! Hat Christus nicht gelitten? B. Allerdings; Preis sei ihm dafür. A. Sage mir, nach welcher Art der Vereinigung beider Naturen? B. Ich bin so kühn, das nicht wissen zu wollen. A. O du Unglücklicher! Aber jenes Leiden, hatte es seinen Grund in dem vorhergehenden oder nachfolgenden göttlichen Willen? B. Ich weiß nur, daß es Gott gewollt hat. A. O du Elender! In der Reihe der Ursachen aber ging da der Rathschluß Gottes über das Leiden der Schöpfung voraus, oder folgte er ihr? B. Ich sage meinem Erlöser Dank, und forsche nicht weiter nach dem Rathschluß. A. Da siehst du nun, welch ein Chaos von Ketzereien in dir ist, ohne daß du es im mindesten merkst, und daß du den Hauptsätzen unsrer Religion nicht glaubst. B. Ich glaube an die Symbole und an die Summe unsrer Religion, welche mir die heilige Schrift von selbst darbietet, nehmlich an die Größe meines Elends, an die Ueberschwänglichkeit der göttlichen Barmherzigkeit, an den Kampf in dem Dienste Christi, an die Uebung der vorgeschriebenen Frömmigkeit. A. Es ist nicht genug, dieses Allgemeine zu kennen, sondern du mußt auch die Klippen bemerken, an denen die menschliche Neugierde scheitert, damit dir nicht auf dem Wege zum Heil dasselbe begegne. B. O ja, wie neue Gesetze neue Verbrechen erzeugen, so neue Lehrsätze auch neue Ketzer. A. Du solltest nicht scherzen in einer ernsten Sache. B. Ich gestehe dir, daß ich auch einst so etwas unbedachtsamer Weise versucht habe; ich wollte nehmlich die Zweifelsknoten der menschlichen Vernunft alle auflösen und die Klippen ebnen; aber da jenes Spüren nach unbedeutenden Kleinigkeiten nur immer neue (Zweifel) herbeiführte, so wünschte ich zuerst die Erinnerung daran ganz zu verlieren, dann verstopfte ich vor ihnen so viel möglich alle meine Sinne und widmete diese dem demüthigen Gehorsam Christi. Seit der Zeit bin ich ruhiger, und werde nur noch durch die Erinnerung an meine frühere Neugierde gestört. A. Wie ist es aber möglich, daß unter so vielen Einwürfen, Unterscheidungen und sogar Sophistereien du allein ohne irgend einen Führer die Wahrheit erlangt hast? B. Sehr leicht; denn während Andere unzählige Ausleger

der göttlichen Dinge um Rath fragen und den ungeheuern Widerstreit unter ihnen auszugleichen trachten, bin ich überzeugt, daß die Wahrheit der Worte Christi auf keinen Künsteleien der Auslegung, sondern auf einem einfältigen und demüthigen Willen beruht, und so suche ich meinen Gehorsam auf keine Ausflüchte oder Entschuldigungen, sondern auf eine stete Bereitwilligkeit und auf eine fromme Ausübung zu gründen. A. Das ist in der That eine bäurische Theologie. B. Mag sie es doch sein; jene aber ist eine sophistische und durch unnütze Fragen und Unterscheidungen so dornicht, daß heutiges Tages weder Petrus noch Paulus, wenn sie ins Leben zurückkehrten, ihr würden genug thun können!"

Wenn hier die Ironie vorherrscht, so nimmt dagegen die Rede Andreä's an einem andern Orte einen entschiedenern Ton des Ernstes an, wo er darüber klagt, wie man die Werke von dem Glauben getrennt, und diesen zur bloßen Sache der Disputation gemacht habe*). „Daß die Sitten und das Leben der Christen an einer so großen Zügellosigkeit leiden, daß in den Thaten kein solcher Eifer als in den Worten, daß kein solches Streben nach christlicher Liebe als nach Scharfsinn, keine solche Uebung der Geduld als der Kämpfe, keine solche Freude an der Demuth als an der Prahlerei unter uns ist, darüber wird kein Verehrer Christi sich wundern, weil, was vereinigt wahrhaft göttlich und heilig wäre, in seiner Trennung minder geschätzt wird. Denn diejenigen, welche vor Zeiten und auch heutiges Tages die tapfersten Streiter Christi waren, hatten ihr Vermögen nicht sowohl durch Dialektik und Rhetorik, als durch Gebet und Fasten, nicht sowohl durch Zwang, als durch eine wohlwollende, reine und freimüthige Gesinnung, und führten den Streit gegen den Satan eifrigst durch beides, durch Gelehrsamkeit wie durch Rechtschaffenheit. Aber der große Haufe der Geistlichen hat nur das Eine ergriffen, und gefällt sich wunderbar, wenn er eine bewaffnete Theologie, mit bloßen Dornen der Logik gestachelt, und irgend etwas Lärm Erregendes unter dem Beifall des Pöbels behaupten kann, wovon denn der Erfolg kein anderer ist, als daß sie wie die Wahnsinnigen anders geredet zu haben scheinen, als wie sie fühlen und glauben. Denn

*) Alethea exul. S. 326. Hoßbach S. 32.

wenn sie nun von der Kanzel zu ihren Angelegenheiten zurückkehren, so sind sie von den gewöhnlichen Sitten der Welt nicht minder erfüllt, als ein Gefäß, dem das Wasser abgezapftist, von der Luft. — Wer jetzt ein rechtschaffenes Leben sucht, der wird ein Enthusiast, ein Schwenkfeldianer, ein Wiedertäufer gescholten u. s. w."

So sehr Andreä die edlere Mystik zu schätzen wußte der geist- und gemüthlosen Scholastik seiner Zeitgenossen gegenüber, so sehr erfüllte ihn jenes Treiben mit Widerwillen, das die Religion zum Vorwande nahm, um der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen, und sie dem unseligen Durst nach Gold dienstbar zu machen. Mit derselben Satire, mit der er die dürren Dogmatiker verfolgte, strafte er auch die Wundersucht und Geheimnißkrämerei der Alchymisten als eine verderbliche Krankheit der Zeit. Man hat zwar längere Zeit unsern Andreä selbst im Verdacht gehabt, daß er der Stifter einer geheimen Gesellschaft oder eines Ordens von Mystikern gewesen sei, der unter dem Namen der Rosenkreuzer damals viel Aufsehn machte und sich weithin verbreitete; allein eine genauere Bekanntschaft mit seinen Schriften hat zu der Einsicht geführt, daß er grade in diesen Schriften sich bloß über die Neigung seiner Zeit zu dergleichen Dingen lustig gemacht habe, und daß nur Mißverstand der Ironie seine Worte für baares Geld nehmen konnte. — Mehrere andere Irrthümer und Mißbräuche seiner Zeit, die Anmaßung der Gelehrten, die Universitäten, das Erziehungswesen zog Andreä durch seine scharfe Hechel, ließ es aber auch hier nicht bei bloß negativer Satire bewenden, sondern kam auch hier den Krankheiten seiner Zeit mit positiver Arznei zu Hülfe. So spricht er sich unter andern über das Erziehungs- und Unterrichtswesens in seiner Schrift „Theophilus" folgendermaßen aus*). „Als den Grund aller wahren oder christlichen Zucht setze ich die Frömmigkeit, den Inbegriff und das Ziel der ganzen Sache, nicht jene oberflächliche und außergewöhnliche, welche von vielen zu den Nebengeschäften gerechnet wird, sondern die beständige, feierliche und vorherrschende, die das ganze Leben begleite und beschäftige, und die Jugend ganz durchdringe. Das ist dem zarten Alter am meisten einzuprägen, daß es Gott auf-

*) Hoßbach S. 144.

richtigst verehre, nicht nur mit äußeren Zeichen einer scheinbaren Frömmigkeit, sondern mit innigster Empfindung des Herzens, das ganz durchschaut und gerichtet werde von Gott, den keine Heuchelei täuschen, dessen Liebe kein erlogener Gehorsam erwerben könne, der alle Herzen erforsche, die Heuchler hasse, die Liebenden wieder liebe.... Die Jugend muß mit den heiligen Schriften wie mit den Samenkörnern der Frömmigkeit befruchtet, sie müssen ihr ganz zu eigen gemacht, ihrem Gedächtniß eingeprägt und verständlich ausgelegt werden, so daß sie eher das, was Gott und die Heiligen angeht, als die Fabeln vom Aeneas und die Verwandlungen des Ovid kennt, sicherer heilige Sprüche, als Verse aus dem Virgil hersagen kann, und öfter durch heilige Lieder Gott, als durch schändliche Gesänge der Venus huldigt, kurz sich fester die Wahrheit der christlichen Religion, als die Lockung heidnischer Eitelkeit einprägt. So müßten alle Jünglinge gebildet werden, vornehmlich aber die, welche alle ihre Arbeit und ihr ganzes Leben Gott und der Kirche widmen wollen, und oft mehr profane Gelehrsamkeit, als himmlische Wissenschaft (bisweilen sogar keine von beiden) in das heilige Amt mitbringen. — Es versteht sich von selbst, daß hier Andreä nur den Mißbrauch tadelt, der mit den Schriftstellern der alten Welt damals getrieben wurde. Daß er dieselben keineswegs aus den Schulen verbannt wissen wollte, wie eine ängstliche Frömmigkeit auch in spätern Zeiten wieder angerathen hat, geht daraus hervor, daß er, selbst mit den Schönheiten des klassischen Alterthums vollkommen vertraut, sogar die Form, die er seinen eignen Schriften gab, meist aus den Gesprächen des Plato und manche seiner Bilder und Allegorien aus der alten Mythologie entlehnte *). Ja, an derselben Stelle bringt er auf das Studium der alten Sprachen. Aber daß auch dieses mit Beziehung auf Christum geschehe, daß jeder Geist, wie er sich ausdrückt, „ein Echo von Christo" sein müsse**), wenn er bildend auf die Jugend einwirken solle, das war seine innigste Ueberzeugung. — Die Behandlung der alten Schriftsteller in den Schulen, auf welche sich damals fast der ganze Jugendunterricht beschränkte, wurde häufig auch durch eine schlechte Methode weniger

---

*) Letzteres zwar nicht immer mit dem besten Geschmacke; siehe Herder, zerstreute Blätter V. S. 84.

**) Omnis spiritus Christum resonet!

bildsam, als sie es bei einer guten Methode hätte werden können. Wie trefflich sagt in dieser Beziehung Andreä: „Ein guter Lehrer führt*), während ein schlechter schleppt; jener leuchtet, dieser verdunkelt; jener lehrt, dieser verwirrt; jener lenkt, dieser treibt; jener regt auf, dieser drückt nieder; jener ergötzt, dieser quält; jener bildet, dieser zerstört. Um es kurz zu sagen, wenn nicht der Lehrer selbst ein Buch, ja eine wandelnde Bibliothek und ein wandelndes Museum, wenn er nicht selbst ein Abriß und eine Handhabe der Arbeit, nicht ein Inbegriff und eine Regel der Sprachen und Wissenschaften, und zu dem allen noch eine Ehre und Zierde des Vaterlands und der Kirche ist, so taugt er nicht für unsern Zweck. Denn immer von neuem Bücher anfangen und zu Ende bringen, zur Arbeit treiben und spornen, Vorschriften, Regeln, Dictate geben und einschärfen, das kann ein jeder; aber die Hauptsache zeigen, den Anstrengungen zu Hülfe kommen, Fleiß hervorrufen, den Gebrauch der Hülfsmittel lehren, durch Beispiel voran gehen, endlich Alles auf Christum beziehen, das thut Noth, das ist die christliche Arbeit, die keine Schätze der Erde bezahlen können."

Wir sehen aus dieser Stelle, daß es auch in dieser Zeit nicht an Männern gefehlt hat, welche den Lehrberuf von seiner einzig richtigen Seite aufzufassen und zu schätzen wußten, so daß es unbillig wäre, zu behaupten, erst unsre Zeit habe die gute Methode erfunden, ob wir gleich Gott danken, daß solche Einsichten, die damals nur das Gut Einzelner waren, jetzt verbreiteter sind und immer herrschender werden. Um so wichtiger muß es uns aber sein, die Männer kennen zu lernen, welche grade hierin einen prophetischen Geist zeigten, daß sie von der alten, schwerfälligen

*) Ich kann mich nicht enthalten, die goldnen Worte auch im Original beizusetzen: Nam Praeceptor bonus ducit, dum malus trahit; lucet ille, hic offuscat; docet ille, hic confundit; regit ille, hic impellit; excitat ille, hic deprimit; delectat ille, hic angit; format ille, hic destruit. Paucis dicam: nisi Praeceptor ipse liber, imo Bibliotheca et Museum inambulans sit, nisi laboris breviarium et manubrium, nisi linguarum artiumque repertorium et formula, nisi insuper Patriae et Ecclesiae decus et ornamentum audiat, non sapit ad ingenium nostrum. Nam libros repetere et exigere, ad laborem agere et stimulare, praecepta, regulas, dictataque obtrudere et inculcare, cujusvis est; summam rei monstrare, facilitatem aperire, applicationem adhibere, usum docere, exemplo praeire, denique ad Christum omnia referre, hoc opus, hic sudor christianus est, quem nullae orbis opes rependerint.

Weise, die Geister zu leiten, auf die neue Bahn hinwiesen, in der wir uns leichter und freier bewegen.

Daß Andreä besonders aber an den Lehrstand der Kirche strengere Forderungen stellte, als eine in den alten Schlendrian zurücksinkende Zeit, hängt mit seinem reformatorischen Geist aufs Innigste zusammen. Scharf, aber gerecht rügt er das Treiben der Miethlinge im Weinberg des Herrn in folgender Stelle*): „Je nachdem ein Ort fruchtbar oder angenehm oder vortheilhaft für den Handel ist, lockt er die Diener des Bauchs, nicht des Wortes, fesselt sie oder ruft sie hinweg: ist der Ort ungünstig, so fehlt es nicht an Bösewichtern, welche dorthin gleichsam verdammt werden (sogenannte Strafpfarreien, die leider! auch unsre Zeit in manchen Ländern noch kennt); die Bauern müssen dann zufrieden sein, daß sie einen Studirten haben, und sie mögen zusehen, wie sie mit ihm fertig werden. Solche Leute wenden dann weniger Sorge auf ihre Heerde, als auf ihre Schweine, und wenn sie am Sonntag etwas in der Eil Zusammengerafftes oder etwas von andern Erborgtes und Verstümmeltes mit großem Widerwillen hergeplappert, oder die beim letzten Gastmahl empfangenen Beleidigungen von sich abgelehnt, oder ihren Zehenten eingefordert haben, so verbringen sie die übrigen Tage der Woche so, daß man lieber davon schweigt. Die Jugend aber Christo zu weihen, zu ihm zu führen, sie mit ihm vertraut zu machen, sie zu erziehen, das unerfahrene und rohe Volk milder zu machen, von dem gewohnten Wege abzuleiten, und überhaupt nach der Weise des Paulus die Einzelnen zu belehren, zu erinnern, zu bitten, zu bessern: das sind (für sie) reine Possen, die man bei dem geringen Gehalt nicht erwarten darf. Auch ist das rohe Volk (nach ihrer Ansicht) nicht werth, mit solchen Gaben belastet zu werden, sondern die können für die Städte bewahrt werden, als wenn Gott wollte, daß die Bürger früher (als die Bauern) in den Himmel kommen sollten."

Wie genau Andreä mit dem geistlichen Stande es nahm, und wie ernstlich er Miethlinge von der Uebernahme des Lehramtes abzuhalten suchte, zeigt jenes bekannte Gedicht, welches Herder in seinen Briefen über das Studium der Theologie mitgetheilt

*) Veri christianismi libertas S. 101. Hoßb. 148.

hat, unter dem Titel: „Das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes.“ Da das Gedicht zu lang und in einigen Wendungen zu unverständlich ist, um hier ganz mitgetheilt werden zu können, will ich Sie nur mit dem Inhalt und einigen Stellen desselben bekannt machen.

Ein junger Candidat, den Andreä in der ersten Person einführt, gleich als ob die Sache ihm selbst begegnet wäre, hatte, nachdem er die Studien absolvirt hatte, Lust nach einer reichen und bequemen Pfarrei.

„Als ich in meinen jungen Tagen
Oft hört' von guten Pfründen sagen,
Wie daß nit feistre Suppen wären,
Als die man geb' geistlichen Herren, ...
Da dacht' ich, hats die Gelegenheit,
So muß ich auch ins lange Kleid,
Und sehen, wie ichs dahin bring',
Daß ich um lange Bratwürst' sing' u. s. w.“

Als er so mit diesem Gedanken umging und „ihm sein Röcklein rauscht daher, als ob er schon Decanus wär'“ — und er eben drüber nachdachte, welche Pfarrei ihm wohl am besten mundete, denn

„B'hüt mich Gott vorm Harzen-Wald,
Den Bergen und den Klüften kalt:
Denn mein Bauch ist an Wein gewöhnt“ —

stieß er mitten in diesen Träumen, die ihn auf der Wanderung durch ein schönes Wiesenthal begleiteten, auf einen alten Mann von schneeweißem Haar und schönem Angesicht, der auf der Wiese sein Heu zusammenrechte, und in dem er bald den Pfarrer des Orts erkannte. Der Student redete ihn lateinisch an und erfuhr von ihm, daß er auf seiner Pfarrei wenig gute Tage erlebt habe:

— „Je matter Leib, je mehr man schafft,
Je wen'ger Kunst, je mehr mans treibt,
Je unwerther, je mehr man bleibt.“

Der Junge gab ihm drauf den Rath:

„Mein lieber alter Herr,
Ihr habt euch nu gemästet sehr
Und habt der alten Batzen viel,
Drum wollt Ihr kehren um den Stil.

Das möchten doch wir Junge leiden,
Die jetzund zehren auf die Kreiden,
Erwarten Glück bei gesundem Leib,
Einen guten Dienst und reiches Weib."

Der Alte wies ihn etwas derb zurück, und der Junge fing nun an „eine andre Pfeife zu ziehen," indem er sich einschmeichelnd, aber immerhin etwas spöttisch bei ihm nach den alten Zeiten erkundigte. Der alte Herr lobte diese alten Zeiten, und die Männer, die damals gewirkt hätten.

„Die sein nun todt, und leben noch,
Nu leben viel und faulen doch.
Ich dank' ihn'n ihrer guten Lehr';
Doch, wie ich kommen bin hieher,
Hab' ich viel anders müssen lernen,
Die Hülsen brechen und die Kernen
Mit bitterm Schweiß herfürgewinnen —
Das werdt Ihr auch einmal noch innen!"...

Als drauf der junge Mann mit seiner Philosophie sich brüstete, gab ihm der Alte den trefflichen Rath, den man auch heute noch manchem geben könnte, er möge sich nur gedulden:

„Bis daß verschwindt der Luft Gebäu,
Bis daß verdaut der Pappenbrei,
Bis daß verraucht des Hirnes Dampf,
Bis daß vertobt der Witze Kampf,
Und nun die Praktik kommt zu Haus,
Die all' Theorie treibet aus."

Und nun läßt sich der Greis auf die Bitte des immer bescheidner werdenden Jünglings endlich darauf ein, ihm zu sagen, was ein Pfarrer alles glauben, wissen, thun, leiden, lassen, fürchten und hinnehmen müsse, wenn er ein rechter Diener Gottes sein wolle.

„Ich hab' gesagt, ein Pfarrer glaubt,
Das kaum ein Mensch bringt in sein Haupt.
Er glaubt ein'n Gott, den niemand acht;
Ein jeder nach sein'm Götzen tracht.
Er glaubt ein'n Himmel, der wird verschmächt;
Ein jeder hier gern ewig zecht.
Er glaubt eine Höll', die niemand fleucht;
Ein jeder die breite Straße zeucht.
Er glaubt ein Gericht, das niemand besorgt;
Ein jeder auf die Rache borgt.

Er glaubt ein'n Lohn, den Niemand will;
Ein jeder will hier Füll' und Füll'.
Er glaubt ein göttlich Regiment;
Ein jeder meint, das Glück sei blind.
Er glaubt ein'n Tod, der Alles scheidt;
Und jeder pocht auf lange Zeit.
So glaubt er, was die Welt verneint,
Und ihren Augen ungereimt;
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren.

Darnach so weiß ein Seelenhirt,
Das die Welt ungern innen wird.
Er weiß, daß großer Herren Pracht
Bei Gott aufs aeußerst' sei veracht.
Er weiß, daß großer Hirten Schlaf
Dem Wolf liefert manch armes Schaf.
Er weiß, daß große Leuteschinder
Verflucht seien auf Kindeskinder.
Er weiß, daß große Federhahnen
Noch kommen in dem Pfuhl zusammen;
Er weiß, daß die groß' Ueppigkeit
Der Welt gereicht zu Schmach und Leid.
Er weiß, daß jedes falsche Herz
Sich selbst noch stärkt zu ew'gem Schmerz.
Das weiß er, will's schon niemand wissen,
Und wird sehr oft darob geschmissen;
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren.

Drittens, so muß ein Pastor thun,
Was jedermann will überstohn.
Er muß die Wahrheit jedem geigen,
Darüber zeigt man ihm die Feigen.
Er muß aufwischen jede Stund':
Darüber man ihm Uebels gunnt.
Er muß in die Pest und Lazareth,
Da mancher weit vorüber geht.
Er muß zum Feur, Galgen und Rad,
Zum Gefängniß und der Lüste Bad*).
Er muß verzweifelt' Buben trösten,
Die Ruchlosen durchs Gesetze rösten.

*) Wörtlich „der H...n Bad."

Er muß jedermann helfen, bitten,
Rathen, warnen, kratzen und beschütten.
Er muß in alle Pfützen treten,
All' Unlust putzen und ausjäten.
Das muß er thun ohn' seinen Dank,
Bis er drob wird alt, krumm und krank.
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren.

Viertens ein Prediger muß leiden,
Da sonst der Thurm zu ist bescheiden.
Er leidt der Leut' Abgötterei,
Aberglaub', Fluchen, Zauberei.
Er leidt Verachtung Gottes Lehr,
Dafür Wollust wird trieben mehr.
Er leid't Ung'horsam und Gespött,
Da mancher Pfaff vor Ohren geht.
Er leidt Zorn, Neid, Rachgier und Grimm,
Zank, Hader, Schelten, Ungestüm.
Er leidt Ehbruch, Unzucht und Schand,
So nur geachtet für Narrentand.
Er leidet groß' und kleine Dieb,
Finanz und was ihm sonst nicht lieb.
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für einen Narren.

Zum fünften muß ein Priester lassen,
Das die Welt liebt ohn' alle Maaßen.
Er läßt dem Hof sein weiches Kleid,
Und bleibt ihm die Kameelhaut bescheid.
Er läßt der Schul' ihre große Witz',
Und übt sich in der Liebe Hitz.
Er läßt der Reichen Silbergeschirr
Und trinkt die Bächlein in der Irr'.
Er läßt der Aufgeblasnen Wind,
Und sich bei Christi Demuth findt;......
Er läßt sein Recht, sein'n Nutz, sein'n Fried,
Und gnügt sich, daß er Christi Glied.
Das alles muß er willig lassen
Und noch dazu sich selber hassen.
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren.

Zum sechsten fürcht ein geistlich Mann,
Das sonst bei andern leicht gethan.
Er fürcht mit Scheu das End' der Welt,
Dafür mancher sein Hauptgut*) zählt.
Er fürcht der Kirchen böse Feind',
Gewalt und Witz, die manches Freund.
Er fürcht der Aergerniß Gefahr,
Darinn sich übt die größte Schaar.
Er fürcht des Glückes gute Wort',
Daß nicht die Seele werd' bethört.
Er fürcht sein's eignen Gwissens Stimm',
Daß es nicht schreie wider ihn.
Er fürcht der bösen Gesellschaft Schein,
Ohne welche mancher nit kann sein.
Er fürcht der hohen Gaben Glanz,
Die sonst auch Guts verblenden ganz.
Das ist sein' Sorg', sein' Furcht, sein' Angst,
Welchs alls die Welt verlacht vorlängst.
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für einen Narren.

Zum siebenten ein Clericus,
Was niemand will, wohl nehmen muß.
Er nimmt wenig, als niemand glaubt:
Denn der thut wohl, der Pfründen beraubt.
Er nimmt das Schlechtst' vom Pfleger sein,
Die schwächste Frucht den saursten Wein.
Er nimmt mit Müh', das saur verdient,
Noch hält man als für Geschenk die Pfründ'.
Er nimmt mit Schmerz von seinen Bauren,
Die ihn bezahlen, wie die Lauren. .....
Er nimmt mit Dank, was ungern geht,
Und bitt einen Dieb um Seinigs stet.
Also muß er im Bettel reisen
Und endlich lassen arme Waisen.
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für einen Narren.

Wie dünkt Euch nun, mein junger Hach?
Ist Euch zur Pfarr nochmal so gach?
Gelüst' Euch noch der Pfarrer Braten?
Oder wollt Ihr der gern entrathen?"

*) Kapital.

„Ich sprach (so fährt die Erzählung fort): o liebster Vater mein,
Eur Red, die gehn ins Herz hinein.
Ich bin erschlagen und erstummt;
Und dank' doch Gott für diese Stund'.
Doch bitt' ich, wollt' mich weiter lehren,
Wo ich mich nun hinaus soll kehren? u. s. w."

worauf dann der Greis Folgendes antwortet:

„Ihr habt gewählt den höchsten Stand,
Der hat mehr Gfahr, denn Meeres Sand.
Und wird durch die Welt stets angerannt,
Darum bedürft Ihr Gottes Hand."

Nachdem ihm dann der Greis noch manches über die Pflichten und Leiden des Geistlichen auseinander gesetzt, giebt sich der Jüngling bescheiden gefangen, legt sein Baret und seinen Magisterring ab und stimmt dem Alten darin bei,

„Daß nit Alles, was schwarz, geistlich ist,
Daß nit All Geistlichs lauter Christ,
Daß nit All Lauters ist gesund,
Daß nit All Gsundes ist fürn Mund."

Hierauf bat mich der ehrlich Mann,
Ich wollt mit ihm zu Hause gahn,
Daselbst ein Süpplein helfen essen,
Das Schwätzen wird sich nit vergessen.
Er muß heimtragen an der Stangen
Den hübschen Vogel, den er gfangen,
Und ihn sein'r alten Mutter bringen,
Die weiß doch auch von diesen Dingen,
Und sagt manchem umsonst den Text — —
Das Haus, da sei da allernächst,
Da er mit seinem Holderstock
Oft spalte manchen dicken Block,
Lieb und Leid williglich gelait,
Manch tiefe Hauswunden geheilt,
Vor manchem Sturmwind sich geduckt,
Vor manchem Unglück sich entzuckt. — —

Also ging ich mit Scham und Freud',
Mein Herz war eng und sich ausbreit,
Mein' Kunst war klein und hört' doch viel,
Mein' Reu war groß, eilt' doch zum Ziel.

Ich wollt' nit, daß ich welsche Land
Dafür hätt' gsehen allesammt:
Denn ein Deutsch Herz, so man das findt,
Ist werther, als viel fremd.
Der sagt, was fehlt, und räth dazu,
Hiemit kommt man mit Gott zur Ruh'.
Was aber nur schwätzt: mum! mum! mum!
Und wirft den Brei im Maul herum,
Das braucht viel Zeit, Geld, Müh' und Sorg,
Daß man im Eitlen gar erworg'." —

Das mühenreiche Leben eines christlichen Predigers, wie es Andreä in diesem Gedichte zum Theil mit Laune schilderte, mußte er später an sich selbst in allem Ernst erfahren. Seine spätere Wirksamkeit fiel in die schauerlichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, mit denen wir uns bisher noch nicht genauer bekannt gemacht haben. Er wurde 1620 Superintendent zu Calw, später Hofprediger zu Stuttgart, und endlich ward ihm nach vielen Kämpfen und Mühsalen in diesen Aemtern die Abtei von Bebenhausen und später die von Adelberg zu Theil. Hören wir ihn in einem Gedichte, in welchem er einen Blick auf seine bisherige Laufbahn zurückwirft, und das einen schönen Gegensatz zu der launigen Darstellung bildet, die wir eben verlassen haben*).

„Mein Kampff ich nun gekämpffet hab',
Mein Lauf hab' ich vollendet,
Mit Freuden fahr' ich nun zu Grab,
Allda all' Müh' sich endet;
Mein Seel' der Ehren Kronen trägt,
Darnach ich sehr gerungen,
Die mir Herr Jesus beigelegt,
Mir ist Gott Lob gelungen.

Sein Wort hab' ich treulich gelehrt,
Von Gsatz und großen Gnaden,
Darbei all Gegenlehr' gewehrt,
Gewarnt vor Seelen Schaden:
Mein Leben hat der Mängel viel,
Darwider ich gestritten,
Die ich dann nicht entschuldgen will,
Thu' umb Verzeihung bitten.

---

*) Es findet sich b. Hoßbach S. 194.

Pracht, Unzucht, Geiz, Leichtfertigkeit
Hab' ich bständig gerüget,
Darumb erlitten manchen Streit,
Bis Gott den Sieg gefüget;
Oftmals war ich darob verhöhnt,
Mit Schwachheit auch beladen;
Dem sei Dank, den sein Gab' gekrönt,
Die Straf' geschenkt aus Gnaden.

Gesegne Gott mein liebe Gmein
Von Frommen und auch Bösen,
Jenen wöll' Gott Belohner sein,
Diese von Sünd erlösen.
Der Reich' bedenke fürders wohl,
Wie treulich er geweiset,
Der Arm' auch nicht vergessen soll,
Wie reichlich er gespeiset.

Gesegne euch Gott, Freund und Feind,
Für Bosheit und das Gute,
Weil beedes Gott so wohl gemeint
Durch Wohlthat und Zuchtruthe.
Im Grab laßt mich nun ruhen fein,
So lang wir sein gescheiden,
Mein Weib und Kind befohlen sein
Hernach, hernach mit Freuden."

Andreä starb in Stuttgart, wohin er im März 1654 als erwählter Landschaftsausschuß sich begeben hatte. Sein Ende erfolgte am 27. Juni eben desselben Jahrs. „Als er seine letzte Stunde herannahen fühlte*), legte er noch einmal seine geistliche Amtskleidung an und empfing gemeinschaftlich mit seiner trauernden Gattin das Mahl des Herrn, worauf, wie er gegen diese und seinen gegenwärtigen Sohn Gottlieb bezeugte, eine unbeschreibliche Ruhe sein Herz erfüllte und jede irdische Sorge verbannte. Als am Tage vor seinem Tode sein treuer College Christoph Zeller ihn besuchte, trug er diesem auf, von seinem Leichenbegängniß alles unnöthige Gepränge zu entfernen, sprach mit größter Freudigkeit von seinem nahen Ende und brach unter anderm in die Worte aus: „Das ist unsre Freude, daß unsre Namen angeschrieben sind im Buche

*) Hoßbach S. 257.

des Lebens." Nach der letzten ruhigen Nacht, als schon Todeskälte die Füße und den Leib durchdrang, dictirte er noch um die Mittagszeit einen Brief an Herzog August von Würtemberg (der ihm sein schweres Leben mit der ächten Huld eines christlichen Fürsten versüßt hatte) *) und ergriff die Feder, um zum letzten Mal seinen Namen zu schreiben; aber nur zwei Buchstaben konnte er vollenden. Noch besuchten ihn Herzog Eberhards Schwester, Anna Johanna, und sieben Geistliche. Als diese, weil es den Anschein hatte, als wolle er ruhen, sich auf einige Zeit entfernten, bemerkte sein Sohn, daß der entscheidende Augenblick nahe sei. Auf dessen Gebet: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf! in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, Herr, du getreuer Gott!" hob der Sterbende noch einmal das Haupt aus dem Bette empor, schaute mit hellem Auge nach oben und schlug einigemal die Hände zusammen; darauf sprach er seiner lieben Hausfrau die zwölf Artikel des christlichen Glaubens mit schwerer Zunge, jedoch laut und vernehmlich nach, und als unterdessen die sieben Geistlichen, um den Ausgang eines so merkwürdigen Lebens zu sehen, auch wieder eingetreten waren, so entschlummerte er unter dem frommen, vereinigten Gebet aller Umstehenden sanft und selig zu ewiger Ruhe."

„So war," sagt sein würdiger Biograph, Hoßbach, „das Leben und der Tod des Mannes, der während einer der traurigsten Perioden unsrer Geschichte, in der Dürre des wissenschaftlichen und kirchlichen, in dem Unglück des öffentlichen Lebens der Träger und Bewahrer des noch vorhandenen Geistes und der immer rüstige Beweger aller erschlafften Kräfte wurde, der seiner Zeit vorleuchtete als eine seltene und wohlthätige Erscheinung, in der Alles vereinigt war, was ein menschliches und christliches Leben ziert, und der, von seinen Zeitgenossen verkannt oder gehaßt, von der Nachwelt kaum gekannt oder vergessen, vor vielen andern es werth ist, aus dem Dunkel der Vergangenheit wieder hervorgezogen und besonders allen denen als Muster aufgestellt zu werden, die in

---

*) „Mein August allein — so schrieb er früher schon — ist mir noch übrig, von ihm kommt Linderung und Erleichterung meiner Leiden." Hoßbach S. 235. vgl. auch S. 236.

Glauben und Liebe sich dem großen Berufe hingegeben haben, das Werk Christi und seiner Kirche zu fördern."

Es sei mir gestattet, ehe wir zu Anderm übergehen, Ihnen noch einiges Wenige aus dem Geistesvorrath dieses Mannes mitzutheilen.

Wir haben vorhin das Bild eines Predigers und Seelsorgers, von seiner Hand gezeichnet, betrachtet mitten unter den Mühseligkeiten eines schweren und vielgeschäftigen Amtes. Wir wollen jetzt noch das Bild des Theologen daneben stellen, wie er, der Welt und ihrem Treiben schon halb entrückt, in der höhern Sphäre einer frommen Beschaulichkeit weilt, und von da herab, der scheidenden Sonne gleich, den Segen spendet auf die wogenden Saatfluren des angebauten Feldes der Kirche. „Ich wurde," so erzählt Andreä in seiner allegorischen Schrift von der christlichen Republik *), „zu dem Presbyter der Stadt geführt, nicht zu einem römischen Papst, sondern zu einem christlichen. Er war ein Mann von ehrwürdigem Alter, aus dessen Antlitz etwas Göttliches hervorleuchtete. Niemand ist kundiger des heiligen Wortes, niemand hat es mehr innerlich erfahren. Als er zu mir redete mit einer anmuthigen Lebendigkeit, erkannte ich den Gesandten und Boten Gottes; so ganz und gar nichts Irdisches hatte er an sich. Ich wollte nach unsrer Weise den Mann durch Titel ehren; aber er litt es nicht, weil er die Thorheiten der Welt verabscheut, und sagte: er sei geehrt genug, wenn ich ihn für einen Knecht Gottes und für meinen Vater hielte. Sie sagen, er werde oft von Gott begeistert und spreche dann Ueberschwengliches aus, aber mit größter Ehrerbietung vor dem göttlichen Geist. Nur einmal in der Woche und zwar am Sonntage redet er zu dem Volk, und unterweiset es in göttlichen Dingen; nie wird er gehört ohne innere Bewegung des Gemüths. Für Schande würde er es achten, andere zu etwas zu ermahnen, was er selbst nicht früher gethan hat, so daß er, wenn er in der Versammlung steht, auch schweigend redet. Seine ganze Zeit verwendet er auf heilige Betrachtungen und Uebungen, vorzüglich aber auf die Förderung des christlichen Lebens, und er sucht kein anderes Vergnügen als die himm-

*) Bei Hoßbach S. 273.

lische Speise. Als er mich segnete, empfand ich in mir eine heilige Glut, die mein ganzes Gemüth durchströmte. O! die wahre Gottesgelahrtheit ist wirksamer, als alle Predigten der Fleischlichgesinnten. Ich erröthete, als ich an den Ehrgeiz, an die Habsucht, an den Neid, an die Trunkenheit so mancher dachte, die den geistlichen Stand schänden. Man sollte glauben, sie glaubten nicht, wovon sie andere überreden wollen, ob sie gleich das Ueberreden gelernt haben. Mir mögen sie es nicht verdenken, daß dieser Geistliche mich entzückt hat, ein Mann von feurigem Geist, von kalter Sinnlichkeit, ein Freund des Himmels, ein Verächter der Erde, rasch zum Werke, fern von Geschwätzigkeit, trunken in Gott, den Lüsten abhold, wachend für seine Heerde, schlafend für sich, der erste an Verdienst, der letzte an Ruhm."

Der Gedanke, die Christenheit unter dem Bild einer Stadt darzustellen, scheint unserm Andreä ein Lieblingsgedanke gewesen zu sein. Nicht nur in der eben genannten Schrift von der christlichen Republik, sondern auch noch in einem episch-allegorischen Gedichte führt er diesen Gedanken mit apokalyptischen Farben durch. Das Gedicht heißt die Christenburg und ist erst neulich von dem sinnigen Kunstforscher und Dichter Grüneisen zum erstenmal herausgegeben worden. Rücksichtlich des Geschmackes läßt sich zwar manches an dieser Dichtung aussetzen, namentlich die zu weit getriebene Allegorie und das häufige Einmengen künstlich ersonnener, lateinischer Eigennamen. Der leitende Gedanke selbst aber, der durch das Ganze hindurchgeht, hängt so genau mit der reformatorischen Tendenz des Mannes zusammen, daß ein Ueberblick darüber dazu dienen dürfte, uns noch einmal die Kämpfe der Kirche zu vergegenwärtigen, die er zum Theil selbst mit erlebt und durchgemacht hat, und mit deren Geschichte wir uns beschäftigt haben.

Der Schauplatz, auf den der Dichter uns versetzt, ist eine Insel im Weltmeer, auf die sich bei der überhandnehmenden Bosheit alle Guten und Frommen geflüchtet haben. Die Königin, die da herrschend gedacht wird, heißt Ecclesia und ist die erwählte Braut Gottes. Erst hatte sie nur in Hirtenhütten, dann unter dem Tabernakel, und endlich in einem prachtvollen Tempel ihren Sitz, bis endlich der Bräutigam nahte und ihr eine neue Stätte

bereitete, zu der er die besten Baumeister, Petrum, Paulum u. a. m. verordnete.

„Daneben Wächter, früh und spät,
Daß der Bau seine Sichrung hätt'.
Also ward es ein festes Nest,
Da Mauer und Wall thäten das Best',
Da Wacht und Wehr bestellet wohl,
Da jeder thät, was er thun soll,
Da Proviant und Speis zur G'nüg',
Da alles bereit zu Fried und Krieg.
Die Stadt, nun Christenburg genannt,
War nunmehr weit und breit bekannt,
Darum sie auch von manchem Stand
Aufs Feindlichst' wurde angerannt.
Ihr thät Gewalt groß Ueberdrang,
Noch viel mehr macht ihr List sehr bang,
Darüber mancher Thurm gefällt,
Manch' festes Bollwerk ward zerschellt,
Manch tiefer Graben wurd erschütt.
Solchs alles ward ergänzet nit;
Denn nach und nach die Wacht und Hut
Der Bürger weniger thät gut;
Suchten dafür gute Gemach',
Damit verfiel manch gutes Dach,
Und schlichen ein untreue Leut',
Dadurch die Stadt kam gar in d' Beut' u. s. w."

Als nun so durch die Sorglosigkeit der Bürger die Christenheit in Verfall gerathen war, beschloß der Baumeister ein neues Castell Lautterеck (Luthersеck?) zu errichten, was mancher zwar zu verhindern suchte.

„Doch was Gott will, läßt sich nicht ändern,
Wiewohl es kostet manchen Mann;
Denn Gott wollt' selbst die Ehre han,
Daß er mit schwachem Zeug mehr thu',
Als aller Menschen groß Unruh'."

Doch gar zu bald zeigte sich in dem neuen Castell der alte Uebelstand wieder. Mancher der Wächter suchte nur, wie er sich mäste; der Name Luthereck gab einen Vorwand zu manch ungezogenem Leben, die Steine, zum Bethaus bestimmt, wurden zum Tanzhaus verwendet, und so durch die eigene Besatzung das Werk

geschändet, auf das der Herr allen Fleiß verwandt hatte. Als der Antichrist dieses erfuhr, rüstete er sich zum Kriege wider Lautereck. Er übertrug drei seiner Vasallen die Belagerung des Castells; Tyrannus hieß der eine, Hypocrita der zweite, Sophista der dritte. Die Besatzung in der Christenburg verachtete aber den Feind, und meinte,

— „es hätt' nit große Noth,
Weil sie zuvorderst hätten Gott,
Ein gut Gewissen, gute Sach',
Ein' feste Burg und sichres Dach,
Auch baares Geld und täglich Brot,
Ein' frische Mannschaft, Kraut und Loth, u. s. w.“

Im Gefühl dieser falschen Sicherheit machten sie zwar Anstalten zur Gegenwehr, aber sehr ungeschickte. Die Führer, denen sie die Vertheidigung übertrugen, waren allesammt nicht viel werth, wie schon die allegorischen Namen, Securus, Stupidus u. s. w., die ihnen der Dichter giebt, anzeigen. Gott aber, der vom Himmel herab sah auf dieses Treiben, hatte ein großes Mißfallen dran, und ließ die Christenburger in der Schlacht mit dem Antichrist eine große Niederlage erleiden. Jetzt trat eine große Verzagtheit und Niedergeschlagenheit an die Stelle des frühern Trotzes. Unterdessen sammelte der Antichrist neue Hülfstruppen und beschloß noch einmal die Stadt zu berennen, und schon entfiel einigen der Belagerten so sehr der Muth, daß sie sich bereit zeigten, dem Feind die Thore zu öffnen. In dieser allgemeinen Verlegenheit trat ein alter Mann, Reformator genannt, unter die entmuthigten Christenburger,

„Und sprach getrost zum zagen Haufen,
Das sei ferne von unsers Gleichen,
Daß wir von unserm Gott abweichen;
Das sei ferne von unserm Gott,
Daß er uns laß in solcher Noth;
Das sei ferne, daß wir thun fliehen,
Wo Gott und Mensch zusammen ziehen.
So laßt uns nun zu Gott umkehren,
So wird er uns gewiß erhören u. s. w.“

„Er hatt' die Wort' kaum ausgeredt,
Alsbald sich Gottes Geiste regt.

Der gab neu Herz, neu Muth und Blut,
Daß sie die Wort' nahmen für gut,
Und schrieen all' mit lauter Stimm':
Ach, Herr, von uns das Böse nimm,
Und gieb neu Sinn, neu' Art, neu Werk,
Neu Glauben, Lieb', Hoffnung und Stärk',
Neu' Zucht, Ordnung und Disciplin,
Den Geist vermehr', das Fleisch bezähm',
Daß wir in deiner Stadt verbleiben,
Den Feind mit Ehren zurück treiben.
So wollen wir je mehr und mehr
Deinem Namen geben Lob' und Ehr,
Daß du allein uns habst errett,
Da Menschenkraft sich nimmer regt."

Ueber diesen Entschluß seiner Mitbürger hat der Greis eine hohe Freude; er fällt mit ihnen auf die Kniee und ruft Gott um Kraft zum Kampfe an, worauf er dann noch eine etwas ausführliche Auseinandersetzung des christlichen Glaubens und der christlichen Pflichten folgen läßt. Bloß einer, Namens Witzbold, unternahm es, das Volk gegen des Greisen weise Rathschläge aufzuhetzen und es in die alte Sicherheit einzuwiegen. Er sprach:

„Liebe Leut', was will das werden?
Wollen wir gar umkehren die Erden?
Ist denn der Greis allein gescheut,
Waren nicht vor ihm auch weise Leut'?
Wie darf er denn all' sein' Vorfahren
Halten für pur lautere Narren?
Ihm gefällt kein Kirch', kein Hof, kein Schul',
Und wirft sie all' in einen Pfuhl ......
Wer sollte aber von dem Gecken
Sich also bald lassen erschrecken,
Und nicht vielmehr die Weise halten,
So hergebracht von unsern Alten,
Wie uns auch die Vernunft bericht,
Und nicht bringt solche los' Gedicht'
Von Armuth und Gelassenheit,
Von Contempliern und innern Freud',
Von Christi Nachfolg' und den Dingen,
Die wir auf Erden nimmer vollbringen?
Wir haben ja mit gutem Fug
Der Regiments-Regeln genug;

So ist der Lehr' Confession
Gefasset in ein Corpus schon;
Auch sein die Künste hochgeführt,
Daß billig diese Zeit florirt."

Der Greis erwiedert jedoch auf diese Einwendungen Witzbolds und der ihm beistimmenden Maulchristen mit aller Würde, und eine schöne, fromme Stimmung, eine wahrhaft christliche Begeisterung theilt sich der ganzen Besatzung mit. Nun eilt auch Gottes Hülfe selbst zum Entsatz herbei. Die Christenburg entzieht sich durch einen dichten Nebel den Blicken der siegestrunkenen Feinde. Diese gerathen darüber in Verwirrung und richten unter sich selbst ein furchtbares Blutbad an.

„Was dem Meer zulief, mußt' ertrinken,
Was in die Schiff' eilt', mußt' versinken,
Was auf der Erd', zerstreut' der Wind,
Auch fraß das Feuer viel Haufen gschwind,
Wild Thier, Raubvögel und Wallfisch
Fraßen auch Gottes Feinde frisch,
Und war dergleichen nie geschehn,
Kein's Menschen Auge hat's gesehn. .....
Da sah man manche stolze Rott'
Zittern und zagen vor dem Tod,
Da sah man eilen, fliehen, laufen,
Herzschlagen, Handaufheben, Raufen,
Und was mehr g'schieht in höchster Noth,
Wann Hülf', Rath, Kraft und Seel' ausgoht.
O Gott, du starker Kriegesheld,
Wie bald kannst du behalten das Feld."

Aber auch in der Christenburg war noch immer große Noth, denn die Bewohner wußten nicht, wie Gott väterlich für sie gesorgt hatte. Ein Fasten ward angestellt, und selbst das Angstgebrüll der Thiere sollte den Himmel zum Mitleiden bewegen. Endlich senkte sich die Wolke wieder, und erstaunt sahen die Belagerten die Zerstörung der Feinde, die nicht durch ihre, sondern durch Gottes wunderbare Macht geschehen war. Ein Danklied der Gemeinde, wozu der Dichter Luthers „veste Burg" als Grundton benutzte, macht den Schluß.

„Ein großer Herr ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,

Er sah uns an in unsrer Noth,
Die uns in Eil' getroffen.
Die alte, schnöde Welt,
Gar sauer sie sich stellt,
Mit Gewalt, Schein und Geschwätz
Uns stellet Strick und Netz,
Vermeint uns zu bezwingen.

Mit unsrer Wehr war's nicht gethan,
Wir haben viel verloren,
Weil wir nicht suchten unsern Mann,
Den Gott hat selbst erkoren;
Fragst du, wer der ist?
Er heißet Jesus Christ,
Das Haupt seiner Gemein,
Der er giebt Kraft und Schein,
Wann sie sein' Regel haltet.

Da nun die Welt voll Teufel war
Und wollten uns verschlingen,
Da stund Christus bei seiner Schaar
Und ließ ihr wohl gelingen.
Der groß' Antichrist
Mit Macht, Wahn und List,
Empfing da sein Gericht,
Wie Gottes Wort verspricht,
Sein Schwert thät ihn bald fällen.

Das muß er ihm Gott lassen thun,
Und groß Spott dazu haben;
Lob sei Gott Vater und dem Sohn,
Darzu des Geistes Gaben,
Der unser Seel' und Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib
Gefreit vor sei'm Grimm,
Und uns bescheert den G'winn,
Daß uns das Reich soll bleiben.

Also hat dieser Krieg ein End',
Dabei man dann kürzlich erkennt,
Wie schrecklich groß des Teufels Macht,
Deß doch die Sicherheit nicht acht;
Wie g'fährlich krieg' die Christenheit,
Wann sie nicht Christum an der Seit';

Wie nöthig sei ein' rechte Reu',
Daß man das Christenthum erneu';
Wie mächtig sei das göttlich Schwert,
Wann er's wider seine Feinde kehrt.
Gott geb', daß wir es recht empfinden,
Und uns zu ihm von Herzen wenden.
So wird er gwißlich bei uns stahn,
Wohlan, ich hab' das mein' gethan.
Deo gloria."

Achtzehnte Vorlesung.

Franz Baco von Verulam. Johann Kepler und der Kalenderstreit nebst andern protestantisch dogmatischen Cruditäten. Hugo Grotius.

Wenn es zu den charakteristischen Merkmalen der protestantischen Kirche gehört, daß ihr Wohl und Wehe, ihre Fortschritte und ihre Hemmungen nicht allein von dem geistlichen Stande, als einer bevorzugten Priesterkaste, abhangen, sondern daß vielmehr die Aufgabe der zu bewahrenden und zu erringenden Geistesfreiheit eine gemeinsame ist, an der jeder nach der Gabe theilnehmen soll, die er empfangen hat, so können wir bei unsrer nunmehrigen Betrachtung auch die Männer nicht übersehen, die, ohne Theologen von Fach zu sein, vielmehr in andern Kreisen des Wissens und des Wirkens sich bewegend, dennoch auf den Gang der Entwicklung unseres kirchlichen und religiösen Lebens einen entschiedenen Einfluß geübt haben. Wie der Zeit der Reformation eine Epoche voranging, die man gewöhnlich als die Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften bezeichnet, so regte sich auch wieder gegen Ende des 16. und noch mehr zu Anfang des 17. Jahrhunderts, zum Theil mitten unter den Kriegsstürmen, welche Europa durchzogen, ein ähnliches Streben, den Geist aus den Fesseln eines todten Formalismus zu befreien und in die Nacht der Barbarei das Licht einer unparteiischen Forschung zu bringen.

Drei Männer aus verschiedenen Völkern, von verschiedenen Berufskreisen und von verschiedenen protestantischen Bekenntnissen sind es, die wir als Restauratoren der Wissenschaften herausheben und den Reformatoren unsrer Periode an die Seite stellen werden: der englische Kanzler Franz Baco, der deutsch-lutherische Astronom Joh. Kepler und der arminianische Niederländer Hugo Grotius. Mit diesen drei vorzüglichen Männern wollen wir uns in dieser Stunde beschäftigen, so weit es die Kürze der Zeit erlaubt. Möge ihnen die Aufmerksamkeit zu Theil werden, die sie verdienen.

Franz Baco, der Sohn des Kanzlers Nicolaus Baco, wurde den 22. Januar 1561 *) in der Nähe von London geboren. Er gehörte zu den Kindern, deren Geistesgaben sich früh auf eine glänzende Weise entwickeln. Davon legte er als Knabe eine Probe ab in Gegenwart der Königin Elisabeth. Als ihn diese Fürstin einst nach seinem Alter fragte, antwortete er sogleich: „Ich bin zwei Jahre jünger, als die glückliche Regierung Ew. Maj." Die Königin nahm diese Antwort günstig auf und nannte hinfort den jungen Baco ihren kleinen Siegelbewahrer. Im 13. Jahre bezog Baco die Universität Cambridge, und schon drei Jahre nachher trat er als Schriftsteller auf, indem er die blinde Anhänglichkeit an Aristoteles bekämpfte, die auch im Zeitalter nach der Reformation unter den protestantischen Gelehrten wieder überhand genommen hatte. Die eitle Disputirsucht, wie sie unter den Philosophen, wie unter den Theologen seines Zeitalters herrschte, war seinem auf das Wesen der Dinge gerichteten Geiste in hohem Grade zuwider, und nicht mit Unrecht verglich er diese unermüdeten Streiter den alten Athleten, die sich den nützlichen Arbeiten entzogen, um den Körper desto leichter den überflüssigen Anstrengungen hinzugeben.

Mit seltnen Kenntnissen ausgerüstet verließ Bacon die Schule von Cambridge und begab sich im Geleite des englischen Gesandten Sir Amyas Pawlet nach Paris. Dieser setzte ein solches Zutrauen in den jungen Mann, daß er ihn zu Bestellung wichtiger Aufträge an die Königin nach England sandte, welcher Aufträge

*) Ueber das Chronologische siehe die Anm. bei Vauzelles, histoire de la vie et des ouvrages de François Bacon. Paris 833. Tom. I. p. 5. Unsre Erzählung schließt sich größtentheils an dieses Werk an, so wie auch an Mallet the life of Francis Bacon. London 1740. 8.

er sich aufs Geschickteste zu entledigen wußte. Nun machte er mehrere Reisen in Frankreich, beobachtete die Sitten und Gebräuche des Landes bis ins Einzelnste*) und kehrte mit vielen Erfahrungen bereichert nach dem Tode seines Vaters nach England zurück, nachdem er bereits in einem Werke über den damaligen Zustand Europa's die Frucht seiner eignen Beobachtungen und seiner vielfachen Studien niedergelegt hatte.

Mit seinem 28. Jahre sehen wir Bacon die gefährliche Laufbahn eines englischen Staatsmanns betreten, in einer Zeit, die durch die Reibungen politischer und kirchlicher Parteien sich vor andern auszeichnete. Leider bewahrte Bacon während dieser Laufbahn nicht immer den Charakter des großen und weisen Mannes, am wenigsten den Charakter eines durch das Christenthum geläuterten und veredelten Gottesmenschen. Große Schwächen ließ er sich in seinem Benehmen zu Schulden kommen, unter denen die der Schmeichelei, des Undanks und der Bestechlichkeit nicht die geringsten sind, wenn man anders solche Hauptgebrechen des Charakters als bloße Schwächen darf gelten lassen. Es muß uns um so mehr schmerzen, daß ein Mann, der sich durch seine glänzenden Gaben von selbst empfahl, zu den niedrigsten Schmeicheleien seine Zuflucht nahm, um die Gunst der Königin Elisabeth zu erwerben. Rühmte er doch an der bereits 53jährigen Regentin in einer Lobschrift, die er auf sie verfaßte, daß auf ihrem Angesichte die rothen und weißen Rosen in freundlicher Mischung sich begegneten, womit er zugleich auf den Kampf der Häuser York und Lankaster anspielte **). Ob bestochen durch diese Schmeicheleien oder ob in Erwägung seiner wirklichen Verdienste Elisabeth sich bewegen ließ, ihn zu ihrem außerordentlichen Rathe zu ernennen, wollen wir nicht entscheiden. Genug, er erfreute sich ihrer Gunst, zog sich aber bald durch sein zweideutiges Benehmen in den damals herrschenden Streitigkeiten der Großen den lauten Tadel, ja den offenen Haß der Nation zu. Zwischen dem Staatsminister Robert Cecil und dem Grafen Essex herrschten große Zerwürfnisse. Bacon nahm erst die Partei

*) Sogar die Art, wie der Rahm (die Sahne) in der Gegend von Blois bereitet wird, entging seiner Aufmerksamkeit nicht. Siehe Vauzelles S. 13. Anm.

**) Vauzelles I. S. 21.

des letztern und wurde von ihm mit Wohlthaten überhäuft. Plötzlich aber verließ er seinen Gönner, als dieser in Ungnade gefallen war, und zog sich nicht nur feige von ihm zurück, sondern hatte sogar die Stirn, unberufen als Ankläger gegen seinen Wohlthäter aufzutreten und dessen Sturz zu befördern, der mit der Hinrichtung des Grafen endete. Mit dieser schwarzen That verdunkelte Baco seinen Ruhm, den er sich mitten unter den Staatsgeschäften durch außerordentliche wissenschaftliche Leistungen erworben hatte, er war der allgemeinen Verachtung preis gegeben und mit nichts konnte er mehr den häßlichen Flecken auslöschen. Ein abermaliger Beweis, wie die Wissenschaft allein es nicht vermag, den Menschen zu adeln, wenn nicht die Gesinnung ihn adelt, die allein den Werth des Menschen bestimmt. Hier war die Stimme des Volkes eine richtige und das Urtheil, das sie fällte, ein gerechtes. Bacon hatte viele Mühe, das verloren gegangene Zutrauen einigermaßen wieder zu gewinnen. Zu dem sittlichen Bankerot, den er gemacht, kamen auch noch die eigenen finanziellen Zerrüttungen, so daß er zweimal wegen Schulden verhaftet wurde. Unter Jacob I. schien ihm jedoch wieder ein günstigerer Stern leuchten zu wollen. Dieser Fürst, der sich das Ansehn eines Beschützers der Wissenschaften gab, zog ihn bei mehrern Anlässen hervor, erhob ihn in den Adelstand, verbesserte ihm seine Einkünfte und machte ihn endlich im Jahr 1619 zum Großkanzler von England mit dem Titel eines Barons von Verulam, wozu noch im folgenden Jahr der Titel eines Viscount von St. Alban kam. Aber auch in diesen hohen Stellen wußte sich Bacon nicht in der Gunst des Volkes zu halten. Er wurde von der Pairskammer angeklagt, von Bestechungen getrieben das Staatssiegel zu willkürlicher Vertheilung von Aemtern und Privilegien mißbraucht zu haben, und leider! konnte der Angeklagte sich nicht von den gemachten Beschuldigungen rein waschen, sondern sah sich zu dem schimpflichen Schritte genöthigt, die Gnade seiner Richter anzuflehn. Bacon wurde zu einer Geldstrafe von 40000 Pf. und zur Einsperrung in den Tower verurtheilt; die Gnade des Königs sprach ihn jedoch von der erstern frei, und bald durfte er auch wieder das Gefängniß verlassen. Er lebte von da an im Privatstande und starb bald darauf im Jahr 1626. Mit stolzem Selbst-

gefühl verordnete er unter anderm in seinem Testamente: „Meinen Namen und mein Gedächtniß hinterlasse ich den fremden Nationen und meinen eignen Landsleuten, nachdem einige Zeit verflossen sein wird.“ Wenn wir das Leben dieses Mannes mit dem Leben derer vergleichen, die im Dienste der Wahrheit und der Gerechtigkeit sich die Ungunst der Menschen, ja nicht selten Gefängniß und Tod zugezogen haben, so macht er uns freilich nicht den Eindruck eines christlichen Märtyrers. Die Verfolgungen, die ihn trafen, waren mehr oder weniger selbstverschuldet, und so kann auch das, was er als Reformator gewirkt hat, nicht auf jene volle Anerkennung Anspruch machen, die wir den unerschütterlichen Glaubenshelden zollen. Bei allen Mängeln seines Charakters jedoch, die in den schwierigen Verwicklungen, in welche Baco's Leben fiel, immerhin einige Entschuldigung finden mögen, verdient derselbe dennoch an die Spitze derer gestellt zu werden, die, wenn auch nicht durch die Macht des Beispiels, doch durch die Macht des Gedankens und der Wissenschaft auf Kirche und Schule einen heilsamen Einfluß geübt haben. Das ganze große Gebiet des menschlichen Wissens unterwarf Baco einer neuen Durchsicht und Prüfung. Mit einer bewundernswürdigen Kraft und Selbstständigkeit, die wir ihm gar zu gerne auch im Sittlichen gewünscht hätten, erhob er sich über die Vorurtheile seiner Zeit, und mitten unter den politischen Stürmen, von denen er umhergeworfen wurde, erging er sich, ein zweiter Cicero, unablässig in den weiten Gebieten der Wissenschaft. Baco hatte einen viel umfassenden Geist. Das unermeßliche Gebiet der Natur stand eben so offen vor seinen Blicken, als das Gebiet der Geschichte, der Philosophie, der Staatsweisheit und der Theologie. So kannte er die technischen Ausdrücke jeder Wissenschaft bis ins Einzelnste, und mit dem Jäger konnte er von Falken und Hunden eben so gründlich sprechen, als mit den Aerzten über die Anatomie und mit den Staatsmännern über Politik *). Aber an dem bloßen Vielwissen ließ er sich nicht genügen; sondern gab auch dem wahren Gedanken stets den schönsten Ausdruck und die geeignetste Form. Beides, Erfahrung und Speculation suchte er auf eine lebendige Weise zu verbinden,

*) Vauzelles S. 200.

während die meisten der übrigen entweder nur mit dem rohen Stoff der gesammelten Kenntnisse sich begnügten, oder mit bloßen Schattenbildern von selbstgeschaffnen Ideen sich und andere abquälten. Die erstern (die sogenannten Empiriker) verglich er den Ameisen, die nur aufhäufen, ohne das Gesammelte in eine höhere Ordnung zu bringen, die letztern (die Idealisten) den Spinnen, dieweil sie die Ideen bloß aus ihrem Hirn spinnen, wie die Spinne die Fäden aus ihrem Leibe. Dem wahren Philosophen aber verglich er die Biene, welche zwar emsig den Stoff sammelt, aber ihn auch sinnig und künstlerisch verarbeitet *).

Baco bildete, namentlich in Beziehung auf die Naturwissenschaften, einen heilsamen Gegensatz sowohl zu den Scholastikern als zu den Mystikern. Wenn die erstern das Studium der Natur gänzlich vernachlässigten und eine hohle Metaphysik in die Luft hinein bauten, der es an jeder sichern Grundlage fehlte, die letztern aber ihre Phantasiegebilde an die Stelle der wahren Naturerscheinungen setzten, so schlug Baco den richtigen Weg der Beobachtung ein, und suchte alle voreiligen Schlüsse, alles bloße Spiel mit Begriffen, alle Hypothesen wo möglich fern zu halten. Er war daher ein entschiedner Gegner des alchymistischen und astrologischen Unwesens seiner Zeit, während er als ein besonnener Denker hinwiederum nicht wagte über den Zusammenhang des Seelenlebens mit der Natur ein von vorneherein absprechendes und verneinendes Urtheil zu fällen. „Alles," sagte er, „was man von der Macht der Einbildungskraft und dem geheimen Grundtrieb der Natur (von der Wirkung der Sympathie u. s. w.) erzählt, scheint mir so ungewiß, daß man sich hüten muß, positive Folgerungen daraus zu ziehen, ehe man die strengsten Prüfungen darüber angestellt hat."

Ein solches besonnenes Innehalten (Suspendiren) des Urtheils charakterisirt hinlänglich die Denkweise eines Mannes, der dazu berufen schien, dem forschenden Geiste eine neue Richtung zu geben. So natürlich uns jetzt dieses ruhig beobachtende Verfahren erscheint, so neu war es den Zeitgenossen Baco's, und so nüchtern mußte es sich den Anmaßungen eines Paracelsus und Fludd gegenüber

*) Apophthegm. 19. Vauzelles II. S. 198. 199.

ausnehmen, welche bereits den Stein der Weisen gefunden zu haben sich rühmten, und aufs Gerathewohl zufuhren.

Aber nicht allein die Naturwissenschaften unterwarf Baco einer neuen Prüfung; das Gesammtgebiet der menschlichen Erkenntniß wollte er in eine neue Ordnung bringen, den Zusammenhang der Wissenschaften untereinander fester begründen, und durchgehends Erfahrung und Beobachtung an die Spitze der wissenschaftlichen Untersuchung gestellt wissen. Seine eigenthümlichen Ansichten hierüber legte er in seinem neuen Organon an den Tag. Wie weit Baco hierin das Richtige getroffen, ist unseres Orts nicht zu entscheiden; so viel dürfte indessen immer zugegeben werden, daß sein Grundsatz doch zunächst auf die Naturwissenschaften berechnet war, weniger auf die Gebiete, die über die sinnliche Erfahrung hinausliegen; daher auch bei dieser reinen Verstandesmethode die Einwirkung seiner Philosophie auf die Theologie nur von untergeordnetem Belange sein konnte. Bekannt ist zwar sein schöner Ausspruch, den er über das Verhältniß der Philosophie zum Glauben gethan hat: daß nämlich eine leicht oben abgeschöpfte Philosophie von Gott ableite, eine tiefere aber zu ihm zurückführe. So wahr indessen dieser Grundsatz an sich ist, so ließe sich doch fragen, ob die Art des Philosophirens, wie Baco sie übte, dazu dienen konnte, die Natur der göttlichen Dinge in ihrer tiefern Wurzel zu erfassen. Baco's Philosophie ist allerdings reich an praktisch moralischen Wahrheiten, und in sofern auch christlich, als sie den Verhältnissen des christlichen Staates und der christlichen Sitte angemessen ist *). Ja weit entfernt, auch im Dogmatischen mit dem Christenthum in irgend einen Gegensatz zu treten, schloß sich Baco überall gewissenhaft an die heilige Schrift an, deren Aussprüche er so sehr als höchste Autorität erkannte, daß er sie auch auf weltliche Wissenschaften angewandt wissen wollte. Noch mehr, er war nicht nur bibelgläubig, im strengsten Sinne des Wortes, er war auch ein entschiedner Bekenner der neununddreißig Artikel seiner Kirche. Grade aber diese äußere Rechtgläubigkeit, die mit seiner ganzen positiven Richtung

*) Vgl. Herders Adrastrea (sämmtliche Werke zur Phil. und Gesch. Bd. X.) u. Baco's Essays moral, economical and political. Lond. 1801.

zusammenhing, hat etwas Trockenes, und läßt uns vermuthen, daß er sich seine christliche Ueberzeugung mehr durch Combination des Verstandes, durch wirkliche oder vermeintliche Vernunftschlüsse angeeignet, als daß er dieselbe innerlich in sich verarbeitet hatte. Jene Durchdringung des Mystischen und des Wissenschaftlichen, wie wir sie z. B. unlängst bei dem deutschen Valentin Andreä gefunden haben, und wie sie überhaupt dem bessern deutschen Volkscharakter eigenthümlich ist, finden wir bei dem kältern Engländer nicht, der uns auch in seiner Christlichkeit eher an Cicero und Seneca, als an Paulus und Johannes erinnert. Wir wollen damit nicht sagen, daß es Baco an religiösem Sinn und Gefühl gefehlt habe; nur scheint das tiefer Gemüthliche bei ihm in keinem nothwendigen Zusammenhang mit seiner theologischen Denkweise gestanden zu haben; sondern es ging, wenn ich mich so ausdrücken darf, mehr neben der Reflexion des Verstandes her, als daß diese wesentlich darauf geruht hätte. Dem sei übrigens wie ihm wolle, so verdient Baco doch mit Recht den Namen eines christlichen Philosophen, und auch bei allen sittlichen Fehlern des Mannes muß uns seine Gesinnung darin ehrwürdig sein, daß er die Religion allem obenanstellte, und von ihr allein die höhere Weihe des wissenschaftlichen Lebens und das Heil der Staaten erwartete. In dieser Beziehung dürfte es nicht uninteressant sein, das Gebet kennen zu lernen, womit er seine schriftstellerischen Arbeiten zu beginnen pflegte *).

„Vater aller Dinge, der du mit dem sichtbaren Lichte deine Schöpfung begonnen und mit dem geistigen Lichte sie beschlossen, dessen Funken du dem Angesicht des Menschen eingehaucht hast, schütze und leite dieses Werk. In deiner Güte hat es seinen Anfang, deine Ehre ist sein Ende. Als du auf die Geschöpfe blicktest, die aus deinen Händen hervorgegangen waren, da erkanntest du, daß sie alle gut und vollkommen seien, und in der Befriedigung, die dein Werk dir verursachte, ruhetest du von demselben aus.

*) Writers prayer; Bacons Works T. III. p. 128. Da die englische Ausg. der Werke Baco's mir nicht zur Hand ist, und in der lateinischen (Amsterdamer) sich das Gebet nicht vorfindet, so bin ich genöthigt, mich an die französische Uebersetzung von Vauzelles zu halten. Bd. I. S. 108.

Aber als der Mensch sich wandte, seine eignen Werke zu schauen, da erblickte er nur Qual und Eitelkeit, und konnte die Ruhe nicht finden in ihnen. O so verleih uns denn, daß, weil die Betrachtung deiner Geschöpfe den Gegenstand unsrer Mühen und Arbeiten ausmacht, wir auch Theil haben mögen an deiner Befriedigung und deiner Ruhe. Nähre und erhalte in uns (wir flehen dich demüthig drum) den Sinn für solche Betrachtung, und habe dein Wohlgefallen dran, einen neuen Lichtstrom der Erkenntniß über die große Familie des Menschengeschlechtes zu ergießen durch uns sowohl, als durch die, denen du ähnliche Gefühle und Triebe einhauchen wirst. Das bitten wir von deiner ewigen Liebe durch unsern Herrn Jesum, deinen Gesalbten und unsern Gott."

Es ist offenbar mehr die verständig reflectirende, als die unmittelbare Gefühlsfrömmigkeit der Mystiker, die aus diesem Gebete hervorleuchtet, da es sich mehr um theoretische Erkenntniß, als um das praktische Christenthum handelt. Aber die würdige Haltung des Tons spricht dennoch das religiöse Gefühl wohlthätig an und ist uns ein Beweis, daß es verschiedene Formen der Frömmigkeit geben kann und soll je nach den verschiednen Stimmungen und Bedürfnissen des Herzens.

Ein anderes Gebet des Kanzlers, das er in der Zeit seiner Leiden verfaßte, verdient gleichfalls unsere Aufmerksamkeit *).

„Gnädigster Gott! barmherzigster Vater! von Jugend auf mein Schöpfer! mein Erlöser! mein Tröster. Du Herr! erforschest die geheimsten Tiefen und Gründe der Herzen, du kennst die Lauterkeit der Einen, die Heuchelei der Andern, und wie auf einer Wage wiegst du Gedanken und Handlungen der Menschen; du missest ihre Rathschläge nach der Schnur, und weder die Eitelkeit, noch die Verkehrtheit ihrer Wege kann vor dir sich bergen. Gedenke, o Herr! wie dein Knecht vor dir gewandelt, erinnere dich an das, was ich vor allem gesucht habe und was das höchste Ziel meines Strebens war. Ich habe lieb gehabt deine Versammlungen, ich habe geweint über die Trennung deiner Kirche und an dem Glanz deines Heiligthums hab' ich mich ergötzet. Für deinen

*) Lateinisch im 7. Bd. der Amsterdamer Ausg. seiner Werke S. 520. ff., französisch bei Vauzelles II. S. 175.

Weinstock, den deine Rechte unter diesem Volke gepflanzt hat, habe ich nie aufgehört zu beten, auf daß er Früh- und Spatregen empfange und seine Zweige ausbreite nach dem Meer und den Strömen. Köstlich war in meinen Augen der Stand des Dürftigen und derer, die ihr Brot mit Thränen essen, ich habe gehaßt alle Grausamkeit und Härte des Herzens, und mich beflissen, allen Gutes zu thun, obwohl in verachteter Gestalt. Waren einige feindlich gegen mich gesinnt, so habe ich ihrer nicht gedacht, und fast nie ist die Sonne untergegangen, während mein Zorn noch brannte; ich war der Taube gleich, ferne von aller Bosheit. Deine Creaturen waren mein Buch, noch mehr aber deine heilige Schrift. Dich hab' ich gesucht an den Höfen, auf dem Felde, in den Gärten, gefunden hab' ich dich in deinem Tempel."

Nach diesem etwas selbstgerechten, im Tone der alttestamentlichen Frömmigkeit gehaltenen Eingange folgt dann, in ziemlichem Abstande damit, ein Sündenbekenntniß und demüthige Unterwerfung unter den göttlichen Willen.

„Tausendfältig sind meine Sünden, zehntausendfältig meine Uebertretungen: aber deine heiligende Kraft blieb bei mir, und durch deine Gnade brannte mein Herz als ein unauslöschliches Feuer auf deinem Altar. O Herr, meine Stärke, von Jugend an tratest du mir entgegen auf meinen Wegen durch deine väterlichen Erbarmungen, durch deine trostvollen Züchtigungen, durch deine augenscheinliche Fürsorge. Wie deine Huld groß war über mir, so auch deine Züchtigungen; du warst mir immer nahe, o Herr, und als mein zeitlich Gut sich mehrte, da fühlte ich nichts desto weniger deine Pfeile, die du heimlich auf mich abschicktest. Als ich erhöht ward vor den Menschen, beugt' ich mich vor dir in Demuth. Und auch jetzt, da meine Gedanken auf den Frieden und die Ehre (dieser Welt) gerichtet sind, fühle ich deine Hand schwer über mir, und nach deiner alten Barmherzigkeit erniedrigst du mich, damit ich in deiner väterlichen Zucht bleibe als ein ächter Sohn. Gerecht sind deine Gerichte über mir, meiner Sünden wegen; denn sie sind zahlreicher als der Sand am Meer. Aber deine Barmherzigkeit ist unendlich größer! Denn was ist der Sand am Meer, was Himmel und Erde? nichts gegen deine Barmherzigkeit. Außer meinen unzähligen Sünden bekenne ich auch

noch, daß ich dein Schuldner bin wegen der mir anvertrauten Geschenke und Gaben deiner Gnade, die ich zwar keineswegs im Schweißtuch verborgen gehalten, die ich aber auch nicht, wie ich billig hätte sollen, den Wechslern gegeben habe, um den besten Gewinn daraus zu ziehen; nein! ich habe sie oft zu Dingen verwandt, denen ich am wenigsten gewachsen war, so daß ich wohl sagen kann, meine Seele war ein Fremdling auf dem Zug meiner Pilgerschaft. O Herr, sei mir gnädig um meines Erlösers willen, nimm mich auf in deinen Schooß, ja führe mich auf deinen Wegen."

Indem ich Ihnen selbst überlasse, aus dem Mitgetheilten sich ein Bild von Baco's Religiosität zu machen, die auch hier mehr von ihrer gesetzlichen und verstandesmäßigen Seite heraustritt, bemerke ich nur noch, daß er gelegentlich auch der Duldsamkeit in Glaubenssachen das Wort redete. Er lebte selbst in jenen bewegten Zeiten, wo Katholiken, bischöfliche Protestanten und Puritaner einander gegenseitig verfolgten, und auf jene Zerrissenheit der Kirche spielt auch das obige Gebet an. In Beziehung auf diesen Zustand verfaßte er unter anderm eine Schrift über die Befriedigung und Erbauung der Kirche Englands, welche er dem König Jacob I. widmete und worin er die Mitte zu halten suchte zwischen dem stürmischen Eifer der Puritaner und der Starrheit der Bischöflichen.

„Die Kirche," sagte er einst in einem treffenden Bild zum König, „ist das Auge des Staates; hat man nun etwas im Auge, so muß man dieses Etwas behutsam entfernen, nicht aber das Auge selbst ausreißen *)."

Wir verlassen diesen merkwürdigen Reformator des Wissens, um einen andern, nicht minder großen Protestanten kennen zu lernen, der gleichfalls wie Baco zunächst auf dem Gebiet der höhern Naturkunde thätig war, der aber mit seinem ganzen deutschen Herzen der Kirche angehörte und mit edler Freimüthigkeit seinen Protestantismus sowohl gegen Katholiken als überorthodoxe Lutheraner vertheidigte. Wem wäre nicht der Name des großen Astronomen, Johann Kepler, bekannt? Daß aber derselbe Mann, der in der Geschichte der mathematischen Wissenschaften

*) Bauzelles I. S. 87.

eine der ersten Stellen einnimmt, auch der Geschichte der protestantischen Kirche, der Geschichte der Religion und Theologie angehöre, das ist vielleicht weniger bekannt, und gerade von dieser minder bekannten Seite haben wir ihn zu betrachten. Da jedoch seine wissenschaftlichen Bestrebungen als Astronom und Mathematiker gleichsam den festen, krystallenen Körper bilden, aus welchem die protestantische Seele hervorleuchtete, so müssen wir auch einen kurzen Blick auf Keplern den Mathematiker werfen, soweit unsre Aufgabe es uns gestattet. —

So große Umwälzungen auch die Kirchenreformation auf dem Gebiete des Glaubens, Denkens und Wissens hervorgebracht hatte, so blieb doch die Forschung nach den Gesetzen der Natur eine Zeit lang noch an das alte Herkommen gefesselt, und so waren auch die Vorstellungen von dem Weltgebäude noch dieselben, wie die alte Welt sie hatte. Das sogenannte ptolemäische System, wonach die Erde als der ruhende Mittelpunkt gedacht wurde, um welchen die Sonne und Planeten in täglichem Kreislaufe sich drehen, galt für das richtige und wurde in allen Schulen vorgetragen, bis zuerst Copernicus die Welt eines Andern belehrte. Aber erst das folgende Jahrhundert, mit dem wir uns jetzt beschäftigen, wurde für die Kenntniß des sichtbaren Himmels eben so sehr ein Jahrhundert der Aufklärung, als das des 16. für den unsichtbaren Himmel es gewesen war. Ja, wenn an diesem leider! die Sterne sich bald wieder verdunkelten, so schlossen sich dagegen dem forschenden Blicke der Astronomen neue Gesetze auf, die selbst auch wieder auf eine fromme und sinnige Betrachtung der Schöpfung und somit auf die Theologie im weitern Sinne, wohlthätig zurückwirkten. Im Gefolge des Copernicus bilden die Namen Tycho de Brahe, Galilei und Kepler selbst ein glänzendes Sternbild am Himmel der Wissenschaft. Lassen Sie uns bei dem letzt Genannten etwas länger verweilen.

Johann Kepler*) ist geboren den 27. Dec. 1571 in dem würtembergischen Dorfe Magstatt**), unweit der alten Reichs-

*) Vgl. Breitschwert, Joh. Kepplers Leben und Wirken. Stuttgart 1831. und Herders Adrastea, Werke zur Phil. u. Geschichte Bd. XI. S. 481 ff.

**) Menzel Bd. V. S. 118. seiner deutschen Geschichte nennt das Dorf Eltingen.

stadt Weil. Die Familie stammte von dem adligen Geschlechte derer von Kappel. Der Vater, Heinrich Kepler, hatte verschiedene Schicksale, trieb sich auch noch als Ehemann und Familienvater in mehreren fremden Kriegsdiensten umher*) und führte eine Zeit lang eine Wirthschaft im Badenschen. Auch die Mutter übte nicht jenen heilsamen Einfluß auf den Sohn, welcher bei so manchen großen Männern den ersten Grund zu ihrem Charakter legte. Sie war roh und abergläubisch und galt sogar für eine Hexe, was ihr, wie wir später sehen werden, einen ärgerlichen Proceß zuzog. Bloß an eine Schwester schloß der Knabe sich inniger an; denn auch die übrigen Geschwister sagten seinem Geiste nicht zu. So wurde also schon die erste Erziehung des außerordentlichen Mannes durch vielfache erschwerende Umstände gehemmt. Aber sein viel versprechender Geist durchbrach bald die Schranken, welche ein ungünstiges Geschick ihm entgegenstellte. Da der schwächliche Knabe zu den Feldarbeiten nicht zu gebrauchen war, wurde er — zum Theologen bestimmt, und, nachdem er den Curs der Klosterschulen zu Hirsau und Maulbronn durchgemacht hatte, in das Stift zu Tübingen gebracht. Er hatte dieselben Lehrer, deren sich auch Valentin Andreä zu erfreuen hatte, von dem er ein Jugendfreund war. Wie ernst er es mit seinem theologischen Studium genommen, und welche würdige protestantische Gesinnung er gleich beim Eintritt in dasselbe an den Tag legte, geht aus folgender Aeußerung hervor**): „Mein Vorhaben ist, keinem menschlichen Vorgänger, sondern nur der heiligen Schrift zu folgen, den Zusammenhang jeder Stelle wohl zu erwägen, ihren Sinn aus dem Vorhergehenden und Nachfolgenden zu entwickeln, mehrere Stellen desselben Apostels unter sich, dann mit Stellen eines andern Apostels und endlich mit den eigenen Worten Christi zu vergleichen.“ Schon aus diesen gesunden Grundsätzen der Auslegung, wie sie damals zu den Seltenheiten gehörten, läßt sich erwarten, was Kepler der protestantischen Kirche geworden wäre, wenn er sich ihrem

*) Er focht sogar unter Herzog Alba gegen die Belgier, da Herzog Christoph dem Könige von Spanien gestattete, in Würtemberg Soldaten gegen die reformirten Ketzer zu werben. Siehe Breitschw. S. 13.

) Bei Breitschwert S. 27., nach **Fischlini Memoria Theologor. Wirtembergensium P. II. 336.

Dienste unmittelbar hätte ergeben können. Aber Gott, der die Gaben verschieden vertheilt, vertheilt auch die Aemter, und so wies er unserm Kepler den Posten auf der Sternwarte an, um von da herab seine Größe den Menschen zu predigen und sie in die Erkenntniß der Wahrheit zu führen. Kepler wählte diesen Beruf nicht selbst, er wurde ihm von höherer Hand angewiesen. Er selbst spricht sich darüber so aus*): „Ein verborgenes Schicksal treibt den einen Menschen zu diesem, den andern zu jenem Beruf, damit sie überzeugt werden, daß sie unter der Leitung der göttlichen Vorsehung stehen. Als ich alt genug war, die Süßigkeit der Philosophie zu schmecken, umfaßte ich alle Theile derselben mit großer Begier, ohne mich auf Astronomie besonders zu legen. Auf Kosten des Herzogs von Würtemberg erzogen, hatte ich beschlossen zu gehn, wohin man mich senden würde, während andere aus Liebe zur Heimath zauderten u. s. w. — Die Stelle nun, die ihm angetragen, ja auf die er, nach seinem Ausdrucke, durch das Ansehen seiner Lehrer hingestoßen wurde und die für seinen künftigen Beruf so bedeutend entschied, war die eines Lehrers der Mathematik und Moral am Gymnasium zu Grätz im Herzogthum Steiermark. Er trat dieselbe nach seinem vollendeten theologischen Curse als ein 22jähriger Jüngling an. „Ich ging mehr mit Anlagen, als mit Kenntnissen zu dieser Wissenschaft ausgerüstet," sagt der bescheidene Mann von sich selbst.

Schon der Auftrag, welchen Kepler erhielt, den steiermärkischen Kalender aufs Jahr 1594 nach der gregorianischen Zeitrechnung zu verfertigen, gab ihm Veranlassung, seine wahre protestantische Gesinnung einem falschen Lutherthum, das sogar in einem verjährten Irrthum sich gefiel, freimüthig entgegen zu setzen. Es ist nämlich bekannt, wie der Papst Gregor XIII. den alten julianischen Kalender dadurch verbesserte, daß er durch den Mathematiker Aloysius Liglio die Schaltjahre genauer berechnen, und um das bisher Versäumte in der Rechnung einzuholen, vom 4. Oct. 1582 an zehn Tage überspringen ließ, von wo dann die Zählung des neuen Stils beginnen sollte. So zweckmäßig diese Einrichtung war, so eigensinnig widersetzten sich ihr damals die Protestanten,

*) Bei Breitschwert S. 28.

aus dem einzigen Grunde, weil sie vom Papst kam, dem Antichristen. Nicht allein das gemeine Volk nahm Aergerniß an der Neuerung, sondern ganze theologische Facultäten erklärten das Unternehmen als ein antichristliches, „das von dem gräulichen, reißenden Bärwolf," dem Papste herkomme *), und womit man die Christenheit wieder unter das römische Joch bringen wolle. Die albernsten Gründe, wie man sie höchstens dem gemeinen Manne verzeiht, z. B. es werde dem neuen Kalender zu Gefallen nicht früher und nicht später Sommer werden, wurden von den gelehrten Herrn dem Pöbel vordemonstrirt und fanden bei diesem natürlich mehr Beifall als die Berechnungen der Astronomen. Ja, in einigen Städten, wie namentlich in Augsburg, kam es darüber zu den größten Tumulten, worin einige der lutherischen Prediger den Unverstand so weit trieben, daß sie das Volk wider die Obrigkeit verhetzten und endlich abgesetzt werden mußten. — Kepler setzte sich also, indem er sich zum gregorianischen Kalender bekannte, schon dadurch der Verdächtigung seiner Glaubensgenossen aus; aber er, der nach seinem eignen Bekenntniß „in allen drei christlichen Religionsbekenntnissen das ehrte, was er mit dem Worte Gottes übereinstimmend fand," er war nicht der Mann, sich durch solche unverständige Urtheile einschüchtern zu lassen. Er handelte nach seiner Ueberzeugung im Kalender, wie in der Theologie. Das Eine prüfte er nach den Gesetzen der Natur, das Andere nach der Schrift, und was die Prüfung bestand, das behielt er, ohne zu fragen, ob es vom Papst oder vom Kaiser, von Rom oder Wittenberg komme. So beschämte er die weit, welche ihren Protestantismus nur in dem Eigensinn an den Tag legten, womit sie sich dem Bessern widersetzten. — Aber noch in einem andern Puncte gerieth seine mathematische Ueberzeugung mit der Lehre der damaligen Theologen, ja mit der allgemeinen Meinung überhaupt in Conflict. Schon vor ihm hatte ja der große Copernicus (geb. 1472 zu Thorn in Westpreußen, gest. 1543) das wichtige Gesetz von der Umdrehung der Erde um ihre eigene Achse entdeckt, welches sowohl der sinnlichen Wahrnehmung, als auch andern Vorurtheilen der Zeit

*) Siehe das Gutachten der Tübinger Facultät bei Breitschwert S. 27. und bei Menzel V. S. 108 ff.

widersprach. Noch immer hatte indessen das alte, ptolemäische System seine Anhänger. Selbst Baco ließ sich, von seinem Grundsatz der sinnlichen Erfahrung ausgehend, aus Mangel an gehörigen mathematischen Kenntnissen, von der herkömmlichen Meinung nicht abbringen, und der gelehrte Astronom Tycho de Brahe gab sich alle Mühe, das Alte zu retten und es mit einigen neuen Hypothesen aufzustutzen, welche die Sache mehr verwirrten, als zurecht brachten. War es doch eben nicht nur die Täuschung der Sinne, welche der Annahme des copernicanischen Systems zuwider war; sondern tiefer wurzelte der Widerwille in einer falschen theologischen Aengstlichkeit. Die äußerliche Auffassung der Lehre, daß die heilige Schrift von Gott eingegeben sei, führte am Ende dahin, daß man die Bibel auch im Wissenschaftlichen für das Buch der Bücher hielt und ihre Autorität auf Gegenstände anwandte, über welche uns eine übernatürliche Belehrung zu geben nicht in den Absichten der Vorsehung liegen konnte. Ob die Sonne sich um die Erde drehe, oder die Erde um die Sonne — war keine Glaubensfrage, und aus weisen Absichten theilte Gott darüber den Menschen keine geschriebene Offenbarung mit, so wenig als er ihnen die Entdeckung eines vierten und fünften Welttheils oder die Erfindung der Buchdruckerkunst oder Aehnliches durch einen Propheten verkünden ließ. Grade darin sollte sich der Glaube vom Wissen unterscheiden, daß jener, dem Himmlischen zugewendet, des Leitsterns der Offenbarung bedurfte, wenn er nicht untergehen sollte im Irdischen, dieses aber der eignen Forschung des Menschen und der endlichen Entwickelung überlassen blieb. Gleichwohl nahmen die Theologen sowohl als ein großer Theil der Laien darum an dem copernicanischen System Anstoß, weil es einer Bibelstelle zu widersprechen schien. Der Umstand nämlich, daß Josua die Sonne stille stehen heißt, und daß somit dieses Stillestehen als ein Wunder, nicht aber als die Regel des Weltlaufs erscheint, gab den Gegnern des Copernicus eine starke Waffe in die Hand. Mit dem Worte Gottes glaubten sie nun alle Gründe der menschlichen Vernunft niederschlagen zu können, bedachten aber nicht, daß sie über den Begriff des „Wortes Gottes" selbst im Unklaren waren und von ihm Dinge forderten, die nicht in seinen Bereich gehören. Wie klar und richtig sah auch hierin Kepler! „Die Bibel," sagt

er*), „spricht von Dingen des menschlichen Lebens mit dem Menschen, wie Menschen davon zu sprechen gewohnt sind. Sie ist kein Lehrbuch der Optik oder der Astronomie, sie will einen höhern Zweck erreichen. Es ist tadelnswerther Mißbrauch, wenn man die Beantwortung von Fragen über weltliche Dinge in ihr sucht. Josua wünschte die Verlängerung des Tages, Gott erhörte seinen Wunsch. Wie? das war hier nicht zu untersuchen." Gleichwohl verfuhr Kepler behutsam in der Mittheilung dieser Wahrheit. Er schrieb deßhalb an seinen Freund Mästlin: „Was ist zu thun? Ich denke, wir ahmen den Pythagoräern nach und theilen uns das, was wir entdecken, unter der Hand mit...; denn die Wächter der heiligen Schrift machen aus einer Mücke einen Elephanten!"

Zeigte sich also Kepler schon darin als Protestant, daß er seine wissenschaftliche Ueberzeugung auch auf Gefahr der Verketzerung hin auszusprechen wagte, so zeigte er sich nicht minder als solchen, wo es galt, seinen evangelischen Glauben im Angesicht der römischen Kirche auch unter Verfolgungen zu bekennen. Kepler hatte sich um dieselbe Zeit an eine einheimische Adelige augsburgischer Confession vermählt, als unter Erzherzog Ferdinand (dem nachmaligen Kaiser Ferdinand II.) in den östreichischen Erblanden eine Verfolgung gegen die Protestanten in Steiermark ausbrach. Schon die Rücksicht auf die neu geknüpften Familienbande, noch mehr aber das zuvorkommende Benehmen der Jesuiten gegen ihn, welche den Ketzer über dem Mathematiker zu vergessen suchten, hätten einen schwächern Charakter, als den Keplers, leicht bewegen können, sich in die Umstände zu fügen und zur katholischen Religion überzutreten. Und wirklich schienen sich auch die Jesuiten der Hoffnung hinzugeben, Keplern zu gewinnen; denn als Ferdinand den Befehl erließ, daß alle Protestanten auswandern sollten, wirkten sie dem geschätzten Gelehrten eine Vergünstigung für seine Person aus. Aber Kepler, der zwar alles vermied, was die Klugheit unter diesen Umständen zu vermeiden gebot, blieb dennoch seinem evangelischen Bekenntniß standhaft getreu, und als endlich auch ihm nichts anderes übrig blieb, als die Güter seiner Gattin

*) Bei Breitschwert S. 36. Eine goldne Stelle, die sich manche blinde Eifrer hinters Ohr schreiben sollten.

innerhalb 45 Tagen entweder zu verkaufen oder zu verpachten und aus dem Lande zu ziehen, so wählte er das letztere und wanderte aus. Denen, die ihn zum Uebertritt bereden wollten, antwortete er offen*): „Ich habe das augsburgische Bekenntniß aus dem älterlichen Unterricht, aus oftmals wiederholter, genauer Prüfung, aus täglichen Uebungen der Versuchung geschöpft, ihm hange ich an, heucheln habe ich nicht gelernt; Glaubenssachen behandle ich mit Ernst, nicht wie ein Spiel, darum bekümmere ich mich auch ernstlich um die Uebung der Religion und den Gebrauch der Sacramente." — So wußte also Kepler wohl zu unterscheiden, was in der Religion — Religion sei, d. h. Gewissenssache, und was der bloßen Meinung und der wissenschaftlichen Forschung angehöre. So frei er im letztern Puncte war, einer engherzigen Buchstabenorthodoxie gegenüber, so strenge hielt er an dem, was ihm Glaubenssache, Heiligthum des Herzens geworden. So durchdrang sich in ihm, als in einem ächt protestantischen Charakter, Klarheit des Gedankens und Gediegenheit der Gesinnung, Freiheit der Ansicht und Gebundenheit des Willens im Gehorsam Christi. Wie selten aber sind solche harmonische Geister, und wie würdig daher die seltenen, daß wir ihrer gedenken!

Kepler wurde für den bewiesenen Glaubensmuth bald entschädigt. Durch den berühmten Tycho de Brahe, Director der kaiserlichen Sternwarte in Prag, erhielt er daselbst eine Anstellung, indem er die astronomischen Tabellen, welche Kaiser Rudolf verfertigen ließ und welche von ihm die rudolfinischen Tabellen heißen, auszuarbeiten bekam. Bald darauf starb auch Tycho, und Kepler wurde sein Nachfolger. In diese Zeit fallen seine wichtigsten astronomischen Entdeckungen, wie die, daß die Bahn, welche die Planeten beschreiben, keine kreisförmige ist, wie Tycho angenommen hatte, sondern eine elliptische, woran sich denn noch andere Beobachtungen anschlossen, deren Resultate unter dem Namen der drei Keplerschen Regeln die Grundlage der neuern Astronomie bilden. Daß er dabei zugleich auch, nach den Forderungen der Zeit, die Astrologie treiben und sich auf Deutungen der Constellation einlassen mußte, die über den Bereich der sichern Wissenschaft

*) Breitschwert S. 51. Menzel V. S. 328.

hinausliegen, war freilich eine traurige Nothwendigkeit, besonders in einer Zeit, welche die Begebenheiten des 30jährigen Krieges und alle die Möglichkeiten, vor denen die Reiche Europa's zitterten, in ihrem dunkeln Schooße trug. Wie weit er selbst das Unwesen der Astrologie vollkommen durchschaute, oder wie weit er als ein beschränkter Sterblicher noch selbst mit dem einen Fuß in der Schlinge des Irrthums war, während er mit dem andern den mächtigen Schritt vorwärts that, wollen wir Kundigern zu entscheiden überlassen. Wir haben es ja nicht mit Kepler dem Astronomen als solchem, sondern nur mit Kepler dem Protestanten zu thun, und auch von dieser Seite zeigt er sich uns noch ferner in einem vortheilhaften Lichte.

Nach dem Tode Kaiser Rudolfs, des mächtigen Gönners der mathematischen Wissenschaften, trat Kepler in die Dienste des folgenden Kaisers Matthias, nahm aber bald drauf mit dessen Bewilligung eine Lehrstelle auf dem Gymnasium zu Linz an. Kaum daselbst angelangt, wurde er von dem dortigen lutherischen Pastor Hitzler als Ketzer bezeichnet und vom Abendmahl ausgeschlossen, weil er die berüchtigte Concordienformel nicht unterzeichnen und die Reformirten nicht ausdrücklich verfluchen wollte. Kepler hatte nämlich schon damals, als er sich dem Studium der Theologie widmete, an der lutherischen Lehre vom Abendmahl gezweifelt, und auch jetzt verhehlte er diese Zweifel nicht. Aber eben dieß zog ihm nun auch die Verunglimpfungen seiner eignen Glaubensgenossen zu. Als er sich in dieser Angelegenheit an das Consistorium von Stuttgart wandte, stellte ihm dasselbe ein Bedenken aus, das ein Muster von theologischer Arroganz und Beschränktheit zugleich genannt werden darf. Derselbe Mann, der sich so edel für sein protestantisches Bekenntniß gewehrt und seine Existenz deswegen aufs Spiel gesetzt hatte, wurde jetzt von seinen eigenen Glaubensbrüdern nicht undeutlich „ein Wolf im Schafspelze" genannt, seine Duldsamkeit gegen die Reformirten wurde ihm als Untreue, seine Zweifel gegen die lutherische Lehre vom Abendmahl als Dünkel und Fürwitz angerechnet, wozu ihn seine mathematische Wissenschaft verleite, auf welche freilich jene guten Männer als auf eine armselige brotlose Kunst herabschauten, die sich vor der theologischen Weisheit in den hintersten Winkel verkriechen

müsse. So wagten Leute, die an Geist und Muth hinter Kepler weiter zurückstanden, als die kleinsten Schulknaben hinter ihrem Lehrer, in aufgeblähter Unwissenheit über einen der größten Männer des Jahrhunderts abzusprechen! *) Wie edel nimmt sich abermals dagegen der protestantische Kepler aus! So wenig er den Jesuiten den Gefallen that, zu heucheln, so wenig seinen lutherischen Glaubensdrängern. „Ich könnte (so schrieb er an seinen Freund Mästlin) allem Streit ein Ende machen, wenn ich (die Concordienformel) unterschriebe ohne alle Ausnahme; aber es ist mir nicht gegeben in Glaubenssachen zu heucheln. Ich will ihren Haß nicht theilen...., ich verdamme meine Brüder (die Reformirten) nicht, sie stehen oder sie fallen, so sind sie des Herrn und meine Brüder!"

Noch in einer andern Sache erhielt endlich Kepler Gelegenheit, der Barbarei des Zeitalters, die leider auch noch unter dem Schutze der protestantischen Theologie fortwucherte, muthig entgegenzutreten. Seine eigene Mutter wurde, wie ich schon vorhin bemerkte, von vielen als eine Unholdin, d. h. als eine Zauberin oder Hexe verschrieen und ihr endlich förmlich der Prozeß gemacht. Ihm, dem Sohne, ward nun das traurige Geschäft, der Anwalt der verfolgten Mutter zu werden und sie der Folter, die schon ihrer wartete, und dem Feuertode zu entziehn. Merkwürdig ist, daß Kepler selbst es nicht wagte, dem Hexenglauben überhaupt entgegenzutreten (sei es, daß er selbst darüber nicht im Klaren war, oder daß er nicht unnöthig den Streit vervielfältigen wollte); immerhin aber zeigte er auch hier in dem einzelnen Falle Besonnenheit und Ruhe des Urtheils, und eröffnet so gewissermaßen die Reihe derer, welche später dem verderblichen Hexenglauben entgegentraten. So war Kepler in jeder Beziehung Protestant; er war es nicht nur in der Aufklärung, er war es auch in der Gesinnung und in der Glaubenstreue. Daß ein Mann, wie er, auch seinen wissenschaftlichen Beruf, den er trieb, aus einem höhern, religiösen Standpunkte betrachtete, läßt sich erwarten. Wir haben vorhin ein Gebet des Baco angeführt, das er seinen schriftstellerischen Arbeiten vorausschickte. Mit folgendem Gebete schloß Kepler sein Werk über die

*) Das merkwürdige Bedenken findet sich abgedruckt bei Breitschwert Beilage 3.

Harmonie der Welt *). „Ich sage dir Dank, Herr und Schöpfer! daß du mich erfreut hast durch deine Schöpfung, da ich entzückt war über das Werk deiner Hände. Ich habe den Ruhm deiner Werke den Menschen offenbart, so viel mein beschränkter Geist deine Unendlichkeit fassen konnte. Ist etwas von mir vorgebracht worden, das deiner unwürdig ist, oder habe ich eigene Ehre gesucht, so verzeihe mir gnädiglich." — In seinen letzten Lebensjahren suchte endlich Kepler bei dem Herzog von Friedland, dem berühmten Albert von Wallenstein eine Zuflucht, in dessen verblendeten Augen er jedoch weit hinter dem Astrologen Seni zurückstand, und deßhalb auch vergebens auf die verheißene Besoldung warten mußte. Der Sturz des Friedländers zog aber auch Keplers Lebensende herbei. Als sich nämlich 1630 der Reichstag in Regensburg versammelte, um Wallenstein das Commando abzunehmen, begab sich Kepler ebenfalls dahin, um seine Schuldforderung anzubringen. Von der Reise entkräftet, verfiel er in eine Krankheit und starb in Regensburg den 15. November im 59sten Lebensjahr. Sein Grab ward drei Jahre nachher, bei dem Sturm von Regensburg durch Herzog Bernhard von Weimar, verschüttet, und erst im Jahr 1808 ließ der edle Carl von Dalberg, damaliger Bischof von Regensburg, dem unsterblichen Mann ein Denkmahl errichten.

Der dritte Reformator des 17. Jahrhunderts, der uns zu betrachten übrig bleibt, ist gleichfalls kein Theologe von Beruf, aber ein Mann, der durch seine schriftstellerische Thätigkeit noch mehr als die beiden genannten unmittelbar auf die theologische Wissenschaft gewirkt und auch durch den Muth, den er in Verfolgungen bewies, sich das Recht erworben hat, in der Zahl der wahren Protestanten als einer der Ausgezeichnetsten genannt zu werden.

Im Jahr 1583 am heiligen Osterfeste wurde zu Delft in Holland Hugo Grotius (de Groot) geboren. Glücklicher als Kepler in diesem Stücke, genoß er eine gute christliche Erziehung Er selbst gedenkt in einem seiner Briefe, die er in höherm Alter schrieb, der treuen Sorge seiner Eltern, denen er nie genug für ihren sorgfältigen Unterricht danken könne. Dieser guten Erziehung kam aber auch seine glückliche Naturanlage zu Hülfe. Wie Baco,

*) Breitschwert S. 153.

so gehörte auch Grotius zu jenen ausgezeichneten Kindern, die durch frühe Entwicklung ihrer Geisteskräfte und ein glückliches Gedächtniß den künftigen Gelehrten verrathen. Schon im neunten Jahre erfreute er seinen Vater mit lateinischen Versen, und noch früher als einst Melanchthon, schon vor seinem zwölften Jahre konnte er die Universität beziehen. Er studirte zu Leiden unter der Aufsicht des Franz Junius und zog auch bald die Aufmerksamkeit des gelehrten Joseph Scaliger auf sich, der nicht nur sein Lehrer, sondern bald auch, obwohl an Jahren verschieden, sein inniger Freund wurde. Auch viele andere Gelehrte rühmten an dem Knaben (wie einst Erasmus an Melanchthon) seine männliche Reife und sein Genie, das größer sei, als das des großen Erasmus *)! Wie Franz Baco den englischen Gesandten Pawlet, so begleitete der junge Hugo Grotius den trefflichen Johann von Oldenbarneveld, den Helden seines Vaterlandes, auf einer Gesandtschaftsreise nach Frankreich, und wie einst der kleine hoffnungsvolle Kanzler Englands vor der großen Königin Elisabeth, so stand auch der junge Grotius vor Frankreichs König, Heinrich IV., der ihn zum Zeichen seines Wohlgefallens mit einer goldnen Kette beschenkte, an der das königliche Bildniß hing. Dieß machte auf das Gemüth des aufstrebenden Jünglings einen großen Eindruck, und als er sich, von seiner Reise zurückgekehrt malen, und in Kupfer stechen ließ, so fehlte auch die Kette mit dem Bildniß nicht. Zu dieser Auszeichnung gesellte sich die des juridischen Doctorgrades und eines frühen schriftstellerischen Rufes. Durch die Ausgabe eines lateinischen Dichters aus dem spätern Zeitalter (des Marcianus Capella), die er schon in seinem vierzehnten Jahre besorgte, setzte er die gelehrte Welt in gerechtes Erstaunen. — Wir übergehen die den fernern Studien und gelehrten Arbeiten gewidmete Jugendzeit des Grotius, um sogleich seine männliche Laufbahn während der politischen und kirchlichen Verwicklungen seines Vaterlandes, die wir in einer frühern Stunde betrachtet haben, ins Auge zu fassen. Das Leben des gefeierten Mannes fiel in die Zeit der schon berührten Streitigkeiten über die Gnadenwahl. Grotius hatte seinen christlichen Religionsunterricht aus den treuen Händen seines Lehrers

---

*) Er hieß **adolescens sine exemplo!**

Uitenbogaard erhalten, der der gemäßigten arminianischen Gesinnung zugethan war, und seine Freundschaft zu Oldenbarneveld bestärkte ihn in diesen Grundsätzen. Der erste Schritt, durch den er sich verdächtig machte, war ein Gedicht auf den verstorbenen Arminius, worin er denselben selig pries, ohne sich jedoch ein Urtheil über sein religiöses System zu erlauben. Aber schon an die Seligkeit des Arminius zu glauben, galt ja vielen für ein Verbrechen! Wodurch aber Grotius sich immer größere Verdächtigungen zuzog, war seine Theilnahme an mehrern officiellen Schritten der Remonstranten und die Abfassung solcher Schriften, in denen er die harten Maßregeln der herrschenden Partei als unchristlich und widerrechtlich tadelte. Genug, laut dem Beschluß vom 29. Aug. 1618 wurde auch Grotius (wie schon erzählt worden) nebst Barneveld und dem ihm befreundeten Hogerbeets in Verhaft genommen. Erst wurde er in eine dunkle Kammer gebracht, in welcher er drei Tage und drei Nächte bei verschlossenen Fenstern, ohne Licht, bleiben mußte, ehe man ihm ein anderes Zimmer zum Gefängniß anwies. Lange dauerte es, ehe er nur verhört wurde. Strenge ward er unter dieser Zeit von aller Berührung mit der Außenwelt ferne gehalten. Seine Gemahlin Maria (eine Tochter des Bürgermeisters von Reigersberg zu Veer in Seeland), mit welcher er seit 1608 vermählt war, suchte schriftlich um die Erlaubniß nach, zu ihrem Gatten ins Gefängniß ziehn und bis nach Austrag der Sache bei ihm verweilen zu dürfen. Es wurde ihr abgeschlagen, und als Grotius von einer heftigen Krankheit ergriffen ward, wurde ihr sogar das süße Geschäft der Pflege nicht gegönnt. Selbst in Gegenwart der Gefangenwärter sollte Maria ihren Mann nicht sprechen dürfen. Mit erfinderischer Grausamkeit wählte man grade die Zeiten zu seinem Verhör, in welchen er am meisten litt. Durch allerlei Kunstgriffe suchte man ihm vergebens ein Geständniß zu erpressen, das ihn zum Verräther des Vaterlandes und des Glaubens gemacht hätte. Auch die Gesandten von Frankreich verwandten sich umsonst für den Gefangenen und seine Leidensgenossen *).

---

*) Der gelehrte Scriverius ersann jedoch ein Mittel, den Gefangenen Nachrichten mitzutheilen. Bücher waren ihnen erlaubt. Scriver besorgte die Ausgabe eines lateinischen Dichters des 16. Jahrhunderts, des Johan-

Oldenbarnevelds Haupt war unterdessen gefallen, und noch nicht alle Gefahr für Grotius vorüber. Seiner Gemahlin wurde von hoher Hand zugewinkt, sie möge um Gnade flehen für ihren Mann, um ihn einem schrecklichen Urtheilsspruch zu entziehen. Aber die heldenmüthige Frau antwortete mit edelm Stolze: „Das werd' ich nie thun, und hat er es verdient, so schlagt ihm den Kopf ab.“ Grotius selbst billigte diese Antwort. Er wollte sein Leben nicht erkaufen mit der Erniedrigung seiner Gattin. Aber seine Freiheit sollte er ihrer aufopfernden Liebe verdanken.

Grotius wurde zu lebenslänglichem Gefängniß auf dem Schlosse Löwenstein verurtheilt. Den 5. Juni 1619 wurde er und Hogerbeets unter einer Bedeckung von 25 Soldaten über Dordrecht und Gorcum dahin abgeführt. Sein Vermögen sollte dem Staat anheimfallen. Bloß vierundzwanzig Stüber sollten täglich den Gefangenen bewilligt werden. Die Frauen aber wiesen das Anerbieten mit Verachtung zurück. Anfänglich hatten beide Frauen, die des Grotius und des Hogerbeets, sich in Gorcum niedergelassen, von wo aus sie mit ihren Kindern ihre gefangenen Gatten in Löwenstein besuchten. Nun aber wurde beschlossen, daß die Frauen sich entweder müßten auf immer mit einsperren lassen, oder ihre Besuche meiden. Die alles aufopfernde Liebe wählte das Erstere. Konnten auch erst die Frauen mit vieler Mühe auswirken, daß ihnen zweimal die Woche gestattet wurde, das Schloß zu verlassen, um Lebensmittel einzukaufen und andere Geschäfte zu besorgen, so ward ihnen auch diese Vergünstigung bald wieder entzogen. Kein Mensch durfte mit den Gemahlinnen oder Mägden sprechen und ihnen nicht einmal sagen, wie viel Uhr es sei. Hogerbeets Frau erkrankte im Kerker. Die Frau des Grotius durfte die hülfsbedürftige Freundin nicht besuchen. Sie mußte sie, ohne weibliche Pflege, in den Armen ihres bekümmerten Gatten sterben lassen. Aber auch Grotius Frau wurde wieder von ihrem Gatten getrennt;

---

nes Secundus. In den Abdrücken, die er den Gefangenen zuschickte, ließ er einige ächte Verse weg und setzte an ihre Stelle andere, welche die Nachrichten enthielten, die er ihnen mittheilen wollte. Um die Aufmerksamkeit auf diese eingeschobenen Stellen hinzulenken, war der Bogen, der die Verse enthielt, nicht wie die übrigen aufgeschnitten. Grotius fand den Schlüssel zu diesem Geheimniß bald, das aber durch das größere Ungeschick seines mitgefangenen, Freundes Hogerbeets, verrathen ward.

denn als sie einmal das Schloß verlassen hatte, ward ihr die Rückkehr dahin verweigert, und erst nach einer drei= bis viermonatlichen Trennung konnte sie endlich von den Gewalthabern die ihr entzogene Erlaubniß wieder erpressen.

Während dieser Leidenszeit suchte sich Grotius durch Studien zu erheitern, die großentheils mit religiösen und theologischen Forschungen zusammenhingen. In kurzen Versen suchte er seinen geliebten Kindern die Hauptlehren des Christenthums darzustellen; auch legte er hier schon den Grund zu seiner nachmaligen Schrift über die Wahrheit der christlichen Religion. Gleich wie Luther auf der Wartburg in der Uebersetzung der Bibel den herrlichsten Trost fand, so arbeitete Grotius in den trüben Stunden, in welchen, wie bei Luther, sein Leib und Geist angegriffen war, seine Anmerkungen zum N. T. aus, welche in der Folge so großen Segen stifteten und den Schriftforschern eine neue Bahn eröffneten.

Endlich schlug die Stunde der Rettung. Die einzigen Freunde, die ihm geblieben waren, seine Frau und seine Bücher — sollten ihm endlich wieder an die freie Luft helfen.

In Gorcum nämlich besorgte ein Freund, Namens Daatselaar die Büchersendungen an Grotius, die er zu seinen gelehrten Arbeiten in reichem Maße bedurfte. Der Commandant von Löwenstein ließ die Kisten, in welchen die Bücher transportirt wurden, anfänglich mit der größten Genauigkeit eines Mauthbeamten untersuchen; als er aber immer nur Bücher und wieder Bücher fand, so ließ er endlich in seiner Strenge nach. Dieß entging dem scharfen Blicke einer bekümmerten Gattin nicht, und sie erlaubte sich eine List, die der alles Recht höhnenden Gewaltthätigkeit gegenüber auch vor dem strengsten Gerichte wohl kaum der Entschuldigung bedarf. Das Mittel war zwar gewagt, aber ohne Wagniß war für dießmal an kein Gelingen zu denken. Der Kasten, in dem die Bücher gesandt wurden, war nicht mehr als vier Fuß lang und ließ, außer durch das Schlüsselloch, keine Luft ein. Und doch sollte eben dieser Kerker dem Grotius zur Freiheit verhelfen. Aus großer Sorgfalt ließ ihn die Gattin zu verschiedenen Malen den Versuch machen, ob und wie lang er es in der engen dumpfen Lage aushalten könne, und erst als die angestellten Versuche ihrem Wunsch entsprachen, kam es zur Ausführung des Planes.

Am 22. März 1621, als eben der Commandant abwesend war, hielt Frau Grotius bei dessen Gattin an, eine Kiste mit Büchern fortschicken zu dürfen. Nach erhaltener Erlaubniß begab sich Grotius in die Kiste, und die leeren Stellen füllte die sorgliche Gattin mit Büchern und Werg aus. Als die zwei dazu bestellten Soldaten den Kasten wegtragen wollten und ihn schwerer fanden, als sonst, sagten sie: „Sollte der Arminianer auch wohl drin stecken?“ Grotius Gattin antwortete leicht hin: „Wenigstens sind es arminianische Bücher.“ Die Kiste wurde von einer treuen und im Geheimniß unterrichteten Magd begleitet und in einem Fahrzeug nach Gorcum in das Haus des Gastfreundes gebracht. Grotius verließ, fast ohnmächtig, den engen Kerker, in dem er zwei bis drei Stunden fast ohne Luft gewesen war. Die Hausfrau seines Gastfreundes verschaffte ihm die Kleidung eines Maurergesellen, und so wanderte er, nicht ohne Herzklopfen, den Meßstab in der Hand und in Begleit eines Maurermeisters über den vollen Markt in Gorcum, von wo er sich dann weiter nach Antwerpen begab, das ihm bei seinen Freunden gastliche Aufnahme bereitete. Von hier aus schrieb er an die Generalstaaten und erklärte, weil er umsonst gehofft, durch ihren Befehl mit Weib und Kindern in Freiheit gesetzt zu werden, weil man sich vielmehr bemüht habe, sein Unglück durch neue Verleumdungen zu vergrößern, so habe er, mit Gottes Beistand, ohne Gewalt und ohne Bestechung, sich selbst die Freiheit gegeben. Dann bezeugte er abermals seine Unschuld und schloß mit dem Wunsche für des Vaterlandes Freiheit, Ruhe und Wohlfahrt. Auf den Rath seiner Freunde hin und mit Empfehlungen des französischen Gesandten Maurier versehen, wandte er sich auf Umwegen nach Paris, wo er am 13. April glücklich ankam.

Die beherzte Frau büßte ihre List mit engerem Verhafte. Aber bald siegte der Eindruck, den dieses aufopfernde Benehmen machte, selbst über die erbitterten Feinde. Sie wurde auf Befehl des Prinzen Moritz und der Mehrheit der Stände ihrer Haft entlassen, und traf im Herbst desselben Jahres mit ihrem Gatten in Paris zusammen.

Der Aufenthalt des Grotius in Frankreich war für ihn in mehrfacher Beziehung nützlich, so viele Unannehmlichkeiten er auf

der andern Seite auch hier zu überwinden hatte. Der Haß einer engherzigen theologischen Parteisucht verfolgte ihn auch dahin, und die streng Reformirten wollten ihn als einen Gegner der Dordrechtischen Lehre ebensowenig als ihren Glaubensbruder anerkennen, als die strengen Lutheraner den Kepler als den ihrigen. Was Wunder, wenn dann der Verfolgte durch den Umgang mit geistreichen und freisinnigen Katholiken eine bessere Meinung von dem Wesen der alten Kirche zu schöpfen anfing, als sie unter seinen protestantischen Zeitgenossen herrschte! Denn das muß man den Katholiken jener Zeit und besonders den Jesuiten zum Lobe nachreden, daß sie gelehrte Männer andrer Confessionen weit mehr zu schätzen wußten, als die befangenen Protestanten, wie dieß uns schon Keplers Leben gezeigt hat. Uebrigens ließ sich Grotius so wenig als Kepler zu einem Uebertritte verleiten. Seine äußere Lage war drückend, und wenn auch Ludwig XIII. durch den Prinzen von Condé vermocht wurde, ihm einen Jahrgehalt von 3000 Livres zu bewilligen, so wurde ihm doch derselbe lange genug vorenthalten. Auch als Verbannter und äußerlich Gedrückter tröstete sich Grotius mit den großen Bildern der Vorzeit, mit einem Themistocles, Coriolan, Alcibiades, Aristides, Phocion, Rutilius, die ein ähnliches Loos getroffen! Aber sein hauptsächlicher Trost blieb ihm auch hier die Religion Jesu Christi, die er nicht sowohl in den engen Formen einer dogmatischen Partei, als vielmehr im hingebenden Geist der Liebe, der Demuth, der Geduld und der Hoffnung fand. Auch in seiner jetzigen Lage trat er als Schriftsteller auf. Sein berühmtes Werk „über das Recht des Kriegs und Friedens" fällt in diese Zeit. Vergebens suchte Richelieu den berühmten Mann an Frankreich zu fesseln. Unter der Verwaltung dieses Ministers fühlte sich Grotius unheimlich im fränkischen Lande und sehnte sich nach seiner Heimath zurück. Dazu schien auch die Gelegenheit günstig. Sein Hauptfeind Moritz war gestorben und der Prinz Heinrich von Oranien flößte ihm Zutrauen ein. Dennoch wußten es seine Feinde durchzusetzen, daß er zu ewiger Verbannung verurtheilt ward. So von seinem eignen Vaterland ausgestoßen, trat er unter dem Kanzler Oxenstierna in schwedische Dienste bei der Königin Christina, und begab sich im Jahr 1634 nach Stockholm, wo er zum Staatsrath und

Gesandten am französischen Hof ernannt ward. In dieser Eigenschaft erschien er, trotz der Einwendungen Richelieu's 1635 in Paris, wo er zehn Jahre lang auf seinem wichtigen Posten blieb, den er mit Umsicht, mit Kraft und Würde behauptete. Endlich legte sich auch die Wuth seiner Gegner. Auf seiner Rückkehr nach Schweden über Holland wurde er in Amsterdam auf ehrenvolle Weise empfangen. Auch der Empfang der Königin Christina war seinen hohen Verdiensten angemessen; doch glaubte Grotius zu finden, daß viele am Hofe ihm nicht günstig seien. Er forderte seine Entlassung, und warf sich auf ein Schiff, noch ungewiß, wohin er gehn wollte, ob in sein Vaterland? oder sonst wohin? Da ward er vom Sturme nach der pommerschen Küste verschlagen, und kranken Leibes nach Lübeck und von da nach Rostock gebracht. Der Arzt hielt seine Krankheit erst nur für eine Folge der übermäßigen Anstrengung während der Gefahr, in der sich der schon bejahrte Mann befunden. Bald aber zeigte sich, daß ärztliche Hülfe vergebens sei. Als Grotius sich mit dem Gedanken des Sterbens vertraut gemacht hatte, ließ er einen Geistlichen rufen. Daß derselbe ein Lutheraner war, daran nahm er, erhaben über die Vorurtheile seiner Zeit, keinen Anstoß. Ein würdiger Theologe von Rostock, Johann Quistorp, wurde Zeuge der letzten Augenblicke des großen Mannes. Von seiner Hand haben wir noch einen Brief, in dem er die mit ihm gehabte Unterredung mittheilt. „Ich kam," so erzählt Quistorp *), „um neun Uhr Abends (den 18. August, alten Stils) zu dem Sterbenden, den ich schon im Todeskampfe fand. Ich redete ihn mit den Worten an, daß ich wohl gewünscht hätte, in gesunden Tagen mich mit ihm zu unterhalten. Er erwiderte: „So will es nun Gott." Drauf ermahnte ich ihn, daß er sich möge zu einem seligen Abschied bereiten; ich forderte ihn auf, sich als einen Sünder zu bekennen und seine Fehler zu bereuen, und als ich im Verlauf des Gesprächs mich auf den Zöllner berief und auf die Gnade Gottes, die dieser erlangt habe, antwortete er: „Ich bin dieser Zöllner!" Ich fuhr dann fort, ihn auf Christum hinzuweisen, außer dem kein Heil zu finden sei. Er erwiderte: „Auf Christum allein

*) In den Epistol. eccles. et theol. p. 828.

setz' ich alle meine Hoffnung." Dann sprach ich mit lauter Stimme und auf deutsch die Gebetsformel, welche mit den Worten beginnt: „Herr Jesu, wahrer Mensch und Gott" u. s. w. Er folgte meinen Worten mit gefalteten Händen und leiser Stimme. Als ich geendet, fragte ich ihn, ob er mich verstanden? Er bezeugte, daß er mich wohl verstanden habe. Dann fuhr ich fort, ihm aus dem Worte Gottes die Stellen zuzurufen, die man den ins Ende Gefallenen ins Gedächtniß zu rufen pflegt. Ich fragte ihn wieder, ob er mich verstehe? worauf er antwortete: „Deine Stimme höre ich, aber das Einzelne wird mir schwer aufzufassen." Nachdem er dieß gesagt hatte, schwieg er ganz stille und hauchte bald darauf seinen Geist aus, Punct Mitternacht. — Sanft ruhe seine Asche!" — So weit der Bericht des würdigen Quistorp.

Grotius starb in einem Alter von 62 Jahren, im August 1645. Seine Gemahlin beweinte den Tod ihres Geliebten um so schmerzlicher, je unerwarteter und entfernter von ihr er sein Leben geendet hatte. Sie ertrug den Verlust, wie es ihrer würdig war, mit gefaßter, großer Seele. Drei Söhne und drei Töchter hatte sie ihm geboren. Von den letztern waren ihm zwei in die Ewigkeit vorangegangen; von den Söhnen widmeten sich zwei den Gefahren des Kriegs und der eine nicht ohne Erfolg der Gelehrsamkeit.

Der Körper des Verstorbenen wurde einbalsamirt und in der Marienkirche zu Rostock beigesetzt, in der Folge aber nach Delft gebracht in die Gruft seiner Väter. Einfach war die Grabschrift, die er sich selbst gesetzt hatte: „Hier ruht Hugo Grotius, der Bataver, der Gefangene, der Verbannte, deines Reiches Gesandter, glorreiches Schweden."

Von den Gelehrten, die sein Leben beschrieben haben, verdient vor allen Professor Luden*) den Dank der Mitwelt, dessen Biographie ein des großen Mannes würdiges Denkmahl ist. Auf dieses treffliche Werk, dem ich das Meiste des Mitgetheilten verdanke, muß ich die verweisen, welche den großen Staatsmann auch von seiner politischen und gelehrten Seite näher kennen lernen wollen. Uns wird bloß noch übrig bleiben, seinen christlich pro-

*) Hugo Grotius nach seinen Schicksalen und Schriften. Berl. 1806.

testantischen Charakter näher zu beleuchten und seine Verdienste um die Kirche und das Reich Gottes in einer folgenden Stunde zu würdigen.

Neunzehnte Vorlesung.

Noch ein Wort über Grotius und die arminianische Theologie. Geschichte der protestantischen Secten. Die Wiedertäufer und Mennoniten. David Joris und sein Proceß. Unitarier. Reformation in Italien. Bernhardin Ochino. Lälius Socinus und sein Neffe Faustus. Reformation in Polen. Lehrbegriff der Socinianer.

Die drei ausgezeichneten protestantischen Geister, die wir in der letzten Stunde mit einander betrachtet haben, haben unter sich etwas Gemeinsames, sind aber auch wieder ziemlich verschieden von einander. Die genannten Männer, Baco, Kepler und Grotius haben das mit einander gemein, daß sie, ohne dem geistlichen Stande und Beruf anzugehören*), der Eine als Mathematiker und Astronom, die beiden Andern als Staatsmänner, dennoch zur Reformation der Kirche beigetragen haben. Aber die Art, wie sie reformatorisch wirkten, ist eine verschiedene. Während Kepler in seiner theologischen Denkweise mehr den deutschen Charakter darstellt und einige Aehnlichkeit mit seinem Landsmann und Jugendfreunde Valentin Andreä wahrnehmen läßt, zeigen sich Baco und Grotius mehr als reflectirende Geister; der Verstand tritt bei ihnen noch ausschließlicher hervor, als bei Kepler, dem bei aller Abstraction des Geistes, die seine Wissenschaft forderte, doch das Gemüthliche wieder sehr nahe liegt. Aber auch Baco und Grotius zeigen bei manchen zufälligen Aehnlichkeiten ihres äußern Lebens eine große Verschiedenheit. Während Baco's öffentlicher Charakter

*) Obwohl Kepler anfangs Theologie studirt hatte, so nahm er doch seine Stelle unter den Laien ein.

nicht ohne gewaltige Flecken blieb, nöthigt uns grade die Standhaftigkeit und unerschütterliche Rechtlichkeit des Grotius eine um so größere Achtung ab. In dieser Beziehung stehen dann wieder Grotius und Kepler auf einer Linie, dem Baco gegenüber. Was Kepler in der lutherischen, das hatte Grotius in der reformirten Kirche zu leiden; beide wurden auch von den Katholiken mehr geschätzt, als von ihren Glaubensgenossen. Auf jeden Fall gehört Grotius in einem noch engern Sinne der Geschichte des Protestantismus an, als Baco; denn wenn er auch nicht Reformator des Wissens in dem Umfange war, wie der Kanzler von England, so war er dagegen mehr als dieser ein Held des gereinigten Glaubens und ein Märtyrer der Gewissensfreiheit. Aber auch noch in einer andern Beziehung verdient Grotius unter die protestantischen Kirchenlichter gerechnet zu werden, nämlich in Beziehung auf seine schriftstellerische Thätigkeit. In dieser Beziehung hat Grotius den Vorrang vor Baco und Kepler anzusprechen, indem er sich specieller als beide mit der gelehrten Theologie beschäftigt und sich, obwohl als Laie, einen bedeutenden Namen in der theologischen Litteratur erworben hat. Seine Leistungen auf diesem Gebiete nach dem strengen Maßstab der Wissenschaft zu würdigen, gehört freilich nicht hieher; aber seine theologische Richtung im Allgemeinen verdient wohl noch einer genauern Beachtung, da sie uns wieder eine neue Seite des protestantischen Geistes darstellt, die wir bisher weniger beachtet haben.

Wir haben bisher das Wesen der protestantischen Lehre in jener Zeit kennen gelernt, entweder unter der Form einer starren Orthodoxie, oder unter der Form der Mystik, oder endlich in der Gestalt einer einfachen, schlichten Frömmigkeit, die sich in ihrem Ausdruck zwar an die kirchliche Orthodoxie anschloß und auch manches von den Mystikern entlehnte, dabei aber hauptsächlich auf ein frommes, praktisches Leben drang, wie wir dieß bei Arnd, und mit etwas mehr Weltweisheit und Satire vermischt bei Valentin Andreä gefunden haben. Bei Grotius finden wir, wenn ich mich so ausdrücken darf, schon eine modernere Form des Christenthums, wie sie von den spätern Zeiten, namentlich von der Zeit des 18. Jahrhunderts aufgenommen und weiter bearbeitet wurde. Wenn nämlich die

ältern Protestanten, sowohl die Orthodoxen als die Mystiker, die Sprache der Bibel in ihrer reichen Bildlichkeit, in der ganzen Fülle des orientalischen Ausdrucks stehen ließen, ohne diese Bilder in Begriffe aufzulösen, sondern ihre theologischen Begriffe vielmehr diesen Bildern anpaßten, so finden wir bei Grotius, im strengen Gegensatz gegen die mystische Richtung, das Bestreben, den göttlichen Gehalt und Kern der Schrift aus seiner geheimnißvollen Verhüllung wo möglich herauszuschälen, und das Göttliche dadurch den Menschen näher zu bringen, daß er es mehr auf die zur damaligen Zeit geläufigen Begriffe und Sprachweisen zurückzuführen und gleichsam in dieselben frei zu übersetzen versuchte. Man denke sich auch in der That den Abstand zwischen einem prophetisch begeisterten Orientalen der alten Welt und einem ruhig reflectirenden Niederländer des 17. Jahrhunderts, so wird man zugeben müssen, daß zwischen der Art des erstern und des letztern, über religiöse Zustände sich auszudrücken, wohl mehrere Mittelstufen liegen können, und daß somit dem letztern das dunkel und wunderlich klingen mag, was dem erstern ganz wie natürlich erscheint. Wenn z. B. der Sohn der Wüste das Heilsame und Erquickende der Lehre mit nichts Trefflicherem zu vergleichen wußte, als mit dem lebendigen Quellwasser, das den Pilger nach langem lechzenden Durste erquickt, so konnte dieses Bild für den zwischen lauter Kanälen eingedämmten Niederländer nicht dieselbe Gewalt haben, und man hat sich nicht zu verwundern, wenn ihm der prosaische Ausdruck für dieselbe Sache eben so genügte, als der poetische. Unser deutsches Volk hat nun darin freilich eine glückliche Anlage vor andern, daß es mit einer gewissen Beweglichkeit des Geistes sich leicht in andere Zustände versetzt und sich die lebendige Ausdrucksweise jedes Volkes, besonders das Poetische, das in einer Nation oder in einer Zeit liegt, leicht zu eigen macht, und so ist namentlich durch Luthers Bibelübersetzung der Orientalismus der Bibel auch in unser deutsches Blut und Fleisch verwandelt worden, wie ich dieß anderwärts schon gezeigt habe*). Weniger ist dieß bei andern Nationen der Fall, welche mehr den Maßstab des Verstandes als den der Phantasie und des unmittelbaren Gefühls an die Erscheinungen des Lebens

*) Vorl. über Reform. Bd. I. Vorl. 11. und 12.

anzulegen gewohnt sind, und überhaupt mehr das Allgemeine, als das Besondere und Individuelle in den geschichtlichen Thatsachen auffassen. Wir haben schon bei Baco etwas Aehnliches bemerkt. Auch Grotius betrachtete die christliche Lehre vorzugsweise als Lehre und hob die moralische Seite derselben, das, was sie auch mit der allgemeinen Sittenlehre gemein hat, besonders heraus; doch unterwarf er auch zugleich das Dogmatische noch einer freiern und unbefangenern Prüfung, als Baco. Grotius hat insofern etwas Aehnliches mit seinem ältern Landsmann Erasmus, daß er wie dieser die heilige Schrift besonders durch Erläuterung ihres Sprachgebrauchs aus den alten Schriftstellern und durch Zusammenstellung ihrer Lehren mit ähnlich lautenden Aussprüchen der menschlichen Weisen des Alterthums in den Kreis der verständigen Reflexion hineinzog*) und ihre menschliche Seite, die sie mit andern Schriften gemein hat, mehr noch als ihre göttliche Eigenthümlichkeit heraushob. Eine gewisse Nüchternheit ist überhaupt der Charakter der Grotiusschen Theologie sowie der arminianischen Religion überhaupt. Während z. B. die Rechtgläubigen und die Mystiker der damaligen Zeit fast in allen Geschichten und Aussprüchen des A. T. Weissagungen und Vorbilder auf Christum fanden, wobei sie oft in willkürliche Spielereien verfielen, suchte Grotius wieder den ursprünglichen historischen Sinn jener Stellen auf und gab nur in den wenigsten Fällen eine directe Weissagung zu. Wir würden aber sehr unrecht thun, Grotius aus dieser Besonnenheit und Nüchternheit ein Verbrechen machen zu wollen, oder auch nur einen nachtheiligen Schluß auf die Beschaffenheit seines Glaubens zu wagen. Wer es weiß, wie leicht die Gedankenlosigkeit sich der Menschen auch beim Lesen der heiligen Schrift bemächtigt, wie leicht man sich auch oft mit unverstandnen Bildern begnügt und das Bild für die Sache nimmt, wer sich daran erinnert, wie der Mißverstand vieler bildlicher Ausdrücke in der Schrift auch dem falschen Mysticismus und dem unerbaulichen Wortgezänke der Orthodoxen Nahrung gab, und in welche unfruchtbare Grübeleien auch der Verstand mancher hocherleuchteten Theologen sich verlor, der muß gerade diesen Männern solche Versuche Dank wissen, die

*) Man sehe z. B. seinen Commentar zur Bergpredigt.

Schrift vor möglichem Mißverstande zu bewahren, und sie vor der denkenden Vernunft zu retten. Man ist oft und besonders in unsrer Zeit gar zu leicht mit dem Vorwurf bei der Hand, daß durch solche Versuche der Inhalt der Schrift verflacht werde, und allerdings kann in der Verdeutlichung der Schrift auch zu viel geschehen; und so ist es auch Grotius begegnet, daß er manches Eigenthümliche ihres Ausdrucks verwischte, indem er ihn von aller Bildlichkeit entkleiden wollte. Aber man muß hierin billig sein, und wenn wir auf der einen Seite bei einem Jacob Böhm und einem Johann Arnd das Streben nach der Tiefe zu würdigen gesucht haben, so darf auch des Grotius Streben nach Klarheit und Verständlichkeit uns nicht anstößig werden; denn beides gehört mit zur vollen Durchbildung der christlichen Erkenntniß. Mag man also immerhin sagen, das Christenthum des Grotius und der ihm Gleichgesinnten sei mehr ein Verstandeschristenthum als ein Gefühlschristenthum gewesen, so darf man daraus doch nicht folgern, daß es ihm selbst an religiösem Gefühl und an Begeisterung gefehlt habe. Ein Mann, der wie Grotius lebte, kämpfte und starb, (man erinnere sich an sein rührendes, erbauliches Ende,) der verdient wohl gerechter beurtheilt zu werden, eingedenk der Mahnung des Apostels, daß das Reich Gottes nicht stehe in Worten, sondern in der Kraft. Und diese Kraft erfuhr Grotius wahrlich an seinem Herzen so gut, als Böhm und Arnd an dem ihrigen, und es zeigt sich eben nur darin wieder die Vielseitigkeit des Christenthums, daß es nicht abhängig ist von der einen oder andern Form, sondern in verschiednen Formen dieselben Erweisungen des Geistes zur Folge hat. Wenn jene bisweilen in Zungen redeten, so befliß sich dagegen Grotius durch ruhigen Vortrag der Wahrheit die Gemeinde des Herrn zu erbauen, und suchte dabei nicht seine, sondern Gottes Ehre. Weit entfernt übrigens, daß Grotius deßhalb die Geheimnisse des Christenthums verachtet hätte, weil er sie mehr bescheiden bei Seite ließ, zeigte er sich vielmehr in seinen Schriften als einen frommen Verehrer der göttlichen Offenbarung, und erkannte gar wohl die Grenzen des menschlichen Verstandes. Er beugte sich in Demuth vor der Tiefe des göttlichen Reichthums, wenn er auch diese Tiefe zu erschöpfen sich weniger berufen fand

als andere. Neben seinen Erklärungen des N. T. ist es besonders seine Vertheidigungsschrift von der Wahrheit der christlichen Religion, mit der er sich einen unsterblichen Namen in der Theologie gemacht hat. Die Veranlassung zu diesem Werke verdient noch eine Bemerkung. Grotius verfaßte es gleichfalls während seiner Gefangenschaft. Er wollte damit den Seeleuten seiner Nation, die auf ihren weiten Reisen oft mit Heiden, Juden und Muhamedanern in Berührung kamen, ein Verwahrungsmittel in die Hände geben gegen den möglichen Abfall vom Christenthum; deßhalb verfaßte er auch die Schrift zuerst in niederländischen Versen; später überarbeitete er sie lateinisch und dehnte sie zu einer gelehrten Abhandlung aus. Die etwas gelehrte und philosophische Beweisführung, deren sich Grotius in diesem Werke bedient, muß zwar in jedem Unbefangenen den Zweifel wecken, ob dieß grade der rechte Weg gewesen sei, die schlichten Matrosen bei ihrem Christenthum zu erhalten; da würden gewiß Luther, Arnd oder andere populäre Theologen den richtigern Ton getroffen haben; aber wenn in großen Dingen schon oft die Absicht genügt, und man die anderweitigen Verdienste des Werkes in Betracht zieht, so wird man auch von dieser Seite den christlichen Denker lieb gewinnen, der alles anwandte, um seine Gaben Christo dienstbar zu machen.

Wir haben somit die verschiedenen Gestaltungen des religiösen Geistes innerhalb der protestantischen Kirche kennen gelernt. Bei vielen Mängeln, die wir entdeckten und die einen Rückschritt vom ächten Protestantismus in die Zeiten der Scholastik andeuteten, haben wir doch auch manche kräftige, würdige und wahrhaft erbauliche Stimmen der protestantischen Kirche vernommen. Die Zahl der Männer, welche sich an die Wirksamkeit der Reformatoren anschlossen oder dieselbe erneuerten, ließe sich noch leicht vermehren. An den bisher genannten möge es uns aber genügen. Und so könnten wir den zweiten Theil unsrer Aufgabe als beendet ansehen, welcher darin bestand, die innere Geschichte des Protestantismus zu betrachten, nachdem wir uns zuvor mit dessen äußeren Schicksalen beschäftigt hatten. Es bleibt uns jetzt aber noch ein dritter Abschnitt zu betrachten übrig, nämlich die Geschichte der christlichen Religionsparteien, welche weder zum lutherischen, noch zum reformirten Kirchenverbande gehörten, sondern welche ent-

weder einen besondern Verein für sich bildeten, oder welche in der alten Kirche zurückblieben, mit andern Worten, die Geschichte der protestantischen Secten auf der einen, die Geschichte des Katholicismus auf der andern Seite, woran sich denn endlich noch zum Schlusse unsrer ersten Periode, die auch den Schluß dieses Wintercurses bilden dürfte, ein allgemeiner Ueberblick über die christlichen und sittlichen Verhältnisse im Großen und Ganzen anreihen wird.

Was die protestantische Sectengeschichte betrifft, so hat diese freilich erst zu den Zeiten Cromwells in England und nach dem dreißigjährigen Krieg in Deutschland ihre weitere Ausdehnung erlangt, und kann somit dieser Ausdehnung nach nicht mehr in den Kreis unsrer Darstellung fallen. Indessen fallen doch schon die ältesten protestantischen Secten in unsern Zeitraum und mit diesen müssen wir uns einstweilen beschäftigen. Wir wissen nämlich aus der Geschichte der Reformation, daß sich gleichzeitig mit derselben auch solche Parteien aufthaten, welche auf einem andern Wege, als Luther und seine Anhänger in Deutschland, auch auf einem andern, als Zwingli und Calvin in der Schweiz, die Kirche reformiren zu müssen glaubten. Unter diesen zeichneten sich die Wiedertäufer aus, die, vielfach von der katholischen Kirche wie von den protestantischen Obrigkeiten verfolgt, endlich unter dem Niederländer Menno Simonis sich in eine kleinere Kirchengemeinschaft vereinigten, welcher man sodann den Namen der Mennonitenpartei gab. Das wilde, schwärmerische Feuer der Secte hatte sich allmählig gedämpft, die rohesten Ausbrüche des revolutionären Geistes hatten sich gelegt, und die Anhänger Menno's gehörten bald zu den Stillen im Lande, die froh, irgendwo eine Zuflucht zu finden, die Welt in Ruhe ließen und ihren religiösen Gedanken in harmloser Beschaulichkeit nachhingen. Nicht alle Wiedertäufer zwar hatten sich der Reformation Menno's gefügt, und auch unter seinen Anhängern entstanden mancherlei Streitigkeiten, welche theils die Lehre, theils die größere oder geringere Strenge in Handhabung ihrer eigenthümlichen Sitten betrafen. Allein auch diese Streitigkeiten hielten sich bescheiden in dem Kreise der Secte selbst, ohne in die größern Begebenheiten der Kirche einzugreifen, und was die übrigen Wiedertäufer betrifft, so suchten diese, um vor den Verfolgungen sicher zu sein, ihr Bekenntniß

möglichst geheim zu halten und durch einen ernsten, gesitteten Wandel jeden Verdacht wo möglich von sich abzuweisen. Zu diesen letztern gehörte ein Mann, der in unsrer Baselschen Kirchengeschichte von besonderm Interesse ist, und bei dessen persönlicher Erscheinung wir etwas länger verweilen müssen.

David Joris aus Delft *) hatte sich im Jahr 1544 unter dem Namen Johann von Bruck an den Rath zu Basel gewandt, ihm als einem um der Religion willen Verfolgten mit seiner Familie eine Zufluchtsstätte zu gestatten. Der Rath bewilligte dieß gern, da er in dem Flüchtling einen Glaubensgenossen zu erkennen meinte, und derselbe auch durch sein ganzes Aeußere, durch einen ehrbaren, sittlichen Wandel sich empfahl und überdieß durch den Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens dem gemeinen Wesen eher zum Vortheil, als zur Last zu werden versprach. In der That zeichnete sich auch bald der Fremdling durch einen gewissen Aufwand in Wohnung, Kleidung und Dienerschaft, sowie durch seine Wohlthätigkeit aus. Er miethete und kaufte bald drauf ein Haus in der Stadt und dann das Schlößlein in Binningen, woher er sich auch in der Folge Johann von Binningen nannte; überdieß hatte er noch andere Besitzungen in der Umgegend. War auch manches räthselhaft in den Schicksalen und dem Benehmen des Mannes, so zweifelte doch niemand an seiner Rechtlichkeit und an seinem guten Christenthum; denn er besuchte mit den übrigen Christen fleißig den Gottesdienst, nahm an der Feier des Abendmahls Theil und befliß sich auch in seinem Hauswesen einer musterhaften Ordnung und eines stillen, bescheidenen Wandels. Seine Freigebigkeit machte ihm überdieß viele Freunde, und die Armen segneten den frommen Geber als einen Vater und Versorger. So lebte Johann von Bruck zwölf Jahre unter Basels Bürgern, als er im Jahr 1556 bald nach dem Tode seiner Gattin starb. Er wurde neben dieser in der St. Leonhardskirche zur Ruhe bestattet, und eine große Anzahl Volkes, ja auch viele der Vornehmsten und Angesehensten gaben ihm das feierliche Geleite. Kurz vor seinem Tode zwar hatten sich dunkle Gerüchte verbreitet,

*) Eigentlich aus Gent gebürtig, aber in Delft erzogen, wo seine Mutter her war. Vgl. F. Trechsel, David Joris, ein Bild aus dem 16. Jahrhundert, in dem Taschenbuche: „Alpenrosen" auf 1838. (Aarau).

daß es um den Glauben des Mannes nicht richtig stehe, daß er auch unter einem falschen Namen in Basel wohne, und was den Verdacht noch bestärkte, war die Stadtsage, daß am Tage seines Absterbens ein kalter Strahl ins Haus geschlagen habe und das obere Getäfel eines Gemaches eingestürzt sei. Das Gerücht wurde lauter zwei Jahre nach seinem Tode, und immer deutlicher wurde er von demselben als der berüchtigte Wiedertäufer David Joris bezeichnet. Eine genaue Untersuchung wurde nun angestellt, seine überlebenden Kinder, die Verwandten und die Dienerschaft wurden strenge verhört, seine hinterlassenen Papiere in Beschlag genommen, und gegen die Ueberlebenden sowohl, als gegen den Todten ein förmlicher Ketzerproceß eingeleitet. Aus der Untersuchung ergab sich, daß der genannte Johann von Bruck allerdings mit seinem eigentlichen Namen David Joris geheißen, daß er der Sohn eines herumziehenden Gauklers gewesen und eine Zeitlang die Glasmalerei (vielleicht auch Goldmacherei) getrieben habe. Daß er mit den Wiedertäufern in Verbindung gestanden, war außer Zweifel. Er hatte sogar heftige Verfolgungen und grausame Strafen *) wegen seines Glaubens in Holland ausgestanden, und endlich nach verschiednen Schicksalen in Holland und Friesland den Entschluß gefaßt, sein Vaterland zu verlassen und sich in die Stille zurückzuziehn, von wo er jedoch einen lebhaften Briefwechsel mit seinen Glaubensgenossen unterhielt. David Joris war indessen nicht bloß Wiedertäufer; er hatte sich vielmehr sein eigenes System gebildet, das zwar manches in sich enthielt, was schon frühere Wiedertäufer vor ihm und manche Schwärmer nach ihm behaupteten, das aber auch in genauer Verbindung mit der nicht geringen Meinung stand, die er von seiner eignen Person hatte. Er hielt sich, insofern die Aussagen über ihn richtig sind, für nichts weniger, als für den zweiten Messias selbst. Da er nämlich die alte Lehre früherer Schwärmer wieder aufwärmte, daß die Weltgeschichte in drei verschiednen Zeitaltern sich abwinde, wovon die Zeit des A. T. die Zeit der Kindheit, die Zeit des N. T. das Jünglingsalter dargestellt habe, worauf nun das Mannesalter der Menschheit oder die Zeit des neuen Jerusalems folge, so sah er sich als den Christus

*) Im 27. Jahr seines Alters wurde er öffentlich mit Ruthen gehauen und ihm eine Aale durch die Zunge gestochen.

David, als den wahren Gesalbten Gottes, den König des neuen Reiches an und versprach sich von dieser Herrschaft die höchste Vollkommenheit, mit der er die Welt zu beglücken hoffte. Wenn im alten Bunde der Glaube geherrscht, im neuen Bunde die Hoffnung, so sollte in der bald anbrechenden Zeit des Himmelreichs die Liebe herrschen, als die höchste dieser drei. Alle Aeußerlichkeit des weltlichen Regiments und des Kirchenthums sollte dann verschwinden um diese Zeit, Gott alles in allem sein. Diese Lehre hielt aber Joris geheim und theilte sie nur den Eingeweihten mit, die er für die Tiefe derselben empfänglich hielt, und eben darum, weil er der Hoffnung lebte, daß die Gestalt dieser Welt bald vergehen werde, so machte er sich's und seinen Anhängern zur Pflicht, einstweilen an die bestehenden Gebräuche als an ein Vergängliches sich anzuschließen, um keinen Verdacht zu erwecken; daher läßt sich auch sein kirchliches Benehmen während seines Aufenthaltes in Basel erklären. Noch viel anderes Wunderliche wurde über ihn ausgesagt. Man redete ihm nach, daß er sich unsichtbar machen könne, daß er, ein zweiter Salomo, die Sprache der Thiere und der Vögel verstehe und daß er die Seinen mit der Verheißung getröstet habe, er werde nach drei Jahren wieder aus dem Grabe auferstehn. Merkwürdiger Weise ging diese Weissagung, jedoch in einem ganz andern Sinne in Erfüllung, als sich wohl der falsche Prophet eingebildet hatte. Einem Gutachten der Universität zufolge, das ein wichtiges Aktenstück zu der Geschichte dieses Schwärmers wie zur Geschichte der Zeit bildet, sollte nämlich ein auffallendes Exempel an dem Leichnam, den Schriften und dem Bildniß des Erzketzers statuirt und die Feuerstrafe, der der Lebende entgangen war, an ihnen in Ausübung gebracht werden. Nach diesem Gutachten wurde zu Recht gesprochen und das Urtheil mit aller Feierlichkeit eines Auto-da-fe vollzogen. Den 13. Mai 1559 wurde die Leiche des David Joris (also ungefähr drei Jahre nach dessen Absterben) wieder ausgegraben, und dann nebst dem Bildniß und den Schriften des Mannes auf einen Karren geladen, der in Begleit des Scharfrichters und einer Menge Volks den Weg nach der Richtstätte vor dem Steinenthor antrat. Als der Zug daselbst angelangt war, wurde der Deckel des Sarges weggehoben und die Leiche, die noch ziemlich unentstellt war und be-

29*

sonders an ihrem Barte erkannt wurde, an den Pfahl des Scheiterhaufens gebunden. Sie war nach Weise der adligen Leichen in einen langen Rock von feiner Leinwand gehüllt, und auf dem Haupte prangte noch das schwarze Baret mit rothem Unterfutter. Nun ward der Holzstoß angezündet und Joris mit sammt dem Bildniß und den Schriften ein Raub der Flammen *). Nicht aber an dem Todten allein begnügte man sich, die jämmerliche Ketzerstrafe zu vollziehn, sondern auch die noch lebenden Mitglieder seiner Familie, die unterdessen in Haft und Untersuchung gewesen, wurden in Mitleidenheit gezogen. Das Vermögen des Ketzers ward nach gutspanischem Inquisitionsrecht confiscirt, und einige Wochen nach der Leichenhinrichtung fand im Münster die öffentliche Abschwörung statt, welche die Verwandten des Verurtheilten, an 16 Personen, beiderlei Geschlechts in Gegenwart der Synode und einer großen Menge Volkes leisten mußten. Antistes Simon Sulzer hielt dabei die Predigt. Welchen Eindruck diese ganze Begebenheit auf die katholischen Mitstände der Schweiz machte, läßt sich denken. In Solothurn ward eine Satire ausgetheilt, worin Basel der Vorwurf gemacht wurde, daß es die todten Ketzer verbrenne und die lebenden gewähren lasse. — So weit die Geschichte des Wiedertäufers Joris und der Wiedertäuferei überhaupt.

Wenn in dieser Secte vorzüglich das mystische Element sich geltend machte, so that sich dagegen schon im Reformationszeitalter eine andere Partei auf, in welcher mehr die verneinende Seite des Protestantismus heraustrat und welche durch ihren Widerspruch

*) Was das Bild betrifft, so muß es entweder mehrere Bildnisse von ihm gegeben haben, oder es muß, sei es einem Freunde des Verurtheilten oder einem Freunde der Kunst geglückt sein, das Bildniß selbst zu retten und ein anderes Bret unterzuschieben — genug, wir besitzen das wohlgemalte Bildniß des David Joris noch, es gehört zu den schönsten Gemälden unsrer öffentlichen Bibliothek und wird nach dem Zeugniß der Kenner als ächt erfunden. Als Anspielung auf die wohlthätige Gesinnung des Mannes hat der Künstler im Hintergrunde des Gemäldes die Geschichte vom barmherzigen Samariter angebracht. Das Bild selbst trägt das Gepräge eines ausgezeichneten Charakters. Aus dem schönen Faltenwurf eines reichen Gewandes tritt uns eine edle Gestalt in stolzer Haltung entgegen; aus den kleinen Augen spricht ein tiefer, aber dunkler Geist, und über das längliche Gesicht verbreitet sich eine gewisse Ruhe, welche an die Stille der tief gründenden Wasser erinnert, und selbst der röthliche, zwiegespaltene Bart, der den feinen Mund umspielt, giebt dem seltnen Kopfe einen eigenthümlichen Reiz männlicher Schönheit.

gegen die Grundlehren von der Person Christi und der Dreieinigkeit sich eher den Vorwurf des Unglaubens und der Gottlosigkeit, als den der Schwärmerei zuzog.

Bekanntlich schlossen sich die Reformatoren in den genannten Lehrstücken unbedingt an die katholische Glaubenslehre an, wie dieselbe auf den Concilien der ersten Jahrhunderte war festgesetzt worden. Es waren in diesen Lehrbestimmungen Ausdrücke enthalten, wie sie allerdings in der Bibel selbst nicht vorkommen. Diese lehrt uns zwar einen Gott verehren, der der Vater Jesu Christi ist, einen Sohn Gottes, der als das Wort von Ewigkeit her bei Gott war und in Jesu Christo in menschlicher Persönlichkeit (im Fleisch) erschien, einen heiligen Geist, der die Gemeinde leitet und in den Herzen der Gläubigen wirkt. Wie aber Vater, Sohn und Geist sich selbst wieder zu einander verhalten und wie man sich ihre Dreiheit und ihre Einheit zu denken habe, darüber lehrt die heilige Schrift nichts. Selbst die Ausdrücke Person, Dreieinigkeit, Natur u. s. w. sind — wenn nicht schriftwidrig — doch wenigstens nicht der Schrift entnommen, sondern stammen aus dem theologischen und philosophischen Sprachgebrauch der Schulen jener Zeit. Was kann es auch dem christlichen Gemüthe frommen, zu wissen, wie der Vater zum Sohn sich verhalte, ob der Sohn gezeugt oder geschaffen sei, ob der heilige Geist vom Vater allein ausgehe oder auch vom Sohn? Das alles gehört mehr dem Gebiete des theologischen und metaphysischen Denkens, als dem Gebiete des religiösen Glaubens an. Dieser begnügt sich mit der Thatsache, daß Christus der Sohn Gottes und der Erlöser der Menschen, und daß der heilige Geist zur Besserung der Einzelnen und zur Belebung und Erhaltung der Kirche wirksam sei. Auf Gott Vater, Sohn und Geist wird der Christ getauft, nicht aber auf die Bekenntnisse von Nicäa und Constantinopel, welche bloß von ihrem Standpunkt aus versucht haben, den Inhalt ihres Glaubens in menschliche Formen zu fassen. An dem einfachen historischen Glauben von der Offenbarung Gottes durch den Sohn und den Geist, d. h. mit andern Worten an den Thatsachen der Schöpfung, der Erlösung und Heiligung hätte man sich wohl können genügen lassen, wenn kein anderes, als ein sittlich religiöses Bedürfniß die Christen geleitet hätte. Aber von jeher lag in der

Schwierigkeit, die es für den menschlichen Verstand hat, das eine göttliche Wesen sich sowohl im Verhältniß zu sich selbst als wieder in seinem Verhältniß zur Schöpfung, Erlösung und Heiligung zu denken, ein verborgener Reiz, der die speculativen Köpfe zu weiter liegenden Bestimmungen aufforderte, und in dieser unzeitigen Wißbegierde, die wenigstens nie zur Sache der Religion gemacht werden sollte, lag eine Quelle unsäglicher Streitigkeiten. Diese Streitigkeiten, wie sie besonders vom 3. bis zum 5. Jahrhundert, ja noch weiter hinein die Kirche bewegten, waren zwar durch die genannten Concilien einigermaßen zur Ruhe gebracht worden; aber auch im Mittelalter griffen die Scholastiker einen Gegenstand wieder auf, an dem sie ihren metaphysischen Scharfsinn üben konnten, bis endlich der wichtigere Streit, den die Reformation erregte, eine Zeit lang diese Spitzfindigkeiten zurückdrängte. Aber schon während der Reformation gab es Einzelne, die sich damit unzufrieden zeigten, daß Luther, Zwingli und Calvin nicht auch hierin eine Neuerung des Glaubens vorgenommen hätten. Zum Theil verband sich der Widerspruch gegen die Kindertaufe mit dem Widerspruch gegen die hergebrachte Dreieinigkeitslehre, weil man beide für unapostolisch hielt, zum Theil aber auch machte sich der letztere Widerspruch für sich geltend. Der unglückliche Michael Servet büßte seinen Eifer gegen die Trinitätslehre mit dem Feuertod, und auch noch andere sogenannte Antitrinitarier oder Unitarier, welche bald nur die kirchliche Dreieinigkeit in ihrer damaligen Form, bald aber auch die Lehre von der göttlichen Natur Christi selbst offener oder versteckter läugneten, wurden als Staatsverbrecher behandelt und bestraft. So unter andern auch Valentin Gentilis, aus Cosenza im Neapolitanischen, welcher schon zu Calvins Zeiten in Genf eingekerkert und auf ein ihm abgedrungenes Bekenntniß hin freigelassen, dann aber 1566 in Bern öffentlich enthauptet wurde *).

So wenig nun aber die Verfolgung der Wiedertäufer den Irrthum derselben mit Gewalt auszurotten vermochte, so wenig wurden durch diese Verfolgungen ähnliche verneinende Geister abgeschreckt, ihren Widerspruch gegen die Trinitätslehre einzulegen, und

*) Eine ausführliche Geschichte der Antitrinitarier sollen wir nächstens von Herrn Pfr. Trechsel erhalten.

wie die Wiedertäufer durch Menno Simonis, so erhielten die Unitarier durch Faustus Socinus ihre kirchliche Einrichtung und ihren bestimmten historischen Sectennamen, den der Socinianer.

Ehe wir jedoch zur eigentlichen Geschichte des Socinianismus übergehn, wird es hier am Platz sein, einen kurzen Blick auf die protestantischen Bewegungen in Italien zu richten, die wir absichtlich bis dahin verschoben haben *). Daß sich in Italien frühe schon ein gewaltiger reformatorischer Geist regte, geht aus der Geschichte der Reformation selbst, ja schon aus der Geschichte des 15. Jahrhunderts hervor. In Italien hatte ja die Wiederherstellung der Wissenschaften ihren Anfang genommen, und selbst unter dem Schirme der päpstlichen Hohheit hatte die Pflanze edlerer Geistesbildung ihre gesegneten Aeste über den Süden Europa's und von da weiterhin in die übrigen Weltgegenden verbreitet. Aber auch außerdem war Italien schon im Mittelalter der Heerd jener stürmischen Bewegungen geworden, welche Arnold von Brescia im 12., Savonarola im 15. Jahrhundert begünstigten, und fortwährend erhielten sich in Piemont und den angrenzenden Gegenden, trotz allen Verfolgungen, die Gemeinden der Waldenser. Als nun Luther von Deutschland aus den päpstlichen Stuhl angegriffen, da fand seine Lehre auch Anklang in der Nachbarschaft dieses Stuhles selbst. In Pavia und Venedig wurden seine und Melanchthons Schriften gedruckt und verkauft, in Mailand und Turin, in Como und Florenz hatte die Reformation ihre Anhänger, und bis in den Kirchenstaat hinein verbreitete sich das Wachsthum der gehaßten Secte. Am Hofe der Prinzessin Renata von Ferrara, der Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, fanden viele um des Glaubens willen Verfolgte Zuflucht, und eine Verbindung mit den Reformatoren der Schweiz ward lebhaft unterhalten. Aber auch im untern Italien, namentlich im Neapolitanischen verbreitete sich die freiere Lehre, und hier war es besonders ein Mann, der durch seine feurige Beredsamkeit, durch seinen strengen heiligen Wandel und durch seine kühnen Behauptungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Bernhardin Ochino, aus Siena gebür-

*) Vgl. Matter im Musée des Prot. célèbres. Bd. 3. S. 177. ff. Die Schrift von M'Crie war mir nicht zur Hand.

tig *), hatte sich dem aus dem Franziskanerorden hervorgegangenen Orden der Capuziner angeschlossen und predigte als General derselben nicht nur in Neapel, sondern auch in vielen Städten Italiens, wohin man ihn während der Fastenzeit berief. Schon sein äußeres Auftreten war merkwürdig. „Seine rauhe Kleidung, sein bis auf die Brust herabhängender Bart, seine grauen Haare, sein bleiches, mageres Gesicht und die Schwäche, die von seinem hartnäckigen Fasten herkam, gaben ihm den Ausdruck eines Heiligen **).“ Er ging immer zu Fuß, schlief auf seinem Mantel und versagte sich den Genuß des Weins. Dazu kam, wie einst bei Savonarola, eine hinreißende Beredsamkeit, die so mächtig war, daß man einst in Neapel während einer einzigen von ihm gehaltnen Predigt 5000 Scudi für die Armen im Klingelbeutel aufhob. Wo immer er auftrat, reichte der Platz nicht hin für die Zuhörer, die an seinen Lehrstuhl sich hinandrängten. Gerüste mußten aufgerichtet, Thüren und Fenster ausgehoben, Ziegel weggebrochen werden, um den seltnen Mann Gottes zu hören. Aber nicht das niedere Volk allein, viele italienische Große, selbst Cardinäle und Prälaten besuchten seine Vorträge und bewunderten die Kraft seiner Rede. „Ich eröffnete ihm mein Herz,“ sagt der Cardinal Bembo, „wie ich es vor Christo selber thun würde; mir kam es vor, als hätte ich nie einen heiligern Mann gesehn ***).“ Kaiser Karl V., der ihn in Neapel gehört hatte, bezeugte von ihm, daß er die Steine vermöge in Thränen aufzulösen. Besonders aber war es ein Mann, der ihm seine ganze Gunst zuwandte, der spanische Ritter Johann Valdez, von dessen protestantischen Gesinnungen wir schon früher an einem andern Orte gehandelt haben (S. 140). Obwohl nun die Vorträge Ochins überwiegend praktischer Natur waren, so konnte es doch den Aufmerksamen nicht entgehn, daß es eben die Kraft der evangelischen Wahrheit sei, welche seinem großen natürlichen Talente zur Unterlage diente; auch hielt Ochin mit dem Bekenntniß seiner freiern Ansichten immer weniger zurück, so daß ihm endlich der päpstliche Nuncius das Predigen untersagte,

*) 1487. Vgl. über ihn Bayle, Dictionnaire und Schellhorn, Ergötzlichkeiten Bd. 3. von Anf.; auch Ranke, Geschichte der Päpste I. S. 141 — 143.
**) Ranke a. a. O.
***) Ebend.

und er aus Italien fliehen mußte, worauf er sich nach Genf begab, im Jahr 1542. Hier sammelte sich um ihn bald eine Gemeinde von italienischen Flüchtlingen, er schloß Freundschaft mit Calvin und trat in den Ehestand. Später versuchte er sein Glück in Deutschland, und predigte eine Zeitlang in Augsburg. Von da weggewiesen, wandte er sich nach Basel und Straßburg; dann fand auch er unter Eduards VI. Regierung eine Zuflucht in England. Von der katholischen Maria vertrieben, hielt er sich in kurzen Zeiträumen in Straßburg, Genf und Basel auf, bis er endlich im Jahr 1555 eine Anstellung in Zürich erhielt als Prediger bei der aus Locarno geflüchteten Gemeinde. — Bis dahin erscheint Ochin als ein Märtyrer des Protestantismus und seine einzigen Verfolger waren die der alten Kirche. Nun aber beginnt auch die Verfolgung gegen ihn von Seiten seiner protestantischen Glaubensbrüder und die Verdächtigung seiner Rechtgläubigkeit. Durch die Herausgabe seiner Dialogen, in denen er zwar nicht seine eigne Meinung, wohl aber allerlei Gegenstände vortrug, welche Stoff zu weitern Untersuchungen darbieten konnten, zog er zuerst den Tadel der öffentlichen Stimmführer auf sich. So ward er beschuldigt, daß er gefährliche sittliche Grundsätze zu verbreiten suche, indem er der Vielweiberei das Wort rede; aber auch rücksichtlich der Dreieinigkeitslehre warf man ihm verderbliche Irrthümer vor. Ochin läugnete zwar die kirchliche Lehre nicht bestimmt, aber schon das, daß er die nicht verdammen wollte, welche anders lehrten, machte ihn in der damaligen Zeit einer Gemeinschaft mit ihren Grundsätzen mehr als verdächtig. Ochin flüchtete sich in seinem vorgerückten Greisenalter nach Polen, und von da abermals vertrieben nach Mähren, wo er zu Ende des Jahres 1564 in einem Dorfe starb *).

Aus dem Geburtsorte Ochins stammte ein andrer italienischer Reformator, Lälius Socinus**), geb. 1525 in Siena, aus einem patricischen Geschlechte, ein feiner Kopf, weniger tiefsinnigen, als beweglichen Geistes, ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen und angenehmen Sitten. Auch er erkannte bald die Irrthümer

*) Im Dorfe Schlackau.

**) Vgl. über ihn Orelli, in der Basler wissenschaftl. Zeitschrift Bd. II. Heft 3. und die gelehrten Abhandlungen von Illgen.

der katholischen Kirche, schloß sich an gleichgesinnte Freunde an, verließ aber schon als ein 22jähriger Jüngling sein Vaterland und knüpfte auf seinen weiten Reisen durch Frankreich, England, die Niederlande, Deutschland und die Schweiz vielfache Verbindungen an, die in seinen gelehrten Bestrebungen ihn förderten und seinem nach Wahrheit strebenden Geiste neue Nahrung und Anregung gaben. Mit Melanchthon, Calvin, Bullinger und andern großen Männern der Zeit stand Lälius Socinus in persönlicher Verbindung und freundschaftlichem Briefwechsel; aber bald zog er sich durch seine gewagten Behauptungen den Tadel und die Warnung der Freunde zu. Besonders zeigte er seit einem Aufenthalt in Polen eine gewisse Hinneigung zu der Lehre der Antitrinitarier, welche in jenem Lande besonders um sich gegriffen hatte. Calvin betrachtete ihn von dieser Zeit an mit Argwohn, und auch Bullinger ward nachdenklich. Im Jahr 1558 begab sich Lälius Socin nach einem Aufenthalt in Italien und der Schweiz abermals nach Polen, begrüßte dann noch einmal flüchtig sein Vaterland, und starb in Zürich 1562. Zur offenen Verketzerung seiner Lehre war es nicht gekommen, da er sich mehr zweifelnd, als bestimmt verneinend ausgedrückt hatte; aber schon die Kälte, mit welcher seine protestantischen Freunde über seinen Tod sich äußerten, läßt deutlich erkennen, für weß Geistes Kind sie ihn gehalten haben.

Bestimmter noch als Lälius trug sein Neffe Faustus Socin, geb. den 5. Dec. 1539 zu Siena, die Lehre vor, welche nach ihm die socinianische genannt wurde.

Wie wir nun vorhin einen Blick auf die Reformation Italiens werfen mußten, um die Wiege des Socinianismus zu entdecken, so müssen wir jetzt uns nach Polen wenden, um das engere Vaterland dieser Secte kennen zu lernen. Schon längere Zeit hatte dieses östliche Flächenland den um des Glaubens willen verfolgten Hussiten und böhmischen Brüdern eben so zum Asyl gedient, wie die Gebirge und Thäler des südlichen Frankreichs und Oberitaliens den Waldensern. Mehrere unabhängig auf ihren Gütern herrschende Woiwoden hatten den Geflüchteten Schutz verliehen wider die Verfolgungen des Clerus, und sich an ihre Forderungen angeschlossen, indem auch sie auf dem Genuß des Kelchs im Abendmahl nachdrücklich bestanden. So fand denn auch Luthers und

Zwingli's Lehre trotz der Schwierigkeiten, die man ihr in den Weg legte, in Polen bald einen bedeutenden Anhang. Unter der duldsamen Regierung Sigismunds II., mit dem Beinamen August, konnte sich der Protestantismus immer weiter ausbreiten und zwar unter verschiednen Formen. Böhmische Brüder, Lutheraner und Calvinisten lebten und lehrten hier neben einander. Besonders zeichnete sich unter den Letztern Franz Lismanin, von der Insel Corfu gebürtig, aus. Er hatte als Mitglied des Franziskanerordens bei der Königin Bona, der Gemahlin Sigismunds I., das Amt eines Beichtvaters bekleidet, und obwohl er immer rücksichtsloser die Grundsätze des gereinigten Evangeliums vertheidigte, so wußte er sich nichts desto weniger in der Gunst seiner freisinnigen Herrin zu erhalten. Diese Gunst ward ihm auch von Seiten des jetzigen Königs, Sigismunds II., zu Theil; doch verminderte sich dieselbe auffallend, seit Lismanin, von einer Reise nach Italien und der Schweiz zurückgekehrt, sich offener als bisher für die reformirte Lehre erklärt und auf den Rath Calvins sich verheirathet hatte. Aber bei diesem Uebertritt ließ es der polnische Reformator nicht bewenden. Auch er trat, besonders durch Lälius Socinus bearbeitet, den Grundsätzen bei, welche von vielen italienischen Freunden der Reformation im Geheimen genährt wurden; auch er ward ein Antitrinitarier. In die Reichsacht erklärt, floh er nach Preußen, wo er im Jahr 1563 in einem Anfall von Wahnsinn das Leben endete*).

Immer mehr wurde indessen Polen eine Zufluchtsstätte für die, welche mit ihren unitarischen Grundsätzen sonst nirgends auftreten durften. Die Reformation hatte sich mittlerweile in Polen durch den gelehrten a Lasco, einen polnischen Edelmann, weiter verbreitet, und die verschiednen Parteien der böhmischen Brüder, der Lutheraner und Reformirten hatten sich im Jahr 1570 auf einer Synode zu Sandomir einander genähert, und wenn sie sich auch nicht zu einer Kirchengemeinde vereinigten, doch wenigstens einander Duldung zugesichert.

In diesen sogenannten Consens waren nun freilich die Unitarier nicht aufgenommen; aber unter dem Schutze des siebenbürgischen Fürsten Stephan Bathori, der nach dem Tode Sigis-

*) Vgl. Schröckhs Kirchengeschichte seit der Reformation Band II. S. 686. 687.

munds II. auf den polnischen Thron gelangte, hob die durch mehrere italienische Flüchtlinge*) verstärkte Partei ihr Haupt immer kühner hervor, so daß sie bereits in der Stadt Rakow ihre eigne Kirche, Schule und Druckerei hatte, und ihre Lehre in einem besondern Katechismus ans Licht zu stellen wagte (Catechismus Racoviensis). So standen die Sachen, als nun auch Faustus Socinus im Jahr 1579 nach Polen kam. Er brachte die Läugnung der Dreieinigkeit keineswegs als eine neue Lehre ins Land, er fand sie vor; ja, seine Ansichten waren sogar noch in einigen Stücken mehr der rechtgläubigen Lehre gemäß, als die der bisherigen Unitarier, so daß sich diese sogar Anfangs sträubten, ihn in ihre Gemeinde aufzunehmen. Durch den Einfluß einiger Großen des Landes gelang es ihm jedoch, sich allmählig einen Anhang zu erwerben. Mit vieler Standhaftigkeit ertrug er die Verfolgungen, die ihm besonders von Seiten der Katholiken bereitet wurden, und durch sein einnehmendes Wesen machte er sich bei Vielen beliebt. So gelang es ihm allmählig, seinen Einfluß auf die unitarische Partei so weit geltend zu machen, daß diese nicht nur manche Einrichtungen von ihm annahm, sondern auch ihren Lehrbegriff nach dem seinigen ummodelte und endlich von ihm sogar den Namen der socinianischen Partei erhielt. Faustus Socinus selbst starb im Jahr 1604. Aber seine Lehre breitete sich unter manchen Verfolgungen in Polen und Siebenbürgen weiter aus, ward von Katholiken und Protestanten vielfach bestritten, aber auch von manchen gewandten Schriftstellern, die aus dieser Schule hervorgingen, vertheidigt und wohl auch hie und da von solchen im Stillen gehegt, die mit ihrer Ueberzeugung nicht offen herauszutreten wagten.

Fragen wir nun, worin die Lehre der Socinianer bestand und noch bis auf diesen Tag besteht, so ist allerdings das Ursprüngliche ihres Lehrbegriffs die Läugnung der kirchlichen Lehre von der Dreieinigkeit, ihre Grundlage ist Unitarianismus oder die Lehre von einem Gott. Eine alte Lehre freilich, die ja auch das Christenthum mit dem Mosaismus und der Lehre Mahomeds gemein hat; denn daß man nicht drei Götter verehren soll, hat die Kirche

*) Georg Blandrata, Johann Paul Alciatus, Valentin Gentilis, Matthäus Gribaldo u. a.

von jeher gelehrt. Aber indem die Socinianer gleichwohl die orthodoxe Kirche dieses Irrthums beschuldigten, so beschränkten sie, um jeden Mißverstand auszuschließen, die Lehre von einem Gott dahin, daß dieser eine Gott ihnen auch nur in der einen Person, in der des himmlischen Vaters erscheint. Sie läugnen somit die Gottheit des Sohnes und des Geistes, welche die rechtgläubige Kirche sowohl der Katholiken, als der Protestanten bekennt, ohne damit die Einheit des göttlichen Wesens aufheben zu wollen. Daraus geht hervor, daß sie auch den Stifter des Christenthums nur als Menschen, nicht als den Gottmenschen auffassen, und die kirchliche Lehre von zwei Naturen in Christo verwerfen. Man würde ihnen aber Unrecht thun, wenn man aus diesen Aeußerungen auf eine moralische oder religiöse Geringschätzung der Person Christi schließen wollte, die auf einer unfrommen, oder gar einer ruchlosen Gesinnung beruhte. Vielmehr legen die Socinianer durchweg in ihren Bekenntnissen eine große und entschiedene Hochachtung gegen den Stifter des Christenthums an den Tag, den sie als einen außerordentlichen Propheten und Gesandten Gottes, als den von ihm verordneten Messias, als den Lehrer und Beglücker der Menschheit, als den obersten sittlichen Gesetzgeber und das höchste Vorbild in allem Guten verehren. Sie läugnen auch nicht, daß Gott ihn vor allen übrigen Menschen auf wunderbare Weise ausgezeichnet habe, sie glauben an seine übernatürliche Herkunft, an seine Wunder, an seine Auferstehung, an seine Himmelfahrt. Ja, sie halten dafür, daß er von Gott dem Vater auf außerordentlichen Wegen Belehrungen und Offenbarungen erhalten habe, und verehren in dem in den Himmel erhöhten Jesus das unsichtbare Oberhaupt der Kirche, etwa in der Weise, wie die Katholiken ihre Heiligen verehren. Auch die Bibel, besonders die Schriften des N. T., halten die Socinianer in großem Ansehn und betrachten sie wie die übrigen Protestanten als die Regel der Wahrheit; freilich legen sie dieselbe auf ihre Weise aus, wobei man aber weniger an absichtliche Verfälschung zu denken braucht, als an unabsichtlichen Irrthum und an eine Befangenheit des Geistes an der auch viele Orthodoxe litten. Auch in andern Lehrstücken weichen die Socinianer von den Bestimmungen der protestantischen Kirche ab. Sie verwerfen die Erbsünde im augustinischen Sinne, und glauben, daß in der gewissenhaften Befolgung der Lehre Jesu

und in einem tugendhaften Wandel das Heil der Christen vor allem zu suchen sei, der aber (wohlverstanden!) nicht in todter Werkheiligkeit bestehn dürfe, sondern auf einer frommen Gesinnung beruhen müsse. Eben deßhalb heben sie auch im Leiden und Tode Jesu das sittliche Beispiel vor allem heraus und verwerfen die kirchliche Lehre von einem fremden Verdienst ebenso wie die von einer fremden, vererbten Schuld. Die Taufe ist ihnen sonach ein bloßer Einweihungsact in die Gemeinschaft, ohne Beziehung auf die Erbsünde, das Abendmahl ein bloßes Gedächtnißmahl, ohne mystische Gnadenwirkung. Damit verbanden aber die Socinianer eine sehr strenge Moral und erklärten sogar manches für unchristlich und unerlaubt, was in den größern rechtgläubigen Kirchenparteien geduldet wurde. So verwarfen einige derselben, wie die Wiedertäufer, den Eid, den Krieg und die Todesstrafen. Ueber einzelne Puncte herrschten jedoch auch unter ihnen wieder verschiedene Meinungen, in die wir uns hier nicht einlassen können.

So viel geht aus dem Bisherigen hervor. Die sogenannte socinianische Lehre ist nicht erst von einem Einzelnen, am wenigsten erst von Faustus Socinus erfunden worden, von dem sie nur zufällig ihren Namen hat; sondern sie hatte schon einen bedeutenden Anhalt in den Meinungen der Zeit, ja sie stand in genauer Verbindung mit dem Entwickelungsgange der Reformation selbst, vorzüglich in Italien und in Polen. Socinus bildete sie nur weiter aus und bewahrte sie sogar vor manchen weitern Abwegen. Auch sah es diese Lehre nicht ab auf Vertilgung des Christenthums in den Gemüthern, sie hatte keine irreligiöse, keine unsittliche Tendenz. Diese Gerechtigkeit muß ihr jeder Billige widerfahren lassen, und wir dürfen ihr daher unsere Achtung nicht versagen, da jede auf ernstlichem Nachdenken beruhende Ueberzeugung unsre Achtung verdient. Eine andere Frage ist dann freilich die, ob diese Auffassung des Christenthums die richtige, und ob sie in der That ein Fortschritt in der wahren protestantischen Erkenntniß sei? Dieß werden wir nach einer unbefangenen Prüfung eben so bestimmt läugnen müssen, als wir das Erstere ihr zugestanden haben. Wir betrachten den Socinianismus mit Recht als eine Abirrung von der reinen Lehre des Evangeliums, als eine, wenn auch nicht absichtliche, doch immer willkürliche Entstellung des apostolischen Bekennt-

nisses, als eine einseitige, die tiefern Bedürfnisse des Herzens verkennende Verstandesrichtung, die doch auch wieder selbst den Verstand nicht vollkommen befriedigt, sondern an die Stelle der verbannten Geheimnisse nur andere größere Räthsel setzt*). Aber zur Entschuldigung dieser Einseitigkeit läßt sich dasselbe anführen, was auch den Mystikern von der andern Seite zur Entschuldigung diente, die Zähheit und der Eigensinn vieler sogenannten rechtgläubigen Theologen, welche an den Ausdrücken der Schule und den Bestimmungen der Concilien fester hielten, als an der Grundlehre der Schrift, und am Buchstaben der letztern fester, als an ihrem Geiste. Hätte man schon früher mit der freisinnigen Milde eines Grotius**) die Lehrstücke von der Dreieinigkeit und der Person Christi einer unbefangenen Prüfung unterworfen, hätte man, über Nebenbestimmungen hinwegsehend, die Hauptsache, auf die es ankommt, die durch Christum gewordene Offenbarung Gottes in der Menschheit auf eine lebendige, mehr das Gemüth ergreifende Weise dargestellt, ohne dabei zu ängstlich auf die Begrenzung der Begriffe von Seiten des Verstandes zu achten, so hätte man vielleicht den Bruch verhüten können. So aber wurden tüchtige Kräfte der Kirche entzogen und durch die Hartnäckigkeit der Einen die der Andern befestigt. So riß sich der Socinianismus los als eine unreife Geburt vom Mutterkörper der protestantischen Kirche und verkümmerte endlich als eine im dürren Erdreich dahinsterbende Pflanze, der es am belebenden und erfrischenden Thau, an der höhern Gemeinschaft im Geiste gebrach; denn mit dem bloßen Verneinen (das lehrt uns die Geschichte des Socinianismus) erbaut man noch keine Kirche, es bedarf einer festen, positiven Grundlage, wenn das Gebäude nicht in der Luft hängen soll.

Das fühlte die alte, katholische Kirche gar wohl, und nicht ohne Triumph blickte sie jetzt von ihrem verwitterten Felsen herab auf die beginnende Zerstückelung und Zerbröckelung des protestanti-

---

*) Es ist eher die Geheimniß- als die Wunderscheu, welche dem Socinianismus zur Last fällt. Rationalismus und äußerlicher Supranaturalismus sind in ihm gemischt. Das mystische Element fehlt ihm dagegen ganz, sowie auch das tiefer speculative; — eine Erneuerung des alten Ebionitismus!

**) Auch dieser wurde eben deßhalb des Socinianismus verdächtigt, wogegen er sich jedoch vertheidigte.

schen Lehrgebäudes, das, wenn sie es auch mit ihrem Bannstrahl nicht mehr erreichen könne, doch nächstens in sich selbst zerfallen werde. Und wirklich war dazu aller Anschein vorhanden. War doch schon im Anbeginn die Kraft der Gemeinschaft gebrochen worden durch die Trennung der Protestanten in Lutheraner und Reformirte; wieder gebrochen wurde dann die Kraft dieser gesonderten Kirchenkörper durch die Streitigkeiten und die verschiedenen Richtungen in ihnen selbst, und dazu kam nun endlich die von Jahrzehnd zu Jahrzehnd sich mehrende Zahl der Secten.

Um so interessanter ist es nun zu sehen, welche Kraft diese alte Kirche aufgeboten, welche Wege sie eingeschlagen und welcher Werkzeuge sie sich bedient hat, um die gepriesene Einheit in ihr aufrecht zu erhalten, ihr Ansehn der protestantischen Kirche gegenüber zu sichern und wo möglich die Abtrünniggewordenen in ihren Schooß zurückzulenken. Wir können diese Betrachtung nach drei Jahrhunderten mit einem unbefangenern Sinne anstellen, als die damaligen Protestanten es konnten. Wir dürfen sogar, wenn wir unparteiisch sein wollen, das Großartige ihrer Anstrengungen, das neben vielem Kleinlichen sich zeigt, den reinern Eifer, der neben dem unreinen einherging, und die höhern geistigen Gaben und Kräfte, die auch hier neben der Beschränktheit und dem Aberglauben im Spiel waren, nicht übersehen. Auf folgende Puncte werden wir dabei unser Augenmerk zu richten haben, auf die Feststellung der Lehre durch das Concil von Trident, auf die Gründung neuer Orden zur Bewachung und Ausbreitung des Katholicismus, vor allem auf die Gründung und Fortpflanzung des Jesuiten-Ordens, auf die Persönlichkeit der ausgezeichnetsten Päpste und Kirchenobersten und endlich auf die geistreichern, frömmern und freisinnigern Männer überhaupt, an denen es auch nach der Reformation in der katholischen Kirche (wir dürfen wohl sagen: Gott sei Dank!) nicht gefehlt hat.

Zwanzigste Vorlesung.

Der Katholicismus nach der Reformation. Das Concil von Trident. Neue Orden: Capuziner, Theatiner, Somasker, Priester des Oratoriums. Vincenz von Paula und die Priester der Mission (Lazaristen). Die barmherzigen Schwestern, Ursulinerinen und Visitantinen. Ignaz Loyola und der Jesuitenorden. Die Missionen der katholischen Kirche.

Die katholische Kirche müßte sich und ihre Geschichte verkennen, wenn sie läugnen wollte, eine Rückwirkung auf sich selbst von Seiten der Reformation erlitten zu haben*). So anhaltend sie sich den Neuerungen widersetzte, so wurde sie doch mit in den Strom hineingerissen und sah sich bei der neuen Gestaltung der Dinge genöthigt, das aus dem Schiffbruche herauszuretten, was ihr zu ihrem Bestehen nothwendig war; das hingegen am alten Gebäude auszubessern, was der Besserung bedürftig und fähig schien. So machte auch sie in ihrem Innern eine Reformation durch, und es beginnt seit der Kirchentrennung auch eine neue Periode für die Geschichte des Katholicismus, der uns von da an ein anderes Bild darstellt, als in den Tagen des Mittelalters. Grundlage dieses neuern Katholicismus sind die Beschlüsse des tridentiner Concils, sein Hebel ist das Ordenswesen, und vor allem der Jesuitismus, und die Geschichte des Papstthums ist aus einem wichtigen Theil der Weltgeschichte zu einem bloßen Abschnitt der europäischen Staatengeschichte geworden.

Da es nun unsre Aufgabe nicht sein kann, eine vollständige Darstellung dieses neuern Katholicismus zu geben, sondern da wir

*) Besonnene katholische Schriftsteller gestehen dieß auch offen ein. So der neueste Biograph des heiligen Bernhard, Hr. Ellendorf. „Die Reformation hat (die Kirche) allmählig von der absoluten Herrschaft der römischen Curie befreit, und die Reibungen mit der evangelischen Kirche haben wissenschaftliche Bestrebungen gefördert und manches hinweggetilgt, was ohne die Reformation geblieben, manches ins Leben gerufen, was ohne sie nimmer erstanden wäre.“ (S. 197.)

nur der Vergleichung wegen einiges daraus herbeiziehen müssen, um von da wieder ein neues Licht auf die Geschichte des Protestantismus fallen zu lassen, so begnüge ich mich aus jedem der genannten Gebiete nur das herauszuheben, was unsern Zweck fordert. So kann ich über die Geschichte des Concils von Trident, das freilich für den eigentlichen Kirchenhistoriker von hohem Interesse ist, hier ganz kurz sein, indem ich mich darauf beschränke, die Resultate der weitläufigen Verhandlungen desselben anzuführen*). Diese waren doppelter Art: conservativ auf der einen, reformatorisch auf der andern Seite. So sehr man nämlich einzelne zweckmäßige Reformen eintreten ließ in Beziehung auf die Sittenzucht, das Aemterwesen der Kirche u. s. w., so eifrig war man bemüht, den Widerspruch gegen die protestantische Lehre durch genauere Bestimmungen festzumachen, und so wurde — wenn gleich in einzelnen Puncten sich einzelne Stimmen dagegen erhoben**) — eben das aufs Neue als unumstößliche Kirchenlehre bestätigt, was am meisten den Angriffen der Protestanten ausgesetzt gewesen war. Während also die Protestanten die heilige Schrift als die einzige Richtschnur des Glaubens aufstellten, setzte die Synode von Trident das Ansehn der Ueberlieferung fest und machte die Auslegung der Bibel abhängig von den Bestimmungen der Kirche. Während die Protestanten das natürliche Verderben des Menschen in scharfen Umrissen darstellten und alles von der Gnade abhängig machten, suchte die Synode von Trident auch dem Menschen das Seinige zu retten und unter dem Scheine einer dogmatischen Mäßigung, die sich den allerdings harten Bestimmungen der Protestanten gegenüber sogar vortheilhaft ausnimmt, öffnete sie zugleich der Werkheiligkeit wieder eine Hinter-

*) Bekanntlich ward es im Dec. 1545 unter Paul III. eröffnet, und 1547 unter dem Vorwand der Pest nach Bologna verlegt; dann von Julius III. im Mai 1551 wieder in Trient eröffnet, im April des folgenden Jahres aber wieder auf zwei Jahre vertagt. Erst unter Pius IV., der 1562 die Fortsetzung beschloß, ward es auch im Dec. 1563 beendigt. Es stand so sehr unter römischem Einfluß, daß sich die Sage bildete, der heilige Geist komme in Felleisen von Rom nach Trient. Sarpi hat die Geschichte desselben in einem freisinnigen, Pallavicini im Geiste der Curie beschrieben.

**) Daß auch mehrere katholische Theologen wieder die strengere Rechtfertigungslehre Augustins zu Ehren zu bringen suchten, hat besonders Ranke gezeigt, Gesch. der Päpste I. S. 199.

thüre. Mit der Freiheit des Willens fand auch das Verdienst des Menschen vor Gott wieder seine Stätte; aber eben darin lag der Irrthum und die Gefahr, nicht in der Behauptung des freien Willens und der Nothwendigkeit der guten Werke an sich. Ferner wurden auch noch andere von den Protestanten bestrittene Lehren, wie die Bedeutung des Meßopfers, die Verehrung der Heiligen, die Ehelosigkeit der Priester, das Fegfeuer u. a. m. bestätigt. Das Schlimmste aber von allem war das, daß die Päpste es dahin zu bringen wußten, daß die Auslegung dieser Concilienschlüsse jeweilen in die Befugniß des Papstes gestellt sein sollte, so daß diesem frei stand, aus der Synode zu machen, was er wollte.

Mit allem Nachdruck sollten nun die gefaßten Beschlüsse in Kraft gesetzt werden; aber noch kostete die Einführung derselben in den christkatholischen Staaten manchen Kampf. Frankreich, eifersüchtig auf die Rechte der gallikanischen Kirche, wollte die Autorität des Concils nur anerkennen in Beziehung auf den Glauben, nicht aber in Beziehung auf die kirchliche Verfassung, und — was merkwürdig ist — selbst in den Staaten Philipps II. war die Annahme nur eine bedingte, mit Vorbehalt nämlich der königlichen Rechte.

Mit den bloßen Bestimmungen auf dem Papier hätte jedoch der Katholicismus schwerlich eine innere Reform hervorgebracht. Es bedurfte auch hier lebendiger wirksamer Kräfte und einer eigenthümlichen Begeisterung, um die erlöschende Flamme des alten Kirchenthums wieder anzufachen. Und wirklich nehmen wir bald nach der Reformation eine solche Begeisterung für den Katholicismus wahr (wie denn immer dem Menschen die Güter wieder doppelt lieb zu werden anfangen, die er aus langem und schwerem Kampfe gerettet hat). Diese neue Sprossen treibende Kraft des Katholicismus zeigt sich uns vor allem in der Entstehung neuer Mönchsorden, welche sich zu eben so vielen entschiedenen Advokaten der päpstlichen Hoheit und der Untrüglichkeit der Kirche aufstellen. Dahin lassen Sie uns jetzt unsern Blick richten.

Es ist bekannt, wie die sogenannten Bettelorden, namentlich der Orden der Dominikaner und Franziskaner, schon vor dem Reformationszeitalter und in demselben als mächtige Stützen des Papstthums sich erwiesen, wenn gleich auch bisweilen aus eben diesen Orden einzelne Männer hervorgingen, die an die neuen

30*

Ideen der Zeit sich anschlossen und den päpstlichen Stuhl vielfach beunruhigten. Dieß war besonders der Fall mit dem Orden des heiligen Franziskus. Aus eben diesem Orden sehen wir nun gleich nach dem Auftreten Luthers einen neuen Zweig hervorsprossen, der sich bald weiter verbreitete und dessen Name eine große Popularität erhielt. Es ist dieß der Ihnen allen bekannte Orden der Väter Capuziner. In dem Kloster Monte falco im Kirchenstaat lebte ein Mönch, Franziscanerordens, Matteo de Bassi. Dieser glaubte in einer Vision von dem heiligen Franziscus selbst einen wichtigen Aufschluß über die ihm wohlgefällige Ordenstracht erhalten zu haben. Eine spitz zulaufende Capuze und ein Bart von einem ganz besondern Schnitte erschienen ihm als die Abzeichen, welche der Heilige von seinen ächten Anhängern fordere. Ueber diese hochwichtige Entdeckung gerieth der fromme Bruder dermaßen in Entzücken, daß er sein Kloster heimlich verließ und in eben der Tracht, die ihm der Heilige vorgeschrieben hatte, vor dem Papst Clemens VII. erschien, mit der Bitte, diese Ordenstracht als die wahre und ächte gut zu heißen. Der Papst gestattete dem Matteo de Bassi, sich dieser Tracht zu bedienen und bestätigte sogar die Stiftung eines auf diese Aeußerlichkeit sich stützenden Mönchsvereins durch eine Bulle vom Jahr 1528. Den Namen „Capuziner" sollen ihnen zuerst die Straßenjungen als Spottnamen gegeben haben, die wegen ihres sonderbaren Aufzugs sie mit dem Nachruf Cappucini verfolgten. So lächerlich indessen die Geschichte der Stiftung ist, so wichtig wurde der neue Orden für die Geschichte des Katholicismus. Eine große Aufopferungsfähigkeit wurde gleich beim Entstehen des Ordens an ihm mit Rührung wahrgenommen; denn als die Pest um diese Zeit in Italien sich verbreitete, waren es die Capuziner, die keine Gefahr der Ansteckung scheuend, den Kranken den letzten Trost der Religion brachten und die irdischen Ueberreste der Gestorbenen der Erde übergaben. Diese Aufopferungsfähigkeit ist dem Orden auch bis auf die neueste Zeit geblieben. Kein ödes Thal ist dem Capuziner zu entlegen, keine Reise ist ihm zu beschwerlich, keine Stunde der Nacht zu spät, keine des Morgens zu früh, wo die Pflicht des Ordens ihn ruft, Hülfe zu leisten; er ist mit Wenigem zufrieden, bettelt sich durch, läßt den Spott der Welt mit stoischem

Gleichmuth über sich ergehen, und versüßt sich sogar noch die Beschwerden seines Standes durch eine gewisse Jovialität des Sinnes. Der Capuzinerorden hat seine wichtige Stellung in der katholischen Kirche besonders darin, daß er den Katholicismus popular zu machen weiß, was sich besonders auch in der ihm eigenen Beredsamkeit kundgiebt. Die Capuzinerpredigten sind zum Sprichwort geworden. Eine derbe Trivialität, welche die Grenzen des guten Geschmackes unbedenklich überschreitet, wenn sie nur der Wirkung gewiß ist, macht das Charakteristische derselben aus. Freilich sind auch die Capuziner zugleich die Stützen des krassesten Aberglaubens geworden. Sie waren es, welche das Teufels- und Hexenbannen und anderes der Art zu ihrem besondern Beruf machten, und der Glaube an ihre Macht ist groß unter dem Volk, und zwar nicht nur unter dem katholischen, sondern unter einem großen Theil des protestantischen Volkes, wenigstens noch hie und da in unserm Vaterlande. Und doch war es derselbe Capuzinerorden, der im Anfang seines Entstehens sogar der Ketzerei beschuldigt wurde. Aus ihm war ja, wie die vorige Stunde uns gezeigt hat, der italienische Reformator Ochino hervorgegangen. Später legte sich aber dieser reformatorische Eifer des Ordens und die Kirche konnte sich auf ihn mit Zuversicht verlassen, je mehr seine Ausbreitung zunahm.

Ein andrer Orden, der weniger bekannt ist als der Capuzinerorden, ist der Orden der Theatiner. Gaëtano von Thiene (im venetianischen Gebiete), ein äußerst sanftmüthiger und friedfertiger Mann, faßte den Gedanken, den schon viele der bessern Prälaten vor ihm gefaßt hatten, das Leben der Weltgeistlichen zu verbessern. Nicht eitles Streben nach eigner Ehre leitete ihn dabei, denn er wünschte nach seinem eignen Ausdruck „die Welt zu reformiren, ohne daß man wisse, daß er selbst auf der Welt sei*).“ Häufig sah man ihn Thränen vergießen über dem Gebet, das er für das Wohl der Kirche gen Himmel schickte. An ihn schloß sich bald ein Verein von Gleichgesinnten an, unter welchen der Bischof von Chieti (oder Teti, Teate im Neapolitanischen), Namens Peter von Caraffa, sowohl durch die hohe

*) Ranke I. S. 172.

Stellung, die er in der Kirche einnahm, als durch glänzende Geistesgaben sich auszeichnete. Caraffa hatte zwar nicht jenes Sanfte und Bescheidene seines Freundes Gaëtano, sondern war heftig, aufbrausend und stürmisch*); aber beide vereinigten sich in dem tiefgefühlten Bedürfniß einer Reform der Kirche. Beide gaben ihre einträglichen Stellen auf und zogen sich mit zwei enge verbündeten Freunden in die Einsamkeit zurück ums Jahr 1524. Auf dem Monte Pincio unweit Rom lebten sie zusammen in Armuth und in der Ausübung einer strengen Andacht. Sie verschmähten den Bettel und erwarteten die Wohlthaten in ihrem Hause. Nicht ein eigentlicher Mönchsorden wollten sie sein, sondern vielmehr ein Priesterverein in mönchischer Form, wie dergleichen schon öfter seit den Zeiten des Chrodegang von Metz in der katholischen Kirche sich gebildet hatten; doch bald nahm auch der Theatinerorden eine bestimmtere Mönchsgestalt an, und seit der eine seiner Stifter, Peter von Caraffa, Papst geworden war in der Person Pauls IV., folgten auch neue Vergünstigungen. Der Orden der Theatiner machte sich um das Predigt- und Missionswesen der katholischen Kirche und um Krankenpflege verdient**).

Nicht nur aber auf die Hebung der priesterlichen Würde und des geistlichen Standes, auch auf die sittliche Bildung des Volkes, auf Jugenderziehung, Schul- und Armenwesen richteten mehrere neu gegründete Orden ihre Aufmerksamkeit.

Seit dem Jahr 1521 war Oberitalien mit fortwährendem Kriege und in dessen Gefolge mit Verwüstung, Hungersnoth und Krankheiten heimgesucht worden. Eine große Menge verwaister Kinder, welche die Flucht nach Venedig getrieben, lag ohne Pflege auf den Straßen und war nahe dran an Leib und Seele zu verschmachten. Da erbarmte sich dieser Kleinen ein edler venetianischer Senator, Hieronymus Aemilianus, gemeiniglich Girolamo Miani genannt. Seiner frühern üppigen Lebensweise entsagend, vertauschte er den Purpur mit einem Kittel, den er bereits einem Bettler bestimmt

*) Ranke a. a. O.

**) In der Folge traten nur adelige Personen dem Orden bei. — Eine ähnliche Tendenz hatte auch der Orden der Barnabiten, gestiftet 1530 in Mailand von drei Edelleuten, Zaccaria, Ferrari und Morigia, und bestätigt von Clemens VII.

hatte*). In diesem Aufzug zog er als Armer umher, die Armen zu suchen. Auf seiner Gondel fuhr er in den Lagunen umher, um die verlassenen Kinder auf den einzelnen Inseln zusammenzulesen und sie unter väterliches Obdach zu bringen. Nun verkaufte er sein Silberzeug und die schönsten Teppiche seines Hauses, um seinen Pfleglingen Wohnung, Kleidung, Lebensmittel und Unterricht zu verschaffen. In Venedig selbst ward ein Haus in der Nähe der St. Rochuskirche zum Waisenhaus umgeschaffen. Aber bei dieser Stiftung ließ es der edle Senator nicht bewenden. Er ruhte nicht, bis in ganz Oberitalien eigene Zufluchtsstätten für diese Unglücklichen errichtet wurden und ging überall mit Opfern voran. In Bergamo errichtete er ein Hospital. Bald erhoben sich ähnliche Anstalten zu Verona, Brescia, Ferrara, Como, Mailand, Pavia und Genua. Um aber dem Unternehmen noch einen weitern Erfolg zu sichern, verband sich Miani gleichfalls mit einigen Freunden zu einer Congregation, welche nach dem Muster der Theatiner aus regularen Klerikern bestand. Sie führten ihren Namen von der Stadt Somaska, unweit vom Lago di Lecco. So entstand der Orden der Somasker, der im Jahr 1540 die päpstliche Bestätigung und später noch mehrere Privilegien erhielt.

Wir dürfen es der katholischen Kirche nicht verdenken, wenn sie auf solche Stiftungen hinweist, um die Welt zu überzeugen, daß der Geist der Liebe und des Erbarmens, den Christus der Menschheit mitgetheilt hat, zu keiner Zeit in ihr erstorben gewesen. Mag es auch sein, daß sie auf die äußern Werke einen größern Werth legt, als die protestantische Kirche, und daß sie auch in solchen frommen Stiftungen gleichsam einen Ablaß sieht für die Sünden, deren sie sich in andrer Hinsicht schuldig machte; die Gerechtigkeit erfordert es, ihr das Lob, das sie in dieser Hinsicht verdient, ungeschmälert zu lassen. Die nicht unbeträchtliche Anzahl menschenfreundlicher Orden und wohlthätiger Anstalten, welche der Geschichte des neuern Katholicismus angehören, bilden in der That die Lichtseite desselben, und verdienen alle Anerkennung. Jeder evangelische Christ, der diesen Namen mit Recht trägt, wird sich auch aufrichtig des Guten und Schönen freuen, das Gott auch

*) Siehe Helyot, histoire des ordres monast. etc. IV. p. 241.

im Schooße der ältern Schwesterkirche hat gedeihen lassen, und in seinem Herzen wird keine andere Eifersucht sich regen, als die, zu welcher das Wort des Heilands selbst auffordert: „Gehe hin und thue desgleichen."

Ich kann mich daher nicht enthalten, noch auf einige andere wohlthätige Orden hinzuweisen, die im 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts entstanden. Dahin gehört der Orden der Priester des Oratoriums. — Philipp von Neri, geb. 1515 zu Florenz, gab freiwillig die reiche Erbschaft, die ihm von seinem Oheim zugefallen war, auf, und begab sich nach Rom, wo er arme Kinder unterrichtete. Er besuchte fleißig die Spitäler der Stadt, und einen Theil der Nacht durchwachte er betend in den Katakomben, bei den Gräbern der Märtyrer*). Auch er sammelte eine Brüderschaft zu frommen Uebungen um sich (1548), und stiftete in der Folge ein eigenes Bethaus unter dem Namen Oratorium, wonach denn auch die Mitglieder des Ordens sich nannten. Diese Congregation der Väter des heiligen Oratoriums stellte in sich einen Verein frommer und gelehrter Männer dar, und bald entstanden ähnliche Oratorien zu Neapel, Fermo, Lucca, Palermo und andern Städten Italiens. Die Mitglieder waren durch kein besonderes Gelübde gebunden, und konnten wieder austreten. Der Stifter selbst aber wurde im Jahr 1622 auf die Bitte Ludwigs XIII. und seiner Mutter (der Maria von Medicis) vom Papst Gregor XV. unter die Heiligen der katholischen Kirche aufgenommen**). Die Gesellschaft des Philipp von Neri fand nämlich bald auch eine Nachahmung in Frankreich, indem Peter von Berulle, Sohn eines Parlamentsraths zu Paris, im Jahr 1611 in einer Vorstadt von Paris das Oratorium Jesu gründete, das 1613 vom Papst Paul V. seine Bestätigung erhielt.

Ein Mann, der in der Geschichte der wohlthätigen Orden eine vorzügliche Stelle verdient, ist Vincenz von Paula***).

*) Schröckh a. a. O. III. S. 492.

**) Es ist anzumerken, daß die Art von dramatisirten geistlichen Gesängen, welche man Oratorien nennt, von da ihren Namen haben, weil dieselben zuerst in dem Betsaal dieser Väter aufgeführt wurden.

***) Vgl. über ihn die evangelische Kirchenzeit. Jahrg. 1832. No. 70. nebst 1830. No. 22.; dazu: Sailers Briefe aus allen Jahrhunderten Bd. 4. S. 195 ff.

Geboren an der Grenze der Pyrenäen in dem gasconischen Dorfe Pouy um Ostern des Jahres 1576, war er der Sohn armer Eltern, von denen er bald als Hirte gebraucht, bald zu andern ländlichen Geschäften verwendet wurde. Schon als Knabe zeigte Vincenz große Neigung zur Wohlthätigkeit. Als er einst Mehl aus der benachbarten Mühle holen mußte und auf dem Wege von einem Dürftigen um eine Gabe angesprochen wurde, theilte er ihm, weil er kein Geld hatte, schnell von dem Vorrath mit, den er bei sich führte, und ein andermal schenkte er einem Armen seine ganze Baarschaft, die in dreißig Sous bestand. Da der Knabe außer dießem Hang zur Wohlthätigkeit auch gute Gaben des Geistes verrieth, so kam er mit Bewilligung seiner Eltern, nachdem er das zwölfte Jahr erreicht hatte, unter die Leitung der Franziskaner in dem benachbarten Städtchen Acys, von denen er den lateinischen Unterricht erhielt. Vincenz widmete sich dem geistlichen Stande. Er studierte weiter in Toulouse, und ward Priester im Jahr 1600. Durch mancherlei widrige Schicksale wurde der Ernst des jungen Mannes geprüft, und sein Streben auf Ungewöhnliches, Ueberirdisches hingeleitet. Auf einer Reise übers Meer, die er im Sommer des Jahres 1605 unternahm, ward er von Seeräubern angegriffen und nach einer tapfern Gegenwehr, bei der er mit einem Pfeil am Fuß verwundet wurde, als Sclave nach Tunis gebracht. Nach mehrmaligem Wechsel seiner Herrn ward er endlich an einen Franzosen aus Nizza verkauft, der unlängst seinen Christenglauben abgeschworen hatte und ein Verehrer Mahomeds geworden war. Durch eine der Frauen des Renegaten brachte es jedoch Vincenz dahin, daß sein Herr seinen Abfall vom Christenthum herzlich bereute und nun mit ihm sich aufs Neue zum Bekenntniß des christkatholischen Glaubens verband. Beide Männer flüchteten im Jahr 1607 auf einem kleinen Nachen nach Frankreich. Der ehemalige Gebieter des Vincenz, der nun sein Freund geworden, trat in Avignon wieder feierlich zum Glauben seiner Väter über und widmete den Rest seines Lebens, als Mitglied des Ordens der barmherzigen Brüder in Rom, den Werken der christlichen Liebe. Vincenz selbst aber, den seine fernern Schicksale nach Paris führten, wurde daselbst mit dem vorhin genannten Peter von Berulle näher bekannt, und dieser verschaffte ihm eine

Pfarrei in der Nähe von Paris. Bald drauf empfahl er ihn dem Grafen von Joigni zum Lehrer seiner drei Söhne und zum Hausgeistlichen. So klein dieser Wirkungskreis schien, so viele Gelegenheit bot er dem frommen Manne dar, auf das Gemüth des Grafen sowohl, als das der Gräfin vortheilhaft einzuwirken, den erstern von Uebereilungen der Leidenschaft abzuhalten*) und die letztere in den Werken der Wohlthätigkeit mit Rath zu unterstützen. Hier war es denn auch, wo ihm die Vorsehung gleichsam den Faden an die Hand gab, den er weiter ausspinnen sollte zu einem großartigen Liebeswerke.

Im Jahr 1617 ward nämlich Vincenz zu einem Kranken gerufen auf einem der weitläufigen Güter des Grafen. Der Mann, bereits ein Sechziger an Jahren, stand im Rufe eines frommen, unbescholtenen Wandels. Als ihn aber Vincenz zur Beichte aufforderte, bekannte dieser eine Menge von Sünden, die er bisher in der Beichte verheimlicht und die ihm auch niemand zugetraut hatte. Ergriffen von dieser unerwarteten Thatsache, ließ Vincenz sich von der Gräfin bewegen, am nächsten Feste von Pauli Bekehrung eine allgemeine Beichte unter seinen sämmtlichen Pfarrkindern zu veranstalten. Alles drängte sich zu dieser außerordentlichen Handlung hinzu. Viele, die in der Ohrenbeichte dieselbe Zurückhaltung mochten bewiesen haben, wie jener Kranke, bekannten jetzt offen ihre Sünden, und die Wirkung der ganzen, erschütternden Scene offenbarte sich als eine große und heilsame. Jetzt erst zeigte es sich, wie unzulänglich der bisherige Unterricht und die Seelsorge der meisten Pfarrgeistlichen gewesen war, und eine außerordentliche Veranstaltung zur religiösen Bildung des Volkes stellte sich als Bedürfniß heraus. Die Gräfin war die erste, welche zur Errichtung einer solchen Anstalt die Hand bot. Sie setzte eine Summe von 16000 Livres für einen geistlichen Orden aus, der es übernehmen wollte, von Zeit zu Zeit eigene Heilsboten auf die gräflichen Güter zu senden, welche den Landleuten das Wort Gottes verkünden und Beichte hören sollten. Unter den schon bestehenden Orden fand sich aber keiner, der die Sache übernehmen

*) So mahnte er ihn z. B. von einem Duell ab. Siehe ev. Kirchenz. a. a. O. S. 616.

wollte. Nur Vincenz fuhr für seine Person in dem gewohnten Eifer fort. Er sollte auch der Stifter eines neuen Ordens werden, der es sich recht eigentlich zur Pflicht machte, das Verlorene zu suchen, das Verwundete zu heilen und die Verirrten wieder zurecht zu bringen. Unter Mitwirkung des Grafen und seines Bruders, des Cardinals und Erzbischofs von Paris Johann Franz von Gondy, kam das Werk zu Stande. Statt 16000 wurden jetzt 40000 Livres ausgesetzt und Vincenz an die Spitze eines Vereins von Priestern gestellt, die, ohne besonderes Gelübde und ohne feste Anstellung, sich bereit finden ließen, überall, wohin Bischöfe sie beriefen oder Pfarrer sie zuließen, zu gehen und des verwahrlosten Volkes mit Unterricht und Seelsorge sich anzunehmen. So entstanden die Priester der Mission, einer Mission, die nicht sowohl auf das Ausland, als auf das Inland, auf die Heidenwelt innerhalb der christlichen Kirche berechnet war. In kurzer Zeit verbreiteten sich die Anstalten dieser Missionspriester über ganz Frankreich. Im Jahr 1627 gab ihnen Ludwig XIII. seine königliche, und 1631 Urban VIII. seine päpstliche Bestätigung. Da ihnen in der Folge auch noch die weitläufige Priorei von St. Lazarus zu Paris eingeräumt wurde, so erhielten sie von da den Namen der Lazaristen oder der Väter des heiligen Lazarus, und im Jahr 1638 wurde auch in Rom ein Priesterhaus für den Orden errichtet. Wo nur immer zu helfen, zu heilen, zu bessern war, da zeigte sich Vincenz von Paula und sein Orden zu helfen bereit. Den Galeerensclaven, den Soldaten, dem Hofe, wie den Bettlerschaaren trat ihr Ernst und ihre Liebe entgegen, und als bereits im Inland Bedeutendes geschehen war, dehnte sich die Mission auch weiter nach andern Gegenden der Erde aus.

Doch noch eine andere Stiftung ist es, welche dem Vincenz von Paula ihr Dasein verdankt und welche von jeher auch den Beifall der Protestanten erworben, ja sogar eine edle Eifersucht und einen Wetteifer zwischen beiden Kirchen rege gemacht hat. Nach dem Tode der Gräfin von Joigni schloß sich nämlich der rastlos thätige Jünger Christi an eine andere fromme Frau an, an die Wittwe des Geheimschreibers der Maria von Medicis, Louise de Gras. Im Vereine mit dieser Frau stiftete Vincenz, nachdem er schon früher eine Schwesterschaft milder Frauen ins

Leben gerufen hatte, den bekannten Verein barmherziger Jungfrauen, filles de charité, die von ihrer grauen Kleidung, die sie wählten, gewöhnlich soeurs grises genannt werden, und deren Wirksamkeit auch in unserm Vaterlande, selbst in protestantischen Theilen desselben, allgemein anerkannt ist. Die Stiftung der barmherzigen Schwestern fällt ins Jahr 1634. Die Glieder dieses Ordens sollten nicht wie die eigentlichen Nonnen durch ewige Gelübde gebunden sein, und der Austritt sollte ihnen jeder Zeit wieder freistehen. Thätige Menschenliebe, eine allen Ekel, alle Weichlichkeit, alle Vorurtheile des Standes und der falschen Schaam überwindende Hingebung zum Dienste der Kranken und andrer Hülfsbedürftigen war, verbunden mit den Uebungen katholischer Andacht, das Grundgesetz des Ordens. Frauen von vornehmem Stande traten bald in denselben ein, und noch vor seinem Tode sah Vincenz 28 Häuser dieser Genossenschaft in Paris*). Ueber die Einrichtung dieser und ähnlicher Anstalten ist im Jahr 1831 in Coblenz eine sehr interessante anonyme Schrift erschienen**). Wenn sie auch mit unverkennbarer Vorliebe für die katholische Kirche abgefaßt ist und ihrer Wirkung allein zuschreibt, was Wirkung des christlichen Geistes überhaupt ist, so läßt sich doch vieles draus lernen; manches darin verdient besonders in unsrer Zeit beachtet zu werden, wo bereits der Gedanke: ob nicht auch ähnliche Vereine in der protestantischen Kirche und unter protestantischen Formen errichtet werden könnten und sollten, vielfachen Anklang auch in unsrer Nähe gefunden hat***).

Wir müssen bei diesem Anlaß noch anderer ähnlicher Frauenverbindungen in der katholischen Kirche gedenken. Dahin gehören besonders die Ursulinerinen und die Visitantinen.

Angela von Brescia†), in einem Dorfe (Dezenzano) am Gardasee in Oberitalien geboren, hatte sich schon in frühen

*) Zur Zeit der ersten französischen Revolution zählte man ihrer 300 in Frankreich; vor der Juliusrevolution im Jahr 1830 betrug die Zahl der barmherzigen Schwestern in Paris allein etwa 400 und in ganz Frankreich etwa 4000.

**) Die barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege (von Brentano?).

***) Siehe Kirchenzeitung für die reformirte Schweiz. Nov. 1836. No. 48. 50. 52. und Juli 1837. No. 27. und 28.

†) Vgl. Helyot a. a. O. Bd. 4. S. 161 ff.

Jahren einem frommen, klösterlich strengen Leben geweiht*). Da sie ihre Eltern frühzeitig verlor, lebte sie mit einer ältern Schwester unter der Aufsicht eines Onkels. Beide Schwestern bestärkten sich gegenseitig im Eifer religiöser Uebungen. Sie schliefen auf bloßer Erde und weckten sich des Nachts zum Gebet; ja eines Tags entflohen sie sogar in die Einsamkeit, um dort als Eremitinen zu leben, ließen sich aber endlich bewegen, ins pflegälterliche Haus wieder zurückzukehren. Nach dem Tode der ältern Schwester verdoppelte Angela ihre Anstrengungen und trat in den weiblichen Franziskanerorden der Clarisserinen. Sie wallfahrtete nach den heiligen Orten, selbst nach Jerusalem, und verband sich bereits im Jahr 1537 in einem Alter von 26 Jahren mit einigen ihrer Freundinen zu einem religiösen Frauenvereine, der sich keineswegs klösterlich von der Welt absondern, sondern vielmehr mit dem Geiste christlicher Liebe der Betrübten und Verlassenen sich annehmen sollte. Der heiligen Ursula und ihren 1100 Jungfrauen sollte der Orden geweiht sein, der denn auch wirklich vier Jahre nach der Stifterin Tode von Papst Paul III. im Jahr 1544 bestätigt wurde. Ein ausgezeichneter Prälat der katholischen Kirche, Karl Borromeo von Mailand, wirkte ihnen auch unter den folgenden Päpsten noch manche Vergünstigungen aus. Besonders war es die weibliche Erziehung, welche in der Folge den Ursulinerinen mit einem fast unbegrenzten Zutrauen übertragen wurde, namentlich in Frankreich, wo sie zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts sich festsetzten; so daß die Pensionate dieser frommen Schwestern am Ende die häusliche Erziehung des weiblichen Geschlechts fast ganz verdrängten, was damals vielleicht ein Vortheil war, später auch manche Nachtheile mit sich führte.

Wenn Carlo Borromeo den Orden der Ursulinerinen durch sein Ansehn hob, so war es ein ihm gleichgesinnter, nicht minder ausgezeichneter Mann der katholischen Kirche, der fromme Bischof von Genf, Franz von Sales, welcher den Orden der Visitantinen stiftete. Auf das Leben und die Ansichten dieses

**) Sie hat viel Aehnliches mit der heiligen Theresia aus Kastilien, der Reformatorin des weiblichen Karmelitenordens, über welche gleichfalls Helyot Bd. I. S. 350—374. und Schröckhs Kirchengeschichte III. S. 474 ff. nachzulesen sind.

Mannes (so wie auch des Carlo Borromeo) werden wir in der folgenden Stunde zurückkommen. Hier bemerken wir nur, daß Franz von Sales in Verbindung mit einer frommen Katholikin, der Baronesse von Chantal auf den Trinitatissonntag des Jahres 1610 einen Frauenorden stiftete zu Ehren der Heimsuchung unsrer lieben Frauen (Orden der Visitation). Der Orden entsprach seinem Namen allerdings. Wie Maria mit dem heiligen Christkind unter dem Herzen über das Gebirge wandelte, die befreundete Elisabeth heimzusuchen, so scheuten auch die frommen Frauen dieses Ordens kein Hinderniß, um nächst der leiblichen Erquickung den Trost der Religion den Kranken zu bringen, und sie, den Heiland im Herzen tragend, heimzusuchen in den Thälern und Klüften des Elendes.

Wenn nun jeder unbefangene Protestant den meisten der genannten Orden die Gerechtigkeit muß widerfahren lassen, daß sie bei allem mönchischen Zuschnitt, der ihnen anklebte, doch eine löbliche, wahrhaft christliche Tendenz verfolgten, so höre ich dagegen den Einwand, daß das Gute aller dieser Orden zusammen doch wieder verschwinde gegen das Unheil, das ein andrer Orden angerichtet, der sich zwar auch mit einem schönen Namen schmückte, der aber unter diesem Namen das Verbrechen beschönigte und die katholische Kirche der neuern Zeit fast noch in ärgern Mißkredit brachte, als der, in welche die Bettelmönche die alte Kirche zur Zeit der Reformation gebracht hatten. Um so mehr wird es nöthig sein, nunmehr diesem Orden unsre Aufmerksamkeit zu schenken, dessen Geschichte ich absichtlich bis dahin verschoben habe, um ihn gleichsam als den Schlußstein des Gebäudes in der Geschichte der neuen Orden erscheinen zu lassen.

Der Jesuitenorden, von dessen Existenz wir schon in den bisherigen Vorträgen die deutlichsten Spuren gefunden und den wir im Verlauf derselben schon öfter genannt haben, führt seinen Ursprung bekanntlich zurück auf Ignaz Loyola.

Don Inigo Lopez de Recalde war der jüngste Sohn aus dem Hause Loyola. Er wurde geboren 1491 auf dem Schlosse Loyola in der Landschaft Guipuscoa in Spanien. Das Haus Loyola gehörte zu den besten Geschlechtern des Landes. Ignaz selbst war am Hofe Ferdinands des Katholischen in den Sitten

des Ritterthums erzogen worden, weltlicher Gesinnung hingegeben, wie andere seines Standes, dabei aber empfänglich für die religiösen Eindrücke der Zeit. Bei der Vertheidigung von Pamplona gegen die Franzosen im Jahr 1521 wurde er schwer verwundet. Auf seinem Krankenlager las er neben den Ritterromanen, die seiner Phantasie zusagten, auch Heiligengeschichten, wie sie die Kirche den Gläubigen zu frommer Nachachtung in zahlreichen Beispielen darbietet. Die Thaten des heiligen Franziskus von Assisi und des heiligen Dominicus, der beiden Stifter der berühmtesten Bettelorden, machten einen gewaltigen Eindruck auf ihn, und er beschloß mit ritterlichem Muthe in die Fußtapfen dieser Glaubenshelden zu treten. Der Uebergang vom Ritterthum zum Mönchsthum war in der Seele des Ignatius kein so großer Sprung, als er denen scheinen möchte, die mehr an die äußere Form dieser mittelalterlichen Institute, als an ihren tiefern Grund sich halten. Beide Erscheinungen des Mittelalters, das Mönchs- und das Ritterthum, hatten bei all dem Gegensätzlichen, das sie trennt, auch wieder viel gemeinsame Berührungspunkte; und das Phantastische, das in ihnen lag, fand in dem durch Krankheit und Leiden gedemüthigten Büßer einen eben so fruchtbaren Boden, als in dem lebenslustigen Weltmann. Genug, Ignatius that den entscheidenden Schritt, von dem nachher eine so große und erfolgreiche geschichtliche Thatsache abhing, er widmete sich dem religiösen Leben. Er riß sich los von seinem väterlichen Hause und seinen Verwandten, hing Wehr und Waffen auf vor dem Bilde der Himmelskönigin und vertauschte die kriegerische Rüstung mit dem rauhen Gewand eines Eremiten. In diesem Aufzug unternahm er eine Wallfahrt nach Jerusalem, nachdem er sich zuvor den härtesten Kasteiungen in dem wild abgelegenen Kloster Manresa (Monserrat) ausgesetzt und einer Generalbeichte sich unterzogen hatte.

Es ist merkwürdig, wie in dem Leben solcher Männer, deren Bahnen weit auseinander gehn, ja die man als die entschiedensten Gegner aufzustellen gewohnt ist, sich dennoch manches wieder berührt, das auf gleichartige Anlagen und Stimmungen hindeutet. Unwillkürlich erinnern — wie ein neuerer Historiker so trefflich bemerkt*) —

*) Ranke in seiner Geschichte der Päpste I. S. 182.

die Bußkämpfe, denen Ignatius im Kloster Montserrat ausgesetzt war, an ähnliche, welche Luther wenige Jahre zuvor in Erfurt bestand. Aber das Ergebniß dieser Kämpfe war ein verschiedenes. Luther wurde hingeführt zum Quell der Wahrheit in der heiligen Schrift; Loyola hingegen suchte die Offenbarungen Gottes in außerordentlichen Visionen und gerieth immer tiefer in die Labyrinthe menschlicher Phantasien und selbstgerechter Mönchsheiligkeit. Luthers Kämpfe führten ihn endlich zur Trennung von der römischen Kirche; Loyola ward dadurch zu ihrem Werkzeug abgehärtet. Was bei jenem die Bande sprengten, die ihn an den päpstlichen Stuhl fesselten, das schlang bei diesem das Band nur um so viel enger und machte es unauflöslich. — Loyola mußte indessen noch manche Proben des Gehorsams und der Demuth bestehen, ehe er zum Ordensstifter reif war. In Jerusalem fand er keineswegs die Aufnahme, die er gehofft hatte. Abgeschreckt, wandte er sich wieder dem spanischen Vaterlande zu und langte im Jahr 1524 in Barcellona an. Aber auch da traten seinem Streben Hindernisse in den Weg. Er gerieth sogar in Verdacht, mit den dortigen Illuminaten (Allumbrados) in Verbindung zu stehen. Auch dieß darf uns nicht zu sehr auffallen. In der That mußte die katholische Kirche von ihrem Standpunkt der Stabilität aus alles Außergewöhnliche, alles was auf einen höhern Grad von Heiligkeit oder Erleuchtung Anspruch machte, mit mißtrauischen Augen betrachten. War ja doch schon der ältere Franziskanerorden eben so sehr ein Heerd der Unruhen geworden*), als er auf der andern Seite eine Stütze der päpstlichen Macht war; und aus dem Orden der Augustiner war ja derselbe Mann, der erst ein Heiliger der Kirche zu werden Miene machte, ihr größter Gegner geworden! Es kam bei solchen Erscheinungen alles drauf an, die erregte geistige Kraft entweder als einen mächtigen Hebel zu benützen oder zeitig sie zu unterdrücken. Als das letztere bei Ignatius vergeblich versucht ward, trat das erstere mit um so glänzenderm Erfolge ein. Gleich jenem Franz von Assisi, den er sich zum Vorbild gewählt hatte, unterwarf sich Loyola allen Demüthigungen, welche die Obern der Kirche ihm auferlegten, und ward so ein lebendiges Beispiel

*) Eben so der Orden der Capuziner zur Zeit des Ochino; siehe die vorige Vorlesung.

des unbedingten Gehorsams, den er selber nachmals von den Seinen forderte. Man nöthigte ihn in Alcala und Salamanca noch vier Jahre Theologie zu studieren, ehe er, der unter Waffen und weltlichen Vergnügungen aufgewachsen war, das Lehramt zu üben sich unterwinde. Als es ihm aber auch hiezu an Vorkenntnissen fehlte, so ließ er sich gefallen, in Barcellona und später in Paris in dem Collegium Montaigu unter den Schulknaben zu sitzen und der Schulzucht sich zu unterwerfen. Für den in lauter himmlischen Entzückungen schwelgenden Schwärmer gab es keine härtere Zumuthung, aber auch keine heilsamere Ableitung, als mit den trocknen Elementen der Grammatik und Logik sich zu beschäftigen. Diese Kost mundete dem verwöhnten Gaumen nicht; aber nichts destoweniger unterzog sich Loyola der sauern Pflicht. Schon jetzt war das Mittel des Zweckes wegen willkommen. Mitten unter diesen trocknen Studien faßte Loyola bereits den Plan zur Stiftung einer frommen Gesellschaft. Im Jahr 1534 erhielt er die Magisterwürde, und um diese Zeit schloß er mit seinen beiden Stubengenossen im Collegium St. Barbara (zu Paris), Peter le Fèvre aus Savoyen und Franz Xaver, einem Edelmann aus Navarra, einen auf Gemeinschaft religiöser Uebungen abzielenden Freundschaftsbund. Bald schlossen sich diesem Bunde noch zwei andere junge Spanier an, Jacob Lainez und Alphons Salmeron, wozu dann noch zwei fernere Genossen sich gesellten. In der Kirche Montmartre legten die jungen Männer ein Gelübde ab, der Welt und ihren Gütern zu entsagen und eine Wallfahrt nach Jerusalem zu unternehmen. Sie wollten dort ihr Leben der Pflege frommer Pilger oder der Bekehrung der Saracenen widmen, wo aber dieß nicht gelänge, dem heiligen Vater ihre Bemühungen anbieten und ohne Lohn und Bedingung an jeden Ort sich verfügen, wohin er sie zu senden für gut finden würde; worauf jeder das Sacrament empfing zur Bekräftigung des Gelobten. In Venedig fanden sich die Verbündeten im Jahr 1537 zusammen, um die Wallfahrt anzutreten, und nahmen hier die priesterlichen Weihen. Bald aber mußte der Plan mit Jerusalem aufgegeben werden, und um so entschiedener trat nun eben die Aufgabe hervor, die sie erst in die zweite Linie gestellt hatten, dem Papst als unbedingte Werkzeuge sich anzubieten, über die er in jeder Lage und

auf alle Weise verfügen könne. Wunderliche Verkettung der Begebenheiten! Grade zu der Zeit, als die Völker angefangen hatten, sich loszuwinden aus den Banden des geistlichen Gehorsams, in welchen Rom Jahrhunderte sie gefangen gehalten hatte, traf wider alle Erwartung dieses Anerbieten ein. Wie hätte der Papst nicht Gebrauch davon machen sollen! Und doch geschah es erst nach reiflicher Ueberlegung; denn erst im Jahr 1540 ertheilte Papst Paul III. dem Orden seine Bestätigung.

Gesellschaft Jesu wurde der Orden scheinbar anspruchslos genannt (denn Ignatius soll diesen Namen gewählt haben, um den seinigen darin untergehen zu lassen); und doch wieder versteckte sich dahinter die feine Anmaßung, in einem höhern Sinne Christo anzugehören, als die übrige Christenheit und in der großen Gesellschaft Jesu eine eigene engere Gemeinde zu bilden*)!

Wenn es an sich schon eine auffallende Erscheinung ist, daß das Mönchthum, welches ursprünglich die Bestimmung hatte, fromm gestimmte Gemüther aller Berührung mit der Welt zu entziehn, allmälig wieder in die Welt zurückkehrte und am Ende recht eigentlich für das Salz der Erde sich ausgab, das alle Verhältnisse läutern und durchdringen sollte; wenn diese veränderte Gestalt des Mönchthums schon an den sogenannten Bettelorden sichtbar geworden war, so zeigte sich dieß noch in einem viel auffallendern Grade bei den Jesuiten, welche sich recht eigentlich die Verweltlichung des Geistlichen angelegen sein ließen, um aber auf diesem Wege um so sichrer das Weltliche wieder in die geistliche Herrschaft zurückzuführen. Weit entfernt also, durch eine düstere Mönchsmoral die Menschen abzustoßen, glätteten sie die Falten derselben zierlich aus, streuten Blumen auf die Dornenbahn der Tugend, lösten die traurigen Bußpsalmen der alten Kirche auf in süße, schmelzende Melodien, schmückten Kirchen und Altäre nach weltlicher Mode aus und überzogen die harten Betschemel mit weichem Sammt, damit die Kniee der Könige und der Vornehmen sich ja nicht dran stoßen sollten. Dabei mußte doch wieder ein gewisser Schein der Strenge

*) Die Protestanten ermangelten auch nicht durch einen freilich etwas ungesalzenen Witz den Namen Jesuiter in Jesuwider zu verwandeln als Seitenstück zu dem Antichrist, dem Papst.

und der Andacht bewahrt und unter dem süßlichen Beigeschmack dennoch die bittere Arznei der Buße gereicht werden. Dieses seltsame Gemisch von Weltlichem und Geistlichem, von Weichlichkeit und Strenge, von Mittelalterlichem und Modernem, von Geistesfreiheit und Geisteszwang, von Demuth und Anmaßung, von mönchischer Einfalt und diplomatischer Schlauheit bildet das Charakteristische des Jesuitismus, der auch seiner zeitlichen Erscheinung nach den Uebergang macht aus der mittelalterlichen in die neue Welt. Dieses Gemisch ist aber keineswegs ein zufälliges Zusammenfinden der verschiedenartigsten Elemente; alles ist bedingt durch einen höhern Zweck, und dieser Zweck ist kein andrer, als unbedingte Unterwerfung der Einzelnen unter die Macht der Kirche, oder vielmehr unter die Macht des Ordens. Dieses consequente Festhalten und Verfolgen des einmal gesetzten Zweckes, dieses umsichtige Anwenden aller Mittel, die zum Zwecke führen (oft mit Hintansetzung aller Gewissensscrupeln) ist ein ferneres Merkmal des Jesuitismus, das uns jene scheinbare Milde und Schmiegsamkeit begreiflich macht*). Man erweiterte die Schlinge, damit die Verirrten eher eingingen, und es blieb dann immer noch derselben Hand vorbehalten, sie wieder enger zusammenzuziehn, sobald die Noth es zu erfordern schien. Dieser Schein von Liberalität, womit sich der Jesuitismus umgab, zeigt sich auch unverkennbar in den Erziehungsgrundsätzen des Ordens. Während der unbedingteste militärische Gehorsam die Grundlage derselben bildet, so daß alles bis aufs Einzelnste in abgemessenen Vorschriften bestimmt wird, so sucht dagegen der Jesuitismus innerhalb dieses Kreises der Individualität des Einzelnen den möglichst freien Spielraum zu gestatten. Die Einförmigkeit und Eintönigkeit der frühern Klostererziehung wird hier mit den feinsten Elementen einer höfischen und weltmännischen Bildung verflochten; denn die Jesuiten wollen ja nicht Mönche fürs Kloster, sie wollen Staatsmänner, Gelehrte, Aerzte, Künstler, Schöngeister, jeden

*) So heißt es unter anderm in den Constitutionen der Jesuiten: „Mit Fasten, Wachen und Kasteien soll man weder seinen Körper schwächen, noch dem Dienst des Nächsten zu viel Zeit entziehen.“ — Auch in der Arbeit wird Maaß zu halten empfohlen. „Man soll das muthige Roß nicht allein spornen, sondern auch zähmen; man soll sich nicht mit so viel Waffen beschweren, daß man dieselben nicht anwenden könne.“ (Siehe Ranke a. a. O. I. S. 223.)

auf seine Weise erziehen, damit er ihnen auch auf seine Weise nützlich werde. Dieses scheinbare Gewährenlassen der persönlichen Freiheit, dieses kluge Individualisiren der verschiednen Charaktere, das ohne eine scharfe Menschenkenntniß gar nicht denkbar ist, machte es den Jesuiten möglich, die fähigsten Köpfe in ihr Interesse zu ziehen und für jeden Posten, der auf ihren Bollwerken zu besetzen war, einen tüchtigen Wächter und Streiter zu erhalten. Konnte man daher sich bei einer Person nur versichern, daß sie alles nach den Zwecken des Ordens thun und unternehmen würde, so gab man es auf, ängstlich ihre Schritte zu leiten, sondern überließ ihr gerne einen Schein von Selbstständigkeit, damit durch diesen Schein der Eitelkeit des Handelnden geschmeichelt und zugleich sein Eifer verdoppelt würde. Aber man verlor einen solchen doch nie aus den Augen, und bei jedem möglichen Mißbrauch, den der Einzelne von dieser Freiheit machen konnte, war auch schon dafür gesorgt, ihm die weitere Bahn seines Wirkens abzuschneiden. Die Jesuiten machten es ungefähr mit ihren Lehrlingen, wie die Knaben mit den Hirschschrötern. Sie sperrten sie nicht immer und ewig in die dumpfe Schachtel einer Klosterzelle ein, sie ließen sie willig die Flügel entfalten am warmen Sonnenstrahl und gaben dem Faden, an dem sie das aufstrebende Insect hielten, die möglichste Länge; aber immer hielten sie doch den Faden in der Hand, und wenn nicht die Scheere einer fremden Gewalt den Faden durchschnitt, so blieb der kühne Segler der Lüfte bei all dem Flattern seiner Schwingen — ein armseliger Gefangener.

Man hat den Jesuiten häufig nachgerühmt, daß sie die Wissenschaften befördert haben, und es ist wahr bis auf einen gewissen Punkt; aber so gut, als die Religion zum Mittel herabgewürdigt wurde, zur Erreichung der hierarchischen Zwecke, so auch die Wissenschaft. Jeder weiß aber von selbst, wie es um den Geist und die innere Kraft und Würde der Wissenschaft steht, wenn diese nicht Zweck, sondern bloßes Mittel ist. Schon das giebt uns einen Begriff von der jesuitischen Wissenschaftlichkeit, daß ein weltliches Mitglied des Ordens, im Fall es noch nicht lesen und schreiben konnte, es nicht lernen durfte ohne Bewilligung des Ordens. Natürlich — denn so gut die Wissenschaft und Gewandtheit des Geistes an dem einen Orte den Zwecken des

Ordens förderlich war, eben so gute Dienste konnte an einem andern Orte die Ignoranz leisten. Für beides waren Pflanzschulen nöthig; unter beiderlei Klassen von Menschen mußte ein Vorrath von Kräften zu beliebiger Verfügung vorhanden sein. Dieses Ersticken aller individuellen Freiheit ist eine der größten Gewaltthaten des Ordens. Der freie Wille des Einzelnen war gänzlich verkauft an den Willen einer Gesammtheit, deren künstliches Gefüge der Einrichtung einer großen Maschine glich, deren Räder alle ineinander greifen*), ohne daß eines den Zweck seiner eigenen Thätigkeit, geschweige die des andern genau kennt, und deren Organismus bloß dem Lenker der Maschine bekannt ist. So war auch das Gewissen des Einzelnen nicht mehr sein Gewissen. Was er im Auftrag des Ordens that, das war gerecht, wenn es hundertmal das größte Verbrechen schien; jedes Mittel war erlaubt, das zum Zweck führte, ja der Zweck heiligte die Mittel! Alle Familienbande, alle bürgerlichen Pflichten, alle Pflichten des gemeinen Christen sind aufgehoben für den Jünger Jesu, der keinen andern Gehorsam kennt, als den gegen seine Obern. Welche furchtbare Wirkungen dieser weit verzweigte und künstlich gegliederte Orden gebracht hat, ist hinlänglich bekannt, und die Geschichte der Verfolgungen hat uns schon früher in den Abgrund derselben schauen lassen. Ich wiederhole daher nicht die noch immer nicht ganz gehobenen Beschuldigungen des Königsmordes**) und andere Verbrechen, die auf dem Orden lasten, und auch in die weitern Grundsätze seiner Theologie und Moral können wir uns hier nicht einlassen, da dieselben erst später, namentlich im Kampfe mit den Jansenisten, ihre Entwicklung erhielten. Ich beschränke mich dar-

*) Die Einrichtung des Ordens war folgende: Nach einem mit strengen Prüfungen verbundenen Noviziat wurden die Einen Scholastiker, denen die Erziehung der Jugend und die Pflege der Gelehrsamkeit oblag, die Andern Coadjutoren, zu welchen verschiedene Personen weltlichen und geistlichen Standes gehörten. Nur die Wenigsten gelangten zur Meisterschaft der sogenannten Professen. Aus dieser höchsten Klasse wurden die Obern, die Superioren und Rectoren gewählt, deren höchstes Oberhaupt der Ordensgeneral in Rom war, dem ein Rath der Assistenten beistand. Der ganze Orden theilte sich übrigens wieder geographisch ein in verschiedene Provinzen, denen je ein Provincial vorgesetzt war. Wo es der Zweck des Ordens erheischte, durfte auch die Ordenstracht abgelegt werden — zum Behuf einer geheimen Polizei!

**) Vgl. indessen Dallas (in der unten anzuführenden Schrift) S. 151 ff.

auf, nur noch kürzlich die Wirksamkeit des Ordens zu schildern, die er bald nach seiner Stiftung nach außenhin entwickelt hat. Schwerlich hatte Loyola selbst schon eine Ahnung von dem, was die Gesellschaft, die er stiftete, leisten würde. Er traf fast blindlings den rechten Augenblick, der durch die Umstände vorbereitet war. Der ganze Jesuitismus ist somit nicht als das Werk eines Einzelnen, er ist als eine Erscheinung der Zeit zu betrachten. In ihm sammelte der durch die Reformation geschwächte Katholicismus wieder seine Kräfte und schuf sich in ihm eine neue Form.

Die Ausbreitung des Jesuitenthums erfolgte sehr schnell. In Spanien, Portugal, Italien, in den Niederlanden, Frankreich und Deutschland, zuerst in Baiern und in Cölln, richteten die Väter Jesu ihre Schulen auf, wenn auch mit verschiedenem Glück und Erfolg*). Aber auch auf ihre Niederlassung in den fremden Welttheilen müssen wir noch einen Blick werfen, da dieß zugleich mit der Missionsgeschichte der Zeit zusammenhängt, von der wir einen kurzen Abriß zu geben versprochen haben**). Schon im Jahr 1540***), in welchem der Jesuitenorden die päpstliche Bestätigung erlangt hatte, reisten zwei Schüler desselben, Rodriguez und Xaver nach Portugal, um von da aus ihre apostolische Thätigkeit über das Weltmeer hin auszudehnen; und wirklich ging Xaver das Jahr drauf mit dem Titel eines apostolischen Legaten und in Begleit zweier Ordensbrüder unter Segel und langte im Jahre 1542 in Goa, der Hauptstadt des portugiesischen Ostindiens, an. Schon früher hatten die Franziskaner in diesen Gegenden das Christenthum unter Heiden und Mahomedanern zu verbreiten gesucht; aber Xaver zeigte einen Eifer, der die Thätigkeit

*) Im Jahr 1556, dem Todesjahr ihres Stifters, zählte die Gesellschaft bereits 12 Provinzen, wovon 9 in Europa, 3 außerhalb unsers Welttheils waren, 100 öffentliche Collegien, Profeß- und Novizhäuser und an 1000 Ordensglieder.

**) Wir können diesen Abschnitt um so unbedenklicher hier mit einschalten, als die Missionsthätigkeit dieser Periode fast einzig auf die Leistungen der Jesuiten und anderer katholischer Orden sich beschränkt, während das, was von der protestantischen Kirche für die ferne Heidenwelt unternommen ward, großentheils einem spätern Zeitraum angehört und dort besser in seinem Zusammenhang erzählt wird.

***) Ueber die Missionsthätigkeit der Jesuiten vgl. S. Francisci Xaverii Epp. libri IV. Paris. 1631. 12. Schröckh III. S. 653 ff. und Dallas, über den Orden der Jesuiten. Aus dem Engl. Düsseldorf 1820. S. 47 ff. in den Anmerk.

der frühern Sendboten beschämte, und der ihm in der Folge den Namen eines Apostels der Indier und die Glorie des Heiligen verschafft hat. Zu Goa erhob sich ein Collegium, in welchem Missionszöglinge herangebildet wurden; er selbst aber bereiste das Festland und die Inseln. Mit einer Klingel in der Hand sammelte er die Schaaren um sich, und der nächste beste Baum ward ihm zur Kanzel. Den Katechismus ließ er ins Malabarische übersetzen, und bald lebten die geistlichen Lieder, die er die Knaben lehrte, als Volkslieder im Munde der Fischer*). Auch an wunderthätigen Handlungen ließ er es nicht fehlen; selbst Todte soll er auferweckt haben. So viele drängten sich zur Taufe hinzu, daß er ganze Tage bis zur Erschöpfung dem Geschäft des Täufers sich hingab. — Vom Jahr 1547 an richtete er nun auch sein Augenmerk auf Japan, das die Portugiesen erst seit kurzem entdeckt hatten. Viele Schwierigkeiten stellten sich ihm schon auf der Ueberfahrt und bei seiner ersten Landung entgegen. Aber sein Muth trotzte jeder Gefahr und sein Eifer hob ihn über jede Bedenklichkeit hinweg. Nicht nur die Sprache der Japanesen eignete er sich immer vollkommener an, sondern auch die Sitten des Landes. Schon er brachte hier den Grundsatz in Anwendung, den die Jesuiten bei allen ihren Missionen befolgten; er schloß sich an die vorhandenen Religionsformen, die äußerlich manches mit dem Katholicismus gemein hatten und sogar auf frühere Spuren des Christenthums deuteten**), sorgfältig an, unterzog sich den üblichen Fasten und suchte mit den Priestern des Buddha, den Bonzen, im besten Vernehmen zu stehn; obwohl ihm grade diese manche Schwierigkeiten in den Weg legten und seiner Lehre mit listigen Einwürfen und verfänglichen Fragen begegneten. Schon rüstete er sich zu einer weitern Reise nach China, als er auf dem Wege dahin im Jahr 1552 auf der Insel Sancian starb***).

*) Ranke II. S. 490.

**) Xaver betrachtete diese auffallenden Aehnlichkeiten als Nachäffungen des Teufels.

***) Wenn der Nachricht, welche der Uebersetzer und Commentator von Dallas giebt, zu trauen ist, so hätte Xaver „während eines zehnjährigen Aufenthaltes in Indien in einer Strecke von mehr als 3000 Stunden das Evangelium gepredigt, bei 52 größere und kleinere Staaten dem sanften Gesetz Jesu unterworfen (?), beinahe eine Million Menschen

Auch nach seinem Tode gaben die Jesuiten ihren Plan auf dieses merkwürdige Land nicht auf, und auch in Ostindien dauerte die katholische Mission fort. So trat in Madaura zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Pater Nobili in die Fußtapfen Xavers. War bisher das Christenthum nur als die Religion der verachteten Pariaskaste betrachtet worden, so führte Nobili es bei den Vornehmen ein. Auch er bequemte sich an Tracht und Sitten der Braminen, und Papst Gregor XV. billigte dieses kluge Verfahren. Auch Hieronymus Xaver, der Neffe des verstorbenen Franz, suchte den Kaiser Akbar günstig für die Christen zu stimmen. Im Jahr 1599 ward zu Lahore das Weihnachtfest aufs Feierlichste begangen; die Krippe mit dem Jesuskinde war zwanzig Tage lang ausgestellt; zahlreiche Katechumenen zogen mit Palmen in den Händen in die Kirche und empfingen die Taufe. Der Kaiser las mit vielem Wohlgefallen eine persisch verfaßte Lebensbeschreibung Jesu, auch ließ er sich ein Muttergottesbild, nach dem Muster der Madonna del Popolo in Rom entworfen, in den Palast bringen, und zeigte es seinen Frauen. Drei Prinzen aus königlichem Geblüt empfingen im Jahr 1610 die Taufe. Auf weißen Elephanten ritten sie nach der Kirche, wo Pater Hieronymus sie mit Pauken und Trompetenschall empfing*).

In China war es der Jesuit Ricci, der zuerst die Bahn brach. Im Geleite der mathematischen Wissenschaften, die bei den Chinesen in hohem Ansehn standen und auch von den Jesuiten mit Erfolg betrieben wurden, sollte die christliche Lehre — so hoffte er — den leichtesten Eingang finden; die Anbequemung an die Religion des Confutsius und die Tracht der Mandarinen sollte dabei nachhelfen. Auch den Weg der Geschenke verschmähte er nicht. Eine künstliche Schlaguhr verschaffte ihm Zutritt an den Hof von Peking, und die Verfertigung von Landkarten für den Kaiser gab ihm Anlaß, die Zwischenräume der Karte mit christlichen Symbolen und Sprüchen auszufüllen. Auch hierin bewies

---

mit eigner Hand getauft und die Grenzen des Christenthums bis an die äußersten Endpunkte des südlichen und östlichen Asiens erweitert." Dallas a. a. O. S. 87. Manches Interessante über ihn findet sich auch in Sailers Briefen aus allen Jahrhunderten 5. Sammlung S. 23 ff. (Briefauszüge).

*) Ranke II. S. 491—493.

er die Gewandtheit des Ordens, und zwar auf eine lobenswerthe Weise. „Er fing mit Mathematik an und hörte auf mit Religion*).“ Ricci starb im Jahr 1610. In demselben Jahr trat eine Mondfinsterniß ein. Die Jesuiten hatten dieselbe richtiger prophezeit, als die Mathematiker des himmlischen Reichs, und auch dieser Sieg in der Wissenschaft war ihnen ein günstiger Vorbote ihres Sieges in der Religion. Schon Ricci hatte mehrere Anhänger gewonnen; aber 1611 ward die erste christliche Kirche in Nanking eingeweiht, und im Jahr 1616 sah man dergleichen schon in fünf Provinzen des Reichs. In Ricci's Fußtapfen trat mit dem Jahr 1624 der Jesuit Adam Schall, der gleichfalls als Astronom und Mathematiker sich bewährte. Indem wir die weitern Schicksale der Mission in China der Betrachtung eines spätern Zeitraums überlassen müssen, wenden wir uns wieder nach Japan, dem Lande, in welchem Xaver das Meiste gewirkt hatte. Schon im Jahr 1562 fanden sich an 132 Jesuiten in den verschiedenen Staaten des japanischen Reichs, und im Jahr 1579 zählte man daselbst 300,000 Christen**). Aber seit dem Jahr 1587 brachen in Folge der innern Parteiungen und unter dem Einflusse europäischer Politik Verfolgungen über die Gemeinde aus und viele der Neubekehrten litten mit ihren geistlichen Vätern den Märtyrertod. Kein Alter, kein Geschlecht ward verschont. Mehr als 20,000 Christen sollen (nach Pufendorfs Angabe)***) in dem einzigen Jahr 1590 theils enthauptet, theils ans Kreuz geschlagen, theils verbrannt worden sein. Nach dem Jahr 1638 gab es keinen einzigen Christen mehr im ganzen japanischen Gebiet†).

Auch in Abyssinien (Habesch) drangen mit Anfang des 17. Jahrhunderts die Jesuiten mit Hülfe der Portugiesen ein, wurden aber auch hier in Folge der innern Zerrüttungen und eines blutigen Empörungskrieges im Jahr 1634 verdrängt††). Daß endlich in

*) Ranke II. 494.
**) Siehe die Anmerkung zu Dallas S. 92. und Ranke a. a. O. S. 496.
***) Bei Dallas a. a. O. S. 96., wo sich auch manche einzelne Züge der gräßlichen Verfolgung aufgezeichnet finden.
†) Dallas S. 119.
††) Vgl. des Missionars Gobat Nachrichten über Abyssinien im Basler Miss. = Mag. Jahrg. 1834. 1. Quartal.

dem neuentdeckten und eroberten Welttheile schon früher das Christenthum durch die roheste Gewalt verbreitet worden war, ist bekannt, und hier gereicht es den Jesuiten zum unbestreitbaren Verdienst, die Erlösung der Eingeborenen vom Joche ihrer spanischen Bedrücker bewirkt und die Gesittung der Amerikaner auf einem mildern Wege, auf dem der klugen Leitung und des väterlichen Wohlwollens herbeigeführt zu haben. Die im Jahr 1610 gegründete christliche Republik von Paraguay*) gab zwar bekanntlich in der Folge vielen Anlaß zu Beschwerden und trug zum nachherigen Sturz des Ordens nicht wenig bei; wenn aber auch manches sich eingeschlichen haben mochte, was Tadel und Strafe verdiente, so darf doch eine unparteiische Geschichte das viele Gute nicht verkennen, das unter ihrer Regierung geleistet worden**).

Und so hätten wir denn den Riesenschritten, womit dieser mächtige Orden sich verbreitete, mit flüchtigen Blicken über die Fluthen des Weltmeers nachgeschaut. Manche einzelne, wahrhaft rührende und erbauliche Züge ließen sich noch aus der jesuitischen Missionsgeschichte herausheben, wenn die Zeit nicht drängte. Nur noch ein Wort zum Schluß, in Beziehung auf den Orden selbst.

Der Name eines Jesuiten ist bei vielen unsrer Glaubensgenossen so verschrieen, wie der Name eines Pharisäers***); und doch hatten ja auch die Pharisäer ihren Gamaliel, und so die Jesuiten manchen tüchtigen Arbeiter im Weinberge des Herrn. — Der Geist des Ordens (das hat sich uns unzweideutig aus dem Bisherigen ergeben) läßt sich auf keinen Fall von einem rein sittlichen, geschweige denn von dem christlichen Standpunkte aus rechtfertigen, und schwerlich wird ein protestantisches Gewissen mit den Grundsätzen der jesuitischen Moral sich befreunden können. Aber wie oft sind die Menschen besser, als ihre Grundsätze! wie oft werden auch umgekehrt die Vergehungen Einzelner einer ganzen Gesellschaft aufgebürdet! Mehrere ältere und neuere Darstellungen

*) Die beiden Jesuiten Cataldino und Mazeta waren die Gründer. Vgl. Schröckh a. a. O. S. 685. Die weitere Organisirung des Staates fällt jedoch in eine spätere Zeit.

**) Siehe die Stelle aus Robertson bei Dallas S. 13 ff. und die Anmerkungen zu Dallas selbst S. 448 ff.

***) Viele sehen, wie der fromme Bischof Seiler sagte, in jedem Jesuiten „den Teufel mit oder ohne Ziegenbocksfüße.“

der Jesuitengeschichte sind einseitig und leidenschaftlich; doch haben auch Protestanten die Vertheidigung der Geschmähten übernommen. So sagt Johann von Müller *): „Der erste Plan des Jesuiterordens war einfach, salbungsvoll, unschuldig;" „die Gesellschaft verdient den großen Anstalten der Gesetzgeber des Alterthums verglichen zu werden, und seit Pythagoras ist in der Geschichte kein ähnliches Institut, welches zugleich wilden und halb und sehr verfeinerten Völkern mit großem Erfolg Gesetze gegeben hätte." Auch Robertson lobt die Verdienste der Jesuiten um die Völker von Amerika, und in neuern Zeiten hat ein andrer Engländer, Dallas, sogar eine förmliche Schutzschrift für sie verfaßt. Ueber die größere oder geringere Richtigkeit dieser Urtheile wage ich nicht zu entscheiden. Oft ruft ein Extrem dem andern. Uebrigens steht uns auch über den Orden selbst um so weniger jetzt schon ein volles Urtheil zu, als wir ihre Geschichte nur bis auf einen Zeitpunkt verfolgen konnten, von dem an sie noch viel Wichtiges thaten und litten. Nur Eins bleibt für dießmal zu wünschen übrig, daß der so oft mißbrauchte Wahlspruch der Gesellschaft „Alles zur Ehre Gottes" um so reiner von allen denen beherzigt werde, die in einem freiern und umfassendern Sinne, als sie, nach dem Namen Jesu sich nennen.

Einundzwanzigste Vorlesung.

Das Papstthum und die Päpste nach der Reformation. Paul IV. Pius IV. und V. Gregor XIII. Sixtus V. Carlo Borromeo und die katholische Schweiz. Franz von Sales und die katholische Mystik. Fra Paolo Sarpi. Michael Bajus.

Es ist gewiß keiner der geringsten Vorzüge des ächten Protestantismus, daß er mit historischer Unbefangenheit auch die Erscheinungen auf dem Gebiete andrer Religionsparteien zu würdigen sich

*) Allgemeine Geschichte Band III. S. 24—26.

vorsetzt. Nicht als ob diese Unparteilichkeit ursprünglich zu seinen Vorzügen gehört hätte! Wie wäre dieß auch möglich gewesen zur Zeit des Kampfes und der Aufregung? — Aber darin zeigt sich das Princip des Protestantismus als ein großes und edles, daß es in seiner weitern Entwicklung auch diese Stufe zu erreichen vermochte, und daß, wo es sie noch nicht erreicht hat, es wenigstens darnach strebt. Diesem Princip gemäß haben wir bereits in der vorigen Stunde in Beziehung auf die neu gegründeten Orden der Barmherzigkeit und der Wohlthätigkeit dem Katholicismus alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und haben auch zugestanden, daß die Jesuiten häufig ungerecht beurtheilt worden sind. Was nun dieses Unrecht betrifft, so widerfuhr ihnen dasselbe ebensowohl von den eignen Glaubensgenossen, als von den Protestanten, und im Gegentheil sind es eine Menge Stimmen von den letztern, auf welche gerade die Jesuitenfreunde als auf unparteiische Richter sich berufen. — Auf diesen Umstand, daß protestantische Schriftsteller die Jesuiten als förmliche Anwalde derselben vertheidigt haben, möchte ich indessen keinen zu großen Werth legen; denn wer zu viel beweist, beweist in der Regel nichts. Zwischen einer leidenschaftlichen, alles verdammenden Beurtheilung und zwischen einer affectirten Lobrede ist noch eine weite Mitte. Aber das wäre wohl im Interesse der ächten Geschichtforschung zu wünschen, daß das immerhin merkwürdige Institut des Jesuitismus einen solchen Bearbeiter fände, der gleich weit entfernt von Haß, wie von Gunst, das Eigenthümliche des Ordens heraushöbe und sein Verhältniß zum großen Geschichtsganzen auf eine geistreiche Weise klar machte.

Daß dieß der jetzigen protestantischen Wissenschaft nichts Unmögliches sei, mag uns die Art beweisen, mit der in neuerer Zeit von Seite der Protestanten das Papstthum beurtheilt und dargestellt worden ist. Nicht nur sind bekanntlich mehrere der größten Päpste des Mittelalters, wie Gregor VII. und Innocenz III., mit einer fast nur zu großen Vorliebe von protestantischen Schriftstellern gezeichnet worden*), sondern auch die neuere Papstgeschichte seit der Reformation, mit der wir uns eben jetzt werden zu be-

*) Voigts Hildebrand und Hurters Innocenz III. Vgl. dagegen den (katholischen) Biographen des heiligen Bernhards, Ellendorf.

schäftigen haben, hat sich in neuerer Zeit einer gediegenen und umsichtigen Bearbeitung von protestantischer Seite zu erfreuen gehabt. Das Werk von Leopold Ranke: „Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert," dessen 2. Band den besondern Titel führt: „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert" (Berlin 1834. 3 Bde.) verdient in dieser Hinsicht der Aufmerksamkeit jedes gebildeten Freundes der Geschichte empfohlen zu werden, und da wir es hier mehr nur mit einer Geschichte des Papstthums im Ganzen zu thun haben und nur wenige Persönlichkeiten werden berücksichtigen können, so ergreife ich eben diesen Anlaß, auf dieses vorzügliche Werk alle die, welche mit dem Gegenstand genauer sich bekannt machen wollen, hinzuweisen, auf ein Werk, das durch die Gründlichkeit seiner Forschung, durch die würdevolle Haltung und den ruhigen Ernst der Darstellung, sowie durch die große Feinheit des Urtheils sich ein Recht erworben hat, den klassischen Schriften unsrer Litteratur beigezählt zu werden.

Ich habe schon in der vorigen Stunde angedeutet, daß das Papstthum seit der Reformation ein ganz anderes Bild gewährt, als das frühere. Nachdem ein großer Theil des Abendlandes von der alten katholischen Kirche sich losgerissen hatte, ging auch die welthistorische Bedeutung des Papstes unter. Er ist nicht mehr das Oberhaupt der gesammten abendländischen Christenheit, sondern nur eines allerdings noch bedeutenden, aber geographisch zerstückelten Theiles derselben. Als souveräne Fürsten des Kirchenstaates dagegen treten die Päpste zugleich mit auf in dem bereits beginnenden Kampfe um das europäische Gleichgewicht, und da zieht denn noch immer ihre geistliche Würde bedeutend genug, um das zu ergänzen, was an Ausdehnung des Länderbesitzes ihnen abgeht. Die Stellung, welche die Päpste des 16. und 17. Jahrhunderts zu den europäischen Mächten beider Confessionen, und zu den italienischen Großen insbesondere einnahmen, die Anstrengungen, die sie machten zur Hebung des Kirchenstaates in polizeilicher und finanzieller Hinsicht, sind lauter Gegenstände, die mehr der politischen, als der Kirchengeschichte angehören und die wir deßhalb bei Seite lassen. Nur in wiefern auch in dieser Zeit vom Papstthum aus eine geistig-sittliche Wirkung auf die Kirche geübt

worden ist, gehört es mit in den Kreis unserer Darstellung. Statt also die sämmtlichen Päpste in ununterbrochener Reihe zu betrachten, werden wir uns erlauben, nur einzelne merkwürdige Charaktere derselben herauszuheben, an denen wir irgend eine reformatorische oder eine entgegenwirkende Tendenz bemerken. Ein solcher Charakter begegnet uns nun gleich um die Mitte des 16. Jahrhunderts in der Person Pauls IV., des schon früher genannten Caraffa, der den Orden der Theatiner gestiftet hatte. Nachdem vor ihm Julius III. ein üppiges, weltliches Leben geführt, Marcell II. aber zu kurz regiert hatte, um die Wünsche der strengern religiösen Partei zu befriedigen, gelangte Caraffa als ein beinahe achtzigjähriger Greis auf den päpstlichen Stuhl; aber noch hatten seine tief liegenden Augen das Feuer der Jugend nicht verloren; er war groß und hager, abgehärtet durch viele Entsagungen, streng und gebieterisch. Sein ganzes Streben ging darauf aus, die alte Glaubensstrenge wieder aufzurichten, was er durch Herstellung der Inquisition am sichersten zu bewerkstelligen hoffte. Um so merkwürdiger ist es, daß eben dieser Papst, dessen kirchliches System vollkommen zu dem Philipps II. in Spanien paßte, dennoch mit eben diesem König durch die weltliche Politik in Krieg verwickelt wurde, und daß Alba, der Ketzerfeind, die Waffen gegen den heiligen Vater zu tragen genöthigt war, während umgekehrt in des Papstes Heer eine Menge deutscher Protestanten dienten. Aber auffallend ist es auch, wie schonend Philipp und Alba den Papst während des ganzen Feldzugs behandelten und wie wenig sie von dem Rechte des Siegers Gebrauch machten, wo es sich um die Friedensbedingungen handelte. Als Alba nach Rom gekommen, küßte er, der Sieger, dem überwundenen Papste in aller Demuth den Pantoffel und bekannte, daß er nie eines Menschen Angesicht mehr gefürchtet habe, wie das des heiligen Vaters*). Nach Beendigung dieses sonderbaren Krieges legte nun Paul IV. Hand an die Reformation der Kirche. Er führte eine strenge Disciplin ein, verbot den Priestern Geld für die Messe zu nehmen und hielt alle Geistlichen, selbst die Cardinäle, zum fleißigen Predigen an. Er selbst ging mit seinem Beispiel voran. Aber dem Volke

*) Ranke I. S. 296.

war mit all seiner Strenge nicht gedient, vielmehr machte er sich dadurch bei den Römern verhaßt. Wenn seine Gönner während seiner Lebzeiten eine Denkmünze auf ihn schlagen ließen, auf welcher Christus mit der Geißel des Eifers den Tempel reinigt, so riß dagegen der Pöbel nach seinem Tode die Bildsäule des Papstes von ihrem Postemente und schlug dieselbe in Stücken. Das verhaßte Gebäude der Inquisition ward überdieß geplündert, Feuer in dasselbe eingelegt und die Gerichtsdiener des Tribunals mißhandelt. So regte sich im römischen Volke zwar auch ein Geist des Protestantismus, aber freilich mehr jenes falschen Protestantismus, der aller Zucht und Beschränkung Feind ist und mit der Reformatian selbst sich in Widerspruch setzt. Mehr Gunst erwarb sich Pius IV., des vierten Pauls Nachfolger, ein Medicäer, der vom Jahr 1559 bis 1565 regierte, und der mehr durch Mäßigung als durch Strenge das päpstliche Ansehn zu sichern suchte. Seine Nachgiebigkeit gegen die weltliche Macht war eine kluge; „er war," sagt Ranke*) „der erste Papst, der die Tendenz der Hierarchie, sich der fürstlichen Gewalt entgegen zu setzen, mit Bewußtsein aufgab." Den geistlichen Hirtenstab, den er mit Milde geführt, legte er mit den Worten Simeons aus den Händen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren." Die beiden großen Männer Carl Borromeo und Philipp Neri waren Zeugen seines Todes**). Eine ausgezeichnete Persönlichkeit in ihrer Art war sein Nachfolger Pius V. (Michele Ghislieri), nicht sowohl ausgezeichnet durch glänzende Gaben des Witzes und Verstandes, als durch die Festigkeit seines Willens und durch den eisernen Mönchscharakter, den er während seines ganzen Pontificats an den Tag legte. Michele Ghislieri***) war von geringer Herkunft, zu Bosco, unfern Alessandria in Oberitalien, im Jahre 1504 geboren. Schon in seinem 14. Jahre ging er in ein Dominikanerkloster und ergab sich da mit Leib und Seele der Armuth und Frömmigkeit, die sein Orden von ihm forderte. Von seinem Almosen behielt er nicht einmal so viel, um sich einen Mantel zu machen, und noch als Beichtvater des Governators

*) a. a. O. S. 347.
**) Fleury hist. eccles. (Contin.) Tom. 34. p. 267.
***) Nach Ranke I. S. 352 ff.

von Mailand reiste er nie anders als zu Fuß und seinen Sack auf dem Rücken. Auch als Verwalter von Klöstern zeigte er sich streng und sparsam. Mit dieser äußersten Strenge der Sitten verband er aber auch die Strenge des katholischen Glaubens und den unversöhnlichsten Ketzerhaß, wie dieß bei allen der Fall sein mußte, welche die Reformation der Kirche innerhalb derselben zu bewirken trachteten. Als Mitglied der Inquisition hatte er sein Amt besonders im Veltlin und der Umgegend mit großer Strenge, aber auch unter eigner Lebensgefahr, verwaltet. Noch als Cardinal und auch als Papst bewahrte er die alte Strenge seines klösterlichen Haushaltes. Er hielt die Fasten in ihrem vollen Umfange, erlaubte sich kein Kleid von feinerem Zeuge, hörte alle Tage die Messe und las sie bisweilen selbst. „Das Volk war hingerissen, wenn es ihn in den Processionen sah, baarfuß und ohne Kopfbedeckung, mit dem reinen Ausdruck einer ungeheuchelten Frömmigkeit im Gesicht, mit langem, schneeweißen Bart; sie meinten, einen so frommen Papst habe es noch niemals gegeben; sie erzählten, sein bloßer Anblick habe Protestanten bekehrt*).“ Auch war Pius gütig und leutselig, doch konnte er leicht in Zorn entbrennen, wenn ihm widersprochen wurde; denn das ertrug er nicht, und seine Strenge gegen Verbrecher und Ketzer kannte keine Milderung. Die Regierung dieses Papstes ist auch besonders wichtig für die Geschichte der katholischen Schweiz, indem er und sein Nachfolger Gregor XIII. durch Einführung einer ständigen Nuntiatur die kirchlichen Verhältnisse in der Schweiz noch enger an den päpstlichen Stuhl ketteten, sowie auch unter ihm durch das Organ des Erzbischofs Carlo Borromeo von Mailand die feindselige Stimmung der katholischen Stände gegen die reformirten in fortwährender Aufregung erhalten ward. Noch wichtiger aber ist Pius durch seinen Sieg über die Türken, deren Seemacht bei Lepanto vernichtet wurde. Pius V. starb den 1. Mai 1572. Als er seinen Tod kommen sah, besuchte er noch einmal die sieben Hauptkirchen Roms, um von diesen heiligen Orten Abschied zu nehmen; dreimal küßte er die letzten Stufen der Scala Santa**). — „Welch eine Mischung,“ sagt Ranke, „von Einfachheit, Edelmuth, per-

*) Ranke a. a. O. S. 354.
**) Ranke S. 373.

sönlicher Strenge, hingegebener Religiosität und herber Ausschließung, bitterm Haß, blutiger Verfolgung.“ —

Seinen Nachfolger Gregor XIII. kennen wir bereits aus der bisherigen Geschichte, indem er sich uns auf der einen Seite durch den Jubel, womit er die Greuel der Bluthochzeit feierte, als einen argen Ketzerhasser, auf der andern Seite durch den verbesserten Kalender als einen Freund des Fortschrittes auf dem Gebiete der Wissenschaft gezeigt hat. Sein eigentlicher Name ist Hugo Buoncompagno, sein Geburtsort Bologna. Er regierte von 1572—85. Auch er suchte durch strenge Sittlichkeit die Würde des päpstlichen Stuhles aufrecht zu erhalten und in genauer Vollziehung der geistlichen Pflichten seinen Vorfahr wo möglich noch zu übertreffen. Es ist überhaupt als ob sich die Päpste dieser Zeit das Wort gegeben hätten, durch die höchste sittliche Strenge den Protestantismus zu beschämen, weil sie wohl fühlten, daß nur so sie sich halten könnten in den Augen der Welt. Ein Beweis, wie günstig von dieser Seite der Protestantismus auf das Papstthum zurückgewirkt hat, das ohne ihn zuletzt in sittlicher Fäulniß untergegangen wäre. Die ersten Jahre seines Pontificats las Gregor jede Woche dreimal selbst die Messe, und späterhin wenigstens alle Sonntage*). Vor allem suchte er einen streng kirchlichen Unterricht zu befördern, was er durch Unterstützung der Jesuiten am Sichersten zu erreichen glaubte. Durch ihn erhielt das Collegium derselben in Rom eine erweiterte Gestalt, und eben so sorgte er dafür, daß auch für Deutschland und die Schweiz fortwährend Männer gebildet würden, die im Stande wären, den reinkatholischen Glauben daselbst zu verkünden und den Protestantismus mit den geeigneten Waffen zu bekämpfen; denn auch bei ihm ging mit dem Reformationseifer die Ausrottung der Ketzer Hand in Hand. Wir haben seines Ortes die Befangenheit der Protestanten getadelt, mit der sie sich dem neuen Kalender entgegensetzten, bloß weil er vom Pabste kam. Wir dürfen aber auch nicht verhehlen, daß die furchtbar gehässige Gesinnung, welche dieser Papst gegen die protestantische Kirche an den Tag legte, eben nicht geeignet sein konnte, seinem Werke Zutrauen zu verschaffen. Drei Jahre

*) Ranke I. S. 423.

nach der Bulle, in welcher er die Kalenderverbesserung bekannt machte, erschien eine andere, die wiederaufgewärmte Bulle in coena Domini, in welcher er nicht allein alle Ketzer, sondern auch alle Beschützer desselben jedes Ranges und Standes in den Bann that, sowie er auch alle die feierlich verdammte, welche sich den geistlichen und weltlichen Herrschaftsrechten des römischen Stuhls in irgend einer Weise zu entziehen gesonnen wären.*) In diesen Gesinnungen eines Hildebrand, dem zu Ehren er den Namen Gregor gewählt hatte, starb der alte Papst, lebenssatt und schwach; er sah zum Himmel auf, und rief: „Du wirst aufstehen, Herr! und dich Zions erbarmen!"**)

Sein Nachfolger wurde ein Mann, dessen Geschichte unstreitig eine der interessantesten Parthien der neuern Papstgeschichte bildet. Die Jugendgeschichte Sixtus V. wem wäre sie nicht bekannt? wenn auch nicht alles, was von diesem seltnen Mann erzählt wird, verbürgt ist. Sein Vater Peretto Peretti, slavischer Abkunft, lebte als Pächter in der Mark Ancona, zu Grotte a Mare bei Fermo. Es hatte ihm einst geträumt, er werde einen Sohn bekommen, der sein Haus glücklich machen werde; deßhalb nannte er den Knaben, der ihm im Dec. des Jahres 1521 geboren wurde, Felix. Dieser Felix Peretti war der nachmalige Sixtus V. Seine früheste Entwicklungsgeschichte hat viel gemein mit der des Vincenz von Paula, mit der wir uns in der letzten Stunde beschäftigt haben***). Auch ihn sehen wir den ziemlich armen Eltern nachhelfen in ihren ländlichen Geschäften, wozu auch mitunter das Hüten der Hausthiere gehörte; daher die etwas übertriebene Sage, er sei aus einem Schweinehirten (von Profession) ein Papst geworden. Auch ihn retteten, wie später den Vincenz, die Franziskaner für den Dienst der Wissenschaft und der Kirche, indem ein Verwandter des älterlichen Hauses, der diesem Orden angehörte, Fra Salvatore sich seiner annahm. Der junge Felix half sich kümmerlich durch. Sein Stück Brot, das er täglich mit auf den Weg nahm, wenn er die benachbarte Schule der geistlichen Väter besuchte, verzehrte er an einem Brunnen, der ihm den Trank zu

*) Siehe Menzel V. S. 109. 110.
**) Ranke a. a. O. S. 437.
***) Vincenz lebte ein halbes Jahrhundert später.

seiner Mittagskost bot. Mit dem zwölften Jahr trat er förmlich in den Orden*). Sein Oheim hielt ihn strenge, aber Felix selbst bewährte während seiner Studienzeit einen musterhaften Eifer. Oft saß er, ohne zu Abend gegessen zu haben, bei dem Schein einer Laterne im Kreuzgang des Klosters, oder bei der Lampe, die vor dem Allerheiligsten in der Kirche brannte, mit seinem Buche. Nachdem er sich auf den Universitäten von Ferrara und Bologna weiter gebildet hatte, erwarb er sich mit vielem Lob die akademischen Grade.

Zum Beweise, wie die Inquisition auf jedes in der Kirche aufkeimende Talent ihre scharfen Augen richtete, zum Beweis aber auch, wie klug der junge Mönch seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen wußte, dient folgender Vorfall**).

Im Jahr 1552 hielt Felix die Fastenpredigten in der Kirche St. Apostoli zu Rom mit großem Beifall. Da fand er eines Tags auf der Kanzel einen Zettel, auf welchem die Hauptsätze seiner bisherigen Predigten enthalten waren; neben jedem stand mit großen Buchstaben: „Du lügst.“ Peretti war besonnen. Er ließ sich nichts merken, hielt seine Predigt mit gewohnter Fassung bis zu Ende, und schickte, als er nach Hause kam, den Zettel selbst in die Inquisition. Es stand nicht lange an, so erschien auch der damalige Großinquisitor Michael Ghislieri (den wir eben vorhin als Papst Pius V. kennen gelernt haben) in seinem Gemach. Peretti selbst erzählte in der Folge, wie sehr ihn der Anblick dieses Mannes mit seinen strengen Braunen, seinen tiefliegenden Augen, den scharf markirten Gesichtszügen in Furcht gesetzt habe. Eine strenge Prüfung begann jetzt; aber Peretti führte seine Sache so geschickt, daß des Inquisitors Angesicht sich allmählig aufheiterte und er ihm endlich mit heißen Thränen um den Hals fiel, ihn zu umarmen; denn er hatte einen Gleichgesinnten in ihm gefunden. Jetzt war Peretti's Glück gemacht. Der mächtige Großinquisitor ward sein Beschützer; bald gelangte er selbst zum Amt eines Inquisitors, und stieg zum Bischof, zum Cardinal empor. Als solcher führte er den Namen Montalto von dem Castell in der Nähe seines Geburtsorts. Er lebte still, sparsam, fleißig für sich hin. Gewöhnlich wird erzählt, er habe sich krank gestellt, sei

*) Späterhin verbot das tridentiner Concil diese frühen Gelübde.
**) Bei Ranke S. 440.

hustend und gebückt am Stabe einhergeschlichen und habe damit die übrigen Cardinäle getäuscht; diese hätten dann den Kränklichen gewählt, damit er bald wieder einem von ihnen Platz machen könnte. Kaum aber habe sich Montalto durch diese List auf den Stuhl Petri geholfen, so habe er die Krücken weggeworfen und sich in seiner vollen Mannskraft gezeigt; denn nur so lange habe er nach seinem eigenen Geständniß sich gebückt, als er die Schlüssel Petri gesucht, jetzt aber, nachdem er sie gefunden, habe er das Haupt wieder aufgerichtet. Diese Erzählung ist fast in alle Geschichtsbücher übergegangen und lebt als Anecdote in aller Mund; allein der neueste Bearbeiter der Papstgeschichte, der umsichtige Ranke, erklärt sie für ein Mährchen. Man sei vielmehr einstimmig gewesen im Conclave, daß man unter den damaligen Umständen eines kräftigen Mannes bedürfe, und darum habe man Montalto gewählt, der zwar schon 64 Jahr alt, „aber von starker und guter Complexion" gewesen sei*). Genug im Jahr 1585 sah sich Montalto am Ziel seiner Wünsche. Er nannte sich nun als Papst Sixtus V. Ein großer Theil von dem, was den Namen dieses Papstes unsterblich gemacht hat, gehört der klugen und kräftigen Verwaltung des Kirchenstaates und somit der politischen Geschichte an. Bekannt ist seine Strenge, womit er das Land von Banditen säuberte und die öffentliche Sicherheit herstellte. Schon am Tage seines Regierungsantritts und später noch täglich sah man Galgen errichten; aller Orten traf man auf Pfähle, auf denen Banditenköpfe aufgesteckt waren, und innerhalb eines Jahres war die Säuberung vollendet. Ueber seine finanziellen Unternehmungen, über das, was er zu Hebung der Gewerbe und des Wohlstandes that, müssen wir wegsehen, und auch seinen gewaltigen Bauunternehmungen dürfen wir nur einen flüchtigen Blick schenken. Seine Wasserleitungen erinnerten an ähnliche Werke zur Zeit der alten Cäsaren. Berge wurden geebnet, neue Straßen angelegt, Sümpfe getrocknet. Die Säulen des Trajan und Antonin wurden wieder hergestellt und den Aposteln Petrus und Paulus geweiht. Alles aber übertraf die Aufstellung des Obelisken vor der St. Peterskirche, worüber er selbst in seinem Tagebuch anmerkte, daß ihm das größte

*) Ranke S. 443. 444.

und schwierigste Werk gelungen sei, welches der menschliche Geist habe erdenken können. Die Vaticanische Bibliothek vergrößerte und bereicherte er auf eine solche Weise, daß sie als eine neue Schöpfung betrachtet werden konnte, und auf sein Geheiß wölbte sich die majestätische Kuppel über der Peterskirche. Dieses alles verdient gerechte Bewunderung. — Fragen wir nun aber nach der kirchlichen und religiösen Stellung des Papstes, so bemerken wir auf der einen Seite nicht den finstern Mönchsernst mehrerer seiner Vorfahren, auf der andern auch nicht ihren Ketzerhaß in dem hohen Grade, obwohl auch er nicht frei war von zelotischen Anwandlungen. So sehr er auch sich einzuschränken und zu entbehren wußte, wo es noth that, so sehr liebte er auch wieder Pracht und fürstlichen Aufwand. Er verweilte gerne bei heitern Gesprächen an der Tafel, ohne jedoch der Würde des Fürsten oder der Würde des Priesters etwas zu vergeben*). Sixtus V. war der Zeitgenosse Heinrichs IV. und der Königin Elisabeth. Beide that er in den Bann, aber, wie behauptet wird, mehr des Anstands wegen, als aus Ueberzeugung. Selbst ein großer Geist, mußte er auch Achtung haben vor fremder Größe, wenn er auch nicht so groß war, um über jedes Vorurtheil sich zu erheben. Sein Geist hatte wenigstens mehr Verwandtschaft zu Elisabeth und Heinrich, als zu Philipp II., dem er zwar scheinbar Hülfe leistete gegen Elisabeth, dessen Argwohn er aber gleichwohl bei der stets bewiesenen Mäßigung nicht entgehen konnte; denn Philipps Partei wollte, wie Ranke bemerkt, „katholischer sein, als der Papst.“ Auch die Jesuiten liebte Sixtus nicht. Als sie ihm einen Beichtvater aus ihrem Orden anboten, antwortete er, es schicke sich besser, daß sie ihm beichteten, als daß er ihnen beichten sollte**). Sixtus starb, als eben ein Ungewitter sich über dem päpstlichen Palast entlud. Die Menge, die ihm nicht wohl wollte, deutete dieß auf einen geheimen Pact mit dem Bösen, der ihn unter Donner und Blitzen mit sich fortgeführt habe, und ließ an der Bildsäule ihre Rache aus, wie früher an der seines Vorfahren, Pauls IV. Der Grund des Hasses war indessen ein verschiedner. An Caraffa hatte man den strengen Reformator, an Sixtus mehr den Gelderpresser gehaßt; denn nur

*) Siehe Iselins histor. Lexicon IV. S. 366.
**) Iselin a. a. O. S. 364.

diese Erpressungen und gehäuften Auflagen hatten es ihm möglich gemacht, troß der vielen kostbaren Unternehmungen dennoch einen reichen Schatz von drei Millionen Scudi zu hinterlassen, der nach seiner Verfügung nur in äußersten Nothfällen, unter denen er den Türkenkrieg und die Ketzerkriege bezeichnete, angegriffen werden sollte.

Fragen wir uns, was in der Regierung dieses Papstes uns Bewunderung abnöthigt, so ist es mehr die Eminenz seines Verstandes, dem auch sein fester Wille diente, als die tiefere Richtung des Gemüths und der heilige Ernst der Gesinnung, den wir bei beschränktern Männern und bei entschiednern Ketzerfeinden, wie bei einem Caraffa und Ghislieri, dennoch zu achten nicht umhin konnten. Der Kirche als solcher und der Reformation derselben (auch vom katholischen Standpunkt aus') war mit solchen feurigen, entschiedenen, aufopfernden Charakteren mehr gedient, als mit klugen Staatsmännern; und ich halte es daher für nothwendig, statt die Geschichte der Päpste selbst weiter ins Einzelne fortzusetzen *), Ihre Aufmerksamkeit noch kürzlich auf einige Männer hinzulenken, die entweder vorzugsweise durch die Größe ihres Charakters, durch den Ernst ihrer Gesinnung, durch den Eifer ihrer Frömmigkeit und die Strenge ihrer Sitten den Katholicismus zu halten gesucht haben (der protestantischen Kirche gegenüber), oder die auch wieder durch ihre wissenschaftliche und freisinnige Richtung dem Protestantismus sich genähert haben. In die erste Klasse gehören besonders zwei hochgestellte Prälaten der katholischen Kirche, die zugleich auch in die schweizerischen Verhältnisse vielfach eingegriffen und sich als entschiedene, zugleich aber als würdige Gegner der Reformirten dargestellt haben; der eine ist Carlo Borromeo, Erzbischof von Mailand, der andere Franz von Sales, Bischof von Genf.

Wenn der Reisende den beschwerlichen Pfad über die Alpen hinter sich hat, und ihn bereits die mildern Lüfte des italischen Himmels umwehen, so sind es dicht an der Grenze unsers schweizerischen Vaterlandes die Zaubergärten der Borromeischen Inseln,

*) Einige der folgenden Päpste werden innerhalb dieses neuen Abschnittes mit vorkommen. Die merkwürdigsten sind: Clemens VIII. (1592—1605), Paul V. (Borghese, 1605—1621. Streit mit Venedig), Gregor XV. (1621—1623), Urban VIII. (1623—1644), Innocenz X. (1644—1655. Unter ihm der westphälische Friede).

in welchen Kunst und Natur sich vereinigen, seinen entzückten Augen das Titelblatt zu einem der schönsten Werke der Schöpfung zu entrollen. Verfolgt er dann weiter das rechte Ufer des Langensees, so erhebt sich unfern Arona eine mächtige eherne Bildsäule, welche segnend über die Gegend hinschaut; es ist die Statue von Carlo Borromeo, der zwar nicht jenen Inseln den Namen und das Dasein gab *), aber der fast ein Jahrhundert früher die Wüstenei der Kirche in einen Garten Gottes umzuschaffen sich bemühte und Gut und Leben dran setzte. Mit dem Gedanken an ihn betritt der Wandrer sodann das Riesengebäude des Domes von Mailand, und wenn er es nach seinen äußern und innern Verhältnissen und Verzweigungen durchlaufen und durchmessen, so läßt er sich noch hinableuchten in die reiche Gruft, in welcher ein silberner Sarg die Ueberreste des großen Bischofs bewahrt, der einst in dieser Kathedrale den Sitz des heiligen Ambrosius mit neuem Ruhm der Heiligkeit geschmückt hatte. Bei diesem gefeierten Namen lassen Sie uns einen Augenblick verweilen.

Carlo Borromeo **) wurde geboren den 2. Oct. 1538 auf dem Stammschloß seiner erlauchten Ahnen zu Arona am Langensee (Lago maggiore). Schon sein Vater, Gilbert, muß ein Mann von trefflichen Eigenschaften des Herzens gewesen sein. Die Mutter, Margaretha von Medicis, war eine Schwester des nachmaligen Papstes Pius IV. Schon im zarten Alter zeichnete sich Karl durch männlichen Ernst und kindliche Gottesfurcht aus. Er mied die Spiele der Genossen und übte sich in der Einsamkeit im Messelesen und in der Handhabung der priesterlichen Gebräuche. Entschieden sprach sich damit sein Beruf zum geistlichen Stande aus. Schon als Kind trug er, der Sitte des Zeitalters gemäß, den Priesterrock, und sein mächtiger Ohm machte den in strenger Frömmigkeit erzogenen, vielbegabten Nepoten bereits in

*) Bekanntlich war es erst Vitaliano Borromeo, der im Jahr 1671 die nackte Felseninsel Isola bella bekleiden ließ.

**) Vgl. die von J. M. Sailer herausgegebene Schrift: Der h. Karl Borromeus, ein Handbüchlein für unsern Klerus. Augsburg u. s. w. 1823. Ranke Bd. I. S. 321. ff. und 363 ff. Fleury, histoire eccles. contin.) tom. 34. p. 250 ss. Der sonst so breite Schröckh erwähnt seiner kaum im Vorbeigehn! (aus Protestantismus?)

seinem 22. Jahre zum Cardinal und Erzbischof von Mailand *). Die schwierigsten Aufträge legte er in seine Hand, und der apostolische Jüngling unterzog sich denselben mit der Tüchtigkeit eines in Geschäften gereiften Geistes und mit einer alles aufopfernden Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit. „Man weiß nichts anders,“ sagt ein Zeitgenosse von ihm **), „als daß er rein von jedem Flecken ist; er lebt so religiös und giebt ein so gutes Beispiel, daß er den Besten nichts zu wünschen übrig läßt.“ Gleichwohl traute Borromeo nicht seiner Kraft und Weisheit allein. Er sammelte die gelehrtesten Köpfe um sich und vertiefte sich mit ihnen bald in die Werke des Alterthums und das Studium der Philosophie, bald wieder besprach er mit ihnen das Wohl der Kirche. Allem bischöflichen Prunke entsagte er freiwillig, trug keine andern als wollene Kleider, und beschränkte wöchentlich einmal seine Mahlzeit freiwillig auf Wasser und Brot oder ein Paar Feigen. Auch härtere Kasteiungen und Geißelungen nahm er, der mittelalterlichen Sitte getreu, mit sich vor. Durch diese Frömmigkeit erregte er Anstoß bei den weltlich gesinnten Prälaten, die ihn sogar der Heuchelei beschuldigten. Aber Borromeo ließ sich nicht irre machen. Indem er bei der Reformation seines eignen Hauses anfing, dehnte er dieselbe in immer weitern Kreisen über seinen Sprengel aus. Nicht nur legte er Priesterseminarien an und gewöhnte Laien und Weltgeistliche an eine strengere Zucht; nicht nur gab er drei Viertheile seiner Einkünfte her zu nützlichen Einrichtungen, zu Verschönerungen des Gottesdienstes und zur Pflege der Armen, sondern überall war er durch persönliche Gegenwart thätig. In allen Richtungen bereiste er fortwährend seine Diöces, es gab in derselben keinen Ort, den er nicht zwei-, dreimal besucht hätte; in das höchste Gebirge und die entlegensten Thäler verfügte er sich. Aber nicht beim Aufsehen allein ließ er es bewenden; er predigte selber, las Messe und spendete die heiligen Sacramente. Und das alles mit einer Würde, einer Salbung, einem ausdauernden Ernste, wie man es bei dem Mechanismus der katholischen Liturgie nicht

*) Allerdings ein starkes Beispiel des Nepotismus! denn noch hatte derselbe nicht die geistliche Weihe erhalten, die er sich erst später in der Stille geben ließ, um dem Ehestand zu entfliehen. Siehe Sailer S. 20.

**) Hieronymo Soranzo b. Ranke a. a. O.

gewohnt war. Einen Altar zu weihen, forderte eine Ceremonie von acht Stunden, und doch rechnet man 300 Altäre, die er nach und nach geweiht hat.

Freilich aber brannte neben dem Liebeseifer in dem Herzen des Bischofs auch die Gluth des römischen Glaubenseifers, die wir so oft auch bei den Edlern der katholischen Kirche in verzehrende Flammen ausschlagen sehen. Die Thäler der Schweiz waren es vorzüglich, auf welche Borromeo sein Augenmerk richtete, und von ihm ging besonders (wie schon bemerkt) eine mächtige Reaction gegen den Protestantismus unseres Vaterlandes aus.

Es dürfte daher hier am Orte sein, über die kirchlichen Verhältnisse in der Schweiz und über die weitern Schicksale des Protestantismus daselbst seit der Reformation etwas Weniges einzuschalten.

Wir wissen, daß seit dem unglücklichen Ausgang des Kappeler Krieges die Scheidewand zwischen den protestantischen und katholischen Orten der deutschen Schweiz gezogen war; während um eben diese Zeit in der französischen Schweiz der Kampf der Parteien immer lebhafter wurde, bis durch Calvins Ansehn gehoben der Protestantismus daselbst eine immer tiefere Wurzel faßte. Durch ihre Verhältnisse zu Savoyen blieb jedoch die junge protestantische Republik von Genf fortwährenden Anfeindungen bloßgestellt, und nur durch das engere Anschließen an Zürich, zu welchem sie im Jahre 1580 in ein Burgrecht trat, ward es ihr möglich, einigen Widerstand zu leisten. So weit Genf und Savoyen, auf das wir später zurückkommen werden. Aber auch östlich von da, in den enetbürgischen Landen, besonders in der Vogtei Locarno, hatte (wie in Oberitalien überhaupt) die evangelische Lehre Eingang gefunden, und von da vertrieben hatten die gewerbthätigen Flüchtlinge in dem gastlichen Zürich sich angesiedelt*). Auch nach der Vertreibung jener Familien erhielt sich indessen in jenen Gegenden, sowie auch im Veltlin ein Heerd der antikatholischen Stimmung, und es war somit die Aufgabe der Päpste und ihres Anhangs, diesen Heerd wo möglich zu zerstören. Eine kräftige Ver-

*) Von dieser evangelischen Gemeinde in Locarno und ihrer Auswanderung nach Zürich ist neulich eine ausführliche Geschichte erschienen von Ferdinand Meyer, Zürich 1836.

bindung mit den katholischen Ständen der Eidgenossenschaft, in deren Gebiet ein Theil der ketzerischen Thäler lag, war dazu vor allem erforderlich. Eine solche dauerndere Verbindung als bisher einzuleiten und zugleich den Samen der Ketzerei auszurotten, wo er um sich gegriffen, dazu ward Carlo Borromeo von dem ihm gleichgesinnten Papst Pius V. ausersehen. Nachdem er bereits das Amt eines Inquisitors im Mailändischen versehen und strenges Verfahren gegen die Ketzer geübt hatte, verfügte er sich in die nördlichen Distrikte der mailändischen Diöces, in das Livinerthal, in das Thal von Bregno und in die Landvogtei Riviera, welche sämmtlich damals unter der Botmäßigkeit der drei schweizerischen Urkantone standen. Mit großer Freude und unter vielen Ehrenbezeugungen ward der Erzbischof von diesen katholischen Ständen empfangen, und des Landes kundige Männer wurden ihm mitgegeben, als er die beschwerliche Reise in die entlegensten Winkel dieser Thäler antrat. „Ueberall,“ so erzählt ein katholischer Schriftsteller *), „ging der heilige Prälat hin, seine verlorenen Schäflein in den Felsenklüften und in den unzugänglichsten Orten aufzusuchen. Den größten Theil der Reise war er genöthigt zu Fuß zu machen und durch den Schnee sich Bahn zu brechen; öfter mußte er sich der Steigeisen bedienen, um über die abschüssigen Felsen wegzukommen. Aber mit Vergnügen ertrug er Hunger und Frost, Durst und Anstrengung, und bei einem Stück schwarzen Brot, einer Hand voll Schneewasser und einigen Kastanien, fast der einzigen Frucht, welche die wilden Gebirge boten, dachte er auf das Heil der ihm anvertrauten Seelen.“ Ausrottung der Ketzerei und Reformation im katholischen hierarchischen Sinne gingen bei ihm stets Hand in Hand. Er fühlte es wohl, daß mit trägen und unwissenden Geistlichen der Kirche nicht gedient sei. Diese setzte er ab, wo er sie fand, denn auch für den schlechtesten Winkel der Christenheit sollten diese Miethlinge nicht gut genug sein. Grade diese verlassenen Posten sollten nach seinem Sinne mit schlagfertigen Wächtern besetzt sein, damit der Feind durch sie nicht eindringe in das Herz der katholischen Christenheit. Wo es an solchen Männern fehlte, da trat Borromeo selbst ein, und so wenig

*) Der Fortsetzer von Fleury a. a. O. S. 544. vgl. Sailer S. 49. und 70.

einst der Kanzler Gerson es verschmäht hatte, selber Kinderlehre zu halten, so wenig hielt es Borromeo unter seiner Würde, die armen Hirtenkinder selber in der christkatholischen Lehre zu unterrichten. Durch kleinere und größere Geschenke an Kinder und Erwachsene, durch die Leutseligkeit, womit er die Herrn des Landes an seine Tafel zog, machte er sich die Herzen geneigt; mehr aber noch wirkte der gewaltige Eindruck seiner persönlichen Leistungen und seiner alles überwindenden Hirtentreue. Nach Mailand zurückgekehrt sorgte Borromeo weiteres dadurch für die katholische Schweiz, daß er ein eigenes Seminar für junge Priester stiftete, worein er sogleich sechs junge Leute verpflanzte, die er mit sich genommen hatte, um für den geistlichen Stand sie bilden zu lassen. Auch veranlaßte er, wie schon bemerkt, den Papst Pius V. zur Errichtung einer ständigen Nuntiatur. Auf seinen Namen schlossen dann später die fünf alten Orte in Verbindung mit Solothurn und Freiburg den goldenen oder Borromeischen Bund, im Jahr 1586, wodurch die Kluft zwischen den Reformirten und Katholischen noch weiterhin befestigt wurde. — So sehr es uns auf der einen Seite schmerzt, daß gerade dieser Mann das Werkzeug zu dieser Trennung werden mußte, so wenig dürfen wir seinen Eifer verkennen, der ihn weit über eine andere Partei der katholischen Kirche erhebt, die damals wie zu allen Zeiten — leider auch in der protestantischen Kirche — ihre Anhänger fand, eine Partei, der es am wohlsten war, wenn alles beim Alten blieb und die jeder Reformation, sie mochte von gutkatholischer oder von der entgegengesetzten Seite ausgehn, schon darum abhold war, weil ihre Bequemlichkeit dadurch gestört und ihr Eigennutz gefährdet wurde. Diese mächtige Partei einer unbedingten Stabilität trat auch gegen den ihr immer lästiger werdenden Erzbischof von Mailand auf. In ihren Augen war jeder Reformator ein Ketzer; so auch der entschiedenste Ketzerfeind Borromeo.

Wenn wir in der vorigen Stunde mehrere neue Orden haben entstehen sehen, vorzüglich auch zum Heil der leidenden Menschheit, so lag der Grund dieser Erscheinung auch darin, daß mehrere der schon bestehenden Orden von ihren frühern Zwecken abgewichen und zu einer Reformation nur schwer zu bewegen waren Zu diesen verunstalteten Orden gehörte der Orden der Humilia-

ten. Dieser im 12. Jahrhundert entstandene und von Innocenz III. im 13. Jahrhundert bestätigte Orden hatte in Mailand und der Lombardei seinen Sitz. Ursprünglich bestand er aus einem Verein frommer Laien, die besonders in Tuchmanufactur ihren Broterwerb suchten, daneben aber Werke der Barmherzigkeit übten und gemeinschaftliche Andachten verrichteten. Aber in der Folge artete diese Brüderschaft, die ein förmlicher Mönchsorden geworden war, in Schwelgerei und Müßiggang aus. Carlo Borromeo suchte aus reinem Eifer dieses vaterländisch kirchliche Institut wieder zu heben und zu seiner einfachen, frommen Gestalt zurückzuführen. Aber eben dieß hätte ihm bald das Leben gekostet. Die Humiliaten waren so erbittert über ihn, daß, als er einst zur Nachtzeit in seiner Kapelle die Hausandacht verrichtete (es war den 26. Oct. des Jahres 1569), ein Flintenschuß auf ihn losgefeuert wurde von einem der Mönche. Merkwürdig ging der Schuß in eben dem Augenblick los, als der Sängerchor in der Kapelle die Worte des Erlösers intonirte: „Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.“ Augenblicklich verstummte die Musik, alles gerieth in Bewegung; Borromeo allein zeigte sich unverwirrt, hieß die Aufgestörten ihre Plätze wieder einnehmen und setzte unverweilt die Andacht fort mit einer Ruhe der Seele und einer Heiterkeit des Angesichts, als ob nichts vorgefallen wäre. Dieß wirkte gewaltig. Der Schuß hatte ihn im Rücken gestreift und hinterließ nur eine leichte Verwundung. Jedermann sah in diesem Vorfall eine augenscheinliche Rettung von höherer Hand. Das Ansehn des Bischofs stand fester als je. Eine allgemeine Prozession ward angeordnet; Glückwünsche des Papstes und vieler Fürsten liefen ein; die Feinde verkrochen sich und der Orden der Humiliaten ward aufgehoben. — Karl Borromeo fuhr fort als Vater seiner Mailänder zu wirken. Als im Jahr 1570 die Hungersnoth, im Jahr 1576 die Pest regierte, war er einer der ersten, die thätige Hülfe leisteten. Leib und Leben widmete er dem Volke, dessen Vater er war. Wo das Elend am größten, da sah man ihn als rettenden Engel. Man glaubte an die Wunder, die seine Nähe wirkte. Nach einem thatenreichen, der Tugend und Frömmigkeit geweihten Leben starb Carlo Borromeo in einem Alter von 46 Jahren, den 3. Nov. 1584. Sein Körper hatte

nicht nur viel gelitten durch die Anstrengungen auf Reisen und durch Nachtwachen, die seine unermüdliche Hirtensorge erforderten; sondern auch die vielen Kasteiungen hatten tiefe Narben zurückgelassen. Was Wunder, wenn der Mann, der zum Märtyrer des neuern Katholicismus geworden, auch unter dessen Heilige versetzt ward*)? Ein sonderbares Gemisch war in diesem Charakter von hingebender Frömmigkeit und hierarchischem Geiste, von evangelischem Liebeseifer und inquisitorischer Härte, von freiem Reformationsgeiste und von demüthiger Unterwerfung unter die Satzungen der Kirche und deren sichtbares Oberhaupt. Nie empfing er ein päpstliches Breve anders, als mit entblößtem Haupte! — Sein Andenken blieb im Segen.

Wenige Jahrzehnde nach diesem Manne wirkte in seinem Sinne, vielleicht mit noch mehr Innerlichkeit des religiösen Sinnes, im Geiste der katholischen Mystik ein andrer Mann, der gleichfalls auch in unserm Vaterlande das Geschäft des Bekehrers übernahm, dabei aber auch in der That ein Leben darstellte, das im Stande war, ein gutes Vorurtheil für die Religion zu erwecken, die solch ein Leben erzeugte.

Franz von Sales, den wir bereits als den Stifter des Ordens der Heimsuchung kennen, verdient in mehrfacher Hinsicht unsre Beachtung. Er wurde geboren den 21. August 1567**). auf dem Schlosse Sales im Savoyischen. Den Namen Franz erhielt er von seinen streng katholischen Eltern zu Ehren des heiligen Ordensstifters von Assisi. Nachdem er auf dem Collegium in Annecy seine erste Bildung erlangt hatte, bildete er sich zu Paris unter den Benedictinern und Jesuiten zum Theologen aus. Schon hier ward ihm der Unterschied klar zwischen der bloßen Wissenschaft und dem, was er und die Frommen seiner Zeit Meditation

*) Paul V. erließ im Jahr 1610 auf Betrieb Philipps III. von Spanien die Kanonisationsbulle, wonach das Andenken an den Heiligen jährlich den 4. November gefeiert werden sollte. Die Bulle findet sich in Sailers Schrift mitgetheilt S. 152 ff., wo auch die Wunder aufgeführt werden, die er verrichtet haben soll.

**) Die ausführliche Biographie von Marsollier war mir nicht zur Hand, auch nicht die neuere von Rensing. Ich bin meist Helyot gefolgt, Histoire des ordres monastiques T. IV. p. 327. und Schröckh III. S. 506 ff., womit zu vergleichen Sailers Briefe aus allen Jahrhunderten Bd. 3. S. 127 ff.

nannten. Während jene mehr nur den Geist schärft und einzelne Fähigkeiten desselben ausbildet, giebt diese der Seele eine erquickende Nahrung und fördert sie in ihrem gesammten Heil*). In dieser contemplativen Geistesrichtung zeigt die Jugendgeschichte auch dieses Mystikers viel Aehnliches mit der Luthers, so verschieden ihre spätere Entwicklung war. Auch er mied wie Borromeo die Spiele der Kindheit und brachte die Stunden, welche die Studiengenossen zur Lustbarkeit verwandten, am liebsten im Gebet und in Betrachtung der heiligen Vorbilder zu, denen seine jugendliche Seele nachstrebte. Wie Luther einst in einer entscheidenden Stunde seines Lebens ein unvorsichtiges Klostergelübde that, das in der Folge ihn reute, so that auch Franz von Sales vor dem Angesicht der heiligen Jungfrau das Gelübde ewiger Keuschheit, jedoch ohne nachherige Reue. Gleich Luthern hatte auch er viel Stunden geistlicher Betrübniß, ohne jedoch auf demselben Wege, wie dieser, aus ihr errettet zu werden. Seine Retterin ward ihm die Mutter Gottes (wie er glaubte), und die Frucht seiner Kämpfe war, wie bei Loyola, eine nur um so größere Anhänglichkeit an die Religion der Väter. Auch er sollte übrigens, wie Luther, Calvin u. a. große Männer, nach dem Wunsche seiner Eltern eine weltliche Laufbahn durchmessen, ward aber immer wieder zur Theologie hingetrieben und durch den gelehrten Jesuiten Possevin in seinem Vorsatz bestärkt. So trat er, nachdem er sich in Padua der Rechtsgelehrsamkeit beflissen hatte, in den Priesterstand, zum großen Leidwesen seiner Eltern, die ihm schon eine Senatorstelle in Chambery und eine würdige Braut bestimmt hatten. Obwohl Genf unter der Zeit zum Protestantismus übergegangen war, so bewahrte doch die katholische Kirche ihrem System gemäß alle Ansprüche auf die Besetzung der kirchlichen Aemter daselbst. So wurde Franz von Sales durch eine päpstliche Bulle zum Propst von Genf bestimmt, dessen katholischer Bischof seinen Sitz in Annecy hatte. Er predigte mit großem Beifall. Schon sein erster öffentlicher Vortrag hatte auffallende Bekehrungen vornehmer Per-

*) La méditation est fort différente de l'étude; car la fin de l'étude est la science, mais la fin de la méditation est l'amour de Dieu et la pratique de la vertu. (Introduction à la vie dévote. Paris 1825. p. 64.)

sonen zur Folge. Aber auch des rohen Landvolks erbarmte er sich, und predigte den Armen das Evangelium.

Ein ähnlicher Auftrag ward ihm rücksichtlich der Schweiz, wie dem Carlo Borromeo. Als nämlich der Herzog von Savoyen im Jahr 1594 den Genfern die Landschaft Chablais entrissen, in welcher bereits Calvins Lehre sich ausgebreitet hatte, so war das Erste, daß er den Bischof beauftragte, durch ausgesandte Geistliche die Abgefallenen wieder in die katholische Kirche zurückzuführen. Es bedurfte dazu unterrichteter, entschlossener und frommer Männer, die im Stande wären die katholische Religion von ihrer Lichtseite darzustellen und ihr durch den eignen frommen Wandel den sichersten Nachdruck zu geben. Und wer war dazu geeigneter, als unser Franz von Sales? Er bewies den Eifer eines Borromeo. In der härtesten Witterung unternahm er, in Begleitung eines Verwandten, seine Missionsreise. Die Thüren wurden ihnen von den Calvinisten verschlossen; selbst ihr Leben stand auf dem Spiel. Dennoch siegte die Beharrlichkeit und der apostolische Eifer des Mannes über alle Schwierigkeiten, und wenn auch die päpstliche Belobungsbulle, die von ihm rühmt, „daß er 72000 Ketzer bekehrt habe," den Mund etwas voll nimmt, so scheint doch wenigstens seine Wirkung auf die Gemüther eine außerordentliche gewesen zu sein. Ob Franz in seinem Bekehrungseifer auch verwerfliche Mittel angewandt habe? dürfte sich wohl kaum mit Sicherheit ermitteln lassen. Er soll zu gewaltthätigen Maßregeln, namentlich zur Deportation der reformirten Geistlichen, gerathen, ja er soll in einer Unterredung mit dem berühmten Theodor Beza die Bestechung versucht und ihm im Namen des Papstes Clemens VIII. auf den Fall seines Uebertritts zur römischen Kirche einen Jahrgehalt von 4000 Goldstücken verheißen haben. Das Erstere kann wohl möglich sein, da auch frömmere Gemüther von Härte gegen Andersdenkende nicht immer frei waren. Das Letztere that er, wenn ers that, aus Auftrag des Papstes, und da hat freilich leider die Moral eines treuergebenen Katholiken ein Ende. Im Uebrigen scheint aber doch die Güte und Sanftmuth der Haupthebel seiner Bekehrungsthätigkeit gewesen zu sein; denn also pflegte der Cardinal du Perron von ihm zu sagen: durch Gründe getraue er sich jeden Ketzer in der Welt zu widerlegen; aber da wo es auf wahre Bekehrung an-

komme, da müßte er die Sanftmuth eines Franz von Sales besitzen*). Zur Belohnung für seine vielen Verdienste um die Kirche ward Franz von Sales im Jahr 1599 von dem Bischof von Genf zu seinem Coadjutor und im Jahr 1602 zu dessen Nachfolger erwählt. Auch als Bischof (in partibus infidelium) fuhr er fort, selbst zu predigen und zu katechisiren, während er auf der andern Seite zur Unterdrückung des Protestantismus nicht minder thätig war. Den Purpur des Cardinals, der ihm angeboten wurde, lehnte er ab und seine Einkünfte verwandte er dermaßen zu Wohlthaten, daß er selber Mangel litt.

Als ihn die Gemahlin des Herzogs von Savoyen, Christina von Frankreich, die Tochter Heinrichs IV., zu ihrem Almosenier (aumônier) machen wollte, bedingte er sich zwei edle Freiheiten aus: 1. in seinem Kirchsprengel bei seiner Heerde leben zu dürfen, und 2. keine Besoldung von ihr anzunehmen, zur Zeit, wenn er keine Aufträge von ihr zu entrichten hätte. Die Prinzessin ließ sich die beiden Bedingungen gefallen, und gab ihm einen Diamant von großem Werth zum Geschenke, „mit der Bedingung," setzte sie hinzu, „daß Ihr ihn aus Achtung für mich behaltet." „So lange," erwiderte der Bischof, „bis ihn die Armen nöthig haben." „In diesem Falle," sagte die edle Frau, „mögt ihr ihn versetzen, und ich werde ihn für Euch wieder lösen." „Ich fürchte," sprach Sales, „der Fall möchte sich oft ereignen und ich am Ende Eure Güte mißbrauchen**)." —

Franz von Sales starb den 28. Christmonats des Jahres 1622. Am Grabe des frommen Bischofs sollen sich Wunder ereignet haben und auch ihn hat die Kirche gleich dem heiligen Borromeo kanonisirt. Wir dürfen diesen Mann, der gewissermaßen ein Vorläufer Fenelons genannt werden darf, nicht verlassen, ehe wir auch noch seiner schriftstellerischen Thätigkeit Erwähnung gethan haben, die uns zugleich auf das Gebiet der katholischen Mystik führt. Mehrere unter Ihnen kennen wahrscheinlich schon die Introduction à la vie dévote, ein Buch, das sich mit allem Fug an Thomas Kempis anschließen darf, rücksichtlich der Lauterkeit des Sinnes, und das vielleicht an Fülle religiöser Ideen das letztere Buch noch

*) Siehe Iselin hist. Lex. unter Sales.
**) Sailer a. a. O. S. 129. 130.

übertrifft. Eine gewisse katholische Gesetzlichkeit in Beziehung auf die Beobachtung äußrer Gebräuche und Ceremonien kann zwar hier wie dort dem protestantischen Lehrer anstößig werden; allein man darf gleichsam nur diese dünne Haut wegschälen, so findet man darunter einen unversehrten Kern gesunder, praktischer Frömmigkeit. Ich muß sogar gestehen, daß ich der Mystik des heiligen Franz in einer gewissen Hinsicht den Vorzug geben möchte vor der deutschen Mystik eines Weigel und Böhm. Wenn nämlich bei den letztern (wie wir gesehn haben) das speculative und theosophische Element vorwaltet und oft in paracelsische Träumereien sich versteigt, so tritt dieß bei dem einfachen, frommgläubigen Sales ganz zurück. Seine Mystik ist die reine Herzensmystik, und wenn sie auch an Kraft und Tiefe der Gedanken der deutschen Mystik nachsteht, so übertrifft sie sie wieder an Zartheit und Innigkeit. Selbst vor dem nüchternern Johann Arnd hat Sales einen Vorzug, der freilich mehr in der Form, als in der Sache besteht. Wir dürfen uns nämlich nicht verhehlen, daß die Franzosen der damaligen Zeit den Deutschen allerdings voraus waren in der Kunst des Stils. Wenn Arnd bisweilen durch seine Breite ungenießbar wird, und seine Bilder hie und da den guten Geschmack verletzen, so hat St. François de Sales schon jene Klassicität des Ausdrucks, wie sie nachher dem Zeitalter Ludwigs XIV. eigen war. Seine Bilder sind meist aus dem Leben der Natur entlehnt, oft auf eine höchst originelle Weise; und nur selten verirrt sich der Verfasser in Spielereien, was ihm am meisten da begegnet, wo er alttestamentliche Bilder, z. B. aus dem Hohenliede, auf christliche Verhältnisse anwendet. Ueber solche einzelne Störungen wird jedoch der Lehrer gerne wegsehen, weil er vielfach durch den Inhalt entschädigt wird. Auch darin noch hat der katholische Mystiker einen Vorzug, jedoch nur einen bedingten, vor seinen protestantischen Geistesverwandten, daß er mehr als sie auf die einzelnen sittlichen Verhältnisse des Lebens eingeht, mehr asketische Moral, als speculative Dogmatik giebt. Ich nenne dieß indessen einen bedingten Vorzug, indem eben wieder der feste, evangelische Glaubensgrund bei den deutschen Mystikern ein Vorzug noch größrer Art ist, den wir nicht dagegen einbüßen möchten. Die Zeit gestattet mir nicht aus den Schriften des frommen Bischofs Ihnen

Auszüge zu geben. Um so mehr empfehle ich Ihnen „die Einleitung zum andächtigen Leben," welche den Kern seiner Theologie enthält, zum eignen Nachlesen. Seine übrigen Schriften sind mir weniger bekannt; doch hat der würdige katholische Bischof Sailer in seinen Briefen aus allen Jahrhunderten, dem vierten Bande, schöne Auszüge aus der Correspondenz des Bischofs gegeben, die gleichfalls zu einer zweckmäßigen Erbauung sich eignen, und ich hoffe, daß auch Sie das Urtheil Sailers bestätigt finden werden, wenn er über Franz von Sales sagt*): „Rein und lichthell und milde war sein Thun; rein, lichthell und milde war auch, was er sprach, was er schrieb."

Wenn so Carlo Borromeo und Franz von Sales dadurch reformatorisch wirkten, daß sie im Zusammenhang mit der katholischen Kirche und durch die Mittel, die in ihr liegen, den bessern Geist derselben zu wecken und zu beleben suchten, wobei sie selbst an die Hierarchie sich anlehnten, so fehlte es von der andern Seite auch in der katholischen Kirche nicht an solchen reformatorischen Geistern, welche derselben Hierarchie mit protestantischer Kraft entgegenwirkten und demnach eine dem Protestantismus verwandte Opposition bildeten. Unter diesen zeichnete sich der Servitenmönch Fra Paolo Sarpi aus, der als Vertheidiger der Republik Venedig gegen den Papst Paul V. in die Schranken trat. Auch Sarpi**), der Sohn eines ruinirten Kaufmanns in Venedig, machte sich durch große Strenge des Lebens und der Sitten seinen Zeitgenossen achtungswerth. Mathematischer und juristischer Scharfsinn und eine über die gewöhnlichen Kenntnisse des Zeitalters hinausgehende Bekanntschaft mit den Gesetzen der Natur waren bei einem zarten, schwächlichen Körper seine hervorstechenden Geistesgaben, durch welche er bald die Aufmerksamkeit der größten Geister, wie eines Carlo Borromeo, auf sich zog. Mit den weltlichen Wissenschaften verband aber Paul Sarpi ein eifriges Studium der Bibel. Er hatte angefangen, die Stellen der Schrift, die ihm besonders merkwürdig waren, in seinem Exemplar zu unterstreichen, und siehe da! bald fand sich keine Stelle mehr, die nicht unterstrichen war. Indessen schien es we-

*) a. a. O. S. 129.

**) Siehe Courayer, vie de Fra-Paolo vor dessen Ausg. der Histoire du Concile de Trente, und vgl. Ranke II. S. 334 ff.

niger ein vollendetes dogmatisches System, als vielmehr die entschiedene Abneigung gegen die weltlichen Anmaßungen der Päpste, was ihn zum Reformator stempelte und ihn eine entgegengesetzte Richtung verfolgen ließ, als die, welche Borromeo und Franz von Sales verfolgten. Eine äußere Veranlassung warf ihn besonders in diese Bahn der Opposition hinein. Der Papst hatte im Jahr 1606 über Venedig das Interdict verhängt, weil die Republik ihre alten Rechte sich nicht wollte von ihm entwinden lassen*). Als Sarpi diese Rechte kühn vertheidigte, traf auch ihn der Bannstrahl. Die Jesuiten waren seine Feinde. Einst ward er von fünf Banditen angefallen und mit funfzehn Dolchstichen verwundet in den Straßen liegen gelassen; doch erholte er sich wieder, und troß mehrfach erneuerter Attentate auf ihn erreichte er ein Alter von 71 Jahren. Er starb in fromm ergebener Stimmung und unter den Tröstungen der katholischen Sacramente, den 14. Jan. 1623. Ein heiteres Lächeln schwebte auf den Lippen der entseelten Hülle. Bei dem venetianischen Volke stand Fra Paolo sowohl seiner musterhaften Frömmigkeit, als seiner hohen Vaterlandsliebe wegen in so hohem Ansehn, daß sich viel Gläubige auf seinem Grabe versammelten, um auf demselben zu beten. Aber Papst Urban VIII. verbot diese Uebungen als ärgerlich**). Unter den Schriften Paul Sarpi's ist die Beschreibung des tridentiner Concils die berühmteste.

Nicht nur aber die hierarchische Verfassung der katholischen Kirche fand in dieser Zeit Widerspruch im Innern dieser Kirche selbst. Auch in Beziehung auf die Lehre entwickelte sich allmählig eine Opposition. Die evangelische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben war ja bekanntlich die Lehre gewesen, durch welche Roms Macht gestürzt wurde. Und dennoch fand eben diese Lehre, im Zusammenhang mit dem strengern augustinischen System, fortwährend ihre Anhänger auch in der katholischen Christenheit. Wenn auch gleich das tridentiner Concil die entgegengesetzten Behauptungen nicht ohne Widerspruch mancher Beisitzer***) festgestellt

*) Der Streit drehte sich um die Stiftung neuer Orden und um die geistliche Gerichtsbarkeit.
**) Iselins Lexicon unter Sarpi.
***) Siehe oben.

hatte, und wenn auch gleich die gelehrten Jesuiten, wie der Cardinal Bellarmin sich zu Vertheidigern derselben aufwarfen, so fehlte es doch nicht an Einzelnen, welche grade in der Lehre von der Rechtfertigung den Grundsätzen des Protestantismus beipflichteten, wenn sie auch im Uebrigen katholisch blieben. In den Niederlanden brach zuerst ein Streit aus, der in der Folge eine sehr bedenkliche Gestalt annahm. Als nämlich Michael Bajus, Professor der Theologie zu Löwen, die Lehre Augustins in dem Sinne vertheidigte, in welchem die Protestanten sie gefaßt hatten, reizte er dadurch den Widerspruch der Jesuiten. Die Päpste Pius V. und Gregor XIII. verdammten die Lehre des Bajus, und der Jesuit Molina setzte ihr ein anderes Werk entgegen. Clemens VIII. endlich setzte ein eigenes Collegium von Prälaten nieder, denen er die Untersuchung dieses wichtigen Lehrpunktes übertrug*). Aber mit diesem äußern diplomatischen Kunstgriff war der Sache nicht geholfen. Das Bedürfniß nach einer tiefern Glaubensansicht machte sich fortwährend geltend, und endlich trat in der Gestalt des Jansenismus eine förmlich protestantisch-dogmatische Partei in der katholischen Kirche auf, deren Geschichte jedoch schon einer spätern Periode angehört. Bei diesem Wendepunkt, dem Eintritt des Jansenismus in die katholische Kirche, glaube ich für diese Periode die Geschichte derselben schließen zu dürfen, indem ich mir für die nächste Stunde unsrer letzten Zusammenkunft nur noch einige allgemeine Bemerkungen über das Verhältniß des Katholicismus zum Protestantismus in dieser Zeit und über ihren beiderseitigen Einfluß auf Politik, auf Wissenschaft, Kunst, Sitte und Leben vorbehalte.

*) Congregationes de auxiliis gratiae.

Zweiundzwanzigste Vorlesung.

Recapitulation. Ueber den Einfluß des Protestantismus und Katholicismus auf Politik, Wissenschaft, Kunst, öffentlichen Cultus und Sitte. Das Kirchenlied der Lutheraner und die reformirten Psalmen. Palestrina. Die Predigtweise. Beiträge zur Sittengeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Hans von Schweinichen. Dorothea Sibylla. Schlußbetrachtungen.

Wir haben in den bisherigen Stunden unsre Aufgabe, wie ich sie in der ersten Vorlesung andeutete, bis zum Ende unsrer ersten Periode, d. h. bis zu den Zeiten des dreißigjährigen Krieges verfolgt. Die schon vorgerückte Jahreszeit erlaubt uns nicht mehr, die beiden spätern Perioden*) in unsre dermalige Darstellung hineinzuziehen. Ja, auch die Geschichte des dreißigjährigen Krieges selbst mußten wir unberührt liegen lassen. Um so zweckmäßiger wird es aber sein, die gegenwärtige, uns noch übrig bleibende Stunde theils zu einem kurzen Rückblick auf das bisher Behandelte zu benützen, theils aber auch vorzüglich dazu, uns die Resultate zusammenzustellen, die wir aus unsern Betrachtungen zu ziehen berechtigt sind. Wir wollten ja den Einfluß des Protestantismus auf die Bildung der Zeit, auf das Leben der Völker, auf Politik, Wissenschaft, Kunst und Sitte erwägen. Das war die ursprüngliche Tendenz dieser Vorlesungen. Es konnte dieß aber zunächst nur geschehn durch eine Darlegung der weitern geschichtlichen Entwicklung des Protestantismus selbst. Das Allgemeine kann ja erst dann mit Frucht und Nutzen zusammengestellt werden, wenn das Besondere der Anschauung vorangegangen ist. Und so wird denn diese Stunde den eigentlichen Gang der Untersuchung zum Abschluß bringen, indem sie das, was wir bisher besonders betrachtet haben, wieder unter allgemeine Gesichtspunkte bringt, dabei aber auch noch manches Einzelne und Besondere hinzuzieht, um die Anschaulichkeit des Gemäldes zu erhöhen.

*) Vom westphälischen Frieden bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts und von da wieder bis auf unsre Zeit.

Indem wir nun zuerst einen Rückblick thun auf die zurückgelegte Periode der Geschichte des Protestantismus, so finden wir uns in einem andern Fall, als wir uns beim Abschluß der Reformationsgeschichte (im engern Sinne des Wortes) befanden. Dort hatten wir ein Ganzes vor uns, das aus einem großen Impuls hervorgegangen war: eine mächtige Thatsache, die zwar in verschiedenen Formen hervortrat, die aber sich leicht wieder in ein Bild zusammenfassen ließ. Hier aber sind verschiedene Bilder an unserm Blick vorübergegangen, die nicht alle einen gleich günstigen Eindruck hinterlassen haben. Wir hatten es mit einer blutigen Zeit auf der einen, mit einer trockenen und dürren Zeit auf der andern Seite zu thun, und doch fehlte es auch dieser Zeit nicht an großen Charakteren, an gewaltigen Erscheinungen und Bewegungen, an vielfachen Elementen der Bildung, an schönen Einrichtungen, an ruhmwürdigen Zügen der Aufopferung und des Edelmuthes. Stellen wir den Katholicismus und Protestantismus noch einmal einander gegenüber, wie sie sich uns in dieser Zeit gezeigt haben, so können wir nach dem, was wir gesehn, nicht unbedingt sagen, hier ist das Licht und dort der Schatten. Wir finden beides in beidem gemischt. Bei der Geschichte der Verfolgungen, welche die Protestanten in Frankreich, den Niederlanden, in England und Schottland zu bestehen hatten, nahmen wir natürlich einen regen Antheil an dem Schicksal unsrer Glaubensgenossen. Wir bewunderten ihren Muth, ihre Standhaftigkeit, ihre hohe Glaubensfreudigkeit in dem Maaße, als wir die blutdürstigen Anstalten der Inquisition, die Greuel der Bartholomäusnacht, das ränkevolle Verfahren einer Katharina von Medicis und die fanatische Wuth eines Philipp und Alba verabscheuten. Welche gewaltige, heroische Erscheinungen begegneten uns in einem Annas dü Bourg, einem Coligny, einer Jeanne d'Albret und ihrem Sohne, einem dü Plessis Mornay, in den Brüdern des Hauses Oranien, einem Cranmer, Knox und Elisabeth! Dennoch konnten wir schon damals die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es auch in der katholischen Kirche würdige, fromme und gemäßigte Männer gab, wie ein l'Hôpital in Frankreich, ein Polus in England. Ja, wir konnten nicht umhin, namentlich in dem letztern Lande die traurige Wendung zu bedauern, welche der Pro-

testantismus nahm, indem er selbst wieder das Schwert gegen die kehrte, die von dem Rechte der Gewissensfreiheit Gebrauch machen wollten. Und auch in den Religionskriegen anderwärts begegneten uns manche Ausartungen der Leidenschaft auf beiden Seiten. Als wir darauf die innere Geschichte des Protestantismus näher beleuchteten, da begegneten wir einem rohen, wilden Gezänke, das selbst wieder hie und da in Verfolgungen ausbrach. Aber mitten unter diesem dem Princip der Reformation Hohn sprechenden Gewirre und Getöse sahen wir Einzelne einen tiefern Blick wagen in die Geheimnisse des religiösen Lebens, und wenn auch die sogenannten Mystiker auf mancherlei Abwege geriethen, so zeugte doch ihr Streben von einem lebendigen, nach Wahrheit ringenden Geiste. Und bei diesem bloßen Ringen blieb es nicht allein. Es erhoben sich Einzelne auch zur größten Klarheit des Gedankens. Den praktisch frommen Geist Luthers sahen wir auf Johann Arnd übergehen; die freiere wissenschaftliche Richtung eines Reuchlin, Erasmus, Wessel begegnete uns wieder auf verschiedene Weise, hier in Valentin Andreä, dort in Baco, Grotius und Kepler, und so fehlte es denn nicht an einem Verein von Geistern, welche das Kleinod des Protestantismus aus der Brunst der Verfolgungen, wie aus der Wasserfluth der theologischen Zänkereien herausretteten und es der Nachwelt überlieferten. Das Andenken an diese wahrhaft reformatorischen Geister zu erneuen, die leider! selbst dem Namen nach bei vielen unsrer Zeitgenossen unbekannt sind, war eine Hauptaufgabe dieser Vorträge. Wenn wir aber dann, wie die Billigkeit es erforderte, auch einen vergleichenden Blick erst auf die von uns getrennten Sekten und dann zuletzt auf die katholische Kirche thaten, so begegneten uns auch in der letztern Männer, denen wir unsre Achtung nicht versagen konnten. Die Träger der katholischen Gelehrsamkeit, die theologischen Schriftsteller Baronius, Bellarmin, Possevin u. a. konnten wir nicht einmal in den Kreis unsrer Darstellung hereinziehn. Wir begnügten uns bloß mit denen, die praktisch auf die Kirche einwirkten, und da hätten wir absichtlich unser Herz verengen müssen, wenn wir der Aufopferungsfähigkeit eines Vinceinz von Paula, eines Miani, eines Carlo Borromeo, wenn wir der Frömmigkeit eines Franz von Sales unsre Achtung hätten versagen wollen. Selbst

an dem Stifter des Jesuitenordens und an seinem Schüler Xaver, dem Apostel der Indier, mußten wir wenigstens die Kraft des Willens und ihre Ausdauer bewundern; und auch unter den Päpsten fehlte es nicht an einzelnen großen und achtungswerthen Charakteren. Dazu kommt endlich, daß auch in dieser Kirche protestantische Elemente sich regten, wie die Geschichte des Paolo Sarpi und des Michael Bajus am Schlusse der vorigen Stunde uns gezeigt hat.

Wenn wir nun aber nicht sagen können, in der sichtbaren protestantischen Kirche, wie sie der zurückgelegte Zeitraum uns darstellt, sei allein das Richtige zu finden, in der sichtbaren katholischen Kirche das Unrichtige, so werden wir doch, wenn wir auf die Principien zurückgehn, wie sie sich im Zeitalter der Reformation und noch später von einander geschieden haben, den Einfluß des protestantischen Princips als einen überwiegend heilsamen Einfluß erkennen, so daß wir sagen müssen, die Mängel der protestantischen Kirche, die wir entdecken, sind nicht sowohl aus diesem Princip gefolgt, als vielmehr demselben zuwider; und umgekehrt verdankte die katholische Kirche manches Gute der Anregung, die von dem protestantischen Princip ausgegangen war und auf sie zurückwirkte. — Lassen Sie uns nun den Einfluß dieses Princips auf die einzelnen Lebensgebiete etwas genauer betrachten.

Fassen wir zuerst den großen Umschwung der politischen Geschichte von der Zeit der Reformation bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges ins Auge, so werden wir hier an ein früheres Urtheil Raumers erinnert, daß die gewaltigen Herrschercharaktere, die auf die Zeit gewirkt haben, doch wesentlich dem Protestantismus angehörten. Zu welcher Partei Heinrich IV. zu rechnen sei, darüber könnte zwar gestritten werden; allein, wie man auch immer über seinen Uebertritt urtheilen möge, seine Bildung verdankte er denn doch wesentlich dem Protestantismus, und steht so mit Elisabeth und Wilhelm von Oranien auf einer Linie. — Kaiser Maximilian II., der größte unter den Kaisern dieses Zeitraums, war Katholik, und die kluge Mäßigung, die er, im Gegensatz gegen mehrere der damaligen deutsch-protestantischen Fürsten, beobachtete, gereicht ihm allerdings zur Ehre. Aber dieß beweist nur, daß er, obwohl äußer-

lich mit der katholischen Kirche zusammenhangend, doch das Princip des Protestantismus in sich aufgenommen und es sogar reiner gefaßt hatte, als manche Protestanten selbst. Um so greller ist daher auch sein Abstand gegen Philipp II. und die katholische Maria von England. — Das aber muß uns auffallen, daß die großen protestantischen Fürsten dieser Zeit sämmtlich der reformirten Kirche angehörten, während die Fürsten des lutherischen Bekenntnisses weniger bedeutend einwirkten *). Es hängt dieß freilich mit der Zerstückelung des deutschen Reichs und mit dem Umstand zusammen, daß grade in jenen großen Staaten der reformirte Lehrbegriff der herrschende wurde; aber eben dieß selbst ist nicht ein reiner Zufall. Es ist auch schon von Andern bemerkt worden, daß in dem schweizerischen und auswärtigen Calvinismus eine stärkere Hinneigung zu freien politischen Institutionen lag, als im deutschen Lutheranismus **). Wir wissen, mit welcher Entschiedenheit Luther jeden politischen Aufruhr seiner Zeit unterdrückte. Er that es aus guter Absicht, und die Pietät, welche auch ferner die lutherischen Fürsten gegen das katholische Reichsoberhaupt beobachteten, verdient gewiß alle Achtung. Aber daß dieses passive Verhalten auch wieder hemmend wirkte auf das politische Leben, kann nicht verkannt werden. Die reformirte Kirche hatte ihre Wiege im Republicanismus, ihre Verfassung selbst nahm die Formen davon an, und so ging denn auch diese größere politische Freisinnigkeit auf die fernern Bekenner über; freilich auch mit die größere Gefahr, die Reformation in Revolution umschlagen zu lassen. In welchem engen Verband der Hugenottenkrieg in Frankreich und der Aufstand der Niederlande mit dem Streben nach größerer politischer Freiheit stand, haben wir gesehn. So trug auch in Deutschland das reformirte Kurhaus von der Pfalz kein Bedenken, an die großen reformirten Mächte von Holland und England sich anzuschließen, während Sachsen mit alter Treue am

*) Gustav Adolph war noch nicht aufgestanden!

**) Menzel VI. S. 56. 57. und neulich besonders auch Max Göbel, die religiöse Eigenthümlichkeit der lutherischen und der reformirten Kirche. Bonn 1837., ein Buch, das ich erst nach Beendung meiner Vorlesungen zu Gesicht bekam, das ich aber grade bei dieser letzten Vorlesung gerne noch genauer berücksichtigt hätte.

Haus Oestreich hangen blieb. Ja, wir haben schon früher erwähnt, wie die deutschen Lutheraner den um ihren Glauben kämpfenden Reformirten ihre Hülfe versagten, theils weil sie sie für irrgläubig, theils aber auch weil sie sie für Aufrührer gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit hielten, und somit ihr politisches Streben in eben dem Grade als ein revolutionäres mißbilligten, als sie ihre Lehre als eine ketzerische verabscheuten.

Wir haben seiner Zeit zwar das Unheilbringende der Vermengung des Kirchlichen und Politischen anerkannt; und diese wollen wir auch keineswegs als einen Vorzug des Calvinismus rühmen vor dem Lutherthum. Aber abgesehen von dem Gewaltsamen, das sich in die revolutionären Bewegungen einschlich, muß uns doch die freisinnigere oder wenigstens die großartige Politik selbst, wie sie in den reformirten Staaten sich zu gestalten anfing, als ein Fortschritt des Protestantismus nach dieser Seite hin erscheinen, wozu denn noch später im dreißigjährigen Kriege die nordisch-lutherische Macht Schwedens ins Gleichgewicht trat. — Ohne nun behaupten zu wollen, daß die Beweggründe der protestantischen Politik immer nur die rein evangelischen gewesen und geblieben seien, so bleibt doch dies als Thatsache, daß an dem großen Umschwung der politischen Verhältnisse vor und nach dem dreißigjährigen Kriege die protestantischen Ideen einen mächtigen Antheil gehabt, und neben ihrer kirchlich religiösen auch eine welthistorische Bedeutung erlangt haben!

Auch was die innere Verwaltung betrifft, so dürfte nachgewiesen werden, wie auch hier, zumal in Republiken, wie in Genf, der Protestantismus einen bedeutenden Antheil an derselben hatte, was sich denn auch wieder in den größern Ländern zeigte, deren kirchliche Verhältnisse nach dem Vorbilde Genfs sich gestaltet hatten. Die großen Minister der Zeit, Sülly, Cecil, Bacon, waren Protestanten, und zwar Calvinisten. Gleichwohl können wir nicht rühmen, daß der ächte Geist des evangelischen Protestantismus alle Zweige der öffentlichen Verwaltung gleichmäßig durchdrungen habe. Namentlich zeigt sich uns in der Justiz fast durchweg eine große Barbarei. Man schaudert, wenn man die ausgesuchten Martern hört, welche die Japanesen an den Christen

übten, die in ihre Gewalt kamen *). Aber die Christen selbst standen ihnen in nichts nach, und hier möchte sich sogar schwerlich ein Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten zeigen, der zum Vortheil der Letztern ausfiele. Man lese z. B. nur den berüchtigten Grumbachischen Proceß **) im protestantischen Kurfürstenthum Sachsen und die dem Verurtheilten beigefügten Qualen, und man wird mit demselben Abscheu den Blick von solchen kannibalischen Scenen abwenden, als man ihn von den Greueln abwendet, welche die katholischen Spanier in der neuen Welt übten. Es ist überhaupt ganz eigen, wie diese fieberähnliche Wuth, Menschen mit der ausgesuchtesten Grausamkeit zu peinigen, eine Krankheit der Zeit war und sogar noch an der theologischen Orthodoxie der Zeit eine mächtige Stütze fand, so daß der juristische Scharfsinn in Erfindung grausamer Foltern und Strafen mit der dogmatischen Verketzerung und Verdammungslust wetteiferte. In dieser Beziehung ist die Zeit, die wir betrachtet haben, eine wahrhaft traurige zu nennen, und nur wenige erleuchtetere Männer waren es, die von dieser Ansteckung sich frei hielten, einer Ansteckung, der sogar manche zarte Frauen nicht widerstanden. Der weise und mäßige Grotius gehörte zu diesen Seltenen. Als er in der Eigenschaft eines schwedischen Gesandten im Sommer 1638 von einer königlichen Audienz in St. Germain zurückkam, fand er in einem Dorfe, durch welches der Weg ging, eine Menge Volks versammelt, um seine grausame Neugierde an der Hinrichtung einiger Verbrecher zu befriedigen. Als einer seiner Leute, um Platz zu machen, das Volk auseinander trieb, entstand ein gewaltiger Aufruhr, weil dieses in der Meinung stand, die Herrn im Wagen wollten die Delinquenten befreien und so das Vergnügen eines Schauspiels ihm entziehn. Schüsse fielen auf den Wagen des Gesandten, der Kutscher ward so verwundet, daß er bald drauf starb; Grotius selbst, den die Kugel kaum vermieden, ward aus dem Wagen gerissen, und es dauerte lange, bis das Geschrei, es sei der Gesandte Schwedens, ihn und seine Begleiter den Mißhandlungen der Menge entzog. — Hätte hier Grotius nach strengem Recht oder im Geist seiner Zeit verfahren wollen, so hätte

*) Siehe den Commentator zu Dallas S. 102 ff.
**) Bei Menzel V.

er leicht ein noch viel gräulicheres Schauspiel hervorrufen können, als das, welches durch seine Anwesenheit unterbrochen wurde. In der That wurden alle die, welche sich an der Person des Gesandten vergriffen hatten, zum Tode verurtheilt und ihr Vermögen dem Grotius zuerkannt. Aber dieser bat für alle um Gnade, das Vermögen gab er ihnen zurück, und zur Abschreckung für andere begnügte er sich einzig damit, daß die gegen die Schuldigen verhängte Todesstrafe — an ihrem Bilde vollzogen wurde*).

Die schändlichsten aller Criminalprocesse waren nächst den Ketzerprocessen, die wir schon kennen, die sogenannten Hexenprocesse. Wir haben schon im Leben Keplers eines einzelnen Falles erwähnt. Aber solche Fälle ereigneten sich oft, und nahmen nicht immer die glückliche Wendung wie bei Keplers Mutter. Im Braunschweigischen z. B. gingen die Executionen (in den Jahren 1590 bis 1600) so stark, daß oft auf einen Tag zehn bis zwölf Weiber verbrannt wurden, und daß der Ort, wo sie verbrannt wurden, wegen der vielen aufgesteckten Pfähle einem kleinen Wald ähnlich sah**). — Und fragen wir: was gab den Grund zur Beschuldigung? so reichte oft Alter, Mißgestalt, ein rothes Auge oder irgend ein anderes auffallendes Zeichen hin, eine Frau auf die Folter und von da auf den Scheiterhaufen zu bringen. Hexen, hieß es unter anderm auch, könnten nicht weinen, und so ward eine durch physische Ursachen verhinderte Thränenabsonderung ein Grund mehr zur Hinrichtung. Im Ganzen war das weibliche Geschlecht mehr dem Verdacht der Hexerei ausgesetzt, als das männliche; doch fehlte es auch nicht an solchen, die das Gerücht als Zauberer, Hexenmeister oder Schwarzkünstler bezeichnete, die mit dem Teufel im Bund ständen***). Es ist merkwürdig, wie neben dem Hange der Zeit zur Magie, zur Astrologie und Alchymie, den wir schon an einem andern Orte erwähnt haben, doch auch wieder ein entschiedener Abscheu vor solchen Dingen sich kundgab. Die Grenze aber zwischen dem Wunderbaren, an dessen Aechtheit man glaubte, und dem Wunderbaren, das man für eine Wirkung der Hexerei hielt, war jedenfalls schwer zu ziehn, und so hatten Willkür, Vor-

*) Luden, Leben Grot. S. 266 ff.
**) Beckers Weltgeschichte VI. S. 371.
***) Siehe unten die Geschichte des Hofjuden Lippold.

urtheil, Leidenschaft ihren weitesten Spielraum. Das Aergste war, daß selbst protestantische Geistliche, statt das Volk vom Aberglauben zu heilen, es in demselben bestärkten*). Zur Verbannung dieses Aberglaubens hätten, so sollte man glauben, am meisten wirken sollen die Fortschritte in der Wissenschaft, und auf diese kommen wir nun, das politische Gebiet verlassend, zu reden.

Wenn wir auch hier wieder Katholicismus und Protestantismus neben einander stellen, so dürfen wir nicht verkennen, daß auch in der katholischen Kirche der wissenschaftliche Sinn vielfach angeregt und genährt wurde. Einzelne Orden, wie die Väter des Oratoriums, haben dafür vieles gethan, und auch die Jesuiten standen nicht zurück. Aber freilich, wenn man den Werth des Wissens nicht allein nach der Masse des Stoffes, den man weiß, sondern nach der Art der Auffassung und Behandlung, nach dem Geist beurtheilt, der den Stoff erst belebt, so fehlte es zumal der jesuitischen Wissenschaft an aller Lebendigkeit und Frische. Es war ihr ja nicht um die Wissenschaft an sich zu thun, sondern nur um äußere Zwecke, denen die Wissenschaft als Mittel dienen sollte. Ueberhaupt kann sich aber die Wissenschaft da nie frei entfalten, wo ihr irgend ein schon fertig gemachtes Dogmensystem im Wege steht, d. h. wo die Resultate schon vorgeschrieben sind, zu denen sie gelangen muß, wo man mit einem Wort der freien Forschung einen Kappzaum anlegt. Dieß mußte aber die katholische Kirche von ihrem Princip aus thun. Die protestantische Kirche that es nicht minder in dieser Zeit, aber sie that es gegen ihr Princip. Wir wissen, mit welchen Vorurtheilen Kepler zu kämpfen hatte, als er das Copernikanische System vertheidigte. Einem noch merkwürdigern Kampfe begegnen wir in dieser Hinsicht in der katholischen Kirche. — Der große Zeitgenosse Keplers Galileo Galilei mußte noch in seinem Greisenalter nach Rom wandern, und nachdem er einige Monate in dem Gefängnisse der Inquisition geschmachtet, kniefällig seine

*) Siehe den Brief der Herzogin Dorothea Sibylla an Matthias Baumgart in der schlesischen Monatsschrift Jahrgang 1829. S. 785. vgl. Menzel VI. S. 229. Doch kann bemerkt werden, daß der Teufels- und Hexenglaube im Ganzen in der lutherischen Kirche von Haus aus stärker war, als in der reformirten; siehe Göbel S. 231., der indessen zu weit geht, wenn er ihn für die reformirten Lande negirt. Man denke an Schottland und mehrere Gegenden der Schweiz noch in unsrer Zeit!

Irrthümer bezeugen. Aber der protestantische Geist, der sich in dem katholischen Philosophen regte, war zu gewaltig, als daß er die Schmach hätte ertragen können. Die greise Zunge stammelte zwar die Abschwörungsformel nach, aber kaum erhob sich der freie Mann wieder von den Knieen zu einer aufrechten Stellung, als er mit dem Fuße stampfte und in die Worte ausbrach: „und dennoch bewegt sie sich*)."

Was wir ihm nebst Kepler und Copernikus verdanken, wurde schon früher erwähnt; wie wir denn überhaupt in Beziehung auf Mathematik, Astronomie und Naturwissenschaften in dieser Zeit schon einen Fortschritt wahrnehmen können, im Vergleich mit dem Zeitalter der Reformation. Unstreitig trugen dazu auch bei die immer weiter gehenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Erdkunde und die immer lebendigere Verbindung der alten mit der neuen Welt, die Hebung der Schiffahrt, des Handels und der Industrie. Gleichwohl wirkten diese Fortschritte noch nicht so reformatorisch auf die Zeit ein, um alle alte Vorurtheile zu zerstreuen. Sie waren mehr vereinzelt und vorbereitend und hatten es überhaupt mehr mit den handgreiflichen Realitäten, als mit den Ideen zu thun! Das eigentlich bildende, auf die Geistescultur abzweckende Studium, wie es auf höhern und niedern Schulen betrieben wurde, blieb mehrentheils auf die Fächer beschränkt, wie sie zur Reformationszeit gelehrt wurden. Die alten Sprachen waren das vorherrschende Bildungselement, nicht nur bei den Deutschen, sondern auch bei den Franzosen und Engländern. Wir wissen ja, wie selbst Frauen an diesem Unterrichte theilnahmen und als Schriftstellerinen auf diesem Gebiete auftraten. (Die Königin Elisabeth übersetzte noch im Jahr 1593 den Boethius (de consolatione philosophiae), den Horaz (de arte poetica) und den Plutarch**). Aber dieses Studium der alten Sprachen wurde nicht mehr mit der Lebendigkeit und in dem klassischen Geiste betrieben, wie zur Zeit eines Erasmus und der Reformation; sondern während wir auf der einen Seite eine größere Hinneigung zur empirischen und realistischen Seite des Wissens (Mathematik und Naturwissenschaft) bemerken, sehen wir auf der andern Seite

*) e pur si muove!

**) Raumer, Beiträge zur neuern Geschichte Bd. I. S. 623.

ein Zurücksinken in die Zeit der Scholastik*). — Nur einzelne große Männer, wie Baco, suchten beide Klippen zu vermeiden, wie wir früher gesehn haben. In der katholischen Kirche waren es aber namentlich die Jesuiten, welche den klassischen Geist der Bildung, wie er zur Zeit Leo X. auftauchte, wieder zu verdrängen suchten. Sie waren es, welche auf der einen Seite zwar die mathematischen Fächer begünstigten, freilich nicht darum, weil an ihnen der Geist geschärft und geübt wird zu einem tüchtigen Denken, sondern wegen des äußern Nutzens, den sie bringen; sie waren es aber auch, welche auf der andern Seite das dürreste Formenwesen in der Behandlung der Grammatik und Logik zur Karrikatur ausbildeten, weßhalb die Jesuitenschulen rücksichtlich der Pedanterie ebenso zum Sprichwort geworden sind, als ihr barbarisches Latein. Aber auch bei den Protestanten war das, was wir Methode nennen, noch schlecht berathen. Nur Wenige wie Baco in England und wie Andreä in Deutschland verstanden es, der eine die Massen zu sichten und zu ordnen, der andere die Geister zu führen und zu lenken. Als Pädagog ragte unter seinen Zeitgenossen Johann Amos Comenius hervor**), der auf das Schulwesen der meisten protestantischen Länder großen Einfluß übte und dessen Orbis pictus auf lange Zeit hinaus ein beliebtes Buch der Jugend blieb. — Bei allen Mängeln des Unterrichtswesens darf uns jedoch das wieder nicht entgehn, was jene Zeit vor der unsern voraus hatte, daß nämlich die weitere Ausbildung der Gelehrten, der Geistlichen und der Staatsmänner weder auf die Schule, noch auf bloße Büchergelehrsamkeit beschränkt blieb. Die Stelle der heutigen Journale, die uns nur in verblichenen Zeichen das wissenschaftliche Streben der Gegenwart zum Bewußtsein bringen, vertraten damals weite Reisen (die noch obendrein durch die größere Gefahr, die damit verbunden war, den Reiz des Abentheuerlichen erhielten), häufige Briefwechsel, öffentliche Verhandlungen, lebendige Berührung und Wechselwirkung, und wenn gleich auch manche rohere Fürsten das Getümmel der Jagd und des Krieges dem stillen Leben gelehrter

*) Vgl. über die wissenschaftlichen Bestrebungen im Einzelnen: „Voigt, Herzog Albrecht von Preußen und das gelehrte Wesen seiner Zeit, in Raumers histor. Taschenbuch 2. Jahrgang.

**) Geb. 1592 zu Prenow in Mähren, gestorben 1671 in Amsterdam. Er steht somit an der Grenze unsrer Periode.

Betrachtung vorzogen und ihre tüchtigsten Männer darben ließen*), so bleibt hinwiederum das innige Verhältniß, in welchem die Ausgezeichnetern unter ihnen zu manchen großen Theologen, Gelehrten und Dichtern standen, und die Aufmerksamkeit, die sie ihren Leistungen bewiesen, ein schönes und erfreuliches Zeichen einer oft zu sehr verschrieenen Zeit.

Mit der scholastischen Richtung in der Wissenschaft hing eine gewisse Geschmacklosigkeit und Unbehülflichkeit in der Darstellung zusammen; daher die ungünstige Wendung, welche die Kunst nahm, sowohl in der katholischen**), als in der protestantischen Kirche. Das Zeitalter Leo X. war bekanntlich die Blüthezeit der italischen Kunst gewesen; jetzt aber war dieses goldne Zeitalter vorüber, und unter dem Schimmer des silbernen sah man bereits das bleierne hereinbrechen. Das Gekünstelte, Manierirte trat an die Stelle des Schöpferischen, des Natürlichen, des einfach Schönen. Besonders zeichneten sich auch die Jesuiten als Geschmacksverderber aus. Dasselbe Gemisch von verschiedenartigen Elementen, das wir in ihrem Wesen erkannt haben, tritt auch in ihren Kunstproducten heraus. Wir dürfen nur in eine der neuen katholischen Kirchen treten und sie mit einem alten gothischen Bau vergleichen: dort das Ueberladene, Geschnörkelte, das die Augen des Pöbels allerdings besticht, oder auch wohl selbst durch gefälligere Formen sich der weltlichen Richtung der Gebildetern empfiehlt; hier hingegen das einfach Große, das Ueberwältigende, das durch sich selbst redet und jedes kleinliche Lob verstummen macht. — Aber auch in der protestantischen Kirche darf um diese Zeit der gute Geschmack nicht gesucht werden. Von der bildenden Kunst wollen wir nicht reden, da sie aus dem Cultus so gut als verbannt war und nur auf die prosaischen Darstellungen der niederländischen Schule, auf ängstliche Nachahmung der gegebenen Wirklichkeit sich beschränkte. Aber sehen wir dagegen auf die Kunst der Sprache und des Ausdrucks, wie weit hatten sich die spätern Lutheraner von ihrem großen Vorbilde, Luther, entfernt! Hören wir darüber das Urtheil Adolf

---

*) Davon mehrere Beispiele in dem angeführten Aufsatz von Voigt.

**) Auf diese veränderte Richtung des Geschmacks hat besonders Ranke in geistreicher Weise aufmerksam gemacht. Gesch. der Päpste I. S. 482 ff.

Menzels in seiner neuern Geschichte der Deutschen*): „Wenn in den letzten Jahrzehnden des 15. und in den ersten des 16. Jahrhunderts Redner, Dichter und Geschichtschreiber in beträchtlicher Anzahl, theils in vaterländischer Sprache, theils in klassischem Latein zu den Deutschen gesprochen hatten, so wurde nun in Deutschland, zwei Jahrhunderte lang in barbarischem Latein oder in einem gleich barbarischen Deutsch über Glaubenslehren gestritten und alle Kraft des nationalen Genius verschwendet, um den höchsten Gegenständen der geistigen Betrachtung die unfruchtbarste Seite abzugewinnen und das Ergebniß der Anstrengungen in die widrigsten und geistlosesten Formen zu zwängen. So groß war die Gewalt dieser Richtung, daß, neben der unbegrenzten Verehrung für Luthers Worte, die bewundernswerthe Kraft und Kunst, mit welcher er die deutsche Sprache behandelt und gefördert hatte, ganz unbeachtet blieb, und daß die Theologen, mit dem in sprachlicher und dichterischer Beziehung unübertroffenen Meisterwerke seiner Bibelübersetzung in den Händen, in die dürre Wüste der Begriffsweisheit sich immer tiefer verloren." Als Grund dieses Verfalls der deutschen Sprache führt Menzel wohl mit Recht den Umstand an, daß der große Lehrer Deutschlands, Melanchthon, nur lateinisch schrieb, während Flacius, das Haupt der Gegenpartei, als ein Ausländer die deutsche Sprache sogar verachtete, weil er sie nicht kannte, und sogar in offenem Druck erklärte, „durch deutsche Bücher sei kein Ruhm zu erwerben, denn die könne jeder Dorfküster schreiben." Von diesem gelehrten und verkehrten Hochmuth, den auch Andere mit Flacius theilten, machten jedoch die Mystiker eine rühmliche Ausnahme, und wenn auch ihr Geschmack nicht immer der beste und feinste war, so haben wir doch bei Böhm und Arnd die Kraft und Gediegenheit, ja mitunter auch die Innigkeit und Zartheit des Ausdrucks bewundert und einen Nachklang von Luthers Sprache drin gefunden.

Es dürfte hier der Ort sein, noch ein kurzes Wort von der deutschen Poesie und dem deutschen Kirchenliede zu reden. Wir können jedoch diesem Gegenstande hier nur eine flüchtigere Aufmerksamkeit widmen, da die neue Periode, welche für die Ge-

*) Bd. IV. S. 26.

schichte der deutschen Poesie mit Opitz und der schlesischen Dichterschule beginnt, zum Theil schon über die Grenzen unsrer Periode hinausschreitet; doch können wir bemerken, daß auch in der Zeit zwischen Luther und dem dreißigjährigen Kriege es nicht an kräftigen Stimmen zum Preise Gottes und Christi gefehlt hat, und mehrere der Gesänge, die wir jetzt noch, leider! oft zu sehr verändert und verstümmelt in unsern kirchlichen Gesangbüchern haben, stammen aus dieser Zeit *). Wenn es uns für dießmal nicht vergönnt sein kann, in eine genauere Charakteristik dieser Männer und ihrer Dichtweise einzugehen, so dürfen wir dagegen doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß unsre reformirte Kirche in dieser Beziehung weit hinter der lutherischen Schwesterkirche zurückblieb, so sehr sie ihr auch in politischer Hinsicht, in Beziehung auf Kirchenverfassung und Kirchenordnung voraneilte. Schon ursprünglich war man in der zwinglisch reformirten Kirche mit Abschaffung alles Poetischen und Symbolischen zu weit gegangen; das Extrem dieser Richtung erschien aber in dem spätern Puritanismus, der alles absichtlich entfernte, was den Schönheitssinn anspricht, und einseitig nur den starren Buchstaben der Lehre festhielt. — Eine eigene Erscheinung ist es übrigens, wie in den Einrichtungen der reformirten Kirche so manches Alttestamentliche sich festsetzte, das mehr, als man glauben sollte, auf den Charakter und die Haltung dieser Kirche gewirkt hat. Dieß zeigt sich uns auch bei der Einführung der Psalmen in den reformirten Gottesdienst. Während der Quell der religiösen Begeisterung in der lutherischen Kirche in eignen Dichtungen sprudelnd sich ergoß, wurde die Erinnerung an den Glanz der davidischen Herrschaft und die Zeiten der israelitischen Theokratie in den Gemüthern der Reformirten belebt durch die Uebertragung der hebräischen Nationalgesänge in die Muttersprache. Es geschah dieß nicht ohne Bedeutung mitten unter den Kämpfen, welche die reformirte Kirche in Frankreich zu bestehen hatte. Clement

---

*) Nicolaus Decius, Nicolaus Selnekker, Johann Schneesing, Erasmus Alber, Nicolaus Hermann, Philipp Nicolai, Bartholomäus Ringwaldt haben uns schöne, kräftige Lieder hinterlassen, und an sie haben sich, zum Theil noch unsrer Periode angehörend, Johann Rist, Simon Dach, Andreas Gryphius, Martin Rinckhardt, Paul Flemming und Paul Gerhard angeschlossen.

Marot*), ein Hofbeamter Franz I. von Frankreich, genoß den Ruf eines großen Dichters. Nachdem er erst einige ziemlich leichtfertige Lieder weltlichen Inhalts gedichtet hatte, ließ er sich durch den gelehrten Vatablus bewegen, die hebräischen Psalmen in französische Verse zu übertragen; diese französischen Psalmen gefielen so sehr, daß sie sogar zur Mode wurden. Da noch keine besondern geistlichen Melodien für sie vorhanden waren, so legte man ihnen weltliche Tonweisen unter, und König Heinrich II. sang daher den Psalm: „Wie der Hirsch nach einem Wasserquell" auf die Melodie eines Jägerliedes. Bald aber fanden sich auch die Noten zum Texte. Claude Goudimel**), geb. 1520 in Besançon, war, nachdem er unter verschiednen Päpsten als Capell- und Sangmeister angestellt war, zu den Reformirten übergetreten. Er galt für einen der größten Tonsetzer seiner Zeit, und seine Psalmenmelodien verbreiteten sich bald durch die ganze reformirte Kirche. Goudimel selbst ward ein Opfer der Bartholomäusnacht. — So lange die Psalmen der streitenden Kirche der Reformirten als ihre Kriegs- und Siegeslieder, als ihre Klag- und Loblieder dienten, lag etwas Großes, wahrhaft Poetisches in diesem Gebrauch. Aber später verlor sich dieß gänzlich, und namentlich war es für die deutsch-reformirte Kirche kein Gewinn, als Ambrosius Lobwasser, der im Jahr 1585 als Professor der Rechte in Königsberg verstarb, zuerst im Jahr 1573 seine deutsch gereimten Psalmen herausgab. Lobwasser selbst war Lutheraner; aber die lutherische Kirche, die einen bessern Liederschatz sich zu sammeln bereits angefangen hatte, verschmähte, wenn auch vielleicht aus andern Gründen***), dieses wässrige Lob†) und überließ es den Reformirten, die nur

*) (Geboren 1495, gestorben 1544). Vgl. über ihn Bayle, Dictionnaire hist. und Dictionnaire de biographie universelle.

**) Vgl. Dictionnaire de biogr. universelle und Rochlitz, für Freunde der Tonkunst Bd. 4.

***) Sie nannten sein Werk pupilla et Siren Calvinismi!

†) Wer hätte nicht an der gereimten Empfehlung schon genug?

„Lobwasser recht bin ich genannt,
Den Christgläubigen wohl bekannt,
Denn wie ein frisches Wässerlein
Erquickt den Menschen Haut und Bein,
Also bin ich ein edler Saft
Dem, der da hat kein Stärk', kein Kraft.
Ich mach', daß wer nur aus mir singt,

zu lange mit dieser schlechten Reimerei vorlieb nahmen, ehe sie sich theilweise dazu bequemten, die bessern Lieder der lutherischen Kirche auch bei sich aufzunehmen.

Thun wir von da einen vergleichenden Blick auf die katholische Kirche, so zeigt sich uns die eigene Erscheinung, daß die strenger gesinnten Päpste an der Verweltlichung der Kirchenmusik ebenso vielen Anstoß nahmen, als nur immer die Protestanten dran nehmen konnten, und daß sie sogar mit zwinglischem Eifer drauf dachten, die Musik gänzlich aus der Kirche zu verbannen. Aber es sollte ihr auf besserm Wege geholfen werden. Um eben diese Zeit — um die Mitte des 16. Jahrhunderts — trat ein gewaltiger Reformator auf, Pier Luigi Palestrina, der zunächst durch seine Messe, die er zu Ehren des Papstes Marcell dichtete, so wie durch andere seiner Compositionen die verirrte heilige Tonkunst wieder in die keuschen Schranken der Ordnung zurückführte und einen neuen Geist der Kraft und der schmucklosen Einfalt ihr einhauchte, der der Kirche wieder ersetzte, was ihr auf anderm Wege entzogen worden war. — Diesem herrlichen Gewinn gegenüber nahm sich die Dürftigkeit des protestantischen Kirchengesanges wenigstens etwas kahl und einförmig aus. Aber diesen Mangel hätte die protestantische Kirche immerhin verschmerzen mögen, wenn ihr dagegen eine salbungsvolle, erbauliche Predigtweise als unverkümmertes Erbtheil der Reformation geblieben wäre. Aber leider! fanden auch auf diesem Gebiete Rückschritte statt. Während grade in der katholischen Kirche die Predigt wieder mehr zu Ehren kam, als früher, sank mit der deutschen Sprache auch die heilige Beredsamkeit in der deutsch-lutherischen Kirche zu einer bloßen theologischen Disputirübung herab (mit Ausnahme weniger bessern Männer, wie eines Joh. Arnd), so daß die Prediger, statt die Lehre des Heils mit der Salbung eines Luther zu verkünden, entweder ihre Zuhörer mit dogmatischen Spitzfindigkeiten langweilten oder durch Verketzerung der anders Denkenden die Leidenschaft des Pöbels erregten; zu geschweigen der höchst

---

Dasselb' für Gottes Ohren klingt;
Darum kommt all', die ihr traurig seid
Und nehmt von mir all' Freudigkeit,
Damit ihr werdet allzugleich
Versetzet in das Himmelreich."

geschmacklosen, oft anstößigen Form, deren sie sich bedienten. Daß damit dem heilsbegierigen Volke nicht gedient war, läßt sich denken. Als einst Lucas Osiander zu Tübingen die Gemeinde mit lauter theologischen Zänkereien aufhielt, rannte ein barscher Kriegsknecht mit bloßem Degen die Kanzeltreppe hinan, und stieg dem Prediger mit der Mahnung zu Leib: „Warum lehrst du nicht Gottes Wort*)?“

Die Früchte dieser Predigtweise führen uns auf ein ferneres Gebiet unsrer Betrachtung, auf den Einfluß der damaligen Religionsweisen auf das Leben und die Sitten überhaupt. Wie sehr der gegenseitige Glaubenshaß durch die Streitigkeiten genährt wurde, das konnten wir bei der Geschichte derselben bereits beobachten. Ich will nur noch einige Beispiele anführen, um zu zeigen, wie ein übertriebener Glaubenseifer bis zur Frivolität, ja bis zur Ruchlosigkeit gehen kann in der Verspottung andrer Religionsformen. So spielten die Katholiken den Protestanten gegenüber häufig die Freigeister, um diese zu ärgern. Ein katholischer Schulmeister in Haddington unter Maria Stuart taufte eine Katze, um die Taufe der Protestanten lächerlich zu machen; und ein Sänger aus der Kapelle der Königin äußerte sich, er glaube eben so gut an Robin Hood, als an irgend etwas in der Bibel**). Aehnliches zeigte sich im Streit der Lutheraner und Reformirten unter einander. Suchten doch selbst lutherische Prediger ihren Zuhörern weis zu machen, „der reformirte Gott sei dem Teufel ähnlicher, als dem wahrhaftigen Gott,“ und in Kursachsen wurden Hunde und Katzen mit dem Namen „Calvin“ belegt, um die Reformirten zu ärgern***).

Die gänzliche Verschiebung des richtigen Verhältnisses vom Glauben und den Werken trug nicht wenig dazu bei, eine falsche Sicherheit hervorzubringen, wie sie uns Andreä in der Christenburg trefflich geschildert hat. Viele Geistliche selbst begnügten sich damit, eifrige Zionswächter zu sein in Beziehung auf die Lehre, ohne sich sonst weiter um den Schaden Josephs zu bekümmern. Es wurde geklagt, daß Viele mehr „des Kruges und Ackerbau's warteten,“ als

*) Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie Theil II. Buch 17. Capitel 6. §. 8.
**) Raumers Beiträge I. S. 56.
***) Menzel VI. Seite 87.

der Gemeinde*). Und so nahmen denn auch bei den Laien wieder manche Laster überhand unter dem Deckmantel der äußern Recht gläubigkeit; besonders in der lutherischen Kirche. Die reformirte bewahrte dagegen mehr den Ernst einer strengen Sittenzucht, um welche sie selbst von den besser gesinnten Lutheranern beneidet wurde; namentlich zeigte sich dieß in den Zeiten der Verfolgung. Wer erinnert sich nicht an die Demüthigung, die sich Heinrich IV. im Angesichte des Heeres vor der Schlacht von Coutras mußte gefallen lassen**)! Bei den englischen Puritanern und auch anderwärts artete indessen diese Sittenzucht in einen schroffen Rigorismus aus, der auch an unschuldigen Vergnügungen Anstoß nahm, während die lutherische Kirche hierin eine größere Lebensfreudigkeit mit der katholischen gemein hatte. Aber auch in der reformirten Kirche war die größere Strenge oft nur eine todte Gesetzlichkeit, während die Gesinnung der Einzelnen selbst nicht immer dem Ernste entsprach, der in dem starren Buchstaben bewahrt wurde. Man lese z. B. das von Graf herausgegebene Tagebuch unsers Baselschen Landsmanns, Doctor Wolfgang Meyer, als er die Synode von Dordrecht besuchte, und man wird sich wundern über die frostigen Späße, an welchen damals die geistlichen Herrn Gefallen fanden, und über das Wohlbehagen, mit dem sie von Essen und Trinken reden***).

Was uns überhaupt im Sittengemälde der damaligen Zeit zuerst auffallen muß, ist eine gewisse Rohheit, die sich bei ernsten Anlässen häufig durch Scheltworte und Dreinschlagen, bei fröhlichen Anlässen durch Uebermaß im Trinken kund gab. Wir finden dieß nicht nur beim gemeinen Volke, sondern auch bei Vornehmen und Großen. Ein Buch, das merkwürdige Züge aus dem Leben der Deutschen zur Zeit des 16. Jahrhunderts enthält, die „Begebenheiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm selbst aufgesetzt und herausgegeben von Büsching†)," liefert mehr als einen Beleg dazu. So wird uns da erzählt††), wie J. F. G. der Herzog Heinrich von Liegnitz (bei welchem Schwei-

*) Barthol. Ringwaldt Vorr. zu den Evangelien.
**) Siehe Vorlesung 5. S. 105.
***) Graf, Beitr. zur Syn. von Dordrecht, besonders S. 31. 36. 40.
†) Breslau 1820. 2 Bde.
††) Bd. I. S. 124.

nichen als Kammerjunker stand) in einem Wortwechsel der Herzogin in Gegenwart des Junkers „eine gute Maulschelle" gegeben, „davon die Fürstin auch taumelte," und als der Kammerjunker die Herzogin beim Arm faßte, um „sie in ihre Kammer zu salviren," lief der Herzog nach „um sie besser zu schlagen." Der Kammerjunker aber schlug die Thür zu, „daß J. F. G. nicht hernachkonnten." Dieser aber befahl ihm, „er soll ihn ungehofmeistert lassen, es sei sein Weib, er könne mit ihr machen, was er wolle." Derselbe Fürst trieb es auch endlich in der Liederlichkeit und im Schuldenmachen so weit, daß er abgesetzt werden mußte. Der genannte Junker, Hans von Schweinichen, war bei ihm in einer guten Lehre, namentlich was das Trinken betraf. Fast auf jeder Seite des gemüthlich geschriebenen Buches kommt die Anmerkung „von einem guten Rausch," den er sich getrunken, und dieß schien sich so vollkommen mit der sonstigen Frömmigkeit des Junkers zu vertragen, daß er in demselben Athemzuge wieder ganz erbaulich von Gottes Gnade spricht, die ihn in seinem Leben so wunderbar behütet habe*). — Das Uebermaß im Trinken schien überhaupt bei der Mehrzahl der damaligen Deutschen zur Nationalehre zu gehören, ohne daß an etwas Böses dabei gedacht worden wäre, weßhalb denn auch der Dichter Bartholomäus Ringwaldt klagt:

„Ach, wenn die deutschen Knecht' und Herrn
Nicht leider! so versoffen wär'n,
So wär' kein schöner Nation
Unter des weiten Himmels Thron**)."

Doch auch Jacob I. von England stand darin den Deutschen nicht nach. Bei einem Feste, das er einst den Gesandten von Dänemark und Braunschweig gab, betrank er sich dergestalt, daß er unter den Tisch fiel***). Aber zur Ehre des bessern protestantischen Geistes muß bemerkt werden, daß der König durch eben dieses Betragen allgemeinen Anstoß bei den strenger gesinnten Reformirten gab. Auch dürfen wir, wenn vom Verderben der Höfe geredet wird, nicht vergessen, daß die katholischen Höfe im

*) Vgl. z. B. S. 219. und mehre andere Stellen.
**) Siehe Hoffmann von Fallersleben, Barth. Ringwaldt S. 17. wo noch manches hieher Gehörige zu vergleichen.
***) Raumers Briefe aus Paris II. S. 253. und (noch viel ärger) S. 317. Ueberhaupt enthält dieser Band vieles Wichtige zur Sittengeschichte.

Ganzen die verdorbenern waren. Man denke nur an die Zeiten Karls IX. und Heinrichs III. von Frankreich.

Wenn man unsere Zeiten häufig eines übertriebenen Luxus beschuldigt, so war doch der Luxus jener Zeit weit größer und zugleich unverständiger. Es war oft mehr auf die Verschwendung selbst abgesehen, als auf den Genuß. Besonders spielten auch hier Essen und Trinken eine große Rolle. Dasselbe, das wir bei den Fürsten gesehen, wiederholte sich auch beim hohen und niedern Adel und im bürgerlichen Leben bei Hochzeiten, Taufen und Leichenschmäusen, so daß die Einfachheit der Sitten, welche der Protestantismus befördern wollte, nicht überall den Sieg erhielt, der ihr zugedacht war. Zwar ließ es die protestantische und vor allem die reformirte Kirche nicht an erneuerten Reformationsedicten fehlen, in welchen der Unmäßigkeit gesteuert werden sollte *); aber die allgemeine Unsitte war mächtiger, als die Mahnung und das Verbot. So erzählt uns, um nur Einiges anzuführen, der genannte Ritter Hans von Schweinichen von der Taufe eines seiner Kinder, die acht Tage lang gewährt habe, und worüber draufgegangen ein guter Ochse, zwei Schweine, fünf Kälber, fünf Spanferkel, dreißig Hühner, neun Hasen, drei Eimer Wein und noch viel andres. Die Taufe kostete 103 Thaler **). Das alles war aber noch nichts gegen die Verschwendung auf der Hochzeit eines böhmischen Edelmanns ***), auf welcher, um nur einiges aus dem weitläufigen Küchenzettel anzuführen, 113 ganze Hirsche, 98 wilde Schweine, 162 Rehe, 2292 Hasen und ebenso zu vielen Tausenden von Geflügel, 5 Tonnen Austern, eine Unzahl von Fischen und Pasteten verzehrt und dazu über 6000 Eimer verschiedner

---

*) So heißt es in einer Policeiordnung von Münden: es sollten bei einer großen Hochzeit nicht über 24 Tische sein, auf jeden Tisch 10 Personen gerechnet; bei einer kleinern nicht über 14 Tische, und das Essen sollte nicht über 3 Stunden dauern. — Auch in Berlin durfte man, einer Verordnung zufolge, nicht länger als Mittags bis ½2, und Abends bis 11 Uhr zu Tische sitzen. Der Anfang des Mittagsessens ward nämlich damals auch an den größten Tafeln um 11, und der der Abendmahlzeit um 5 Uhr gemacht. Siehe Beckers Weltgeschichte (4. Aufl.) Bd. VI. S. 368.

**) Bd. II. S. 182.

***) Herrn Wilhelms von Rosenberg mit einer Pfalzgräfin von Platten, zu Krommenau in Böhmen, siehe Schweinichen a. a. O. I. S. 319 ff. und Becker VI. S. 366, wo die Angaben etwas verschieden sind.

Weine neben einer Menge von starkem Bier getrunken wurden. Die Hochzeit kostete 100,000 Rthlr. Unter den bürgerlichen Personen waren es besonders die Fugger in Augsburg, welche es den Fürsten nachzuthun strebten. Bei einer Mahlzeit, welche Marx Fugger dem gedachten Herzog von Liegnitz zu Ehren gab, wurde der Wein zum Nachtisch in einem großen Schiff von venetianischem Glase servirt, das aber der Junker von Schweinichen, der aufwarten sollte, leider fallen ließ, weil er mit den Schuhen auf dem glatten Marmorboden ausglitt *). — Auch die Kleiderpracht gab fortwährend vielen Anstoß, die Seidenstoffe nahmen mehr und mehr überhand. Königin Elisabeth von England trug die ersten seidnen Strümpfe; dreißig Jahre nachher waren sie keine Seltenheit mehr **).

Wir sind unvermerkt aus den Betrachtungen über die Rohheit des Zeitalters in die Verfeinerung der Genüsse gekommen. Allein die Grenzen von beidem liegen nicht so weit auseinander. Auch die Verfeinerung des Genusses, wenn sie beim Sinnlichen stehen bleibt, ist Rohheit und deutet auf ein unklares Streben nach einem bessern Zustande ohne Kenntniß der wahren Güter, nach denen der Mensch auch in seinen irdischen Verhältnissen zu streben hat. Wenn indessen die Verfeinerung der Genüsse auch abhängt von einer größern Thätigkeit in der Bewältigung der Natur, so läßt sich diesem Streben auch eine sittliche Seite abgewinnen. Es ist eine nicht unwichtige Bemerkung, daß die Reformirten hauptsächlich die Industrie emporgebracht haben, mehr als die Katholiken und die Lutheraner. Es hing dieß wohl auch mit der früher erwähnten größern politischen Regsamkeit der Calvinisten zusammen. Der große Welthandel nahm durch die Freiwerdung der Niederlande und durch Englands wachsende Macht einen Gang, der auf Deutschlands Unternehmungen nachtheilig zu-

*) Schweinichen I. S. 158.; vergleiche auch die Anekdote bei Becker VI. S. 367.

**) Man sah dergleichen an deutschen Amtmannsfrauen. „An einem Manne aber fand man im 16. Jahrhundert noch einen seidnen Strumpf so luxuriös, daß der Markgraf Johann von Brandenburg († 1571) seinem geheimen Rathe Berthold von Mandelsloh, welcher einmal an einem Wochentag in seidnen Strümpfen zu ihm kam, verweisend entgegenrief: Ei, ei, Bertholde, ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur Sonntags und Festtags." Becker a. a. O. VI. S. 369. 370.

rückwirkte, so daß man im letztern Lande fortwährende Klagen über Stockung der Geschäfte vernahm *). Durch die größere Masse des Goldes und Silbers, welche seit der Entdeckung des neuen Welttheils immer mehr in Umlauf gebracht wurde, nahm der Werth des Geldes ab, und die Preise der Lebensmittel und des Arbeitslohns stiegen beträchtlich. Dazu kam in Deutschland die Münzverwirrung und in Folge derselben die Falschmünzerei (Kipper und Wipper), aus der auch manche sonst gar rechtgläubige Fürsten sich kein Gewissen zu machen schienen **).

In solchen allgemeinen Krisen tritt auch immer für die sittliche Haltung des Volkes und der Einzelnen eine Zeit der Prüfung ein. Der Eigennutz sucht das Gewissen gar vielfach zu beschwichtigen, wogegen dann die Strenge der Grundsätze um so schärfer absticht. Ich erwähne nur eines einzigen Punktes, über den damals viel geklagt wurde, des Wuchers.

Längere Zeit hielt man in der christlichen Kirche das Darleihen des Geldes auf Zinsen überhaupt für Sünde, und auch jetzt noch zeigte sich ein Schwanken der öffentlichen Grundsätze in dieser Hinsicht. So wurde in England unter Eduard VI. das Zinsennehmen gänzlich verboten (1552), unter Elisabeth aber das Verbot wieder aufgehoben, und bloß der Zinsfuß festgesetzt, erst auf zehn, und dann (zu Jacobs I. Zeit) auf acht vom hundert ***). Und in der That waren solche schützende Maßregeln besser als ein gänzliches Verbot. Gleichwohl fehlte es nicht an Eifrern für die alte Ansicht, die alles Ausleihen des Geldes auf Zinsen für Wucher und Sünde erklärten †). So bezeichneten ums Jahr 1587 einige Prediger zu Regensburg alle die, welche Geld auf Zinsen legten, als vierfache Diebe, Räuber und Mörder und erklärten öffentlich, daß sie solchen keine Absolution ertheilen, ihnen kein Abendmahl

*) Becker VI. S. 364.

**) Eine rühmliche Ausnahme machte der Landgraf Philipp von Hessen, der es seinen Söhnen noch in seinem Testament einprägte, daß sie gute Münze schlagen sollten, denn ein Fürst werde erkannt an seiner Münze, Reinhaltung seiner Straßen und Haltung seiner Zusage. Becker VI. S. 364.

***) Anderson, Geschichte des Handels Bd. IV. S. 12.

†) Zu diesen Strengen gehörte freilich der orthodoxe Pastor Gregorius Richter nicht, der dem armen Verwandten Böhms den Zins von einem Thaler abdrücken wollte. S. oben S. 348.

reichen, keinen Zuspruch auf dem Sterbebette gewähren würden. Vergebens forderte sie der Rath zur Mäßigung dieses Eifers auf; es folgte endlich ihre Entsetzung *). Besonders aber wurden die Juden als Wucherer verschrieen, und bisweilen auch diese Anklage mit der Beschuldigung der Zauberei in Verbindung gebracht. Ein gräßlicher Proceß war der gegen den churbrandenburgischen Hofjuden Lippold, der in Berlin auf die jämmerlichste Weise gefoldert und hingerichtet wurde, weil man ihn ohne allen Beweis und auf bloße Vermuthung hin beschuldigte, den Churfürsten Joachim II., bei dem er in großen Gunsten gestanden und unter dem er sich allerdings auch bereichert hatte, durch zauberische Künste vergiftet zu haben **).

Wir wenden den Blick ab von den sittlichen Verkehrtheiten des Zeitalters, um ihn auch der Lichtseite desselben zuzuwenden. Wenn wir ausgegangen sind von der Unduldsamkeit und dem Glaubenshasse als einer weit verbreiteten Stimmung der Zeit, so darf uns dagegen auch nicht verborgen bleiben der große Glaubenseifer und Glaubensmuth, der sich in den Zeiten der Verfolgung kund gab. In der reformirten Kirche ist er am Stärksten hervorgetreten, weßhalb diese Kirche auch viel reicher an Blutzeugen ist, als die lutherische ***); denn auch die, welche in der lutherischen Kirche verfolgt wurden (wie Peucer und Crell), litten es meist um ihres calvinischen Bekenntnisses willen. Wir dürfen aber den edlern Glaubenseifer auch der katholischen Kirche nicht absprechen, wie die Beispiele eines Borromeo, eines Franz von Sales, selbst eines Loyola und Xaver uns gezeigt haben. In dieser Kraft, alles zu opfern, auch das Leben dranzugeben für die Ueberzeugung, stand jene Zeit der unsrigen voran, wenn diese ihr auch an der feinern Bildung überlegen ist. Mit dem Glaubenseifer, wo er ein rechter ist und nicht ein fanatischer, pflegt auch der Liebeseifer, der Eifer in guten Werken ver-

*) Siehe Menzel V. S. 115. 116. Auch die frühern Reformatoren hatten hierin sehr strenge Grundsätze. Zwingli verwarf noch 1523 alles Zinsennehmen als verboten, nach 5 Mos. 23, 19 ff. Siehe Göbel S. 185.

**) Menzel IV. S. 441 ff.

***) Darauf hat mit Recht auch Göbel aufmerksam gemacht in seiner geistreichen Schrift über die religiöse Eigenthümlichkeit der lutherischen und reformirten Kirche.

bunden zu sein, und da tritt uns denn eine schöne Seite der Zeit entgegen, die Aufopferungsfähigkeit zum Wohle Anderer und die Wohlthätigkeit. Aus der katholischen Kirche haben wir noch unlängst Beispiele angeführt*). Unter den Sectirern zeichnete sich der Wiedertäufer David Joris durch edle Mildthätigkeit aus, und auch von andern Wiedertäufern werden rührende Züge mitgetheilt. Aber auch die rechtgläubigen Protestanten blieben in der Ausübung einer Tugend nicht zurück, die auch in den finstersten Zeiten des Christenthums von dem milden, himmlischen Charakter desselben Zeugniß ablegte. Hatte auch der Protestantismus noch nicht genug Kräfte gesammelt, um ins Große zu wirken, konnte er auch noch keine Heilsboten aussenden in andere Welttheile, noch keine Anstalten gründen, wie das Hallesche Waisenhaus, das einer spätern Zeit angehört, so wurde doch auch manches Gute im Stillen gepflegt und die Wohlthätigkeit in manchen Formen geübt. Valentin Andreä z. B. gründete als Superintendent in Calw das sogenannte Färbergestift, welches in den bald darauf folgenden Zeiten des dreißigjährigen Krieges viele tausend Menschen vom Untergang rettete und auch in spätern Zeiten eine Anstalt für Hülfsbedürftige blieb. Unterstützung von Dürftigen, von Wittwen und Waisen, von armen Studierenden, von Krüppeln und Blödsinnigen u. s. w. war der Zweck, worauf die Zinsen des Capitals verwandt werden sollten**). — Ueberhaupt machte die Unbill der Zeiten, Kriege, Theuerungen, Pestilenz, häufig besondere Anstrengungen der Wohlthätigkeit nothwendig. So finden wir, daß in den theuern Jahren 1586 und 1587 in der elenden Herberge zu Basel mehr als 40,000 Menschen gespeist werden mußten***). Das that der Staat, und man möchte sagen von Rechtswegen. Aber auch Privaten gingen mit edler Wohlthätigkeit voran. Die Frau des Antistes Breitinger in Zürich, Regula Thommann, die allem eignen Schmuck freiwillig entsagte und eines frommen bescheidnen Wandels sich befliß, ließ die armen Kinder von der Gasse in die warme Stube kommen und richtete eigens dazu eingerichtete lange, niedere Tische auf, an wel-

*) Siehe die beiden vorangehenden Vorlesungen.
**) Siehe Hoßbach in der angeführten Schrift.
***) Ochs, Geschichte der Stadt und Landschaft Basel. VI. S. 305.

chen sie die Kinder speiste. Den Kranken brachte sie Arzneien und Latwergen, versah sie sowie die armen Wöchnerinen mit Bettzeug, und ließ ihnen Speise reichen. Flüchtlinge, welche die verschiednen Kriege nach der Schweiz trieben, fanden in ihrem Hause monat- und jahrelange Aufnahme. Sie sorgte für Bäder, für Aerzte, für jegliche Nothdurft. „Auch hat sie (setzt der Chronist schön hinzu) in Erweisung solcher Wohlthaten sich nicht irren, noch abhalten lassen durch die Ungleichheit der Religion, sondern den Lutheranern, Katholiken und andern Secten sowohl, als den Unsern, doch diesen voraus, zu erkennen gegeben, daß sie ein wahres Kind Gottes sei *)."

Ein liebliches Frauenbild aus den höhern Ständen, das Bild der Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg in Schlesien, das noch auf der Grenze des von uns betrachteten Zeitraums steht, mag uns endlich dazu dienen, die Zeiten vor und zum Theil noch während des dreißigjährigen Krieges von ihrer schönern Seite kennen zu lernen **). Dorothea Sibylla, geb. 1590, war die Tochter des Churfürsten Johann Georg von Brandenburg und dem Herzog Johann Christian von Liegnitz und Brieg im Jahr 1610 vermählt. Ihr Vater war streng lutherisch ***); aber am Hof ihrer Mutter, einer anhaltischen Prinzessin, hatte sie gemäßigtere Grundsätze kennen gelernt, die auch mit ihrem von Natur milden Charakter sich besser einigten. Schon sie versuchte zwischen den getrennten Parteien, wiewohl vergeblich, eine Union. Nicht nur an klarer religiöser Einsicht stand sie in vielen Puncten über ihrer Zeit (wie sie denn auch dem Hexen- und Gespensterglauben sich kräftig widersetzte) †), sondern sie bildete auch durch ihr ganzes sittliches, dem Wohl der Menschheit geweihtes Betragen zu dem verdorbnen Hofleben einen wohlthuenden Contrast. Vorzüglich er-

---

*) Siehe Schuler, Gallerie schweizerischer Frauen in den Alpenrosen 1837.

**) Vgl. Monatschrift von und für Schlesien, Jahrgang 1829., woraus Menzel VI. S. 226 ff. Vieles mitgetheilt hat; doch verdienen die Auszüge in der Monatschrift selbst sowie die vom Syndicus Koch herausgegebenen Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin (Brieg 1830) nachgelesen zu werden.

***) Erst Johann Sigismund trat zur reformirten Lehre über, 1613

†) Koch, Denkwürdigkeiten S. 40—42. und Monatschrift a. a. O. S. 785.

schien auch sie auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit und edler weiblicher Gemeinnützigkeit als ein rettender und schützender Engel. Jeder, ohne Unterschied des Standes, erhielt täglich von Morgens 10 Uhr bis zur Zeit der Tafel Gehör bei ihr, wobei sie alte und gebrechliche Leute aus dem Bauern- und Bürgerstande nicht vor sich stehen, sondern niedersitzen hieß. Nicht allein aber hatte die Armuth unverwehrten Zutritt zur edlen Wohlthäterin, sondern durch eigene Kundschafter, die sie in der Stadt und in den Dörfern unterhielt, ließ sie sich hinterbringen, was da und dort der Hülfe bedürfe. Durch Anwendung einfacher Mittel beschämte sie manchen der damaligen Aerzte, sie leistete selber — und oft nicht die angenehmsten Krankenwärterdienste *), nahm sich besonders der Wöchnerinen an und sorgte für geschickte Hebammen. Sie legte Sparkassen an für die Armen, steuerte durch freundliches Entgegenkommen dem Bettel mehr als durch Strenge, und ließ sich vor allem die Pflege der Schulen und das Wohl der heranwachsenden Jugend angelegen sein. Auch hier wußte sie durch liebreiche Beimischung des Heitern und Ergötzlichen manches zu versüßen. Zur Aufmunterung des Fleißes veranstaltete sie Schulfeste und verschaffte den Kindern an ihren Namenstagen (dem Dorotheen- und Sibyllentag) und bei andern Anlässen **) manche Freude bald mit Geschenken, bald mit stattlichen Aufzügen, mit Scheibeschießen, Tanzen und Comödien, wobei sogar nach damaliger Sitte der Hanswurst nicht fehlen durfte ***). Durch solche

*) Sie brachte zuerst das vorher fast unbekannte äußere Hülfsmittel gegen Leibesverhärtung in Anwendung, und wenn die Verschämtheit mancher Frauen sich sträubte, „hat sie drauf gedrungen und geboten," zuweilen auch selber verrichtet. Menzel S. 234.

**) So am Sonntag Lätare, am Michaelistag und am Silvester.

***) „Und war der Pritschemeister Hans der lustige Diener Kilianus Brustfleck, so den Kindern viel zu lachen gab." Wir erlauben uns hiebei noch eine Bemerkung, die verschiedene sittliche Praxis in der lutherischen und reformirten Kirche betreffend. Daß die größere Strenge rücksichtlich der weltlichen Vergnügungen (des Tanzes, Schauspiels u. s. w.) auf Seiten der Reformirten war, hat auch Göbel (die religiöse Eigenthümlichkeit der lutherischen und der reformirten Kirche) richtig bemerkt. Allein so sehr diese Strenge auf der einen Seite der reformirten Kirche zum Lob gereicht, so hing die Verdammung auch der harmlosesten Volksfreuden und einer ehrbaren Lustigkeit mit dem schon anderwärts von mir gerügten Mangel an poetisch gemüthlichem Sinn zusammen, der schon in Calvins Persönlichkeit bemerkt werden kann und im Puritanismus vollendet seinen höchsten Grad erreichte. (Vgl. Vorlesungen über Re-

Dinge machte sich Dorothea Sibylla bei Alt und Jung beliebt. Sie hieß auch nur die liebe Dorel, und als einst bei Anlaß eines Schulfestes ein kleines Mädchen sie mit diesem Namen anredete und der Vater sich deßhalb entschuldigen zu müssen glaubte, sah sie zum Himmel auf und sprach mit gefalteten Händen: „Gott sei gelobt für solchen köstlichen Titel, und will ich ihn, so ich bei Sinnen bleibe, in meinem Leben gegen eine Majestät nicht wechseln.“ Der Herzog aber, der dabei stand, fiel ihr um den Hals und sprach: „Fort mit dem Titel: Fürstliche Gemahl, ich will dich fortan nicht anders, als liebe Dorel nennen *).“ „Und war eine große Bewegung (setzt der Augenzeuge hinzu) bei den umstehen-

formation Bd. II. S. 278. 279.) Nach dem obigen Berichte des Valentin Gierth hielt es der lutherische Pastor Michael Scholz, der dem Kinderfeste beiwohnte, nicht unter seiner Würde, ein Ehrentänzchen zu wagen: „Er nahm sich die Mutter Grete (die alte Amme der Herzogin) zum Reigen, sprechend: Ein Tänzlein in Ehren thut Gott nicht wehren.“ Und es war dieß etwa kein frivoler Geistlicher. Nach seinem Tode noch gab ihm die fromme Herzogin das Zeugniß: „Das war ein rechter und gründlicher Apostel unsres Herrn und Meisters.“ (Siehe Koch, Denkwürdigkeiten S. 37.) Die Herzogin selbst, welche gleich jenem Pastor auch in ihrer religiösen und theologischen Gesinnung über den Parteien stand, hielt es hierin mit der lutherischen Praxis, und ihr gleichfalls lutherischer Biograph vereifert sich gewaltig über den Superintendent Neomenius, welcher in seiner Leichenrede von ihr gehandelt, „als ob sie sollte der Welt Lust und Freude schon in der Mutter Leibe ganz abgestorben und gleichsam eine Kopfhängerin und Tuckmäuserin gewesen sein.“ „Die gnädige Frau (fährt er fort) hat weltliche Freuden mit nichten verachtet und gemieden, sondern nur Maaß und Ziel gehalten, den Spruch gar recht wissend: Seid fröhlich mit den Fröhlichen und traurig mit den Traurigen. Mir, auch vielen aus der Bürgerschaft, so auch der fürstlichen Hofstatt ist genüglich bekannt, daß die gnädige Frau zur Fröhlichkeit alle Wege selber angespornet, auch sonderlich so sie auf eine Hochzeit oder Kindelschmaus bei Adlichen oder Unadlichen geladen gewest und es etwas still hat hergehen wollen, die Gäste zur Lust und zum Sange gereizet, auch dem jungen Volk allerlei Scherz- und Pfänderspiel zu treiben angegeben, sich auch manchesmal bei solchen Wirthschaften in ein ausländisches Bauerweib oder sonst anders verputzet und der Jungfer Braut in Ueberantwortung von Kochelöffelein und anderm Zeuge eine lustige Predigt gehalten, bis in ihren letzten Jahren ihres Leibes Schwachheit, auch die gefährlichen Zeitläuften ein anderes mitgebracht, und die Frau Herzogin zur Ablegung der Weltlust und Betrachtung der letzten Dinge gezwungen und gedrängt wurde.“ Alles und jedes zu seiner Zeit und an seinem Ort. Das ist die wahre christliche Weisheit.

*) Ein schönes Gegenstück zu dem oben angeführten Herzog Heinrich von Liegnitz und der Maulschelle, womit er seine Gattin tractirte. — Auch den Titel Durchlaucht verschmähte sie, indem es bei manchen Herrschaften gar übel aussehen würde, wenn sie durchsichtig wären.

den Herrschaften; ich aber habe abseiten gehen müssen, dieweil ich mich vor Thränen gar nicht lassen mochte über eine solche fromme Frau." Dieser Augenzeuge, ein schlichter Rothgerber jener Zeit, Valentin Gierth, hat uns ein Tagebuch hinterlassen, in dem noch viele schöne und erhebende Züge dieser wahrhaft hochgebildeten, christlich gesinnten Fürstin sich finden*), aus denen ich gerne noch einiges mittheilen möchte, wenn die Zeit nicht zum Schlusse drängte. Nur noch ihres Endes möge gedacht sein. Sie starb den 19. März 1625, ehe sie ihr 35stes Lebensjahr erreicht hatte. „Mein Jesus öffnet seine güldnen Pforten" — das war der Ausruf der Sterbenden. Die Thränen ihrer Unterthanen, die ihr Bahrtuch benetzten, waren, wie ihr Biograph sagt, mit Recht „ihr fürtrefflichster Lobspruch**)." Aber auch das gereicht ihr zum besten Lobe, daß ein wackerer katholischer Geistlicher, der mit zu den Landsassen des Fürstenthums Brieg gehörte, sich an ihrem Sarge dahin aussprach, „daß, wenn die Herrn Calvinisten einen Papst hätten, dieser nichts Eiligeres thun könnte, als die selige Frau Herzogin unter die Heiligen zu versetzen," und drauf seinen Beichtkindern ein heiliges Vaterunser für die abgeschiedene Seele zu beten befahl. Es beweist uns aber auch dieses und das vorige Beispiel, daß es auch der protestantischen Kirche nie an barmherzigen Schwestern gefehlt hat, wenn sie auch gleich keinen sichtbaren Orden bildeten***).

So hätten wir denn die sittlichen Wirkungen des Christenthums in einer Zeit kennen gelernt, die freilich noch mannigfache Spuren von Rohheit an sich trug. Wir können, wenn wir unparteiisch sein wollen, nicht sagen, daß die bessern Früchte allein und ausschließlich auf dem Stamme des Protestantismus gewachsen seien; auch die Pflanzung der alten Kirche schlug hie und da in schöne Blüthen aus. Aber wenn wir die beiden Principien neben einander stellen, so werden wir doch finden, daß das ächte, evangelische Princip, wie es die Reformatoren aufstellten, am Ende in beiden Kirchen das treibende und bewegende war. Nicht

*) Vgl. die Monatschrift a. a. O., bes. auch Seite 572.—584.
**) Gierth bei Koch S. 65.
***) Uebrigens deutet der Biograph irgendwo die Absicht der Fürstin an, in der That einen wohlthätigen Frauenorden zu stiften.

der Katholicismus, sondern auch das in ihm wieder erweckte Christenthum war es, was auch dort gute Frucht brachte. Auch das Lutherthum war es nicht und der Calvinismus, wohl aber die reformatorisch evangelische Gesinnung, welche dem Protestantismus in dieser Zeit seine Bedeutung sicherte. So viel Unklares, Unfreies und Unschönes sich auch (dem Princip der Reformation zuwider) innerhalb der protestantischen Kirche zeigte, so ging doch dieses Princip selbst nicht in ihr unter, sondern wirkte sogar auf die katholische Kirche belebend zurück. Die langen Drangsale des dreißigjährigen Krieges wurden dann in der Folge eine merkwürdige Läuterungsschule, und neue Richtungen thaten sich von da an auf, die wir leider! für dießmal nicht mehr in den Kreis unsrer Betrachtung ziehen können. Ob mir gestattet sein wird, in einem spätern Curse meine Aufgabe dahin zu vollenden, daß ich die Entwicklung des Protestantismus bis auf unsere Zeiten durchführe, wird von Umständen und Verhältnissen abhängen, die vorauszusehn nicht in meiner Macht liegt. Ich hoffe und wünsche es.

Ehe ich jedoch für diesen Winter von Ihnen scheide, erlaube ich mir noch eine Anwendung des Bisherigen auf die Gegenwart. Liegen auch gleich zwischen der behandelten Zeit und der unsrigen mehr als zwei Jahrhunderte, welche die Brücke bilden von dort zu uns hinüber, so dürfen wir doch, auch ohne diese Brücke selbst mit unsern Schritten bereits durchmessen zu haben, einige vergleichende Blicke herüber und hinüber wagen aus dem 16. und 17. Jahrhundert ins 19. und aus diesem in jenes.

Es hat sich vielleicht manchem unter Ihnen während der verschiedenen Vorträge die Frage aufgedrungen, welche Zeit die bessere gewesen sei, die damalige oder die jetzige? und ob wir sagen können, wir hätten Fortschritte gemacht oder Rückschritte? — „Gottlob, daß diese Zeiten vorüber sind," sagten vielleicht die Einen — wenn sie hörten, wie Menschen um ihres Glaubens, ja oft um einer bloßen Glaubensansicht willen vertrieben, eingekerkert, gefoltert und zu Tode gemartert wurden; während Andere vielleicht beklagten, daß wohl kaum mehr unter unserm weichlichen Geschlechte solche Märtyrer gefunden würden, die sich für ihre Ueberzeugung verbrennen oder ins Elend schicken ließen. Wiederum mochte es uns sehr nahe liegen, zu der fortgeschrittenen Bildung

uns Glück zu wünschen, wenn wir der Rohheiten gedachten, von denen ich noch heute einige Beispiele gegeben habe, oder wenn wir den Stand unsrer Schulen mit dem der damaligen, die Verwaltung des öffentlichen Wesens in so vielen Punkten mit der der frühern Zeiten verglichen. Aber Andere hat vielleicht wieder die Herzlichkeit und Innigkeit angesprochen in so manchen Verhältnissen der Menschen zu einander im Vergleich mit der jetzigen weltbürgerlichen Großartigkeit, mit der man solche Verhältnisse in unsrer Zeit gemeiniglich behandelt. Und so ließe sich manches auf die eine und auf die andere Wagschale legen, ohne daß das Gewicht der einen das der andern vollkommen niederdrückte. Ehe wir daher etwas entscheiden können, müssen wir über die Frage selbst ins Klare kommen, was es heiße, eine Zeit sei fortgeschritten im Sittlichen. Denken wir uns unter einem Zeitalter eine mehr von außen, als von innen bestimmte Masse, so wird uns auch die Sittlichkeit eines ganzen Zeitalters, wie sie sich dem Auge des Beobachters darstellt, mehr als ein Naturproduct, d. h. als das Erzeugniß äußerer Einflüsse und Verhältnisse erscheinen, an denen der Einzelne mehr unbewußt, als bewußt, theilnimmt; die Zeit ist dann das Kleid, worin der Zeitgeist erscheint, und so mag denn auch immerhin das Kleid seine Farbe und seinen Schnitt ändern mit den Jahreszeiten, d. h. hier mit den Jahrhunderten. Aber dieser gemeinsame sittliche Charakter einer Zeit gehört in der That noch nicht dem eigentlichen Gebiete der Sittlichkeit an, welches nur da beginnt, wo ein selbstbewußtes Handeln stattfindet. Es wäre allerdings bequem, wenn der Einzelne in seiner Sittlichkeit „mit der Zeit fortschreiten" könnte, etwa so wie der, der sich auf ein Dampfschiff setzt und von diesem getragen ans Ziel gelangt. Aber so ist es nicht. Jeder muß mit eignem Ruder steuern, mit eignen Segeln in den Hafen einlaufen. Er muß den Weg selber gehn, ihn an sich erfahren, ihn in sich selber durchmachen. Und da werden wir finden, daß zu allen Zeiten dieselbe Regel gegolten hat: „Der Weg ist schmal, und die Pforte ist eng, die zum Leben führt, und Wenige sind, die auf ihm wandeln." Diese Wenigen aber sind es allein, die über die massenweise, unbewußte, mechanische Sittlichkeit sich erheben, welche eine Zeit gleichsam von selbst schon mit sich bringt; sie sind es, die dem sitt-

lichen Geiste wieder einen neuen Schwung geben und die Zeit wahrhaft vorwärts bringen, der eine in diesem, der andere in jenem Stücke. Sie sind daher auch die reformatorischen Geister, gleichviel, ob sie in der katholischen oder in der protestantischen Kirche oder auch wohl gar in einer Secte ihre Wurzel ansetzen. Nur daß die Wurzel selbst gesund sei. Die Wurzel des Lebens, das Princip der ächten Sittlichkeit und somit auch der ächten Reformation ist zu allen Zeiten dasselbe, und zwar läßt dieses Princip selbst keinen Fortschritt, keine Mehrung und Verbesserung in sich zu, sondern nur eine immer bessere, vollkommnere Anwendung von Seiten des Willens und eine immer klarere und reinere Auffassung von Seiten des Verstandes. Die Gunst der Verhältnisse kann die Herrschaft des Guten erleichtern, aber sie nie ersetzen, wo sie nicht von innen kommt. Das Heil der Welt ist einmal erschienen, Christus einmal geoffenbaret im Fleisch, und wir sollen hinfort keines andern warten. Nur in der Art, wie die Seinen ihn aufnehmen, findet allerdings eine Verschiedenheit statt, ein Mehr und Minder; doch nicht so, daß wir sagen könnten, die Geschichte zeige uns ein stetiges Fortschreiten. Es giebt auch Rückschritte, und wenn schon oft bemerkt worden ist, daß man sich die Fortschritte der Menschheit nicht in grader Linie, sondern in den vielfachen Windungen und Krümmungen einer Spirallinie zu denken habe, so dürfte vielleicht der zurückgelegte Zeitraum einen schlagenden Beweis dazu liefern. Nur der trostlosen Ansicht dürfen wir uns nie hingeben, als ob es immer schlimmer würde mit der Welt. Das hieße die Kraft der Erlösung ebensowohl läugnen, als die entgegengesetzte Ansicht den Schwindel des Hochmuths erzeugt. Der Strom der Geschichte führt Gold mit sich und Schlamm; suchen wir das Gold heraus, und lassen wir den Schlamm; aber vergessen wir auch nicht, uns immer wieder der Quelle zuzuwenden, aus der jeder schöpfen kann, der ernstlich will. Diese Quelle wieder eröffnet zu haben, ist und bleibt das Hauptverdienst der Reformation. Aus ihr quillt für alle Zeiten der Segen der Menschheit, und nur wer durch sie erfrischt und gestärkt die Hand erhebt zum Werke, tritt in die Fußtapfen der Reformatoren ein. Das hat uns auch diese Zeit gelehrt; das wird eine jede Zeit uns lehren. Mögen wir uns nur immer be-

lehren lassen, so wird jede Geschichte durch Gottes Segen ihre Frucht bringen. Daß auch diese geschichtlichen Vorträge, so unvollkommen auch ihre Aufgabe erreicht wurde, dennoch diese wesentliche Frucht mögen gebracht, oder daß sie wenigstens zu einem fruchtbaren Nachdenken mögen angeregt und angeleitet haben, das, verehrteste Freunde! ist mein innigster Wunsch, mit dem ich dieselben schließe, und wenn ich zugleich damit den Dank verbinde für Ihre Nachsicht und das mir bewiesene Zutrauen, so geschieht es in der Ueberzeugung, daß die Macht der Ideen, die Macht des Wahren und Guten, die Gott selbst in die Geschichte, wie in jede Menschenbrust gelegt hat, weit größer sei, als der schwache Versuch des Sterblichen, der ihr zum Werkzeuge dient, und daß das, was vereinzelt ein kümmerliches Stückwerk bliebe, im Zusammenhange mit dieser geistigen Macht und getragen von ihr, auch mit einen bescheidnen Beitrag geben könne zu der höhern Vollendung, nach der wir Alle streben.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Druckfehler.

S. 16 Z. 18 v. u. st Rücksicht l. Rückhalt
— 19 Note Z. 4 st. Aubiqué l. Aubigné
— — — — 5 st. Micheles l. Michelet
— 24 Z. 12 v. u. st. den l. denn
— 28 — 18 v. o. st. entgegenstellt l. entgegenstellte
— 33 Note Z. 1 st. Schröcks l. Schröckh
— 41 Z. 17 v. o. st. denn l. dran
— 43 Note l. Er saß vorher in ꝛc.
— 51 — Z. 1 v. u. st. Thiercy l. Thirrry
— 56 — — 2 v. u. st. „Huß" l. „Hust"
— 60 Z. 7 v. o. l. die der Bauern ꝛc.
— 64 — 5 v. u. st. Staub l. Raub
— 83 Z. 15 v. u. st. würgen l. würzen
— 85 — 12 v. u. st. römischen l. römischkatholischen
— 100 Note Z. 13 v. u. st. Claru l. Clara
— 106 Z. 17 v. u. st. wird l. ward
— 110 — 14 v. o. st. Plessis-les-Sours l. Plessis-les-Tours
— 111 Note Z. 1 v. u. st. mors l. mort
— 113 — — 4 v. u. st. Davilo l. Davila
— 118 Z. 4 v. u. tilge „ihm" vor „die Beispiele"
— 122 — 3 v. o. st. Wort l. Werk
— 130 — 7 v. o. hinter „erinnerte" schalte ein: sich
— 132 — 2 v. o. st. dem l. den
— 140 Note Z. 1 v. u. l. Plieninger
— 148 Z. 8 v. o. l. Antillo
— 156 — 9 v. o. l. Geisel
— 168 — 14 v. u. st. muß l. mußte
— 170 — 8 v. u. st. schließen l. schießen
— 184 Note Z. 1 l. Bisch
— 197 Z. 3 v. u. st. Rocesen l. Rochester
— 199 — 6 v. u. st. Ochim l. Occhin
— 211 — 2 v. u. st. solchen l. solch
— 219 Note Z. 3 l. Knox
— 220 Z. 1 v. o. l. von noch nicht 24 Jahren
— 241 — 12 v. u. st. des Britten l. der Britten
— 245 — 9 v. o. st. zeigte l. zeugte
— 281 — 14 v. o. st. dort l. doch
— 288 — 16 v. u. l. Erfahrungsseelenkunde

S. 290 Z. 18 v. o. st. laute l. bunte
— 293 — 6 v. u. st. Deputirten l. Deputaten
— 308 — 12 v. u. l. Hogerbeets
— 326 — 4 v. u. st. Kloster l. Kanton
— 349 — 9 v. u. l. willfahrten
— 427 — 4 v. u. l. 1473
— 459 — 6 v. u. l. Sendomir
— 477 — 16 v. o. l. 11000
— 513 — 3 v. o. } st. Lehrer l. Leser
— — — 10 v. u. }
— 539 — 8 v. o. l. gefoltert
— 542 Note Z. 1 v. u. st. vollendet l. vollends.

Bloße Buchstabenfehler sind in obigem Verzeichnisse nicht angegeben.

Die auf pag. 3 und 4, 47 und 48, 153, 172, 221 und 222, 248, 256, 359, stehen gebliebenen Druckfehler sind durch Cartons beseitigt.

